Iſt die

Cholera Morbus

ein Strafgericht Gottes?

Sendſchreiben

an

Herrn Pfarrer Kindler

zu Nürnberg

von

G. Fr. Daumer.

Leipzig, 1832.

Bei Immanuel Müller.

Pathol. spec.

370,7

Euer Ehrwürden

im Druck erschienene Predigt, die in Beziehung auf die uns bedrohenden Strafgerichte Gottes, worunter Sie die orientalische Cholera verstehen, zur Buße ermahnt, ist mir jüngst zufällig in die Hände gerathen und hat einige Gedanken in mir rege gemacht, die ich Ihnen auf diesem öffentlichen Wege mitzutheilen für nicht ganz unersprießlich halte.

„Gott, sagen Sie, hat über unser Jahrhundert die Geißel meuterischer Kriege, er hat die Geißel der Theuerung und der Hungersnoth, und an vielen Orten die der Ueberschwemmungen und der Hagelwetter geschwungen; da aber die harten Schläge seiner Hand an den noch härteren Nacken der Gottlosen fruchtlos abgeprallt sind, hat er, der nicht umsonst gesprochen hat: die Sünde ist der Leute Verderben, eine noch schärfere Ruthe gewunden, seine abtrünnigen Kinder zu strafen" u. s. w.

Ich kann die Menschen im Allgemeinen weder für so zurechnungsfähig halten, als Sie, noch kann ich es für ein zweckmäßiges Verfahren ansehen um sie besser zu machen, ihre Leiden zu erhöhen. Unzählichen Menschen machen Naturgebrechen, Mangel an Erziehung oder falsche Erziehung, frühe Anleitung und Angewöh-

nung zum Schlechten und Verderblichen, häusliche Mißverhältnisse, bürgerliche Niederhaltung, unabläſſige nothwendige Sorge und Anſtrengung fürs Aeußere, die keine Beſinnung und Gemüthserhebung zu Stande kommen oder gedeihen läßt, Krankheit, die bekanntlich von ſo ungeheuerem Einfluß auf Geiſt und Gemüth iſt, Noth und Leiden tauſendfacher Art, ein geiſtiges und ſittliches Aufkommen unmöglich. Unaufhörlicher Druck, unüberwindliches Mißgeſchick führen Sinken des Charakters und der Willenskraft, Stumpfſinn, Leichtſinn, Gleichgültigkeit, Gemüthsverbitterung, Verzweiflung und das ganze Heer der aus dieſen innern Verſtimmungen hervorgehenden unglückſeeligen Erſcheinungen nur zu oft mit Nothwendigkeit herbei. In der That, die Menſchen ſind ſchon im gewöhnlichen Leben gedrückt und gequält genug, und was ſie brauchen, um beſſer und edler zu werden, iſt vielmehr Linderung als Erhöhung ihrer Noth. *) Sie aber meinen, Gott habe Tag und Nacht nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf neue abſonderliche Qualen für dieß arme Geſchlecht zu ſinnen, was gerade ſo zweckmäßig wäre, als wenn ein Regent um die Sittlichkeit und innere Wohlfahrt ſeines Volkes zu fördern, darauf ausgienge, allen Wohlſtand deſſelben zu Grunde zu richten und

*) Selbſt der Teufel in Göthe's Fauſt zeigt ſich durch den Anblick ſo großen Elendes gerührt, und ſpricht zum Herrn:

Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen
Ich mag ſogar die armen ſelbſt nicht plagen.

Bey Ihnen hat die Rolle des Plagegeiſtes, die hier der mitleidigere Teufel verſchmäht, Gott übernommen.

es in einen Abgrund von Jammer und Unglück zu stürzen, da vielmehr der umgekehrte Weg jeder vernünftigen Regierung als der zweckmäßige gilt.

Auch legt für die Ansicht, daß Gott mit solchen Seuchen moralische und religiöse Zwecke habe, die Geschichte kein gutes Zeugniß ab. Sie sagt, daß diese Zuchtruthen Gottes von jeher statt Ernst und Besserung vielmehr Leichtsinn, Gemüthsverhärtung, Entsittlichung (oft der furchtbarsten Art) zur Folge hatten und die Bösewichter so wenig schreckten, daß sie sich nur um so frecher zeigten und das allgemeine Elend zu Begehung frevelhafter Thaten benützten. In des griechischen Geschichtschreibers Thucydides Beschreibung der Pest zu Athen z. B. heißt es: „Da das Unglück überhand nahm und die Menschen nicht mehr wußten, was aus ihnen werden sollte, so ward ihnen alles Heilige und Ehrwürdige gleichgültig. Jegliche ehemals bei den Begräbnissen beobachtete Sitte ward erschüttert; ein jeder vollzog es wie er konnte. Viele giengen aus Mangel an Zubehör und weil ihnen schon vorher so viele abgestorben waren, auf das schamloseste dabei zu Werke. Auch für zügelloses Betragen anderer Art ward in der Stadt diese Seuche der Ursprung. Denn leichter wagte einer nun was er sonst verheimlicht oder nicht so keck verübt hatte, da man den schnellen Wechsel aller Dinge sah und wie die Reichen plötzlich hinstarben, während andere, die vorher nichts hatten, schnell in den Besitz ihrer Güter traten. Diese letzteren wollten sie also eilig genießen und sie zu ihrer Lust verwenden, da sie das Leben und

seine Güter als gleich vergänglich ansahen. Keiner war geneigt, sich um das, was gut und edel schien, zu bemühen, da er es für zu zweifelhaft hielt, ob der Tod ihn nicht wegraffen würde, noch ehe er seinen Zweck erreicht hätte. Was aber den Sinnen schmeichelte und was von allen Seiten nur persönlichen Vortheil brachte, das achtete man für gut und nützlich. Keine Furcht vor den Göttern und kein menschliches Gesetz schränkte sie ein, da sie es in Absicht der Götter für gleichgültig hielten, sie zu ehren oder nicht, weil doch alle ohne Unterschied umkamen, auf der andern Seite aber keiner bis an den Tag zu leben glaubte, wo er für sein Vergehen würde zur Strafe gezogen werden. Ein weit härteres Verhängniß schwebe indessen wirklich über ihrem Haupte und bevor sie dieses treffe, sey es recht, einige Freuden des Lebens zu kosten." Ich füge einige Stellen aus Schnurrer's Chronik der Seuchen hinzu, die mir gerade beyfallen. Ueber eine Seuche zu Rom sagt dieser Schriftsteller pag. 49: „Was schon Thucydides von der Pest zu Athen beobachtete, zeigte sich auch hier und in so vielen der folgenden Pesten bis auf Boccaccio und die neuesten Zeiten: der Schrecken des Todes erregte zuerst Furcht und alsdann Leichtsinn, weil das so häufig vorgehaltene Bild des Todes mit diesem vertrauter machte." Ueber eine Seuche unter dem römischen Heer vor Syrakus heißt es: „Bey dem täglichen Dahinsterben hörte man ununterbrochenen Jammer und Klagen; nachher wurden durch die Gewohnheit die Gemüther so verhärtet, daß man den Sterbenden nicht nur keine Theil-

nahme erwies, sondern auch die Leichen gar nicht bestattete, so daß sie vor den Augen derer, die ein gleiches Schicksal erwartete, liegen blieben, und die Todten die Kranken, diese aber die Gesunden, theils durch die Furcht, theils durch Ansteckung und tödtliche Ausdünstungen ergriffen, und sie gewisser, als von dem tödtenden Schwerdt getroffen, dahinstarben; daher auch manche sich einzeln in die feindlichen Stationen stürzten." Von einer Seuche zu Rom wird gesagt (pag. 64): „Bey einer Theuerung brach zu Rom eine so verheerende Krankheit aus, daß es bald an Menschen fehlte, um nur die Leichen zu begraben; selbst in großen Häusern gab es nur Leichname und keine Lebende mehr; zu den reichsten Erbschaften fehlten die Erben, und wegen des Gestanks konnte man es in der Stadt kaum aushalten; denn man empfand denselben, wenn man sich nur näherte. Gerade aber um jene Zeit herrschte, diesem Mangel zum Trotz, in Rom der größte Luxus und wurde besonders bey Gastmahlen der größte Aufwand gemacht." Bey Beschreibung einer Seuche in Italien, wo zu Rom häufig an einem Tage über zweitausend Menschen starben, heißt, es (p. 93): „Zu den Verheerungen durch die Krankheit gesellte sich auch noch der Frevel der Piqueurs, deren schon unter Domitian erwähnt wurde und die jetzt, über das ganze Reich verbreitet, den durch die Krankheit erregten Schrecken benützten, durch Lohn gedungen, manchen den Untergang bereiteten, der nun auf Rechnung der Krankheit geschrieben wurde." Ueber die große Pest des vierzehnten Jahrhunderts, die man den schwarzen

Tod nannte, und die allein zu Florenz hundert tausend Menschen wegraffte, wird bemerkt (p. 325): „Alle Familienbande waren aufgelöst, die Furcht vor der Krankheit bemächtigte sich so sehr der Gemüther, daß Ehegatten, Eltern und Kinder einander verließen, und nur die schlechteste Menschenklasse um schnöden Gewinn und aus Raubsucht noch in der Nähe der Kranken sich aufhielt." Und p. 333: „Was die mehr moralisch-bürgerlichen Folgen der Krankheit betrifft, so würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß diese Verheerungen der Krankheit die Gemüther zu ernsteren Betrachtungen angeregt hätten. Es bemerkt zwar Boccaccio sehr schön, daß, was bey dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, bey kleineren und seltenern Verlusten die Weisen nicht eindringend lehren konnten, nämlich Ergebung in Geduld, jetzt durch die Größe des Uebels auch dem Gedankenlosesten und Einfältigsten beygebracht worden sey, dessen unerachtet lebte man aber damals zum Theil aus diätetischen Gründen so leichtsinnig wie einst zu Athen, und die Gebildetsten beschäftigten sich nur mit geselligen Vergnügungen, Scherzen und Stichreden, während ihre nächsten Anverwandten dahinstarben. Wegen der Leichtigkeit des Erwerbs, und bey dem gänzlichen Mangel an Disciplin war die Zügellosigkeit ohne Grenzen, selbst in den Klöstern hörte alle Zucht auf, die Geistlichen mischten sich ganz unter die Weltlichen" — —

Was uns dabey die Geschichte von religiösen Stimmungen und Erschütterungen sagt, die durch das Schreckniß solcher Seuchen verursacht wurden, ist nicht

von der Art, daß man Fortſchritte der Menſchheit in ächter Religioſität und Moralität darin erblicken könnte. Die alten Völker ſuchten ſich durch ihren heidniſchen Aberglauben, die ältern Chriſten durch ihren katholiſch-chriſtlichen gegen die Wuth der Seuchen zu helfen. In einer ſolchen Schreckenszeit des vierzehnten Jahrhunderts veranlaßte die Angſt der Menſchen die zahlreichſten Umgänge mit allen möglichen Reliquien, es wurde aus Furcht vor dem Tode ſo viel für Altäre, Glocken und Meſſen vermacht, daß der Senat zu Augsburg Vorſorge tragen mußte, um den rechtmäßigen Erben nur noch Einiges zu ſichern und man in Straßburg zu gleicher Zeit drei Kirchen abbrechen und eben ſo viel neue dafür bauen konnte. Daß ſo etwas durchaus keinen Werth hat, iſt klar. Allein, kann man ſagen, das waren Zeiten des blinden Heidenthums, des verkehrten Katholicismus. Nun, ſo muß man doch zugeſtehen, daß in dem langen Zeitraum heidniſcher und katholiſch-chriſtlicher Jahrhunderte und Jahrtauſende jene Verhängniſſe Gottes ohne wahren Nutzen geblieben ſind. Aber ſeyen es auch die durch das reinſte Licht des Evangeliums beglückten Zeiten, in denen Menſchen durch Furcht vor mörderiſchen Krankheiten ſich zur Andacht und Buße bewegen laſſen, ſo iſt doch auch dieß für nichts gründlich Gutes zu achten; denn, einer Buße und Bekehrung, die auf dem ſchlechten und äußerlichen Grunde der Furcht beruht und ſomit das Weſen des Menſchen unverwandelt läßt, kann auch in dieſem Falle kein innerer Werth beygemeſſen werden. Furcht vor Strafe iſt, eben ſo, wie

Hoffnung auf Lohn (wenn auch auf himmlischen) nur ein Beweggrund der Selbstsucht und Gemeinheit. Indessen auch angenommen, daß solche Schreckniſſe für Einige die mittelbare Urſache wahrhafter Beſſerung werden können, indem vielleicht, wenn der Menſch erſt durch ſolche äußerliche Weiſe auf den Weg des Guten gebracht iſt, auch allmählich das Innerlichere ſich aufſchließt und der Menſch zu reinerer Religioſität und Sittlichkeit fortgebildet wird, ſo wäre es doch immer ein ungerechtes und grauſames Verfahren, um dieſer einigen zu beſſernden willen oder zum Behuf der Beſtrafung einer Anzahl verſtockter Sünder, Tauſende, bey denen ihres natürlichen oder anderswie beſtimmten Zuſtandes wegen ein ſolcher Erfolg nicht möglich iſt, zwecklos zu peinigen und elendiglich hinzurichten. Allerwenigſtens müſſen Sie zugeben, daß die an der Cholera und ähnlichen Zuchtruthen Gottes ſterbenden kleinen Kinder, die doch Gott nicht ſchon zur Buße erwecken oder ſo hart beſtrafen wollen kann, in Beziehung auf ſich ſelbſt ohne Sinn und Zweck hingewürgt werden. Manche Seuchen raffen nur Kinder oder vorzugsweiſe Kinder hin. Was müſſen doch gerade die Knaben zu Oxford und in der Umgegend verbrochen haben, wo im Jahre 1795 in derſelben Nacht alle in demſelben Jahre gebornen männlichen Kinder und kein einziges Mädchen an Convulſionen ſtarben? *) — So iſt auch nicht abzuſehen, was die

*) Wie öfters die Seuchen nur gewiſſe Lebensalter, ſo treffen ſie auch zuweilen nur das eine Geſchlecht. Ein To-

Vorsehung für Zwecke habe, wenn sie die Cholera bey nichtchristlichen Völkern z. B. in China und Indien wüthen läßt und zwar weit ärger als bey uns, denn weder können jene sich zum Weg des wahren Heiles wenden, weil ihnen Christus, durch welchen man allein zur Seeligkeit gelangt, nicht geoffenbart ist, noch auch, eben weil sie diese Offenbarung nicht haben, und keine von Gott erleuchteten Bußprediger ihnen die Augen öffnen, verdienen sie so grausame Strafgerichte, wenn sie in ihrer natürlichen Verkehrtheit fortwandeln. Dasselbe gilt von andern solchen Seuchen, durch welche nichtchristliche Völker in alten und neuen Zeiten heimgesucht wurden. Was soll man vollends davon denken, wenn die Seuche auch unter dem Vieh wüthet, das nur seiner Natur folgen, weder sündigen, noch sich bekehren kann und somit ganz ohne Zweck gemartert und gemordet wird? Wodurch haben die armen Fische, Vögel, Hunde ꝛc. Ihres eifrigen Gottes Zorn erweckt? Sie können nicht einwenden wollen, solch qualvolles Hinsterben unschuldiger Thiere und unzurechnungsfähiger Menschen sey ein nur begleitender, nicht in Plan und Willen Gottes liegender Umstand der von ihm über die zu bessernden oder zu bestrafen-

---

desengel, der einst zu Rom wüthete, war so galant, die Frauen zu verschonen, wofür aber auf diese Verdacht geworfen und 370 Matronen in Folge eines Hexenprozesses zum Tode verdammt wurden, so wie sich im 14. Jahrhundert die Erbitterung gegen die von der Krankheit jener Zeit weniger befallenen Juden wandte. Dergleichen Erbitterungen und Verfolgungen gehören auch zu den guten Folgen solcher Verhängnisse.

den Menschen verhängten Schickung; denn ohne Gottes Willen und Vorsicht kann nichts geschehen und man sagt ja von ihm, daß er ein liebender Vater aller seiner Geschöpfe sey. Auch giebt es besondere Viehseuchen, die die Menschen gar nicht treffen. Das wären demnach blos über das Vieh verhängte Zorngerichte und „geschwungene Zuchtruthen.“ Wollten Sie aber diese Erscheinung lieber so erklären, Gott verderbe das Vieh deßhalb, um durch seinen Verlust die Menschen zu züchtigen, *) so ist wiederum zu sagen, daß es ungerecht und grausam ist, wegen schuldiger Menschen ein Uebel über unschuldige Thiere zu verhängen.

Dasselbe gilt von andern Uebeln, die durch Naturereignisse über das Reich des Lebens hereinbrechen und die in Folge Ihrer Ansicht gleichfalls als göttliche Strafgerichte anzusehen wären. Bey großen Ueberschwemmungen ertrinken Thiere und Kinder eben so gut, als zurechnungsfähige Menschen, gleichwie durch Feuerswuth nicht nur zuweilen erwachsene Menschen verbrennen, sondern noch leichter die zur Flucht unfähigen kleinen Kinder und das in seinen Ställen eingeschlossene Vieh. Wenn ganze Städte durch Erd-

*) Daß er es so mit den Aegyptern machte, preiset der 78. Psalm: „Da er ihr Vieh schlug mit Hagel, und ihre Heerde mit Strahlen, da er böse Engel unter sie sandte in seinem grimmigen Zorn und ließ sie toben und wüthen und Leid thun. Da er seinen Zorn ließ fortgehen und ihrer Seelen für den Tod nicht verschonte und ließ ihr Vieh an der Pestilenz sterben.“ —

beben zerstört oder vom Boden verschlungen werden, so trifft das schreckliche Schicksal ohne Unterschied alles Lebendige. Manche Gegenden der Erde sind bloß ihrer Lage und natürlichen Beschaffenheit wegen den Schrecknissen der Natur, der verheerenden Macht der Elemente, der Erdbeben und Seuchen mehr als andere unterworfen, die aus gleichem Grunde weniger davon erfahren und diese Natur der Erdtheile und Länder bleibt sich auch gleich, wenn die Bewohner derselben wechseln oder ihr Glaube, ihr moralischer und religiöser Charakter sich ändert; es zeigt sich überall nur eine Natur, der wir möglichst Herr zu werden, über deren Unvernunft wir uns möglichst zu erheben suchen müssen, nirgends eine von außen eingreifende Macht, der wir uns in blinder Ergebung nur zu unterwerfen hätten. Als sich 1755 das große Erdbeben zu Lissabon ereignet hatte, schrieb Kannt in Beziehung auf dieses und auf Urtheile seiner Zeitgenossen über dieß schreckliche Ereigniß: „Man stellt sich vor, die Natur beginne keine Veränderungen, die irgend eine Ursache der Ungemächlichkeit für die Menschen werden, als um sie zu züchtigen oder Rache an ihnen auszuüben. Gleichwohl sehen wir, daß unendlich viele Bösewichter in Ruhe entschlafen, daß die Erdbeben gewisse Länder von jeher erschüttert haben, ohne Unterschied der alten und neuen Einwohner, daß das christliche Peru so gut bewegt wird, als das heidnische, und daß viele Städte von dieser Verwüstung von Anbeginn befreit geblieben sind, die über jene sich keines Vorzugs der Unsträflichkeit anmaßen können."

Nach Georg Baldwins Bemerkung befand ſich unter einer Million von Menſchen, die in Aegypten an der Peſt ſtarben, nicht ein einziger Oelträger, was zur Entdeckung des Baumöls, als Verwahrungs- und Heilmittels gegen die Peſt Veranlaſſung gab. Wie kann doch ein ſo geringes menſchliches Mittel dem Arm des Allmächtigen widerſtehen? Wenn ich nicht irre, ſo hat man die Bemerkung gemacht, daß von der Choleraſeuche die Krätzigen verſchont bleiben. Warum ſollte Gottes Strafgericht gerade mit dieſen eine Ausnahme machen? Sollten ſie denn lauter fromme, heilige Leute ſeyn? Das iſt eben ſo unglaublich, als daß ſämmtliche ägyptiſche Oelträger, weil ſie von der Peſt verſchont blieben, beſonders gottgefällige Menſchen geweſen ſeyen. Vielmehr iſt hier offenbar die alte Krankheit ein natürliches Abhaltungsmittel der neuen epidemiſchen, ſo wie das Baumöl ein natürliches Schutzmittel gegen die Peſt. So halten auch ſchwere chroniſche Siechthume die Anſteckung durch Seuchen ab. Die levantiſche Peſt kommt nicht dahin, wo der Scharbock herrſcht, und an Flechten leidende Perſonen werden nicht von ihr angeſteckt. Einer der mörderiſchſten Würgengel Ihres liebenswürdigen Gottes ſind die Menſchenpocken, von denen behauptet worden iſt, es ſeyen ihnen mehr Opfer gefallen, als ſelbſt der Peſt. Gegen dieſes göttliche Zorngericht iſt bekanntlich die Kuhpockenimpfung ein bewährtes Schutzmittel.

Daß ein zürnender Gott die Blitze ſchleudere, um Menſchen zu ſchrecken und zu züchtigen, iſt einſt auch geglaubt worden, jetzt hat man gelernt, ſich dieß gött-

liche Strafgericht durch Blitzableiter unschädlich zu machen und an Dräthen in die Erde abzuleiten. So ist des Menschen kühne Kunst und Wissenschaft nicht selten so glücklich, Ihres Gottes Wirkungssphäre beschränken und seinen Schickungen Einhalt thun zu können. So ist es auch gar nicht unglaublich, daß der Mensch sich einst in den Stand setzen werde, eine Epidemie, wie die uns jetzt bedrohende, zur Bedeutungslosigkeit herabzusetzen. Das Zufällige, Vernunftlose zu bändigen, ist das ewige Thun der Vernunft, gerade aber dieses Zufällige, Vernunftlose ist es, worein unsere Theologie das Vernünftige und Göttliche setzt, und was sie als Fügung, Führung und Schickung der Gottheit dem Volke zu verehren giebt.

Aber was geht Sie menschliche Vernunft und Wissenschaft, was gehen Sie dergleichen Bemerkungen und Einwürfe an? Der Glaube ist über alles erhaben. Ihre Ansicht ist einmal die Bibelgemäße und die Bibel ist die Richtschnur unsers Glaubens. Allerdings! Ihre Ansicht ist so Bibelgemäß *) als es Bibelgemäß

*) Den Aegyptern z. B. schickt Gott die Viehseuche und geht umher, um ihre Erstgebornen zu erwürgen (welcher erstern Erzählung wahrscheinlich eine fabelhaft entstellte Kinderepidemie zu Grunde liegt). Unter den Philistern macht Gottes Hand „ein sehr groß Rumor mit Würgen" (1 Samuel 5. v. 11) und in Beziehung auf die hier über die Philister verhängte schmähliche Krankheit sagt der 78. Psalm: „Und der Herr erwachte wie ein Schlafender, wie ein Starker jauchzet, der vom Wein kommt. Er schlug seine Feinde im H** und hängete ihnen eine ewige Schande an." Nach Habacuk geht vor Gott her Pestilenz — und Plage geht aus, wo er hintritt.

ist, zu glauben, daß Gott zuweilen Reue und Verdruß über seine Handlungen empfinde (wie 1. Mos. 6, v. 6, 7), — daß er öfters in Zorn, Grimm und Wuth gerathe, *) ja sich wie ein Rasender geberde, — daß er die Schuld der Eltern an den schuldlosen Nachkommen räche, **) — daß er seine Auserwählten, die er über alle ihre Angelegenheiten in menschlicher Sprache zu belehren würdigte, die unedelsten und unredlichsten Handlungen habe begehen lassen, ohne nur im Mindesten sein Mißfallen darüber zu bezeigen, — daß er sogar den Israeliten einst den niedrigsten Betrug des Vertrauens und Diebstahl nicht nur ausdrücklich befohlen, sondern ihnen auch besondern Vorschub dazu gethan habe, um die armen Aegypter, über die wegen der Unbeugsamkeit ihres Königes schon so viel Unglück

---

*) „Und nun laß mich, sagt er z. B. einmal zu Moses, daß mein Zorn über sie ergrimme, und sie auffresse." Gott als ein Zorn- und wuthschnaubendes Ungeheuer vorzustellen, schämen sich die Theologen noch immer nicht, wie Sie z. B. sagen: „Wer sich durch die Gnade des heiligen Geistes mittelst des Wortes Gottes die Augen hat aufthun lassen, der siehet in dem Allem die ausgestreckte Hand des Herrn, der ein eifriger Gott und ein Rächer ist und dessen Feuer seines Zornes brennet bis in die unterste Hölle. Da ist keine Kreatur, die er nicht zur Rache gebrauchte; und wenn die Strafe kommen soll, so richten sie den Zorn aus deß, der sie geschaffen hat." Sie hätten es vielmehr als eine Gnade des heil. Geistes anzusehen, wenn er Ihnen über die ungeheuere Rohheit, die sich in diesen Worten ausspricht, die Augen eröffnete.

**) Obgleich es im Widerspruch hiemit Hesekiel K. 18, v. 20 heißt: „der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters."

gekommen war, zu guter Letzt recht tüchtig zu betrügen und zu bestehlen *) — daß, wenn Gott über sein Volk in Wuth gerieth, und es verderben wollte, Moses durch kluges Zureden und Vorhaltung der Nachtheile, die ein solches Verfahren für Gott selbst herbeyführen würde, diesen zu besänftigen gewußt habe (2. Mos. 32, v. 9 ff. 4. Mos. 14, 11 ff.) — daß ein israelitischer Anführer, als der Geist des Herrn über ihn gekommen war, ein thörichtes Gelübde gethan habe, welches ihn verpflichtete, Gott seine Tochter, sein einziges Kind zum Opfer abzuschlachten (Richter 11, v. 29 ff.) und daß Gott zu einer Zeit, da er mit dem Volke, das er sich erziehen wollte, noch so genauen Umgang pflog, sich die Gräuelthat ohne Tadel und Widerrede gefallen ließ — daß Christus einmal im Unmuth einen

*) „Ich will diesem Volke Gnade geben vor den Aegyptern, daß ihr, wenn ihr ausziehet, nicht leer ausziehet, sondern ein jeglich Weib soll von ihrer Nachbarin und Hausgenossin fordern silberne und güldene Gefäße und Kleider, die auf ihr auf eure Söhne und Töchter legen und den Aegyptern entwenden." 2. B. Mose c. 3 zu Ende. „So sage nun vor dem Volk, daß jeglicher von seinem Nächsten, und eine jegliche von ihrer Nächstin silberne und güldene Gefäße fordere, denn der Herr wird dem Volk Gnade geben vor den Aegyptern." 2. Mose. c. 11. v. 2. „Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Moses gesagt hatte und von den Aegyptern gefordert silberne und güldene Geräthe und Kleider, dazu hatte der Herr dem Volk Gnade gegeben vor den Aegyptern, daß sie ihnen leiheten und entwandtens den Aegyptern." Ebendas. c. 12. v. 35. So wird auch eine Schurkerei des betrügerischen Jacob (selbst dieser Name bedeutet den Betrüger) als Handlung Gottes vorgestellt. 1. B. Mose c. 31. v. 9. v. vgl. c. 30 v. 37. bis zu Ende.

gewiß höchſt ſchuldloſen Feigenbaum verflucht habe, weil er keine Frucht daran gefunden, um ſeinen Hunger zu ſtillen*) — daß er einſt den Teufeln, die er austrieb, ſtatt ſie unſchädlig zu machen, auf ihr Bitten erlaubt habe, eine Menge unſchuldiger Schweine zu ruiniren und ſo zugleich die Menſchen in Schaden zu bringen**) — daß ein Mann, in deſſen Perſon Gott ſelbſt auf Erden ſich darſtellte, eine für ihr krankes Kind um Hülfe flehende Mutter erſt ohne alle Antwort gelaſſen, dann mit Ausdrücken jüdiſchen Hochmuthes ſie und ihr Volk zu Hunden verglichen und ſeine Hülfe verſagt habe, bis er endlich durch eine alle Menſchenwürde von ſich werfende Demüthigung ſein Herz erweichen ließ***) — daß Gott einen großen Theil ſeiner Ge-

---

*) Dieß iſt, wie wenn man eine Wand ſchlüge, an der man ſich geſtoßen, oder wie Cyrus einen Fluß züchtigte, der ihm ein Pferd erſäuft hatte, u. dergl.

**) Zu der Stelle Matth. 8 v. 30: „Und ſiehe da gieng die ganze Stadt hinaus, Jeſu entgegen und da ſie ihn ſahen, baten ſie ihn, daß er von ihrer Grenze weichen wollte" — bemerkt Fr. v. Meier ganz unbedenklich: „als ein furchtbares Weſen, aus Angſt für ihre Schweine."

***) Zur Annahme, daß Chriſtus ſich nur verſtellt habe, berechtigt die Erzählung (Matth. c. 15. Marc. c. 7.) keineswegs, und daß die Abweiſung des Weibes, als einer Nichtjüdin, ernſtlich gemeint ſey, zeigt c. 10 v. 5, 6. Sey es indeſſen, daß Chriſtus ſich nur verſtellte (auch Verſtellung ziemte dem nicht, von dem jedes Wort als reinſte Wahrheit mußte angenommen werden), ſo bleibt die Behandlung dennoch empörend genug, und es wäre nicht zu tadeln, wenn das Weib ſich von dem Manne, der die Menſchheit ſo tief in ihr entehrt hatte, mit Unwillen und Verachtung abgewandt hätte. — J. Friedrich von Meyer

ſchöpfe zu endloſen ſchauderhaften Qualen verurtheilt habe und noch verurtheilen werde,*) — daß Gott ſelbſt die Unbußfertigkeit eines Theils der Menſchen verurſache und um ſeine Macht zu zeigen, die einen eben ſo verdienſtlos erwähle und erwecke, als die andern verwerfe und verſtocke, die einen zu Gefäßen der Barmherzigkeit zur Herrlichkeit, die andern zu Gefäßen des Zornes zur Verdammniß mache (Röm. c. 9 u. 11. c. 8. v. 29, 30) — daß der jüngſte Tag beſtimmten neuteſtamentlichen Weiſſagungen zu Folge ſich ſchon zur Zeit des mit Chriſtus und den Apoſteln lebenden Menſchengeſchlechts ereignet habe, ob es gleich den Anſchein hat, als ſey er bis auf dieſe Stunde noch nicht gekommen,**) —

(zu Joh. 2, 4) nennt dieſe Behandlung erhabene Ironie.

*) Es iſt ſchwer zu faſſen, wie man bey dieſem barbariſchen Glauben in Gemüthsruhe leben und hoffen kann, dereinſt trotz des Bewußtſeyns, daß Tauſende von ehemaligen Mitbrüdern unendliche Pein leiden, die Seligkeit des Himmels ungeſtört genießen zu können. Als ſich einſt in ältern chriſtlichen Zeiten dieſe Frage aufdrang, antwortete der Kirchenlehrer Chryſoſtomus, daß bey den Seeligen alles Mitleid gegen ihre verdammten Mitbrüder erſtickt werden und ſie eben ſo wie Gott nur von Zorn gegen ſie entbrannt ſeyn würden. Abſcheulich! Und doch, was gäbe es für eine andere Antwort darauf? Als ich einſt mit einem Frommen über dieſen Gegenſtand ſprach, entgegnete er mir, der Menſch müſſe nicht barmherziger ſeyn wollen als Gott. Welch ein Gott iſt das, wenn ein Menſch fähig iſt, barmherziger zu ſeyn als er, der doch der Allbarmherzige genannt wird! Das iſt die Bildung des Gemüthes, die aus dieſer Art von Chriſtenthum entſpringt!

**) Nichts iſt gewiſſer, als daß z. B. nach Matth. 24 v. 29 u. 34 (vergl. v. 3) C. 10 v. 23. Marc. 13 v. 24 u. 30 der

und dergleichen eine Menge, der vielen unauflöslichen Widersprüche, die sich bekanntlich in den geschichtlichen Angaben (wie in den abweichenden Erzählungen derselben Begebenheiten bey den Evangelisten) finden, gar nicht zu gedenken. Wenn Manches der Art zuweilen dem Ungebildetsten im Volke oder Kindern *) beym Lesen der Bibel auffallend und störend ist, so stört es doch Theologen Ihrer Art nicht im Geringsten, sie können dabey in der größten Gemüthsruhe und Behaglichkeit ihres Amtes und Leibes pflegen, und die verstockten Seelen derjenigen den Teufeln übergeben, die zu viel Geistesbildung, Menschengefühl und wahrhafte Gottesverehrung haben, um dergleichen Unwahrheiten, Ungereimtheiten, abgeschmackte Erfindungen und Abscheulichkeiten für etwas anderes zu halten, als für das, was sie sind.

---

jüngste Tag bald nach der Zerstörung Jerusalems und noch zu Zeiten des mit Christus lebenden Menschengeschlechtes eintreffen sollte, und nur mit der gewaltsamsten, kritisch unerlaubtesten Verdrehung des offenbaren Sinnes und Zusammenhanges kann man die Ueberzeugung, daß man hier in der Bibel eine falsche Weissagung vor sich hat, abzuwehren versuchen.

*) Vorzüglich giebt die Gedankenlosigkeit, die nicht selten in der alttestamentlichen Darstellung der jüdischen Sagen herrscht, jungen Leuten beym Lesen der Bibel Anstoß, wie ich selbst z. B. Kinder fragen hörte, woher denn Kain sein Weib genommen (1 Mose 4 v. 17), da es damals, der vorhergegangenen biblischen Erzählung nach, ausser Eva noch kein Weib auf der Erde gab, oder wo die ägyptischen Zauberer das Wasser zum Verwandeln hergenommen, da Moses bereits alles Wasser in Aegypten (selbst das in Gefäßen befindliche) in Blut verwandelt hatte (2 Mose 7 v. 17 — 22)?

Daß ich bey all dem weder die Bibel verachte, noch die Person des großen Stifters der christlichen Religion, dessen Leben und Thaten wie aller andern Religionsstifter ins Gewand der Mythe und Dichtung gehüllt wurden, — sondern daß ich sie im Gegentheil sehr hoch stelle, habe ich an andern Orten zur Genüge gezeigt und es bedarf für mich somit keiner weiteren Abwehrung von Mißdeutungen. *) Was ich hier hervorgehoben habe, setze ich nur derjenigen Art des Glaubens und der Frömmigkeit entgegen, die bey Ihnen und Ihres Gleichen herrscht und die ich allerdings nur verachten kann. Die Bibel bleibt wegen des vielen Vortrefflichen und Tiefsinnigen, das sie zugleich enthält, eine höchst achtbare und wichtige Schriftsammlung, und am wenigsten den wissenschaftlichen Mann hindern Dinge, wie die oben berührten, an Erforschung und Anerkennung der in ihr enthaltenen Schätze der Erkenntniß. Allein denjenigen Glauben heben diese Dinge für ein gebildetes Zeitalter schlechterdings und für immer auf, mit dem unsere Vorfahren in kindlicher Einfalt die Bibel verehrten; wir können sie bey der bestimmten, durch Deutungszwang und elende Erklärungskünste nicht abzuwehrenden Einsicht, daß vieles in ihr irrig, ungereimt und unwürdig ist, nicht mehr im Sinne älterer Zeiten für göttlichen Ursprungs halten, auf sie in Hinsicht der höchsten Interessen unseres Geistes unser unbedingtes Vertrauen

*) Man sehe z. B. meine „Andeutung eines Systems specul. Philos." p. 17.

setzen und sie als höchste Richterin in Glaubenss
chen anerkennen. Die höchste Entscheidung muß un
jetzt anderswoher kommen; es läßt sich aber nic
absehen, wo sie sonst herkommen sollte, als aus den
von allem, was geschrieben steht und was Prieſt
und Kirchen lehren, unabhängigen, vernünftigen un
sittlichen Bewußtseyn und Erkennen des menschliche
Geistes. Denn wollte man sagen, etwas von ob
d. h. außen her in uns Kommendes, über jene selb
ständige Vernunfterkenntniß, Erhabenes, gegen die
ein Anderes bleibendes, nicht in ihr Aufgehendes,
der heilige Geist oder sonstwie genannt, — müsse d
höchste Belehrende und Entscheidende seyn, so fra
sich, wodurch erkenne ich, daß mich wirklich Gott
Geist belehre, daß mich nicht vielmehr der Teufel
trüge, nicht meine aufgeregte oder kranke Phanta
mir etwas vorgaukle, wie schon Unzähligen auf de
Gebiete der Religion geschehen ist? Ich habe nich
was ich als Maaßstab anlegen könnte, als die v
Allem, was ihr äußerlich ist, unabhängige Erkenntn
des Wahren und Guten in mir, mein denkendes G
kennen, mein sittliches Bewußtseyn, und ich wer
überall auf dieses selbstständige Erkennen und Bewu
seyn, als auf das Letzte und Höchste zurückgetrieb
bey dem allein nicht weiter zu fragen ist, ob mir V
trug und Einbildung nicht etwa einen Streich spie
Es hat Menschen gegeben, welche die wahnsinnigs
und abscheulichsten Dinge lehrten und thaten, dab
von Gott erwählt und berufen, von seinem Geist
füllt, belehrt und geleitet zu seyn, festiglich verme

ten und selbst im Märtyrertode standhaft bey ihrem Glauben blieben. Vor Wahn, Schwärmerei und religiöser Tollheit bewahrt nicht Bibellesen, nicht Bibelglaube, nicht die passive Hingabe an eine von oben (außen) her zu erlangende Belehrung und Erleuchtung, sondern ganz allein Vernunft, denkende Besonnenheit, die ihren selbstständigen Weg gehende reine Menschenbildung. Das, was für heilig und göttlich gilt oder sich, dem vernünftigen Erkennen äußerlich bleibend, als solches darstellt, kann nicht der Maaßstab für das seyn, was ich für gut und wahr erkenne, vielmehr ist das, was ich als an sich selbst für gut und wahr erkenne, der Maaßstab für alles, was für heilig und göttlich gilt und sich dafür ausgiebt. Es giebt nichts so Unnatürliches, Schaamloses, Unvernünftiges und Gräuelvolles, was nicht einmal durch Religion geheiligt und geboten worden wäre. Daß man einem durch untergeschürtes Feuer geheizten Götzenbilde die eigenen und liebsten Kinder in den Feuerschlund rollen ließ, ist einst auch für Frömmigkeit und Gottesdienst gehalten worden. Warum halten wir es nicht mehr dafür? Warum hielten es schon die fortgeschritteneren Völker des vorchristlichen Alterthums nicht mehr dafür? Weil es der erwachteren Vernunft, dem durch sie gereinigten Menschengefühl widerstreitet, weil sich mit dem Begriffe, den der gebildete Mensch von Gott hat, nichts Abscheuliches, Barbarisches, Inhumanes verbinden läßt. So konnten einst die Israeliten dichten und glauben, Gott sey ein leidenschaftlicher, grimmiger, Menschenwürgender Barbar und habe selbst die Schurke-

reien ihrer Verfahren unterstützt und anbefohlen; wer aber heut zu Tage so etwas für wahr halten kann, ist dem niedrigsten Pöbel seines Zeitalters zuzuzählen. So konnte noch Paulus (Röm. 9. V. 18 ff.) das rohe Bild eines nach reiner Willkür seine Geschöpfe gut und böse, glücklich und unglücklich machenden, mit Menschenseelen wie ein Töpfer mit seinem Thon umgehenden Welttyrannen aufstellen; jetzt noch solcher Ansicht Bibelgläubig beyzupflichten, ist nur derjenige im Stande, in dessen Geist und Gemüth von dem Wesentlichen der Bildung seines Zeitalters gar nichts übergegangen ist.

Ich habe von Ihrer Predigt nur einiges Allgemeineres zu berühren Gelegenheit nehmen wollen; die ganze Fülle sonderlichen Unsinns, der auf diesen wenigen Blättern zusammengedrängt ist, auseinanderzusetzen, wäre ein zu unwürdiges und widerwärtiges Geschäft. Doch mag zur Kenntniß der Leute Ihrer Art, die die schwer errungenen Bildung ihrer Zeit und Nation mit Füßen tretend das Volk in die tiefsten Finsternisse alter Rohheit und längstüberwundenen Aberglaubens zurückzuführen beflissen sind, folgende Probe ein Beytrag seyn. Einmal ist in jener Predigt und zwar mit ausgezeichneter Schrift zu lesen: „Gieb dem Wort Gottes Raum in dir u. s. w, dann darfst du nicht erschrecken vor der Pestilenz. Ob tausend fallen zu deiner Rechten und zehntausend zu deiner Linken, so wird es doch dich nicht treffen. Es wird dir kein Uebels begegnen und keine Plage wird sich deiner Hütte nahen (nach Psalm 91.)." An einem andern Orte aber steht die widersprechende Stelle: „Wer an Christum glaubt;

der ergiebt ſich in den Willen Gottes, deſſen Güte beſſer denn Leben iſt, demüthig und freudig und ſpricht jederzeit: Mir geſchehe wie der Herr will! Dem ſind die Gerichte Gottes, auch wenn er ſelbſt darunter fällt, nicht Zorngerichte zum Verderben, ſondern väterliche Liebesſchläge zur Rettung ſeiner unſterblichen Seele für das ewige Leben.“ Das heißt alſo: Biſt du fromm und thuſt du Buſe, ſo wird die Seuche, wenn ſie um dich herum auch noch ſo ſehr wütet, doch dich nicht treffen können, denn du biſt von Gott geſchützt. Trifft ſie dich aber doch, ſo wird es nichts als ein väterlicher Liebesſchlag ſeyn u. ſ. w. Oder einfach, daß die Cholera den Frommen und Gläubigen trifft iſt möglich und unmöglich zugleich. Wo in aller Welt haben ſie dieſe Logik gelernt? Etwa von jenem Geiſte der Gottheit, von dem Sie erleuchtet zu ſeyn, ſich rühmen? Und Leute, die ſo etwas nicht nur zu predigen, ſondern auch drucken zu laſſen, die Beſinnungsloſigkeit haben, die nach ein Paar Minuten ſchon nicht mehr wiſſen, was ſie geſprochen und geſchrieben haben, ſollen Lehrer und Bildner des Volkes ſeyn? — Aber eine für Sie, als Geiſtlichen, noch weit ſchlimmere Blöße, als die der Gedankenloſigkeit geben Sie durch Widerſprüche dieſer Art, wie ſie auch ſonſt in Ihrer Predigt vorkommen; denn was dieſe Widerſprüche herbeyführt, iſt offenbar dieß, daß Sie an die aufgeſtellten Glaubensſätze und Bibelſprüche im Grunde ſelbſt nicht recht glauben, daß etwas in Ihnen ſpricht: trotz aller Bußfertigkeit der guten Stadt Nürnberg könnte die Seuche doch über ſie hereinbrechen, trotz aller Frömmigkeit des

Einzelnen könnte ſie ihn doch wegraffen, — daß Sie die aus der Erfahrung ſich aufdringende Ueberzeugung von der Krankheitsurſache als einer Naturkraft, die nach äußerlichen Bedingungen ihren Weg verfolgt und die Frömmſten eben ſo gut als die Gottloſen blindlings hinwürgt, nicht ganz von ſich abwehren können, wiewohl man ſieht, daß es über dieß alles in Ihrem Kopfe nie zu einem beſtimmten Bewußtſeyn gekommen iſt und ſich alles nur ſo verworren durcheinandertreibt. Hier kann man bemerken, wie es bey dieſen modiſchen Frömmlern und mit dem, worauf ſie den einzigen und höchſten Werth legen müſſen, mit ihrem Glauben beſtellt iſt, wie wenig dieſer Glaube bey allem Geſchrei, das ſie davon machen, der unbefangene, unbedingte der altchriſtlichen Zeiten iſt, und wie wenig ſelbſt die bewußtloſeſten unter ihnen dieſen reinen den alten Zeiten eigenthümlichen Glauben zu ergreifen und feſtzuhalten vermögend ſind. Luther hielt aus religiöſen Gründen bey Seuchen ſelbſt die ärztlichen Bemühungen für unnütz, Sie dagegen geben zu, daß gegen die Cholera Sicherheitswachen und andere Vorſichtsmaßregeln „zweckmäßig, ja nothwendig ſeyen und ſich durch die Erfahrung vielfach als wohlthätig bewährt haben.“ (p. 8, 9) Wie lächerlich wäre es, gegen ein ſo außerordentliches Verhängniß und Strafgericht Gottes, gegen „ſeinen ausgeſtreckten Arm,“ gegen „ſeinen Todesengel“ dergleichen menſchliche Mittel aufzubieten. Will Gott die Seuche ſenden, ſo werden dieſe Mittel, wie Sie ſelbſt erklären, nichts nützen, und will er uns davor bewah-

ren, wozu braucht ſeine Allmacht der Unterſtützung von Sicherheitswachen und dergleichen? —

Zu jenem unbedingten, unbefangenen Glauben unſerer Väter können wir einmal nicht mehr zurückkehren, und die alte Art von Frömmigkeit, will man ſie heut zu Tage in die Gemüther zurückführen, wird zur eckelhaften pietiſtiſchen Fratze, die von jener alten unbefangenen Frömmigkeit himmelweit unterſchieden iſt, und nur Verachtung verdient. Ein Weltalter geht jetzt zu Ende und mit ihm ſeine Art von Religion, die daher in allen ihren Formen hohl und geiſtlos erſcheint, und ſich nie wieder zu ächter, innerer Kraft und Würde wird erheben können; das neue Weltalter, an deſſen Schwelle wir ſtehen, wird auch durch eine neue Anſicht von Gott und ſeinem Verhältniſſe zu Natur und Menſchheit ausgezeichnet ſeyn. Wenn aber unſere Theologen in gar zu grobe Rohheiten und Gedankenloſigkeiten ungebildeter Zeiten ſowohl ſelbſt zurückfallen, als das Volk zurückzuführen bemüht ſind und dadurch die Gegenwirkung des Gedankens erwecken, die ihre und ihrer Sache Blößen zur Schau ſtellt, ſo ſind ſie es ſelbſt, welche den Sturz des alten wankenden Gebäudes beſchleunigen, das durch ein mehrhundertjähriges mächtiges Fortarbeiten des Geiſtes längſt völlig untergraben iſt.

Zusätze.

1) Zu den geschichtlichen Beyspielen von heilsamen Folgen göttlicher Strafgerichte können folgende hinzugefügt werden. Abraham von St. Clara sagt in einer Predigt: „Bey verwichener grassirender Pest haben wir mit aufgehabten Händen und heißen Thränen dem gütigsten Gott versprochen und angelobt, daß wir unsern Wandel bessern wollen und siehe nun folget keine Besserung, sondern eine Böserung.“ — Als während der moskowitischen (der Cholera ähnlichen) Seuche, die in den Jahren 1771 und 1772 herrschte, die Menge sich zu dem Bilde der heiligen Jungfrau drängte und der Erzbischoff von Moskau um diesem schädlichen Zusammendrang von Menschen ein Ende zu machen, das Bild wegnehmen ließ, schlug das hiedurch in Wuth gesetzte Volk die Thore des Kremls ein, soff den Wein in den Kellern aus und ermordete in der Trunkenheit den Erzbischoff.

2) Zur Note p. 15 können noch folgende Stellen hingefügt werden: „Der Herr wird dir die Sterbedrüse (Pestbeule) anhängen, der Herr wird dich schlagen mit Schwindsucht, Fieber, Hitze, Brunst, Dürre, giftiger Luft und Gelbsucht. Der Herr wird dich schlagen mit Drüsen (Geschwüren) Aegyptens, mit Feigwarzen, mit Grind und Krätze, daß du nicht kannst

heil werden. Der Herr wird wunderlich mit dir umgehen, mit Plagen auf dich und deinen Saamen, mit großen und langwierigen Plagen, mit bösen und langwierigen Krankheiten, und wird dir zuwenden alle Seuchen Aegyptens, dazu alle Krankheit und alle Plagen, die nicht geschrieben sind in dem Buch dieses Gesetzes." 5 Mose c. 28. „Ich will alles Unglück über sie häufen, sie sollen verzehret werden von Fieber und bitterer Seuche." 5 Mose c. 32 v. 23 f.

3) Zu den Worten: „Reue und Verdruß empfinde" p. 16 ist als Note hinzuzusetzen: Obgleich es 4 Mose 23, 19 heißt: Gott ist nicht ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue.

4) Bis zu welcher Tiefe der Abgeschmacktheit und Ungereimtheit in religiöser Vorstellung und Dichtung die Menschheit versinken könne, zeigen die spätern jüdischen Lehren und Erfindungen. Aus jüdischen Schriften (nach Eisenmengers entdecktem Judenthum) sind folgende Stellen: „der Tag hat zwölf Stunden: in den dreien ersten sitzet Gott und studiert im Gesetz. In den andern dreien Stunden sitzet er, und richtet die ganze Welt ꝛc. In den dritten dreien Stunden sitzet er, und ernähret die ganze Welt ꝛc. In den letzten dreien Stunden aber sitzet er und spielet mit dem Leviathan. *)" — „Moses der Prophet hat gesagt, als ich in die Höhe hinauf gestiegen war, sahe ich daselbst den Herrn aller Welt, welcher den Tag in vier Theile

*) Einem Seeungeheuer (Schlange oder Crocodill) — zur Erbeblung, wie ein Mensch mit einem Hündchen spielt.

theilt: drei Stunden ſtudierte er im Geſetz, drei Stunden hatte er mit dem Gericht zu thun, drei Stunden war er geſchäftig die Welt zu ernähren, aber in den dreien übrigen Stunden copulirte er die Männer mit den Weibern." —

„Der Rabbi Iſmael hat geſagt, ich habe den König der Könige aller Könige geſehen, ſitzend auf einem hohen und erhabenen Thron, und ſeine Heere ſtunden vor ihm, zu ſeiner rechten und linken Seiten; da ſprach der Engel, der Fürſt des Angeſichts, der da Metatron genennet wird, zu mir: Rabbi Iſmael, ich will dir das Maaß des heiligen und gebenedeyeten Gottes ſagen, welches vor allen Creaturen verborgen iſt. Seine Fußſohlen ſind alle Welt wie (Eſaias 66. v. 1.) geſagt wird: der Himmel iſt mein Thron, und die Erde mein Fußſchemel. Die Höhe ſeiner Fußſohlen iſt dreimahl zehntauſend Meilen ꝛc. Von ſeiner Fußſohlen bis an ſeine Ferſen ſind tauſendmahl zehn tauſend und fünf hundert Meilen. ꝛc. Von ſeinen Ferſen bis zu ſeinen Knieſcheiben ſind neunzehnmahl zehn tauſend tauſend, und vier Meilen an der Höhe ꝛc. Von ſeinen Knieſcheiben bis an ſeine Hüften ſind zwölfmahl zehn tauſend, und tauſend und vier Meilen an der Höhe ꝛc. Von ſeinen Hüften bis zu ſeinem Hals ſind vier und zwanzig tauſendmahl zehen tauſend Meilen ꝛc. Die Höhe ſeines Halſes iſt dreyzehen tauſendmahl zehen tauſend und achthundert Meilen ꝛc. Sein Bart iſt eilf tauſend und fünfhundert Meilen (lang) ꝛc. das Schwarze in ſeinem rechten Auge iſt eilf tauſend und fünf hundert Meilen (lang) und alſo auch das im linken (Auge) ꝛc.

Seine rechte Hand iſt zwey und zwanzig mahl zehen tauſend, und zwo Meilen (lang) gleichwie auch ſeine linke ꝛc. Von ſeiner rechten Schulter, bis zu ſeiner linken Schulter, ſind ſechzehen tauſend mahl zehen tauſend (oder hundert und ſechzig tauſendmal tauſend) Meilen ꝛc. Von ſeinem rechten Arm bis zu ſeinem linken Arm, ſind zwölf tauſend mahl zehen tauſend (oder hundert und zwanzig tauſend mahl tauſend) Meilen ꝛc. Was die Finger ſeiner Hände betrifft, ſo ſind alle zuſammen zwölf tauſendmahl zehen tauſend Meilen lang ꝛc. Hierauf folget allda ferner: Der Rabbi Iſmael hat zu mir, vor ſeinen Lehrjüngern geſagt, ich und der Rabbi Akiva ſind Bürgen in dieſer Sache, daß ein jeder, der dieſe Maaß unſers Schöpfers, und das Lob des heiligen gebenedeyeten Gottes weiß, verſichert ſey, daß er ein Kind der zukünftigen Welt (des ewigen Lebens) ſeyn werde." *) — „Zu derſelben Zeit (bey Zerſtörung des Tempels zu Jeruſalem) weinte Gott, und ſagte: wehe mir! was hab ich gethan: ich hatte meine Majeſtät drunten wegen Iſraels wohnen laſſen, nun aber, da ſie geſündiget haben, habe ich mich wieder in meinen erſten Ort begeben, und bin (das doch ferne ſeyn ſollte) den Heiden zum Gelächter, und den Geſchöpfen zum Geſpött worden. In derſelben Zeit kam der Metatron, fiel auf ſein Angeſicht, und ſprach vor ihm: O du Herr der Welt! ich will weinen, du aber

*) Auch hier wird die Verheißung ewiger Seeligkeit an einen Glauben geknüpft, und an welchen Glauben!

ſollt nicht weinen. Darauf ſagte ihm Gott, wann du mich nicht weinen läſſeſt, ſo will ich mich alſobald in einen Ort begeben, dahin du keine Macht zu gehen haſt, und will weinen, wie (Jeremia 13. v. 17.) geſagt wird: Wollt ihr aber ſolches nicht hören, ſo muß meine Seele doch heimlich weinen." — „Sie (die Erzväter auf Befehl Gottes) weineten alſo und giengen von einer Thüren zu der andern, wie ein Menſch, deſſen Todter vor ihm lieget: und Gott klagte, und ſprach, wehe dem König, der in ſeiner Jugend glücklich, im Alter aber unglücklich iſt." — „Zu derſelbigen Zeit giengen die dienſtbaren Engel hinein (zu Gott) ihn zu tröſten, er wollte aber keinen Troſt annehmen." — Im Jalkut Schimoni ſteht, wie Gott bey Anzündung des Tempels ſey gewarnt worden hinaus zu gehen, damit er nicht verbrenne: „In der Stunde, da die Heiden hineingegangen, und das Feuer in dem Tempel angezündet, ſaß Gott und weinete und ſprach, was ſoll ich thun? Da trat der Aſaph hinein zu ihm, und ſprach zu ihm, o du Herr der Welt, das Feuer brennet in deinem Haus und du ſitzeſt! ſtehe auf und gehe aus deinem Haus."

Etwas Albernere, als dieß von den Juden Gelehrte und Geglaubte kann es nicht geben, die ſpätern Juden trieben aber die Abſurdität, die ſich ſchon in den bibliſch-jüdiſchen Vorſtellungen und Dichtungen findet, nur auf die Spitze, und es iſt kaum weniger ungereimt, wenn bibliſcher Erzählung zu Folge Gott von Moſes wie ein ſchwacher Regent von ſeinem Günſtling gelenkt wird, ihn um die Erlaubniß bittet, ſeine Wuth losbre-

chen zu laſſen, und durch denſelben von unbeſonnenen Aeuſſerungen des Zorns und der Rachgier abgehalten wird, — welche ſchon oben bezeichneten Stellen ich diejenigen meiner Leſer, welche ſie nicht im Gedächtniß haben, nachzuſchlagen bitte, um ſich von der Fülle des Unſinns und der Abgeſchmacktheit zu überzeugen, die darin iſt, — oder wenn Gott in eigener Perſon herumgeht, um die Kinder der Aegypter zu erwürgen, und, damit er bey dieſem Geſchäfte nicht irre werde und die Wohnungen der Juden von denen der Aegypter unterſcheiden könne, die Juden ihre Thüren mit Blut bezeichnen müſſen, oder wenn Gott im Buch Hiob zum Satan ſagt: „du haſt mich bewogen, daß ich ihn (Hiob) ohne Grund verderbet habe" und ſo fort. Zwar wird in der Bibel das Maaß der Körpergröße Gottes nicht angegeben, doch wiſſen wir aus ihr bereits, daß er einen menſchenähnlichen Körper habe, von deſſen Rückſeite er ſeinem Liebling Moſes etwas habe erblicken laſſen (2. Moſ. 33, v. 23.), daß er dieſem beym Vorübergehen die Hand vor die Augen gehalten (ebendaſ. v. 22. 23.) und daß Moſes auf einem Felſen Platz gehabt habe neben Gott zu ſtehen (ebendaſ. v. 21. wo Gott ſagt: Siehe es iſt ein Raum bey mir, da ſollſt du auf dem Felſen ſtehen) — daß er im Paradieß in der kühlen Tageszeit ſpazieren gegangen ſey — daß er zwiſchen Himmel und Erde auf und niederſchwebe, und um etwas auf der Erde beſehen und unterſuchen zu können, vom Himmel herniederfahren müſſe (1 Moſ. c. 35, v. 13. c. 11. v. 5.: „Da fuhr der Herr hernieder„ daß er ſähe die Stadt und den Thurm, den die Menſchen-

linder bauten" c. 18. v. 21.: „Ich will hinabfahren und sehen, ob sie alles gethan haben nach dem Gerüchte, das vor mich gekommen ist, oder obs nicht also sey, daß ichs wisse" — 2. Mos. 19. v. 11. und 26. Apostelgesch. 7, v. 34.) u. s. w. So sind auch mehrere neutestamentliche Wundergeschichten, wie die vom verfluchten Feigenbaum, von der Fahrt der Teufel in die Säue, von dem Fisch mit dem Geldstück im Munde ꝛc., von der Art, daß sie einem gebildeten Geschmack selbst als Dichtungen widerstehen.

5) In der Predigt, auf welche sich diese Schrift bezieht, giebt sich die gewöhnliche Ansicht von der menschlichen Willensfreiheit kund, daß nämlich der Mensch vermögend sey, sich durch sich selbst zum Guten und Bösen zu bestimmen. Ich habe diese Ansicht im Allgemeinen gelten lassen und für philosophische Erörterungen dieses Gegenstandes ist hier nicht der geeignete Ort. Nur dieß will ich noch bemerken, daß durch festausgesprochene neutestamentliche Lehren alle menschliche Willensfreiheit verneint und somit alle Zurechnungsfähigkeit aufgehoben werde. Der Mensch — lehrt die Schrift — hat von Natur keinen Sinn fürs Göttliche (1. Korinth. 2, 14.) und kann ohne Gottes Gnadenwirkung aus seiner natürlichen Blindheit und Sündigkeit nicht heraus; er kann aus eigener Kraft (durch freie Selbstbestimmung) sich nicht zum Guten wenden (2. Korinth. 3, v. 5.), kann aus sich selbst das Gute weder wollen noch thun, sondern beides ist Gottes Werk in uns. Gott wirket in uns das Wollen und Vollbringen (Philipp 2. v. 13.), es liegt nicht an Jemandes Wollen

oder Laufen, ſondern an Gottes Erbarmen (Röm. 9, v. 16.), der Menſch kann ſich nichts nehmen, es wird ihm alles verdienſtlos durch Gottes Gnade verliehen und Gott will, daß er ſich keines Verdienſtes ſolle rühmen können. So iſt auch der Glaube nicht unſer Verdienſt, ſondern „Gottes Gabe“ — „die Wirkung ſeiner mächtigen Stärke“ (Epheſ. 1, 19. und 2, 8.) *), Gott erbarmet ſich, weſſen er will und verſtocket, wen er will (Röm. 9, 18). So iſt denn Gott allein Schuld daran, wenn ein Menſch ſich nicht bekehrt und ſeelig wird **), der Menſch kann nichts dazuthun, es hängt alles von Gottes rein willkührlicher Erwählung oder Verdammung ab, wie dieß nach den beſtimmteſten Erklärungen des Apoſtels Paulus nicht geläugnet werden kann. An dieſe Stellen glaubt demnach Herr Pfarrer Kindler und die übrigen Theologen, die ſich der ganz gemeinen Anſicht von Willensfreiheit bedienen, nicht, oder wenn er daran glaubt, ſo ſpricht er anders, als er glaubt. Freilich wird auch wieder an andern Bibelſtellen ſo geſprochen, als wäre der menſchliche Wille frei, das Gute wird von des Men-

---

*) Vergl. Arndts wahres Chriſtenthum. 2. Buch Cap. 51.

**) Römer 9, 9, 19. heißt es: „So ſageſt du zu mir, was ſchuldiget er (Gott) denn noch? Wer kann ſeinem Willen widerſtehen?“ Und welche Antwort giebt der Apoſtel auf dieſe Frage? Folgende gräßliche: „Ja, lieber Menſch, wer biſt du denn, daß du mit Gott rechten willſt? Spricht auch ein Werk zu ſeinem Meiſter, warum machſt du mich alſo? Hat nicht ein Töpfer Macht über den Thon aus Einem Klumpen zu machen ein Gefäß zu Ehren und das andere zu Unehren?“

schen eigener Willensbestimmung und Anstrengung gefordert und ihm nach Verdienst für sein Gutes Lohn, für sein Böses Strafe zugemessen. Allein das gehört zu den Widersprüchen der Bibel, deren schon mehrere erwähnt wurden, und durch die sich unsere Frommen nicht beunruhigen lassen. Mögen ihre Ansichten den bestimmtesten Lehren der Schrift schnurstracks entgegenstehen, so bekümmert sie das eben so wenig, als daß die Bibel mit sich selbst im offenbarsten Widerspruche steht.

Druckfehler.

Seite 24 Zeile 18 st. errungenen l. errungene.
— 32 — 8 st. Thüren l. Thüre.
— 33 st. Kannt l. Kant.

Diejenigen Leser, welche meine „Andeutung eines Systems speculat. Philos." besitzen, bitte ich in ihrem Exemplar dieser Schrift folgenden sinnverändernden Druckfehler zu verbessern. Vorn herein p. VII. Zeile 15. statt immer mehr ist zu lesen nimmermehr.

D10 1

(Ein dramatisches Gedicht, in Bezug zu Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.)

Semiramis.

Frankfurt am Main,
Verlag von Siegmund Schmerber.
1836.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

An

Bettine.

Sah wohl manche ſchiefe Miene,
Hörte manchen harten Spruch
Ueber Göthe und Bettine,
Ueber Brief und Tagebuch.

Selbſt des Lobes reiche Spendung
Nahm zuweilen falſchen Lauf
Oder trat in feiner Wendung
Als geheimer Tadel auf.

Und deſſelben Sterns Erſcheinen
Bot verſchiedenen Genuß;
Lucifer war er dem Einen
Und dem Andern Hesperus.

Jetzt in deinen Zaubergärten
Sieheſt du den Dritten ſteh'n,
Lächelnd ob des Lebens Härten
Hin zu deinen Blumen geh'n.

Sieheſt ihn mit kühnen Händen
Blüthen an einander reih'n,
Dir aus deinen eignen Spenden
Einen Kranz, Bettine, weih'n.

Iſt vom friſchen Blätterglanze
Manches, Vieles auch verbleicht:
Zürne nicht darum dem Kranze,
Den der reinſte Dank gereicht.

Blicke lächelnd auf ihn nieder,
Holde, kühne Dichterin!
Dieſe Blumen, dieſe Lieder
Sind dein eigen: nimm ſie hin!

Erſter Theil.

I.

Simmas.

Der ganze Himmel düſter; Blitz auf Blitz
Durchbricht die Nacht, die nahen Donner rollen:
Es gibt ein ſtarkes Wetter; ſchon erbrauſt
Der Sturm in's Thal und ſchwere Regentropfen
Verkünd'gen die Entladung jener Wolke.
Sind doch die Heerden alle heimgekehrt?

Chesed.

Die letzte kam vor wenigen Minuten.

Simmas.

Wo iſt Semiramis?

Chesed.

Wie kann ich's wiſſen?
Du kenneſt ja die ſonderbaren Launen,
Die ſie ſo oft aus unſerm Thale treiben
Und ſie in Nacht und Tag gewaltſam jagen,
In Sonnenglanz und in Gewitterdunkel.

Simmas.

So eben pocht's am Thore! Sie vielleicht —

Chesed.

Sie nicht! Ihr ist es lieber, über Mauern,
Als durch das Thor die Wohnung zu betreten.

Simmas.

Ein sonderbares Mädchen, ja, das ist sie:
Wie ihre Herkunft, so auch ihr Getreibe.
Doch öffne! Einen müden Wanderer
Hat uns vielleicht das Wetter zugetrieben.

Chesed.

Schon ist's geschehn. — So! Tretet nur herein!
Ach Götter! Ganz durchnäßt, an allen Gliedern
Erzitternd! Kommet! setzt euch an den Heerd
Und trocknet euch!

Evil.

Ja wohl durchnäßt und zitternd,
Betret' ich euer mir willkommnes Haus.
Das ist abscheulich Wetter! Hätte doch
Der Wind mich fast gepackt und von der Höhe
Zu euch herabgetrümmert! — Hunger, Durst
Und Müdigkeit, das sind drei andre Plagen,
Die uns das allerliebste Reisen bietet!
Allein mir ward mein wohlverdientes Recht.
Was ließ ich durch Bewundrung Syriens,
Durch Ausrufungen über Libanons
Erhabne Cedernhaine mich beschwätzen,
Behaglichkeit mit Unruh' zu vertauschen
Und in der Ferne jenes Glück zu suchen,

Das uns der Heimath ſüßere Gewohnheit
In gröſſeſter Bequemlichkeit bereitet. —
Doch ſaget! Habt ihr friſche Butter, Milch
Und Käſe? oder etwa Hammelsbraten?

Simmas.

Was wir beſitzen, ſeht, ſchon bringt es euch
Mein Weib.

Chefed.

Und herzlich gern! Begnüget nur
Euch mit dem Wen'gen, was der Augenblick
Zu reichen gönnet; morgen wollen wir
Euch reichlicher bedienen.

Evil.

Gut, ſchon gut!
Die Milch, die Butter friſch — der Käſe ſchmackhaft —
Das Brod nur etwas trocken.

Chefed.

Uebermorgen
Wird friſch gebacken.

Evil.

So? nicht alle Tage?
Ei nun, auf Reiſen muß man ſich beſcheiden!

Simmas.

Auch ſcheint's euch dennoch wohl zu ſchmecken, Herr!

Evil.

O ja, der Hunger würzet jede Speiſe,
Und hungrig bin ich. Dieſe ſcharfe Luft,
Die ſich auf euerem Gebirge lagert,

Der Wege Holprigkeit, die jedem Schritte
Den Sturz von steilem Abhang droht, und dieses —
Ich weiß nicht was? — dies Unbequeme selbst,
Das ich den ganzen Tag bejammerte,
All dieses mag doch Einen Vortheil haben:
Den Appetit.

Simmas.

O, bleibet nur bei uns,
Ergeht euch jeden Tag auf unsern Bergen,
Und jeder Tag ist euer bester Koch.

Evil.

Das wäre mir doch etwas zu beschwerlich.
Auch faßt mich oft ein Schwindel; ja, so zart
Sind meine Nerven, daß ich selbst den Fremden
Nicht ohne Zittern einen steilen Felsen
Erklimmen sehe. Heut' erst, welch ein Schrecken!
Ich gehe, wie man's nennet, in Gedanken
Den schmalen Weg, der sich durch niedres Buschwerk
In euer Thal verlieret: was erblick' ich?
Auf Felsen, welche jeden Augenblick
Sich in das Thal zu stürzen scheinen, schwebt —
Wie sag' ich: schwebet? — tanzt in kecken Sprüngen
Von Riff zu Riff ein Mädchen, klettert plötzlich —
Ein jeder Schritt war tödtliche Gefahr —
Die schroffe Spitz' empor und blicket dort,
Als wäre nichts geschehen, nichts zu fürchten,
Mit lästerlicher Ruhe in die Tiefe.
Im Sturme sah ich ihre Haare flattern,
Sah jeden Augenblick im Geist sie stürzen:
Sie aber schaute lächelnd zu mir nieder
Und — sang sogar; was? hab' ich nicht verstanden.

Simmas.

Das war Semiramis!

Evil.

Semiramis?

Chesed.

Ja, unsre Tochter, Herr; denn Niemand sonst
Kann jenes Mädchen sein, das ihr gesehen.

Evil.

Und wie? das sagt ihr so getrost, so ruhig,
Als sei das Mädchen fremder Leute Kind?

Simmas.

Gewohnt schon sind wir dessen, Herr, was euch
So sehr erschreckte.

Evil.

So? gewohnt? Das ist mir
Ein herrliches Gewohntsein — ich versteh'
Euch nicht —

Chesed.

Ja seht, mein werther Herr! gewohnt
Sind wir an unsrer lieben Tochter Alles,
Was sonderbar und ungewöhnlich scheint.
Als kleines Kind schon hatte sie viel Eignes.
Muthwillig war sie bis zum Uebermaaß
Und ihrer Launen aufgewecktes Spiel
Gefiel sich frühe schon in Neckereien,
Die jetzt noch Manchen reizen oder ärgern;
Doch schienen ihre Schelmereien selbst
Erholung nur des räthselhaften Triebs,
Der öfter jedem Umgang sie entfremdet.

Wenn andre Mädchen spielten, tanzten, schwätzten:
Da wälzte sie mit kind'schem Uebermuth
Sich im Getraide, drückte Alles nieder
Und riß die Blumen mit den Wurzeln aus,
Nicht etwa, einen bunten Kranz zu flechten:
Sie warf in's Wasser sie und ließ sie schwimmen.
Auch legte sie sich stundenlang in's Gras,
Mit Blüthenzweigen in dem Mund, umsummt
Von Bienenschwärmen, glaubte fest und ruhig:
Sie würden nie die kleine Freundin stechen.
So ging es fort in immer keckrer Laune
Zu jeder Jahres-, jeder Tageszeit.
Wer mochte sie im heißen Strahl des Mittags
Vom glüh'nden Felsen reißen? wer, wie sie,
Die steilsten Höh'n erklimmen? wer mit ihr
Der Bäume Wipfel stürmen und sich dort
Auf schwankem Ast in Schlummer wiegen lassen?
Und glaubte man am Abend sie ermüdet:
Der Sternenhimmel trieb sie wieder auf.
Die ganze Gegend rings, so weit wir sie
Ermessen, ward ihr Bett. Ob sie am Ufer,
Umspühlt von Wellen, oder ob auf Felsen,
Vom Thau befeuchtet, schlummere: das ist
Ihr einerlei.

Evil.

Genug! genug! Ich mag
Nicht Weitres hören! Um der Götter willen!
Ich habe gegen sonstige Gewohnheit
Der langen Rede Poesei gehorchet:
Nun aber kann ich länger mich nicht halten!
Ihr sprechet da von lauter tollen Streichen
Und scheinet fast euch deren noch zu rühmen.

Was soll dem Mädchen dieses vagabunde
Umhergeläufe, dieses Felsenklimmen,
Dies unanständge Baumgekletter? was
Dies närr'sche, dies phantastische Getreibe
Bei Tag und Nacht, bei Mond- und Sonnenschein?

Simmas.

Was es ihr soll, das, freilich, weiß ich nicht;
Doch, Herr, kann ich ihr die Natur verschließen?

Evil.

Natur! Natur! Was nennt ihr denn Natur?
Die Butterpflänzchen oder Gänseblümchen,
Die Ebnen, Höhen, Lerchen, Nachtigallen,
Das Froschgequacke und des Ungeziefers
Gekrabbel? Ist ein abendlich Gespräch,
Geselligkeit und Witz nicht auch Natur?
Kann man sich nicht, — wenn Sonne, Mond und Sterne,
Wenn Schluchten, Felsen, Wiesen, Hain' und Thäler
So würdig unserer Betrachtung sind —
Von allem dem gemüthlich unterhalten?
Und ist wohl eines Berges Spitze deshalb
Nur reizend und erhaben, weil wir sie
Mit Schweiß, am Ende mit Gefahr erstiegen?
O schweigt mir doch von allen den Genüssen,
Die nur geschraubte Phantasieen heucheln!
Und vollends für ein zartes Mädchen eignet
Sich solche Erd- und Himmelstürmerei
Nicht im Geringsten. Soll sie denn ein Mann
Euch werden?

Simmas.

Ja, das ist es eben, Herr!
Oft glaub' ich selbst: sie sei zum Mann geboren.

Erſt neulich, hört nur! Aus Arabien
Wird für den König ein Geſchenk von Roſſen
Durch unſer Thal geführt. Der Pferdelenker,
Wie ſolche Leute gern mit Mädchen ſcherzen,
Ermuntert unſere Semiramis
Sich auf das eine Roß zu ſchwingen. Kaum
Geſagt, gethan. Und kaum gethan, ſo nimmt
Das Pferd reißaus und jagt in wilden Sprüngen
Das Thal hinab, entſchwindet unſern Augen.
Schon halten wir das liebe Kind verloren:
Da ſprengt es raſch, deſſelben wilden Flugs,
Zu uns zurück. Erbleichet ſtanden Alle,
Erbleicht der Führer ſelbſt; ſie aber fragte:
Was iſt geſcheh'n? — „Der Gaul iſt durchgegangen!“ —
Das hab' ich nicht gewußt! war ihre Antwort.

Evil.

Und wollt ihr nun noch einen ſtärkeren
Beweis für meine wohlgemeinten Worte?
Ein unnatürlich Zwitterſpiel, ein Mannweib,
Das werdet ihr erziehen, wenn ihr ferner
Das Mädchen noch gewähren laßt. Ich bitte,
Beſchwör' euch d'rum bei Allem, was euch heilig:
Hemmt eurer Tochter ungeſtümen Sinn!
Gemüthlich Weſen, zarte Weiblichkeit,
Am Ende noch Moralität der Jungfrau
Iſt auf dem Spiele.

Cheſed.

Herr, verzeihet mir,
Wenn ich nicht ganz mich eurem Sinn bequeme.
Ein glattes, feingegliedert Rehchen iſt
Semiramis, unbändig in Begierden,

Doch zahm und freundlich jedem Liebenden.
Was thut's, wenn Mancher sie auch nicht versteht,
Wenn wir den Geist nicht kennen, der sie oft
In Träume senkt, der sie die Mitternacht,
Wenn andre Leute schlafen, wachen heißt?
Ein gutes, liebes Kind blieb sie uns stets,
Und wenn wir oft am frühen Morgen dachten:
Es habe sie ein Fremder uns entführt,
Sie habe uns und unsre Lieb' vergessen:
Da war das Stübchen, das den Morgentrank
Uns bot, mit frischen Zweigen ausgeschmückt,
Die sie in frühster Dämmrung uns geschnitten.

Evil.

Mit Müttern sei — Erfahrung lehrt's — kein Streit!
D'rum wend' ich an den Vater mich allein;
Ja, würde nicht die freundliche Bewirthung
Mir auferlegen, euch durch meinen Rath
Mich dankbar zu beweisen: schwieg' ich jetzt;
Denn schon erdrückt mich fast der schwere Schlaf.
D'rum kurz und gut! Wollt ihr der Tochter Schwärmen
Ein Ende setzen: fraget sie vor Allem,
Was es denn sei, das sie zur Närrin mache?
Wer weiß? die Jungfer ist am Ende schon
Verliebt! Und wenn auch nicht, so folget mir:
Vermählt sobald, als möglich, die Verrückte!
Das ist der einz'ge Weg, sie in's Geleis
Des Anstands, der Vernünftigkeit zu bringen. —
Nun gute Nacht! — Wo ist mein Lager?

Chesed.

Hier!
Das schönste Zimmer ist euch eingeräumt.

Vergeßt der Reiſe Mühen und empfangt
Den ſchuld'gen Dank für euere Belehrung!

Evil.

Wenn ſie nur fruchtet!

Simmas.

Etwas Wahres iſt —
Ich fühl' es — an dem Allem, was ihr ſagtet.
Verlaßt euch deß; ich rede mit dem Mädchen.

Cheſed.

Heirathen aber kann ſie jetzt noch nicht!
Bedenket nur! Ihr werfet uns die Sache
So plötzlich hin, und noch kein Hausgeräthe,
Noch nichts, was ſie bedürfte, iſt bereit.
Ich wüßte nicht, wie ich . . .

Evil.

Das wird ſich finden!

II.

Simmas.

Sie ſchlummert. Doch ein Wölkchen nur umſchattet
Den leiſen Traum, der ſie umfängt und weckt. —
Soll ich dem Rath des fremden Mannes folgen? —
Es ſei! — Sie regt ſich — wacht. Semiramis!

Semiramis.

Mein Vater!

Simmas.

Guten Morgen, liebes Kind!
Du biſt uns lange diesmal weggeblieben;
Kaum eine Stunde, daß du heimgekehrt.

Semiramis.

Es war ſo ſchön dort auſſen in der Nacht!
Vom letzten Roth die Gipfel angehauchet,
Schlaftrunken rings der Pflanzen müde Pracht,
Die ganze Welt in ſanfte Ruh' getauchet:
Da trieb mich's fort aus enggeſchloßnem Haus
In's ſtumme Thal, zur ſtillen Höh' hinaus.

Noch hab' ich nicht der Felsen Haupt erreicht:
Da dröhnt es dumpf und die Gewitter blitzen;
Vom Sturm gehoben, wie ein Vogel leicht,
Entschwing' ich rasch mich auf die letzten Spitzen,
Und nieder blick' ich in die bange Welt,
Umnachtet jetzt, und jetzt von Gluth erhellt.
Und endlich schleudert seinen letzten Strahl
Dem Tagesgrauen das Gewölk entgegen,
Beruhigt lacht ein morgentliches Thal
Und ausgebreitet liegt des Himmels Segen.
Der Sinne höchste Lust war mein Gebet:
Ach, zürnest du, daß es das Kind gesteht?

Simmas.

Wie könnt' ich zürnen, meine liebe Tochter!
Bekümmert nur bin ich zuweilen, Theure,
Es möchte dir dies ruhelose Wandern,
Dies allzukühne Jagen auf den Bergen
Bei Tag und Nacht einmal gefährlich werden.
Auch frag' ich offen: Sprich, was ist es, Kind,
Das so gewaltig dich bewegt und dränget?
O, sag' es mir! Was es auch immer sei,
Vertrau's dem Vater, der sein höchstes Kleinod,
Der Götter schönste Gab' in dir umarmt.

Semiramis.

Wie kann ich dir das Namenlose nennen,
Das mich von frühster Kindheit an umschwebt?
Mein Vater, ach, wie soll ich dir bekennen,
Was unbewußt nur in mir herrscht und lebt?
Des Geistes Blick, von innerm Licht gefangen,
Blieb still entzückt an dessen Strahlen hangen,

Und jedes Traumes ſanftgewohnte Klarheit
Beſpiegelte im Wachen ſich als Wahrheit.
Wie oft, wenn ich die Augen zugeſchloſſen,
Erblickt' in mir ich eine große Welt;
Von Unbegränztem ſah ich mich umfloſſen,
Doch dem Gefühl die ſchöne Form geſellt.
Die Sterne zogen wie auf dunkeln Fluren
Vorbei in reinen, geiſtigen Figuren,
Die hinter Mälern, hinter Denkgeſtalten
Hinunter in ein Meer von Farben wallten.
Es blühten Blumen auf, und goldne Schatten
Bedeckten ſie vor einem weiſſen Licht;
So drängte wie auf zauberiſche Matten
Sich Bild auf Bild, Geſicht ſich auf Geſicht.
Oft hört' ich auch ein feines Silberbeben
Allmählich ſich zu Sturmesklang erheben,
Und rufen ſtrahlet, öffn' ich dann die Blicke
Die Wirklichkeit den ſchönen Traum zurücke.

Simmas.

Doch einen Traum nur! — Ach, geliebte Tochter,
Das Leben ſelbſt verlanget wachen Ernſt.
So ſchön ſie ſeien, deine Phantaſieen,
Nur Nebel ſind ſie, die das Abendroth
Der Kindheit ſchmücken, doch bei'm Morgenſtrahle
Des reifern Alters in ein dunſtig Nichts
Zerfließen oder oft den ganzen Himmel
Der nächſten Tage traurig nur umdüſtern.
Entreiſſe dieſen Phantaſieen dich,
Mein Kind, und ihrem goldnen Truge!
Erwach' aus dieſem träumeriſchen Schlummer
Zum lichten Tag der Wirklichkeit und Wahrheit!

Semiramis.

Vom eignen Lebensgeiſte ſoll ich ſcheiden?
Erlöſchen ſoll dies innre Seelenlicht?
Ach, Vater, heiß mich alles Andre meiden;
Doch dieſes Eine — ich vermag es nicht,
Und was ich ſah in voller, lichter Klarheit,
Iſt nicht ein Trug, iſt Wirklichkeit und Wahrheit.
Ja, Alles, Alles will ich dir vertrauen,
Was ich empfunden, was ich je gelebt;
Du ſollſt mit mir die heil'gen Geiſter ſchauen,
Die wirklich einſt Semiramis umſchwebt.
O lächle nicht ungläubig meinen Worten,
Tritt fromm und ernſt zu meines Tempels Pforten!
Du kennſt den See, in deſſen ſtiller Mitte
Ein Felſenaltar aus den Wellen blickt
Und dem der Tempel nach der alten Sitte
Am großen Feſt die Götterbilder ſchickt.
An jenem Feſte war's, daß ich geſehen,
Was meine Lippen zagend nur geſtehen.
Der Abend tauchte zu den Blumen nieder,
Die eben erſt der Wallfahrt Fuß zertrat;
Nur aus der Ferne tönten noch die Lieder,
Erglänzte noch des Zuges Feſtornat,
Bis immer ſchwächer Beten und Pſalmiren
Im Tempel ſelbſt allmählich ſich verlieren.
Dort traten jetzt die Maſſen auseinander,
Wie Spreu zerſtäubte die Prozeſſion;
Nach allen Seiten wogte das Gewander,
Statt Bußgeſängen tönten Späße ſchon:
Die Audienz der Gottheit war geendet,
Das luſt'ge Volk zum alten Scherz gewendet.
Und endlich war es ſtill auf jedem Pfade,

Die ſtumme Welt und ich in ihr allein;
Den nächſten Nachen band ich vom Geſtade
Und legte wie zum Schlummer mich hinein;
Ein leiſes Wehen hob die ſchwanke Bahre
Und trug auf ſanfter Fluth ſie zum Altare.
Da treibt's empor mich aus der Ruhe wieder
Zum Fels, den noch ein Opferkranz umflicht;
Von Geiſterahnung beben meine Glieder,
Doch faſſ' ich mich und meine Lippe ſpricht:
„Kommt nur heran, ihr allgewalt'gen Geiſter!
„Nicht wehr' ich mich: ſeid meine Herrn und Meiſter!"
Da hört' ich aus unſäglichem Getöne
Entreiſſen ſich der Geiſter ganze Schaar;
Sie trennten ſich in unnennbarer Schöne
Und ſchwebten glänzend rings um den Altar,
Verdufteten durch himmliſch blaue Lüfte
Ihr Silberlicht auf Fluthen und Geklüfte.
Und wie in Blumen ſprangen auf die Wellen,
Die Geiſter öffneten den zarten Mund;
Doch all ihr Sprechen war nur leiſes Schwellen
Von ſanfter Schönheit in der Seele Grund;
Mit dem Verſtande konnt' ich's nicht erfaſſen,
Demüthig ſtill nur auf mich wirken laſſen.
Jetzt, über all dies ſchwindle Glanzesweben
Beug' ich mich knieend, lauſch' mit jedem Sinn:
Da zittert plötzlich durch die Fluth ein Beben
Und alle Geiſter ſchau'n zur Mitte hin,
Aus welcher ſich, wie aus kryſtallnem Kranze,
Ein Weib erhebt in majeſtät'ſchem Glanze.
Ein tiefer Ernſt beherrſchte ihre Mienen,
Wehmüthig wandte ſie den Blick auf mich;
Doch ihre ſchmerzerfüllten Züge ſchienen

Allmählich milder, endlich mütterlich.
Kein Laut entschwebt' ihr; doch ihr ganzes Wesen
Ließ mich ein liebendes Verlangen lesen.
Was sie gewollt? Ich weiß es nicht in Worten,
Doch in der Seele innerstem Gefühl;
Es leuchtet mir, wie Licht an dunkeln Orten,
In Einsamkeiten und im Weltgewühl,
Und nur in ihm konnt' ich seitdem verstehen,
Was früher nie mein ird'sches Aug' gesehen.

Simmas.

Ja, wundersam sind diese Nachtgesichte;
Mit Himmlischen nur scheinst du umzugehen.
Ein dunkles Ahnen sagt mir, daß die Göttin
Des See's, daß Derketo dich angeschaut,
Und meine Blicke schweifen in die Felsen,
In denen einst die Hirten dich gefunden.
Du staunst mich an — Semiramis, vernimm
Denn Alles, was ich dir bisher verschwieg.
Dein eigenes Vertrauen löset jetzt
Das Siegel, das ich sonst wohl nie zerbrochen.
So wisse! Du bist nicht mein eignes Kind.
Im Herzen nennen wir dich unsre Tochter:
Doch unsre Ehe hat dich nicht gezeugt.
Es war an einem stillen Abend, als
Die Sennen, heimgekehrt aus dem Gebirge,
An unsern Heerd dich brachten — Du entfliehst? —
Wohin? . . . . .

III.

Semiramis.

Und ſo ſteh' ich denn verlaſſen,
Bin ein älternloſes Kind,
Mir allein nur überlaſſen:
Sagt, wo ich die Heimath ſind'?

Ach, kein Obdach in der Liebe
Hab' ich, Niemand kennet mich,
Und des Herzens heiße Triebe
Heben ohne Eindrung ſich.

Ja, ich weiß es ſchon: Ach, immer
Werd' ich traurig und allein,
Und in all dem Weltgeſchimmer
Nur mißkannte Waiſe ſein.

Dorten ſank die Sonne nieder,
Und das Erdendunkel hält
Ihr gefangen das Gefieder —
Aengſtlich ſtill iſt's auf der Welt.

Heimlich ſcheue Sehnſucht ſteiget
Aus dem düſtern Nachtrevier;
Doch nur unerreichbar neiget
Jener Abendſtern ſich ihr.

Und ich fühl' es, daß das Leben
Selber ein Gefängniß ſei;
Kümmerliche Fernſicht geben
Kaum ein Paar Gegitter frei.

Nur in eigner Seele ſchauet
Der Gefangne Freiheitslicht,
Alles ſonſt iſt ihm verbauet —
Ach, er trägt es länger nicht!

Nur Eines ſei mir einſt gewähret!
Das Eine, was das Herz begehret,
Wenn manchmal die beengte Bruſt
Aufſchreien will vor Schmerz und Luſt.

Hier, wo des Thales kühle Schluchten
Die Einſamkeit gefangen halten,
Wo dort in tiefen Felſenbuchten
Die düſtern Nebelgeiſter walten,
Wo Berge über Berge ſich
Empören und zum Himmel klettern:
Da, wie ein Blitz aus dunkeln Wettern,
Durchzucket oft ein Jauchzen mich.

Das Eine ſei mir dann beſchieden:
Ein Freund — und ſei er noch ſo weit —
Dies wilde Jauchzen zu befrieden
In ſeliger Vertraulichkeit!

Sei gegrüßt mir, duft'ge Ferne,
Die du, ruhig hingelegt,
Meinem Herzen oft und gerne
Wunderſam Gefühl erregt.
Sanft gewiegt in Licht und Schatten,
Läſſeſt du mit Ahnungsgrauen
Meinen Blick auf ſchwanke Matten
Tiefverhüllter Zukunft ſchauen.
Aber dieſer Schauer wieget
Sich in ſanften Schmerz zurück,
Und in dieſem Schmerze lieget
Traum von ungemeßnem Glück.

Ja, die Wehmuth iſt der Spiegel
Alles Glückes, aller Luſt;
Wehmuth öffnet ſanft das Siegel
Unſerer geſchloßnen Bruſt.
Die geheimſten Wünſche ſchallen
Uns in ihrem Echo wieder,
Selber in des Glückes Hallen
Schimmert wolluſtvoll ſie nieder.
Ja, ſie öffnet ſanft die Siegel
Unſerer geſchloßnen Bruſt,
Und der tiefſten Wehmuth Spiegel
Iſt des Glückes höchſte Luſt.

Nur fort durch all dies muntre Regen
Der kaum erwecketen Natur,
Der ſtillen Einſamkeit entgegen
Zu jener ſanften Abendflur!
Iſt mir's doch oft, als hört' ich da:
„Komm' nur! der Liebſte, er iſt nah!"

Ach, er iſt nah! — Zu ſeinen Füßen,
Erzitternd von Beſeligung,
Würd' ich den Einziglieben grüßen
In heimlich düſtrer Dämmerung.
Und Alles, was ich war und lebte,
Das ſtreut' ich dann wie Blumen aus;
Er nähme ſie, und lächelnd webte
Vielleicht er ſie zu ſchönem Strauß ....

Nur immer fort durch all dies Regen
Der liebeglühenden Natur,
Der ſtillen Einſamkeit entgegen
Zu jener ſanften Abendflur!
Und ſchon iſt mir's, ich wäre nah:
Geliebter Freund, ach, biſt du da?

Wie ich den Geliebten rufe?
Seinen Namen weiß ich nicht;
Nur an seines Tempels Stufe
Harr' ich, bis er selber spricht;

Harre, bis er von den Höhen
Seines Throns hernieder steigt,
Die Gebeugte zu erhöhen,
Ihr zum Kuß die Stirne neigt.

Nicht der Seufzende, der Matte,
Der vor mir zu Boden sinkt,
Ist der heißersehnte Gatte,
Dem mein Lieben zugewinkt.'

Ach, ich will ja nicht besiegen —
Glück, wie könnt' ich es verleih'n?
Nur im Arm des Liebsten liegen,
Ihm mein ganzes Leben weih'n.

Oft schon sah ich vor mir stehen
Sein erhabnes Herrscherbild,
Sah ihn näher zu mir gehen,
Herrlich, ach, und doch so mild.

Und die Glückliche umfingen
Seine Arme weich und lind,
Bis die Augen übergingen
Diesem überselig'en Kind.

Herrlicher! du Ungenannter!
Ach! verkündige dich mir!
Sprich, du lieber Unbekannter,
Welchen Namen geb' ich dir?

IV.

Chor heimziehender Wallfahrer.

(in der Ferne verklingend.)

Zur Heimath tragen wir euch wieder,
Euch preisen unsre frommen Lieder,
Heilige, heilige Götter!
Ach, Alles, was wir sind und haben,
Sind eurer Gnade Liebesgaben,
Heilige Götter!
Die Opfer, die wir euch gesendet,
Die wir in hoher Flammen Pracht,
Ihr Himmlischen, euch dargebracht,
Sie seien uns zum Heil gewendet:
Beglücket unsre jungen Fluren
Mit Regen und mit Sonnenschein,
Und lasst von eurer Segnung Spuren
Auch dieses Jahr ein Zeuge sein,
Heilige, heilige, heilige Götter!
Ja, Alles, was wir sind und haben,
Sind eurer Gnade Liebesgaben,
Heilige Götter!
Zur Heimath führen wir euch wieder:
O, blicket huldvoll auf uns nieder,
Heilige, heilige.....

Simmas.

Verhallet iſt der letzte Sang des Feſtes —
Kommt! Lagert euch in's Grün! Nach alter Weiſe
Sei dieſe ſchöne Frühlingsnacht dem Scherz,
Der heitern Fröhlichkeit geweihet! Kommt!
Den Göttern haben wir das Ihrige
Gethan; ſie lächeln freundlich auf uns nieder,
Und jener Sterne heimliches Geſunkel,
Es winket uns zu traulichem Genuſſe.

Evil.

Zum traulichen Genuſſe — ja, ganz recht!
Und beſſer könnte dies berühmte Feſt,
Das meine Rückkehr in die Heimath noch
Verzögerte, wohl nicht geſchloſſen werden,
Als mit Benützung dieſer heitern Nacht.
Jedoch was ſeh' ich? Spröde Zierlichkeit
Zertrennet ſchon in Reihen Burſch' und Mägde!
Ei, ſchämet ihr euch nicht der Spielerei?
Ein jedes Mädchen blickt, ſo ſteif es thut,
Nach einem Manne, und das Herz des Burſchen
Verlangt ein Mägdlein, das ihn liebt und koſt.
O gebt mir fort! Ein Jedes wähle ſich
Sein Liebſtes! Wer, was er verlanget, birgt,
Der zeiget nur, daß er ſich deſſen ſchämt.
Auf! lagre ſich ein Jeder zu der Trauten;
Die Alten, nun, die haben auch geliebt,
Sie ſchämen jener Zeit ſich nicht und denken
Noch oft an ihre ſchönen Flittertage!

Ein alter Hirte.

Ja wohl! — Das war ein Wort zur rechten Stunde!
Komm', Alte! ſetze mir dich an die Seite!

Ein junger Hirte.

Ach Lia, darf ich mich zu dir gesellen?

Hirtin.

Doch willst du dann auch hübsch manierlich sein?

Ein Andrer.

Ich möchte wohl — erlaubst du es, mein Kind?

Hirtin.

Sei doch nicht gar so übertrieben höflich!

Ein Dritter.

Komm', Rahel, komm'; hier sitzt es sich vortrefflich!

Eine Hirtin.

He! Laban! hier ist Platz! nur her zu mir!

Evil.

Ei, seht einmal! Das ging ja ganz geschwind;
Halb laut, halb still ist jedes Paar gelagert:
Doch wie? Die kühne Felsenkletterin
So ganz allein? Ihr Burschе dort! Wae? bietet
Sich keiner ihr zum trauten Nachbar an?

Ein Hirte.

Wir möchten wohl: doch wer erkühnet sich,
Die stolze Maid zu bitten?

Ein Anderer.

Ja, erst letzthin!
Man meinet oft, sie wäre ganz vertraulich,
Zuthunlich fast: doch hört, was mir geschah!

Wir waren eben an dem Mittageſſen,
Das Glück — der Schelm! — es lagert mich zu ihr;
So freundlich war ſie und ſo dienſtgefällig:
Ich glaubte ſchon, ſie liebe mich ein wenig,
Und wagt' es, mit dem Fuße mich zu nähern;
Da, ohne daß ich's merkte, war er mir
An's Bein des Tiſches feſtgebunden! — Nein!
Ich wag's nicht mehr, auch heimlich nur zu nahen:
Mag ſie ſich ſelber ihren Nachbar wählen!

Alle.

Ja, ja! ſie ſelbſt ſoll ſich den Liebſten rufen!

Semiramis.

Ihr ſonderbaren Leute! weil denn Niemand
An meine Seite ſich zu lagern wünſcht:
So will ich ſelbſt mir die Geſellen nennen.
Seid ihr es Alle! und ein Liedchen will
Ich den Verliebten gern zum Opfer bringen.

Cheſed.

So iſt es recht, mein Kind! Wie lange ſchon
Verſtummten deine Mährchen! —

Evil.

In der That!
Begierig bin ich, was ſie...

Hirten und Hirtinen.

Stille! ſtille!

Semiramis.

Ein König war vor Zeiten,
Der hatte gar viel Land,
Den oft man einsam schreiten
Im Abendnebel fand.

Durch Dämmerung zu schweifen,
Das war so seine Lust;
In der Nacht umherzustreifen,
Es kühlte seine Brust.

Der König, hoch an Jahren —
Wer hätt' es wohl geglaubt? —
Er mußt' es noch erfahren,
Wie leicht man Herzen raubt.

Einst ging das Thal er nieder
In stiller Dunkelheit;
Es brauste das Bächlein Lieder
In des Königs Einsamkeit.

Und endlich, da hat sein Wallen
Ihn tief in den Wald gebracht;
Er sieht sich überfallen
Von rabenschwarzer Nacht.

Er rufet: doch kein Hören,
Bis jetzt ein fernes Licht
Durch schaurigdunkle Föhren
Die scheuen Strahlen bricht.

Und seine Schritte gelangen
An einer Hirtin Haus,
Die kommt mit dem Licht gegangen
Zur niedern Thür' heraus.

Als die der König geſehen:
Da war er gleich verliebt —
Und wer möchte widerſtehen,
Wem ſich ein König gibt?

Einer Nacht und noch viel andrer
Genoß das traute Paar;
Noch oft ein heimlicher Wandrer
Der alte König war.

Und der treuen Maid vergeſſen,
Das konnt' er nimmermehr;
Es raubt ihm unterdeſſen
Gar viel der Feinde Speer.

Doch ihr am Herzen hangen,
Das war ſein Königreich;
Sonſt hatt' er kein Verlangen:
Es war ihm Alles gleich.

Chor der Hirten.

Am Herzen der Lieben hangen,
Iſt unſer Königreich;
Sonſt haben wir kein Verlangen,
Es iſt uns — — —

Simmas.

Seid ſtille! Seht ihr dort im Mondenſchimmer
Nicht Waffen blinken? Eine Kriegerſchaar —
So ſcheint es — ſteigt in's Thal herab. Die Götter
Bewahren uns vor Leid!

Hirten.

Nur ruhig! Horcht!

Chor der Araber.

(Aus der Ferne.)

Durch die ſtille Nacht
Aus herrlicher Schlacht
In's Vaterland gezogen!
Gelöſcht mit Blut
Iſt des Durſtes Gluth
Den Lanzen, Schwertern und Bogen.

In reicher Zahl
Den Geiern zum Mahl
Iſt der Feind dahingegeben;
Doch unſer Heer
Zog ſiegend einher,
Wie drohende Wetter ſchweben.

Bald dort, bald hier
Erſchienen wir,
In Todespurpur gehüllet;
Von der Städte Brand
War der Gegner Land
Mit praſſelnden Gluthen erfüllet.

Und jegliche Schaar,
So ſtolz ſie war,
Sie mußte röchelnd erliegen;
Doch nach Siegesglück
Zur Heimath zurück,
Um Herzen dort zu beſiegen!

Und o Maid, gib acht!
In heimlicher Nacht
Kommt ein Feind herangeſchritten:

Doch zu flücht'gem Genuß
Nur Händchen und Kuß
Begehrt ſein friedliches Bitten!

Simmas.

Dem Himmel Dank! Aus ihren Liedern tönt
Kein räuberiſcher Sinn. Ihr Mädchen bringet,
Was wir an Labung ihnen bieten können.
Seid hurtig! Seht, ſchon kommen ſie heran.
Wir Männer wollen ſie indeſſen freundlich
Empfangen.

Ein Hirte.

Rede du ſie an, o Herr!
Wir Andern wollen uns beiſammen halten,
Der etwa drohenden Gefahr gemeinſam
Zu widerſtehen, und an Zahl ſind wir
Den ungebetnen Gäſten überlegen.

Evil.

Mir aber ſei erlaubt, mich zu entfernen;
Denn morgen ſchon gedenk' ich abzureiſen,
Bedarf daher noch ein'ger Stunden Ruhe.

Ein Hirte.

Wie's euch beliebet! Gute Reiſe, Herr!
Doch eilet; die Gefährlichen ſind da.

Simmas.

Willkommen, tapfre Krieger, ſeid willkommen,
Und gehet nicht vorüber, ohne daß wir
Nach unſern Kräften euch bewirthet hätten!

Anführer der Araber.

Seid gleichfalls uns gegrüßet, und mit Freuden
Gehorchen wir der gaſtfreundlichen Mahnung;
Der Krieger langt bei Freund und Feind nach Allem,
Was ihm des Augenblickes Gunſt gewährt.
Und ſeid ihr aufgeſchreckt in tiefer Nacht,
Hat unſer unerwarteter Beſuch
Des Schlummers Schaale plötzlich umgeſtürzt:
Beruhigt euch! In Gegners Landen nur
Begrüßet des Genuſſes Hoffnung uns
Mit Jammerſchrei und mit verzerrten Zügen.

Simmas.

Verzeiht, nicht euer Nahen weckte uns;
Des Fackelfeſtes muntre Feier hieß
Uns dieſer ſchönen Nacht gemeinſam freuen.

Anführer.

Nur um ſo beſſer! Wo die Freude lacht,
Da hat ſie nie noch zweimal uns gewinkt.
Ja, doppelt ſehen wir uns jetzt belohnt,
Daß wir zum Marſch das friſche Kühl der Nacht
Des Tages läſt'ger Hitze vorgezogen.
Und ſeht! das Glück iſt, ſcheint es, unerſchöpflich;
Ein Kranz von Mädchen naht mit holden Gaben!
Seid uns willkommen!

Araber.

Seid gegrüßt, ihr Schönen!

Eine Hirtin.

Ein Gleiches euch! Hier bringen wir euch Labſal.

Ein Araber.

Die beſte Labung ſei uns euer Anblick!

Eine Hirtin.

Doch werdet ihr die andre nicht verſchmäh'n.

Ein Araber.

Wie ſchnippiſch! Die verſteht ſich auf die Antwort!

Simmas.

Seid ihr nicht zu ermüdet von dem Marſche,
So ſetzet euch zu uns; in wen'gen Stunden
Erſcheint der Tag mit ſeinen heißen Strahlen,
Euch ſtatt der Nacht zum Schlummer einzuladen.

Anführer.

Von Herzen gern! Gefährten, lagert euch!
Und ehe des Geſpräches Becher kreiſet,
Ertön' ein Lied zu Ehren unſern Wirthen.

Chor der Araber.

Segen ſei mit euch und Frieden,
Eure Hütt' vom Glück bewohnt,
Von des Leides Fuß gemieden,
Stets im Wachſen euer Mond!
Blumenüppig, voll und weich
Seien, Hirten, eure Matten,
Duftig, denen Edens gleich,
Eurer Cedern kühle Schatten!

Alles blühe, lenz' und maie,
Reich von Segen überthaut,
Alles glänze und gedeihe,
Was nur euer Blick beſchaut!

Eurer Götter Brandaltar
Dampfe von dem Schatz der Erden!
Ungeſchreckt von Wolf und Aar,
Seien Heere eure Heerden!

Ja, geſegnet ſeid, ihr Hirten!
Auch des tapfren Kämpfers Blick
Schaut, wenn lang die Waffen klirrten,
Nach dem heim'ſchen Heerd zurück.
Aus Arabiens Gefild
Zogen wir die Kriegesbahnen;
Doch der Heimath liebes Bild
Läßt uns ſanftres Glück ſchon ahnen.

Mit dem milden Hirtenſtabe
Tauſchen wir den blutgen Speer,
Hängen wie zur Opfergabe
In die Hütten unſre Wehr'.
Trauter Lieb' zum Unterpfand
Schmücket, ſtatt mit Helmes Glanze,
Dann des theuern Mädchens Hand
Uns mit einem Blumenkranze.

Jetzt zu der ſmaragdnen Weide
Locket uns der Lämmer Schaar,
Jetzt auch über Stepp' und Haide
Winken Tiger uns und Aar.
So, wenn kaum der Morgen tagt,
Bis zur Nacht umherzuſtreichen,
Bald als Senne, bald zur Jagd —
Welch ein Glück, ach, ohne Gleichen!

Sei geſegnet, holder Frieden!
Sei geſegnet, heim'ſche Flur!
Welche Wonn' iſt uns beſchieden
In dem Leben der Natur!
Keinem König neiden wir
Seines Reiches große Weiten,
Und wir gönnen, Ninus, dir
Alle deine Herrlichkeiten!

Semiramis.

Ihr ſeid im Dienſte dieſes großen Königs?

Anführer.

Wir dienen nie, am wenigſten dem Fremden;
Ja, ſelbſt den eignen König ehren wir
Als Vater nur und Lenker in den Schlachten.
Ihm folget gern der Jugend kühne Schaar,
Sei's für das Vaterland, ſei's einem Freunde
Deſſelben ihren tapfern Arm zu bieten.
Und ſo geſchah es, daß auch wir bisher
Den Fahnen eures großen Herrſchers folgten.
Was unſer König Ariäus ſchon
In frühen Zeiten euerm Herrn gelobt:
Er hat es treu und männiglich gehalten,
Und nicht bereuen es die Araber,
Für den Aſſyrier gekämpft zu haben.
Genoſſen ſind wir des gewalt'gen Ruhmes,
Den Ninus ſich in Aſien erworben,
Und wo man ihm vom Nile bis zum Don
Gehorcht, iſt unſer Namen auch verherrlicht.

Simmas.

Ja, unbeſiegbar iſt des Königs Glück.
Und doch, wie klein hat Ninus einſt begonnen!

Das Land Aſſyrien — man kannt' es kaum
Dem Namen nach und jetzt! beinahe hat
Die ganze Welt ſich dieſem Reich gebeuget!
Noch nie hat Ehrgier ſolchen Lohn erworben!

Anführer.

Ob Ehrgier, ob Eroberungsgelüſte
Allein geleitet, will ich nicht behaupten;
Der Athem einer höheren Gewalt
Belebet des erhab'nen Königs Bruſt.
Sein Anblick ſchon verkündet jenen Geiſt,
Dem nicht Begierde, dem die Gottheit ſelbſt
Der Herrſchaft goldnes Diadem gereicht.
In heitrer Ruhe thront Gedankenfülle
Auf ſeiner Stirne majeſtät'ſchen Wölbung;
Der ernſten Brauen Strenge mildert ſich
In ſanfter Scheidung; aus dem tiefen Dunkel
Der Augen blitzt der Weisheit reine Flamme
Und jedem Blick' entſprühen neue Funken.
Ein göttlich Lächeln ſchwebt um ſeine Lippen,
Und jede Miene ſeines Angeſichts
Iſt ein Gedanke, zum Geſetz geformet.
Sein ganzes Antlitz iſt ein Schleier nur,
Der, jedem Hauch des Geiſtes unterthan,
In leichtem Faltenwurfe die Geſtalt
Der Majeſtät verhüllt und offenbaret.
Dem Sonnengotte möcht' ich ihn vergleichen,
Wenn ihn das frühſte Morgenroth verkündet.
Demüthigt ſich der Nebel bleiches Volk,
So ſteigt er friedlich in die reine Luft,
Entzückter Welt den blauen Tag zu bringen;
Doch widerſetzet ſich die finſtre Schaar,

Will sie statt seiner in den Himmel stürmen:
Dann wird das übermüthige Beginnen
Ihr selber zur Vernichtung, doch den Fluren
Zu neuem Segen; seine Blitze flammen
Durch Finsternisse und ihr eitler Dunst
Zerfließet heilsam zur erquickten Erde.
So siegte Ninus auch, wenn seinem Kommen
Der Feinde nicht'ge Schaar entgegentrat;
Hochmüthiger Empörung ward Verderben,
Erkannter Demuth Gnade nur zu Theil;
Zerschmettert wurde Babyloniens
Gebieter und der stolze Meder Pharnus,
Doch die Armenier behielten ihren
Beschied'nen Barzanes als Freund des Königs.
Nur Ein Mal scheiterte des Helden Glück
An Bactriens gefährlichen Geklüften;
Zwar nicht der Feind besiegte unser Heer,
Nur die Natur versperrte uns den Weg:
Doch jubelten die Bactrer ob des Rückzugs,
Und selbst der Freunde mancher hält seitdem
Das Glück des Königs nicht mehr für allmächtig.

Semiramis.

Sie mögen jubeln, Bactra's feige Krieger,
Und zweifeln mag ein kleinliches Gemüth:
Sie alle grüßen Ninus noch als Sieger!
Sein Lorbeerkranz hat noch nicht abgeblüht!
Und furchtbar wird die Siegstrommete schallen
Erscheint in seinem Zorn der König wieder!
Die stolzen Mauern Bactra's werden fallen,
Im Staube zittern der Besiegten Lieder!

Ein Araber.

Was ist dem Kind?

Ein Andrer.

Das Mädchen will doch Bactra
Nicht ſtürmen?

Anführer.

Ninus ſelbſt gedenkt nicht mehr
Des alten Planes! Andere Entwürfe
Erfüllen jetzt des großen Königs Seele.
Das raſche Blut der Jugend fließt gelaßner,
Und ſtatt nach Krieges Lorbeern greift die Hand
Nach andern Kränzen, ſich das Haupt zu ſchmücken.
Entlaſſen ſchon ſind alle Kriegerſchaaren;
Selbſt Ariäus kehret, reichbeſchenkt,
Zu friedlichen Geſchäften in die Heimath.
Aus allen Ländern rufet Ninus jetzt
Ein neues Heer zu neuem Zweck zuſammen.
Erbauen will er eine große Stadt,
Wie ſie die Welt noch nie geſehen. Tauſend
Fünfhundert Thürme ſollen ſie bewachen
Und rieſenhafte Mauern ſie beſchützen;
Vierhundert achtzig Stadien ſind ſchon
Für ihren Umfang abgeſteckt, und Jedem,
Sei heimiſch oder fremd er, iſt ein Landſtrich
Zur Wohnung und zum Nutzgebrauch verheiſſen.
Entladen hat ſich des Gewitters Wolke,
Die Aſien, die eine Welt erſchreckt,
Und wie aus düſtern, ſturmbewegten Nächten
Tritt friedlich jetzt ein ſegensvoller Tag.

Simmas.

O, ſei es wahr! Und ſeht, als günſt'ges Zeichen
Erglimmet dort der ruhigblaue Morgen.
Geſegnet ſei ſein friedlich ſtilles Kommen!

Chor der Hirten.

Adon naht; das Dunkel weichet,
Schon erzittert Dämmerlicht
Und in ſcheuer Lieb' erbleichet
Dort Aſtartens Angeſicht.

Adon naht; in heil'ger Stille
Harret ſeiner die Natur,
Bis ſein Strahlenſegen quille
Auf die ſehnſuchtsvolle Flur.

Adon naht; zum Bergesgipfel
Tritt er flammend ſchon empor,
Und von jedes Baumes Wipfel
Schmettert jetzt ein Hymnenchor.

Adon naht; wir fallen nieder!
Herr! im Staube knieen wir,
Und des Tages frühſte Lieder
Weihen, Herrlicher, ſich dir!

V.

Semiramis.

Ja, er iſt es!
Seiner Kriege Flammenzeichen
Geh'n an meinem Himmel nieder;
Seine Donnerwolken weichen:
Ruhig iſt die Erde wieder.
Wie der ſanfte Mondenſtrahl
Niederſtrömet in das Thal,
Gießet, wonnevoll und mild,
Sich entgegen mir ſein Bild.
O, wie rauſchen Lebensbäche,
Kräftig durch ſein reges Herz,
Brauſen durch die kalte Fläche
Seiner Zeiten himmelwärts;
Brauſen, daß in Thal und Feld
Friſcher Lebensodem wehet,
Herrlich eine neue Welt
Wie aus Gräbern auferſtehet!

Ach, er iſt es!
Anders als mit ſtarren Worten
Möcht' ich dem Geliebten ſagen,
Wie nach ihm nur aller Orten
Alle meine Wünſche fragen.

Aber wie vor Sturmes Kommen
Sich kein Lüftchen heben will,
Iſt die Seele mir beklommen,
Die Gedanken ſtehen ſtill.
Nur im Herzen, wie im Meer,
Woget Fluth ſchon hin und her,
Und das Auge geht mir über,
Trüber wird es, immer trüber.

Ja, du biſt es!
Einziger, ach, wie ſo gerne
Möcht' ich dir zu Füßen fallen,
Und aus dieſer weiten Ferne
Hin in deine Nähe wallen.
Flög' ich über aller Zeit
In des Himmels Luftgebreit':
Müßt' ich doch den Fittig ſenken,
Meinen Flug zu dir zu lenken,
Aus der Allmacht deiner Augen
Höchſte Seligkeit zu ſaugen.
Ach, nur jetzt, da wie den Leuen
Deine Thaten dich umſchmiegen,
Wird ſich die Gemeinheit ſcheuen,
Anders als im Staub zu liegen;
Selbſt die dir am nächſten ſteh'n,
Werden dich nicht ſtets erkennen,
Und nur die dich nie geſeh'n,
Mag den Herrn dich ewig nennen!
Und du biſt es!

Im feuchten Thal dort üben,
Da lagert noch die Nacht,
Doch mich hat aus dem Trüben
Die Lieb' in Tag gebracht.

Als gestern glüh'nde Blitze
Den Tempel hier umstrickt:
Da hab' auf Wolkensitze
Ich, Ninus, dich erblickt.

Die flammenhelle Zinne —
Dein Antlitz schien sie da,
Wie es mit hohem Sinne
Rings in die Wetter sah.

Und hier leg' ich die Hände
Auf heiligen Altar;
Zu Zeugen diese Wände,
Bring' meinen Schwur ich dar.

Doch was soll ich vereiden?
Gehör' mir selbst nicht mehr;
Ich kann von dir nicht scheiden,
Und wollt' ich's noch so sehr.

Und nie es dir bekennen,
Was mir die Seele bricht,
Die Sehnsucht nie dir nennen?
Nein, das beschwör' ich nicht.

Du Echo meinem Rufe,
Dem Schmerze, wie der Luſt,
Zieh' mich von niedrer Stufe
Empor an deine Bruſt..

O nimm', den ich dir zeige,
Den Becher ſel'ger Pein,
Ein einzig Mal nur neige
Den Blick in dieſen Wein!

Nur einmal ſenk' ihn nieder
In dieſes Herzeblut,
Und neu und ewig wieder
Strömt ſeine Perlenfluth!

Schimmern ſah ich holde Sterne,
Keiner kam zu mir herab;
Nur aus unerreichter Ferne
Floß ihr ſanfter Glanz hinab.

Und man hatte in der Wiege
Schon dem Kinde prophezeit,
Daß nach einem Stern es fliege
Und der bleib', ach, ewig weit.

Jetzt auch ſeh' den Stern ich wieder,
Und ſchon ſenkt er tiefer ſich,
Immer tiefer zu mir nieder:
Himmliſcher, ich ſchaue dich!

Auge werden deine Strahlen
Und das Auge leuchtet mild;
Meine durſt'gen Blicke malen
Sich in ſeinem Spiegelbild.

Wie von aller Welt geſchieden,
Hat für dich das Herz nur Raum:
Welche Ruhe, welcher Frieden!
Welch ein wonnevoller Traum!

Viele rühmen das Vertrauen
Und die Treue, die du gibſt,
Prahlen, in dein Herz zu ſchauen:
Wie du denkeſt, wie du liebſt.
Ich bin nichts, ich habe nichts,
Und wie kannſt du mein begehren?
Ach, kein Strahl des Morgenlichts
Wird für mich dem Schlummer wehren
Und kein Abend liſpelt dir:
„Heim zu ihr!“
Du biſt nicht daheim bei mir!

Aber kann ich dich nicht ſchauen
In der Erden Herrlichkeit,
Iſt dir innerſtes Vertrauen
Meiner Seele doch geweiht!
Ganz dir eigenen mein Herz,
Ganz mich deinem Geiſte geben,
So vergeh'n in Luſt und Schmerz:
Iſt mein Athmen, iſt mein Leben.
Alles — dir nur kann es ſein:
Ich bin dein!
Komm', o komm' und werde mein!

Nach der einſt gewohnten Sitte
Leitet, wie der Morgen naht,
Still in eines Thales Mitte
Mich ein enger Wieſenpfad.

Hier, von hohem Fels umringet,
Denk' ich meiner Kindheit nach,
Wie ich, wo der Bach ſich ſchlinget,
Oft in kind'ſchen Träumen lag.

Damals hob ich gern das Auge
Still empor an das Geſtein,
Sah, wie ſich die Rebe ſauge
Tief in alle Ritzen ein.

Jungfernrebe hört' ich nennen
Das verliebte Pflänzchen da,
Deſſen Treiben zu erkennen,
Ich mich gar nicht müde ſah.

Damals konnt' ich ſchon betrachten
Ihres kleinen Rüſſels Sammt,
Wie er ſich in Liebesſchmachten
Allen Fugen eingeklammt;

Wie, nachdem der Frühling müde,
Sich des Sommers heiße Gluth
Ausgoß in der weichen Blüthe
Jugendfriſches Pflanzenblut;

Sah, um noch den Herbſt zu ſchminken,
Blatt um Blatt das rothe Laub
Auf den feuchten Raſen ſinken,
Jedes Lüftchens Spiel und Raub.

Ach, ich auch! Doch im Erbleichen
Noch zu heil'ger Gluth entbrannt,
Werd' ich dir zum Abſchied reichen
Dieſe treue Kindeshand.

Dieſe Seufzer, dieſe Lieder
Spielen dann, vom Wind geneckt,
Auf dem Raſen hin und wieder,
Welcher dieſe Zeiten deckt.

Auf dem Fluß hinuntergleiten,
Singen, wie das Herz begehrt,
Dann gemüthlich weiter schreiten,
Neuem stets nur zugekehrt,
Ohne Sorgen aufzustehen,
Ohne Harm zu Bette gehen:
Dieses ist nun so die Weise
Allgewohnter Lebensreise.

Und ich lass' es mir gefallen?
Weiß ich es denn besser nicht?
Hör' ich nicht die Stimme schallen,
Die aus allen Welten spricht?
Hör' ich nicht nach neuem Leben
Liebesruf sich rings erheben?
Unberührt sollt es mich lassen?
Alles liebt: ich sollte hassen?

Nein, der Mensch hat ein Gewissen,
Das ihn nichts zu fürchten heißt,
Nichts zu fliehen, noch zu missen,
Was Bedürfniß seinem Geist.
Schlüssel zu dem ganzen Leben
Kann nur Leidenschaft uns geben,
Sie allein lehrt uns erkennen,
Was wir geistlos sonst nur nennen.

Und da fühl' ich: meine Triebe
Ziehen mich zum Rechten hin!
Fühle, daß ich in der Liebe
Geiſtig neugeboren bin;
Daß, wo ſich ihr Strahl ergieße,
Sich die ganze Welt erſchließe,
Und nur da, wo ſie uns leite,
Tag aus dunkeln Nächten ſchreite.

Ich wollt': in ärmlichem Gewand'
Säß' ich an ſeiner Thür';
Es reichte ſeine milde Hand
Ein Stückchen Brod herfür;

Ich ſchaut' ihn an: an meinem Blick
Erſäh' er, wer ich bin,
Und zöge, ſeliges Geſchick!
In ſeinen Schooß mich hin.

In ſeinen Mantel eingehüllt,
Da ruht' ich weich und warm,
Und ſchlummerte, von Ruh erfüllt,
In ſeinem ſanften Arm.

Gewiß! er hieße mich nicht geh'n!
Ich dürfte fort und fort
Dem Lieblichen zur Seite ſteh'n
Und horchen ſeinem Wort.

Und ſo vergingen Jahr um Jahr,
Man kennete mich nicht:
Mir aber böt' die Welt ſich dar
In ſeinem Angeſicht.

Zu lernen braucht' ich ſonſt nichts mehr,
Ach, Alles wäre Licht!
Ja, wenn ich bei dem Herren wär'!
Und — warum bin ich's nicht?

Die Himmel dehnen ſich ſo weit vor mir:
Ich möchte hin, du Herrlicher, zu dir!
Die Berge, die ich je mit ſtillem Blicke maaß,
Erheben ungemeſſen ihre Nebelwand;
Die Ebnen, die Aurora heute nicht vergaß
Zu gränzen mit dem glüh'nden, kaum verbleichten Rand:
Sie haben keine, keine Gränzen mehr,
Es ſchwankt vor mir ein unermeßlich Meer!
Und immer hin, Geliebter, ach, zu dir!
Du kennſt mich nicht und doch gehörſt du mir!

Eine Meile nach der andern,
Und ſo mehr als hundertfach,
Würd' ich, träumte heut mir, wandern,
Bis zu ſeinem lieben Dach;
Doch nach allen dieſen Stunden
Hätt' ich ihn, den Freund, gefunden,
Stürzt' an ſeinen Buſen hin,
Herzte dann und küßte ihn.

Ja, es iſt auf dieſer Erde,
Wo ſein Anblick mir verlieh'n!
Offen iſt der Weg: ich werde
Näher ihm und näher zieh'n.
Jenes Sternes ſanfte Helle
Leuchtet bis zu ſeiner Schwelle;
Alles, Alles, ringsumher,
Rufet mir: dort wohnet er!

Und was hält mich denn zurücke?
Weiß doch Niemand meinen Schmerz!
Und zu nahen meinem Glücke,
Fehlete mir nur das Herz?
Kann mein Leben ich verſchleifen,
Ohne ſeine Hand zu greifen?
Ohne ihm in's Aug' zu ſeh'n,
Sollt' ich ſchmachtend untergeh'n?

VI.

Simmas.

Dort iſt ſie ſelbſt. Entledigt euch des Auftrags,
Von dem ihr mir geſprochen; euern Worten
Mag ihr Verſtand, ihr eignes Herz erwiedern. —
Semiramis! empfange hier die Botſchaft,
Die —

Semiramis.

Eine Botſchaft? und an mich? von wem?

Botſchafter.

Von Onnes, dem Satrapen Syriens,
Sind wir an dich geſendet, ſchöne Jungfrau!

Semiramis.

Von Onnes? der vor ein'gen Jahren kam,
Des Königs Meiereien zu beſicht'gen?
Was will er, ſprecht, der gute, ſanfte Mann?

Botſchafter.

Mit keiner andern Rede hätteſt du
Die Freude, dich von unſerm lieben Herrn
Zu grüßen, mehr ermuth'gen können. Doch —
Es ſind des Grußes Worte nicht allein,

Die wir von ihm dir zu entrichten haben:
Ein andrer Auftrag noch iſt uns ertheilt,
Ein Auftrag — nenn' ihn Bitte, nenn' ihn Wunſch —
Den dein Gefühl errathen kann und dem
Dein Herz nicht widerſtreben möge.

Semiramis.

Ich
Errathen? Ach, ich hab' in meinem Leben
Noch nichts errathen! Räthſel dürft ihr mir
Nicht geben, wenn ich euch erwiedern ſoll.

Botſchafter.

Das Räthſel kann dir leicht zu löſen ſein,
Wenn du der Zeit gedenkſt, die unſer Herr
In eurem Thal verlebt; wir ſelber löſten
Bei ſeiner Heimkehr dieſes Räthſel gleich.
Die ſtille Wehmuth, die ſein Auge trübte,
Ein Hang zur Einſamkeit, der ihm ſeitdem
Faſt jeden frühern Umgang meiden hieß,
Und ein Verſinken in ſich ſelbſt, das ihn
Sogar bei wichtigen Geſchäften feſthielt —
Dies Alles zeigte nur zu klar, daß Dunes
In eures Thales Schachten einen Schatz
Gehoben, der mit Zauberkräften ihn
Für ewig bannet. —

Semiramis.

Einen Schatz ſagt ihr?
Ei, davon hat er nie etwas erwähnt!
Doch täuſchet ihr euch nicht? — Was ihr mir da
Von eures Herren ſeufzendem Getreibe
Erzählt, iſt ſeine innerſte Natur,

Die weder dieſes Thal ihm je gegeben,
Noch jemals ihm ein andres rauben wird.

Simmas.

Doch ſchien es oft, daß ſeine Miene ſich
In dem Geſpräch mit dir erheitere,
Und wenn er gern der Einſamkeit ſich gab:
That er's, von dir begleitet, wohl am liebſten.

Semiramis.

Und lieber noch ging ich vielleicht mit ihm;
Nicht eben, weil ich viel bei ihm gelernt!
Was er mir auch von alter Zeit erzählte:
Mich konnte die Vergangenheit nicht feſſeln;
Denn allzureizend war die Gegenwart.
Er merkt' es ſelbſt, und tauſchte nun die Reden,
Mir ſtatt des Blicks in Sagen und Geſchichten
Gar den in tiefe Weisheit zu eröffnen.
Doch ging es jetzt noch übler als vorher!
Sollt' ihm das Mädchen, was er dann geſagt,
In ihre Kinderſprache überſetzen,
So war, was ſie von allem dem verſtanden,
Auch keine Ahnung ſeiner eignen Lehre.
Atome hatten ihm die Welt gebildet:
Mir war's der Athem liebevoller Geiſter;
Ja, wollt' ich all das Mißverſtändniß euch
Erzählen, möchtet ihr des Kindes lachen.

Botſchafter.

Und dennoch waren deine Reden ihm
Entzückter Phantaſieen Offenbarung!
Wie oft —

Semiramis.

Wie oft — ganz richtig! — hat er ſelbſt
Mir dies geſagt und Aehnliches noch mehr!
Doch klang es düſter nur und bänglich faſt,
Wenn er mich lobte, wenn er finſter ſprach:
Es geh' der Menſch oft öde Straßen, ja,
Jemehr ihm durchzudringen Kraft gegeben,
Je ſchauerlicher ſei die Einſamkeit,
Je unbegränzter dehne ſich die Wüſte;
Die Welt, ſie würde nie ſich mit mir einen,
Und was dergleichen mehr ſein trüber Sinn
Von meiner Zukunft prophezeite. — Ach!
Nur darum ging ich eben gern mit ihm,
Weil es mir oft als heil'ge Pflicht erſchien,
Das Leben eines Menſchen zu verſüßen,
Der ſelber aus des Glückes ſchönſten Gaben
Sich nur ein bitt'res Gift bereiten kann;
Und was es ſei — o ſagt es mir! mit Freuden
Will jede ſeiner Bitten ich erfüllen.

Botſchafter.

So ſehr dein Wort uns auch zum Dank verpflichtet.
Es ſchließet dennoch unſrer Sendung Mund.
Wir wiſſen nicht nach dem, was du geſagt,
Wie wir —

Simmas.

Ich will ſtatt eurer reden, Freunde!
Und iſt es auch nicht Alles, was ich ſage:
Das Wenige iſt oft der Zukunft viel;
Nicht jedes Räthſel löſt ein einz'ger Schlag:
Ein Theil entwickelt öfter uns das Ganze.

Semiramis! Zum zweiten Male zog
Gen Bactra unſer König, dieſe Stolze
Zu beugen; ſeines Reiches höchſte Diener,
Der Länder ganzes Heer hat er verſammelt;
Auch Onnes —

Semiramis.

Wie? iſt Onnes bei dem König?

Simmas.

So iſt's. Und weil der Fall der mächt'gen Stadt
Noch lange ſich verzögern kann, der Feind
Zugleich ſein eigenes Gebiet verheeret:
Iſt jetzt ein königlich Edict ergangen,
Wornach aus unſrer Gegend auch den Truppen
An Frucht und Heerden Unterſtützung werde.
Ich ſelbſt, als Vorſtand dieſer Meiereien,
Soll dieſen Zug geleiten; morgen ſchon
Verlaſſ' ich mit demſelben unſer Thal,
Und was mein eignes Herz verlanget, iſt
Der Inhalt dieſer freundlichen Geſandtſchaft.
Es wünſchet Onnes, daß ſich unſrer Schaar
Auch jenes wunderſame Kind geſelle,
Dem ſeine Gunſt ſich frühe zugewandt
Und deſſen er auch jetzt noch gern gedenket.
Willſt du, Semiramis, in's Lager mich
Begleiten?

Semiramis.

Ach! Ich darf? Iſt's wahr, mein Vater?

Simmas.

Du willſt?

Semiramis.

Zu viel, zu viel, ihr gnäd'gen Götter!
Zu viel des Glücks! Ach, ich ertrag' es nicht!

Einer der Botſchafter.

Sie iſt wie auſſer ſich!

Ein Andrer.

Wer hätte das
Vermuthen ſollen?

Ein Dritter.

Ja, ſie liebt ihn!

Simmas.

Wen?

Gedruckt bei Kohler und Teller in Offenbach a. M.

Mythoterpe.

Mythoterpe.

Ein

Mythen-, Sagen- und Legendenbuch.

Dichtungen

von

Amara George, Georg Friedrich Daumer

und

Alexander Kaufmann.

1902,3413

Herausgegeben

von

Amara George.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Meiner theuern und verehrten Schwägerin

Frau

Julie Hüffer,

gebornen

Kaufmann,

freundlich zugeeignet.

Vorwort.

Es ist eben ein Jahr, als ich bei Musterung meiner Papiere eine Reihe Gedichte mythischen oder doch auf Mythisches bezüglichen Inhalts fand, welche durch den innern Zusammenhang, worin sie zueinander standen, mich auf den Gedanken brachten, sie, nachdem einzelne Lücken ausgefüllt, als selbständiges Werk zu veröffentlichen. Ich gab mich diesem Gedanken um so freudiger hin, als ich, seit kurzem mit einem weitern Kreise von Gelehrten in Verbindung stehend, immer mit wahrer, inniger Freude ihren Worten gelauscht hatte, wenn sie mir mittheilten, wie Geister ersten Ranges sich seit Jahrzehnten zur Aufgabe gemacht, das weite, auf dem ganzen Erdkreis in den mannichfachsten Gestaltungen verbreitete Reich der Mythe und Sage, von ihrer Entstehung an bis zu den noch heute im Volksmunde lebendigen Nachklängen, zu ergründen, die Beziehungen daraus auf Religion, Sitte und Sprache zu folgern und so nicht nur dem eigenen Volke, sondern der gesammten Menschheit einen Schatz zu erretten, welcher leider durch die Zeit und ihre Umwälzungen bereits so verschüttet worden, daß es des andauerndsten, ernstesten Strebens bedarf, ihn wieder an das Licht des Tages zu fördern. Jeden, der sich dieser Aufgabe mit Sinn und

Gefühl zuwendet, wird ihre Schönheit erfrischend und beseligend anwehen; besonders aber wird dies beim Dichter der Fall sein, der mit jedem Blick in den mysteriösen Schacht edle Metalle und leuchtendes Gestein entdecken dürfte, so edel und leuchtend, wie sie ihm die reichste, unerschöpflichste Phantasie kaum in gleicher Pracht und Reinheit erschaffen, wie er sich keine köstlichern wünschen kann, um sich, sein Volk und die Menschheit mit dem magischen, klingenden Bande der Poesie zu vereinigen und zu schmücken.

Leider fand ich jedoch unter der Zahl jener meiner Producte nur einen sehr geringen Theil, den ich wagen durfte, einem größern Publicum vorzulegen; es hatten mir, als ich die meisten derselben bearbeitet, die eigentlichen, mit wissenschaftlichem Geiste gesammelten und dargestellten Quellen gemangelt; ich hatte mich mit armseligen, oft die ganze Schönheit und Sinnigkeit einer Mythe, einer Sage durch willkürliche Zusetzung oder Weglassung verderbenden Mittheilungen begnügen müssen. Es zeigten sich nicht blos Lücken, sondern auch stoffliche Mängel mannichfaltigster Art; es fanden sich Bearbeitungen von Gegenständen vor, welche, ohne daß ich davon gewußt, schon von Andern in ein weit vollendeteres poetisches Gewand gehüllt worden. Ich war demnach schon entschlossen, mein Vorhaben wenigstens für die nächste Zeit aufzugeben, bis mich günstigere Umstände zu vollkommeneren Leistungen befähigt haben würden, als mich der Verkehr mit zweien, mir im Lauf der Zeit nähergetretenen literarischen Persönlichkeiten, welche sich

jenen Studien und ihrer Ausbeutung zu dichterischen Zwecken mit Erfolg und Liebe zugewendet, auf den Gedanken brachte, meiner kleinen Sammlung eine Auswahl aus ihren, meinem Vorhaben entsprechenden Dichtungen, die mir theils in ihren gedruckten Werken, theils in ihren Manuscripten zu Gebot standen, anzuschließen und so aus den Mitteln Dreier in kurzer Zeit zu Stande zu bringen, was mir in anderer Weise vielleicht erst nach Jahren mühevoller Arbeit gelungen wäre. Es waren Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann *), beide als Dichter zu bekannt, als daß ich den großen Vortheil, welcher mir aus diesem Verfahren erwuchs, auseinanderzusetzen brauchte.

Es galt nun das plötzlich so überraschend bereicherte Material nach einem bestimmten System zu ordnen und aneinander zu reihen. Dasselbe durchgehends nach Stoffen einzutheilen, war aus mehrfachen Gründen nicht zulässig. Nicht jeder Gegenstand, wenn er für den Forscher auch noch so wichtig ist, reizt den Dichter; auch sollte das Werk keine Mythologie in Versen werden, sondern eine Mythotype. Ich versuchte es deshalb auf einem Mittelwege, indem ich in Abtheilung I — VI, worin, was die Erfindung betrifft, der dichtende Volksgeist vorherrscht, das Material nach Völkerschaften ordnete, in Abtheilung VII die christliche Legende von den, dem Heidenthum entstammenden Mythen und Sagen schied

*) Ihre von mir mitgetheilten Dichtungen sind mit G. F. D. und A. K., die meinigen mit A. G. bezeichnet.

und in Abtheilung VIII — X, wo ſich die dichteriſche Productivität des Einzelnen ſtärker geltend macht, das Stoffliche vorherrſchen ließ. Konnte innerhalb der, einzelnen Völkerſchaften entſprungenen Dichtungen ſtofflich Verwandtes zuſammengeſtellt werden, ſo wurde dies nie verſäumt.

So bringt nun Abtheilung I eine Sammlung erotiſcher Mythen und Bilder Anakreon's, denen ſich eine Reihe zum Theil älterer, zum Theil völlig moderner, den Erosmythus frei weiter bildender Dichtungen anſchließt. In Abtheilung II folgen perſiſche Mythen von der „Roſe" und der „Nachtigall" aus den Tagen des Hafis; ein deutſcher Nachklang aus jüngſter Zeit ſchließt dieſen Cyklus. Abtheilung III und IV enthalten Muhamedaniſches und Rabbiniſches; Abtheilung V Einzelnes aus den Mythen der Amerikaner, Kamtſchadalen und Japaneſen; der Finnen, Eſthen, Lithauer und anderer oſteuropäiſcher Völkerſchaften. Bei der Aufmerkſamkeit, welche ſich in neueſter Zeit den Mythen der Amerikaner zugewendet *), dürfte dieſe Abtheilung vielleicht ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen, und der Mythus: „Die Königin des Schnees

*) Ich erinnere an Longfellow und Schoolcraft und darf auch wol auf meine in Düſſeldorf bei Arnz erſchienenen „Indianermythen" verweiſen, die, wie dies der Herausgeber der „Blüten der Nacht" in dem Vorwort dazu bereits bemerkt hat, noch vor dem Bekanntwerden des Longfellow'ſchen Gedichts verfaßt worden ſind. Lüken in ſeinem Werke: „Die Traditionen des Menſchengeſchlechts" (Münſter 1856) hat die Mythen und Sagen der Amerikaner fleißig geſammelt und benutzt.

oder das Paradies der Tetonen" durch die darin enthaltenen Anklänge an die griechiſche Thitonosmythe einige Beachtung verdienen. Abtheilung VI beginnt mit einigen mythiſchen Sagen aus der Zeit der Völkerwanderung und Einführung des Chriſtenthums unter den Germanen, um dann eine Reihe Dichtungen folgen zu laſſen, welche der deutſchen Mythologie [Götter*), halbgöttliche Weſen, Schätze, Hexen und Geſpenſter] entnommen ſind. Daran ſchließt ſich Verwandtes aus Schweden, England, der Bretagne, Wales, Italien, Spanien und Portugal. Was freie Bearbeitungen, was ſtrengere Ueberſetzungen ſind, wird namentlich in dieſer Abtheilung einem kundigen Auge nicht entgehen. Abtheilung VII enthält eine Reihe Legenden meiſt aus dem Marianiſchen Cyklus als dem innerlichſt bedeutendſten und äußerlich lieblichſten. Einige ſcherzhafte Legenden, Producte des Volkshumors, reihen ſich an, wobei es vielleicht nicht unintereſſant zu erfahren, daß der Scherz: „Cigarrenlegende" von einem genialen, dem 17. Jahrhundert angehörigen Volksprediger in Neapel herrührt, der ſich, um die verhaßten Spanier lächerlich zu machen, in ſeinen Reden vielfach der Satyre und des Spottes wider dieſelben bedient hat.**) Abtheilung VIII — X erfodern keiner weitern Erläuterung.

*) Ueber den Zuſammenhang der Sage vom „Glöckchen zu Haßloch" (S. 161) mit „Hulda" vergleiche A. Kaufmann's Aufſatz: „Die St.-Marcuskapelle bei Haßloch" im „Archiv des hiſtoriſchen Vereins für Unterfranken und Aſchaffenburg", Bd. 13.

**) Näheres über den Pater Rocca findet ſich in „Gemälde von Neapel" von Ph. Joſ. von Rehfues.

höchstens könnte es in Abtheilung IX einer Entschuldigung bedürfen, daß den volksthümlichen Thiersagen auch einige der freien Phantasie moderner Dichter entsprungene Poesien, wie z. B. Seite 363 die Fabel des gelehrten spanischen Dichters Yriarte, beigesellt worden. Weil in diesen Schlußabtheilungen, wie oben bereits erwähnt, der schaffende Volksgeist zurückgetreten und der dichterischen Productivität einzelner Epigonen weiteren Spielraum gelassen, findet man in ihnen keine Sagen und Mythen mehr, sondern nur noch stärker oder schwächer hervortretende Anklänge an Mythisches und Sagenhaftes.

Wir entlassen nach dieser kurzen, aber vielleicht nicht ganz unnöthigen Auseinandersetzung über Entstehung und Anordnung der vorliegenden Sammlung dieselbe mit dem Wunsche, es möge dieser Versuch, der Poesie, welche sich in Glauben und religiöser Anschauungsweise der Vorwelt so lebendig ausgesprochen, neue Freunde und Gönner zu werben, nicht erfolglos bleiben! Es möge dieser Wunsch dem Werke selbst zu Gute kommen und dasselbe freundlich empfehlen.

Wertheim, im Juli 1857.

Amara George.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

I. Griechische Mythologie, namentlich aus anakreontischer und verwandter Poesie geschöpft.

Der Gatte Kytherea's. Von G. F. D. 3
Es rasten' unter Rosen. Von G. F. D. 5
Wohlan denn, es sei! Von G. F. D. 6
Es schlug mit dem Lilienstengel. Von G. F. D. 8
He, Täubchen, he, du holdes. Von G. F. D. 10
Du, liebe Schwalbe, pflegest. Von G. F. D. 13
Kypria's beschwingter Sohn. Von G. F. D. 15
Fort mit ihm ohn' alle Gnade. Von G. F. D. 16
Noch ruht' ich, ein Kindlein. Von G. F. D. 19
Schiffherrin ist Kythere. Von G. F. D. 20
Weit keuschere Lieder pflegt' ich ehedem. Von G. F. D. . . . 21
Führt mich, o ihr Mädchen. Von G. F. D. 22
Kythere's Sohn, so wild er ist. Von G. F. D. 23
Blumenseile dem Eros. Von G. F. D. 25
Asiakos' Sohn, den kretischen, den Hirten. Von G. F. D. . . 26
Es senkte sich der zarte Gott der Liebe. Von G. F. D. (Deutsch.) 27
Eros in der Schule. Von A. K. 29
Die Siegel. Von A. K. 31

Seite

Cupido würfelt' einſtens mit Campaspen. Von A. K. (Engliſch.) 32
Ich ſpielete mit Szenezi. Von G. F. D. (Magyariſch.) . . . 33
Ein Geſicht, ein wunderbares. Von G. F. D. (Italieniſch.) . 34
Amor und der Tod. Von A. K. (Spaniſch.) 35
In Sevilla ſteht ein Kloſter. Von A. K. (Spaniſch.) . . . 38
Höret an! Von G. F. D. (Braſilianiſch.) 40

II. Mythen und Bilder perſiſcher Lyrik entnommen.

Wo haſt du deine Künſte her, o Nachtigall? Von G. F. D. . 43
Nachtigall, die fromme, lebt und webet. Von G. F. D. . . 44
Horch, es hat Bülbül ſoeben kund gemacht. Von G. F. D. . . 45
Die Nachtigall, nachdem ſie. Von G. F. D. 46
Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen. Von G. F. D. 48
Auf des Sidra heiligen Aeſten. Von G. F. D. 49
Ich bin ein Salamander. Von G. F. D. 50
Was neigſt du, kleine Viole. Von A. G. (Deutſch.) . . . 51

III. Muhamedaniſche Fabeln und Legenden.

Als Gott die Welt geſchaffen. Von G. F. D. 55
Zur Erde hinabgeſtoßen. Von G. F. D. 56
Die Arche Noah ſchwamm gerettet. Von G. F. D. 58
In Moſes' Seele ſtieg die Neugier auf. Von G. F. D. . . 59
Es grüßete den erſten aller Menſchen. Von G. F. D. . . . 60
Abdallah Lenzi hieß ein Mann. Von G. F. D. 62
Der todte Hund. Von A. A. 64

IV. Rabbiniſche Fabeln und Legenden.

Warum der Mond ſo bleich und blaß? Von G. F. D. . . . 67
Als Pharao mit ſeinem ganzen Heer. Von G. F. D. . . . 69
Der große Rabbi Simon Ben Jochai. Von G. F. D. . . . 70
Zu Rabbi Chanina ſprach ſein Weib. Von G. F. D. . . . 73
Ein Meiſter lehrt. Von G. F. D. 75
Zum Haupte der Schlange. Von G. F. D. 76
Der gefeſſelte Meſſias. Von A. G. 78

V. Mythen, Fabeln und Phantaſien der Amerikaner, Kamtſchadalen und Japaneſen; der Finnen, Eſthen, Lithauer und ſonſtiger oſteuropäiſchen Völkerſchaften.

	Seite
Die himmliſche Bärenjagd. Von G. F. D.	83
Die Königin des Schnees und das Paradies der Tetonen. Von A. G.	85
Das Elyſium der Grönländer. Von G. F. D.	96
Dort oben in der Höhe. Von G. F. D. (Kamtſchadaliſch.)	99
Welch geheime Zaubermacht. Von G. F. D. (Japaniſch.)	101
Ohne Beine ganz und gar. Von G. F. D. (Finniſch.)	103
Siehſt du die dunkelen Flecken im Monde? Von G. F. D. (Eſthniſch.)	106
Es nahm der Mond die Sonne. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	108
Eine Scene ſah ich. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	110
Die Sonne ſcheint ſo finſter heut'. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	111
Ich hör' im Himmel Roſſe traben. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	112
Perkun wetterte. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	113
Sonne, warum ſo lange. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	114
Mutter, im Meere, dort am Stein. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	115
Wer über meinem Haupte. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	116
Eine holde Sängerin. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	118
Helle blinkt der Waſſerſpiegel. Von G. F. D. (Lettiſch-lithauiſch.)	119
Ueber meinem Haupte fliegt ein Rabe. Von A. G. (Lithauiſch.)	120
Durch des Haines tiefe, ſtille Dunkel. Von G. F. D. (Serbiſch.)	121
König Troſan. Von A. K. (Serbiſch.)	123
Ein Rabe zu dem andern ſpricht. Von G. F. D. (Ruſſiſch.)	126
Twardowsky und der Teufel. Von A. G. (Polniſch.)	128
Auf der Ebne des Vardari. Von G. F. D. (Neugriechiſch.)	131
Auf des Olympos Höhe ſenkt. Von G. F. D. (Neugriechiſch.)	133
Drei kühne Männer wollten einſt. Von A. G. (Neugriechiſch.)	135
Wiegenlied. Von A. G. (Neugriechiſch.)	137

VI. Volks- und alterthümlicher Götter-, Geiſter-, Zauber- und Wunderglaube, in chriſtlich germaniſcher, celtiſcher und romaniſcher Lieder-, Balladen- und Romanzenpoeſie.

Der Vandalen Auszug. Von A. K.	141
Alarich vor Athen. Von A. K.	143

Seite

Die Bekehrung des Longobardenherzogs Arioff. Von A. K. . 145
Der Jäger vom Dürrhof. Von A. K. 148
Hulda. Von A. G. 151
Hulda's Umritt. Von A. K. 156
Das Glöckchen von Haßloch. Von A. K. 161
Allzufrieden und Unzufrieden. Von A. K. 162
Trinklied. Von A. K. 168
Räthsel. Von A. K. 170
Der Wassermann. Von A. K. 173
Die Seejungfrau im Oberhaff. Von A. G. 175
Aus dem Spessart. Von A. K. 177
Die Jungfrau von der Neuenburg. Von A. K. 181
Die grüne Jungfer. Von A. K. 185
Die Mähderin. Von A. K. 190
Vision. Von A. G. 199
Der Pflug von Neuenahr. Von A. K. 200
Die Venetianer im Fichtelgebirge. Von A. K. 202
Der gefundene Schatz. Von A. K. 206
Die Hexe von Staffelstein. Von A. K. 210
Die drei Schüler. Von A. K. 214
Die Erfindung des Gänseweins. Von A. K. 216
Der Küfer von Waldenhausen. Von A. K. 219
Der Gattin Warnung. Von A. K. 221
Die gefangene Pest. Von A. K. 223
In der heißen Pein des Fegefeuers. Von G. F. D. 226
Die Schwerbeladenen. Von A. K. (Thüringisch.) 228
Das ist der alte Höllenzwang. Von G. F. D. 231
Der Kreis der Erde ruht. Von G. F. D. 233
Klein Christel. Von A. G. (Schwedische Ballade.) 235
Die Entführung. Von A. G. (Nach dem Englischen.) . . . 238
Die Elfen. Von A. K. 243
Merlin und Viviane. Von A. K. 248
Tristan's Meerlied. Von A. K. 253
Joan und William. Von A. G. 256
Das geraubte Roß. Von A. K. 258
Das Thor von Nola. Von A. K. (Neapolitanisch.) 261
Einst am Sanct-Johannismorgen. Von A. K. (Spanisch.) . 263

Seite

Graf Arnaldos. Von A. K. (Spaniſch.) 264
Eſpinelo. Von A. K. (Spaniſch.) 266
Romanze vom Grafen Sol. Von A. K. (Spaniſch.) . . . 269
Des Mauren Weiſſagung. Von A. K. (Spaniſch.) 274
Die bezauberte Infantin. Von A. K. (Portugieſiſch.) . . . 277

VII. Chriſtliche Legendenpoeſie, namentlich aus dem marianiſchen Lieder- und Legendenkreis.

An jedem Samſtag ſcheint einmal. Von G. F. D. 283
Wiegenlied einer alten Magd. Von G. F. D. 285
Die heilige Mutter Gottes von Tremedal. Von G. F. D. . . 287
Die Ave-Maria-Lilien. Von G. F. D. 291
Das fürbittende Marienbild. Von G. F. D. 293
Maria ihren Maler rettend. Von G. F. D. 297
Der Schäfer von Haid. Von A. G. 299
Auf der Jagd war Graf von Ehrenfels. Von G. F. D. (Deutſch.) 303
Maria in der Schmiede. Von A. K. (Czechiſches Motiv.) . . 305
Luftbilde. Von A. K. 306
Der ſchöne Mönch im Kloſter Bronnbach. Von A. K. . . . 310
Die Erfindung des Faſtens. Von A. K. (Walachiſch.) . . . 313
Cigarrenlegende. Von A. K. 314
Die Wallonen. Von A. K. 318

VIII. Freie Phantaſien und Erfindungen.

Unwirdig am Geſtade lag. Von G. F. D. (Neugriechiſch.) . . 323
Im Böhmerwalde. Von A. K. 324
Enttäuſchung. Von A. K. 326
Meine Muſe. Von A. K. 329
Traum und Deutung. Von A. K. 331
Der Schütze, der nach Liebe zielet. Von G. F. D. (Nach Petrina.) 334
Meine Furien werden alt und ſchwach. Von G. F. D. (Nach Leſſing.) 335
Nahm der Herr von Adam eine Rippe. Von G. F. D. . . . 337
Wer ſind die Eltern meiner Phantaſie? Von G. F. D. (Magyariſch.) 339
Durch Wolken bin der Buhle der Nacht. Von G. F. D. (Magyariſch.) 340
Die Braut. Von A. K. 341
Zwei Perlen. Von A. G. 343

IX. Thiersagen und Fabeln.

Seite

Der treue Schwan. Von A. K. 347
Was ein Wiedehopf nicht Alles kann! Von A. K. 349
Der gute Storch. Von A. K. 352
Kukuksorakel. Von A. K. 354
Die Metamorphose. Von A. K. 356
Maikäfers Freierei. Von A. K. 359
Vogelgespräch im Käfige. Von A. G. (Nach dem Walachischen.) 362
Ein Esel, der Flöte spielt. Von A. G. (Spanisch.) 363

X. Phantasien, Blumen und Bäume betreffend.

Wohlauf, die lenzgeborne. Von G. F. D. (Griechisch.) . . 367
Entfliehe nicht, o Mädchen. Von G. F. D. (Griechisch.) . . 368
Was, Liebste, schickst du mir. Von G. F. D. (Römisch.) . . 369
Von deinem holden Lächeln. Von G. F. D. (Persisch.) . . 370
Wie glücklich ist der Morgenwind! Von G. F. D. (Persisch.) . 371
Es kam ein Hauch von oben. Von G. F. D. (Persisch.) . . 373
Pisse hat der Jungen zehne. Von G. F. D. (Persisch.) . . . 374
Wehn im Garten die Arome. Von G. F. D. (Persisch.) . . 375
Ihre Locke kräuselte. Von G. F. D. (Persisch.) 376
Kommst du, Freund, gegangen. Von G. F. D. (Persisch.) . 377
Nimm dir ein Exempel an den Rosen! Von G. F. D. (Persisch.) 379
Wenn dereinst, wo sie versinken. Von G. F. D. (Persisch.) . 380
Rose du am Dorne, rothe Rose! Von G. F. D. (Serbisch.) . 381
Daß ich eine reiche Dame wäre! Von G. F. D. (Serbisch.) . 382
Komm, Geliebte, daß wir Küsse tauschen. Von A. G. (Serbisch.) 383
Süße Wonne, vielgeliebtes Mädchen. Von A. G. (Serbisch.) . 384
Es traten ein zu meiner Pforte. Von G. F. D. (Authentisch.) . 385
Eine blanke Blume. Von G. F. D. (Lettisch-lithauisch.) . . 386
Ich will, ich arme Dirne. Von G. F. D. (Lettisch-lithauisch.) . 387
Komm, theuere Maid. Von G. F. D. (Lettisch-lithauisch.) . . 388
O wäre sie die Rose roth. Von G. F. D. (Englisch.) . . . 389
Auf seinem Hute. Von G. F. D. (Deutsch.) 390
Die Rose, die ich sende. Von A. G. 391

Seite

Die Blume im Walde. Von A. K. 392
Genuß der Stunde. Von A. K. 394
Rosengruß. Von A. K. 395
Die Myrthe im Mondschein. Von A. K. 396
Verrath. Von A. K. 398
In der erhabensten der Himmelssphären. Von G. F. D. . . 400
Rosen steckt mir an die Mutter. Von G. F. D. (Spanisch.) . 401
Ein Mädchen im Garten. Von G. F. D. (Spanisch.) . . . 402
Hochbeglückter Tormes. Von A. K. (Spanisch.) 403
Aus dem Rosenhag, o Mutter. Von A. K. (Spanisch.) . . 405
Die Königswahl der Bäume. Von A. G. (Aus dem Buche der Richter.) 406
Ich hörete den Apfelbaum. Von G. F. D. (Lettisch-lithauisch.) . 408

I.

Griechische Mythologie,

namentlich aus anakreontischer und verwandter Poesie geschöpft.

Mit

Nachklängen aus moderner Zeit.

Der Gatte Kytherea's
Bereitete, die Gluten
Der lemniſchen Eſſe ſchürend,
Dem Eros ſeine Pfeile.
Die tauchte Kytherea
In Honig; Eros aber,
Auf bittere Qual bedacht,
Miſcht in die mütterliche,
In reine Wonne Wermuth.
Da ſieh, erſcheinet Ares,
Gekommen aus der Schlacht.
Er trägt, der Siegesſtolze,
Die rieſenhafte Lanze,
Die er zu ſchwingen pfleget.
Schaut die Erotenbolze,
Die niedlichen, die kleinen,
Die nur zu Scherz gemacht
Und nur zu Spiele ſcheinen,
Und höhnt darob und lacht.
Beleidiget ergreifet
Derſelben einen Eros

Und wirft ihn in den Busen
Dem kriegerischen Hochmuth
Und spricht: „Da nimm und merke,
Von welcher Art die Pfeile,
Die du so wenig achtest
In deiner rauhen Pracht!“
Ein Schmerz, ein nie gefühlter,
Ergreifet den Getroffnen.
„O“, ruft er, „habe Mitleid!
Nimm dein Geschoß, o nimm es
Aus meiner Brust zurücke!
Ich habe mir's so harmvoll,
So derbe nicht gedacht.“
Doch Groe sprach: „Behalt' es
Und fühle meine Macht!“

C. L. D.

Es raſtet' unter Roſen,
In Schlaf geſunken, Eros;
Da nahet' eine muntre,
Muthwillige Mädchengruppe,
Entwendete die Pfeile,
Die er im Köcher hegte,
Zerbrach ſie, daß es krachte,
Und warf ſie in den Sand.
Der kleine Gott erwachte,
Und ſahe zu und lachte.
„Ihr denket euch", ſo ſprach er,
„Ich ſei nun ohne Wehre;
Ich aber, ich verſehre
Tief, wie kein andrer Schütze,
Auch ohne dieſen Tand.
In euerem Auge ſitz' ich;
Mit euree Auges Strahlen
In alle Runde blitz' ich;
Bewehret mit dieſen lichten,
Lebendigen Geſchoſſen
Steck' ich ohn' alle Mühe
Die ganze Welt in Brand."

G. F. D.

Wohlan denn, es ſei! In Flammen
Auflodern ſoll das Herz mir!
Schon lange heiſcht' es Gros,
Aber ich, zu gehorchen hatt' ich,
Der Störrige, keine Luſt.
Da ward ich herausgefodert
Zum Streite von ihm. Ich hüllte,
Dem großen Achilles ähnlich,
Den Leib in einen Harniſch;
Mit Schilde bewehrt und Lanze
Wider ihn die Fehde wagt' ich.
Er ſpannte ſeinen Bogen;
Er ſandte ſeine Bolze —
Es wollte keiner haften;
Nicht Anderes erzielt er
Als ſämmtlicher Geſchoße
Empfindlichen Verluſt.
Was that der Aufgebrachte?
Sich ſelber, einem Pfeil gleich,
Mir in das Herze ſchwang er.

Da hat er obgeſieget,
Und ich ſofort, des Schickſals,
Dem ich erlag, bewußt,
Ließ meine Waffe fallen,
Entkleidet' auch die Glieder
Der ſchweren Eiſenhülle —
Dergleichen äußere Wehre,
Was frommte ſie mir ferner?
Ein anderer iſt der Kampf nun;
Die Schlacht anjetzt, die heiße,
Sie tobet in meiner Bruſt.

E. F. D.

Es ſchlug mit dem Lilienſtengel,
Da ich ihm zu träge fortſchritt,
Kytherea's Sohn, und trieb mich,
Die Wege zu verfolgen,
Die er zu gehn gebot.

Denn dieſe Wege waren
Nicht allzu weich und wonnig.
Es droheten Gedörne,
Es hemmeten Geklüfte;
Durch wilde Waſſer ging es;
Es ſtach mich unverſehens
Auch manche grimme Hyder.
So endelos bedroht
Entſchwand zuletzt die Kraft mir:
Ich ſank zur Erde nieder,
Und wähnte, der Erſchöpfte,
Es faſſe mich der Tod.

Da zürnete der Gott mir
„Geh", hub er an, „du Schwächling!

Du biſt, ſobald ermattet,
Zur Liebe nicht geſchaffen.
Auch ich, ſo leicht bedünke
Mein Weſen und ſo linde,
Erheiſche meine Helden;
Es ſind zu meinem Dienſte
Nur ſtarke Seelen tauglich,
Die keine Mühe ſcheuen
Und keine noch ſo tiefe,
Noch ſo gefährne Noth."

E. F. D.

„He, Täubchen, he, du holdes,
Du duftiges, du zartes!
Was mit ſo großer Eile
Hin durch die Lüfte ſtrebſt du?
Ein Viechen nur verweile
Und ſage, wem du dienſt
Und was für ein Geſchäfte
Du zu beſorgen eiferſt!
Ich wüßt' es allzu gern."

Anakreon, ſo lautet
Der Name meines Herrn.
Zum Freunde, zum Bathylle,
Der ſämmtliche Gemüther,
Der Schöne, zauberhaft
Beherrſchet in der Runde,
Gebot er, hinzufliegen.
Es gab mich ihm Kythere
Zum Lohne für ein Liedchen,

Das ſie von ihm erhalten,
In welches er ergoſſen
All' ſeine Meiſterſchaft.
Seitdem bin ich des Alten
Und trage ſeine Briefe,
Wie dir vor Augen eben.
Zwar denket er, der Gute,
Mir freie Bahn zu geben,
Ich aber, ich verlaſſe,
Gebeut er auch zu gehen,
Nie ſeine milde Haft.
Was brauch' ich über Höhen
Und Tiefen hinzuſchweben,
Zu ſitzen auf den Aeſten
Und Roſes anzupicken?
Ich eſſe Brot anjetzo,
Das ich den eignen Händen
Anakreon's entrafft.
Des Weines auch genieß' ich,
Der ihm die eigne Lippe,
Die dichteriſche, netzet;
Es iſt ein Götterſaft.
So leb' ich ohne Plage
Und habe keine Klage;
Ich ſcherze trunkbeſeligt,
Ich breite das Gefieder,
Und decke den Gebieter;
Und kommt ſodann die Müde,
So laß' ich, um zu ſchlummern,

Mich auf die Laute nieder
Und ſammle neue Kraft.
Und jetzo magſt du gehen,
Denn jetzo weißt du Alles.
Wie eine Krähe ward ich
Durch dich ſo plauderhaft!

E. S. P.

Du, liebe Schwalbe, pflegeſt,
Wenn laue Lüfte ſiegen,
Alljährlich herzufliegen
Und hier dein Neſt zu bau'n;
Doch wenn die Fröſte dräuen,
Dann gehſt du fort, dann ziehſt du
Den Nil hinauf, nach Memphis,
Dann eilſt du, dich zu betten
In wohnlichere Gau'n.

Mir bauet unaufhörlich
Sein Neſt im Herzen Gros.
Der Kleinen iſt hier einer,
Der flügge wird; ein andrer,
Der noch im Ei ſtecket,
Und wiederum ein andrer,
Der kaum dem Ei entſchlüpfte;
Und ewig iſt ein Flattern,
Und ewig iſt ein Pieven;
Die Alten ſind beſchäftigt
Die junge Brut zu füttern;

Und nicht ſobald erwachſen
Iſt ſelbige, ſo zeigt ſich
Auch ſchon ein neuer Nachwuchs.
Was iſt zu thun? Es frommet
Da keine Gegenwehr.
Ich weiß ſie, dieſe kleinen
Und doch ſo loſen Gäſte,
Nicht aus der Bruſt zu treiben:
Was auch geſchieht, ſie bleiben
In dem gewohnten Neſte:
Denn allzu zahlreich iſt es
Und allzu übermächtig
Ein ſolch Erotenheer.

E. F. D.

Cypria's beſchwingter Sohn,
Hoch im Aether wallet' er
Seine freie Götterbahn.
Zu ihm auf ſo zauberiſch
Schlugſt du deine Flammenaugen,
Und ſofort herabgezogen
Auf die Erde, dein Gefangner
War er, o Timarion!

G. F. D.

Fort mit ihm ohn' alle Gnade
Zum Verkaufe! Müde bin ich
Ihn zu meinem Schaden nur,
Diesen unverbesserlichen,
Kleinen, argen Schalk zu nähren.
Fort mit ihm, erschein' er auch
Noch so lieb im Mutterschooße,
Noch so lieblich hingelagert,
Als ein harmlos Kindelein.
Täuschung ist sie, weiter nichts,
Seine Süße, seine Sanftmuth;
Nicht zu Heil und nicht zu Segen
Schaut er uns so freundlich an.
Tückisch ist er, heuchlerisch,
Endelos auf Streiche sinnend,
Streiche, wie sie sonsten Niemand
Ausfinnt auf dem Erdenplane;
Ruhe raubend, Streit beginnend,
Wild, begehrlich, maßberaubt,
Ohne Scham und ohne Scheu

Selbſt vor älterlicher Weiſung,
Launenhaft, charakterlos,
Ein Betrüger, ein Verräther,
Millionen Eide ſchwörend
Und ſie brechend ohne Furcht
Vor verdientem Strafgerichte;
Nicht zu rührend harten Herzens,
Was man auch für gute Lehren,
Was man auch für Zucht verſchwende,
Nur dem eignen Sinne folgend
Und die ganze Welt verhöhnend;
Kurz, ein Unband, wie kein Andrer
Auf der Welt, ein Böſewicht,
Sag' ich euch, ein Ungeheuer.
Ihn zu ſchonen wäre Thorheit,
Wäre Schwäche; fort mit ihm!
Kann ihn irgend einer brauchen,
Der zu Schiffe geht, er nehm' ihn,
Führe weit von Haus und Lande
Ihn dahin, daß ihn mein Auge
Nimmer ſehe. — Wie er blickt!
Wie er flehet! Wie er weint!
Wie er ſich ans Herze ſchmieget!
Stille, ſtille! Härme dich
Nicht ſo ſehr, du gutes, armes,
Süßes Kind! Die herbe Thräne
Deines holden Auges hemme!
Was ich auch für böſe Reden
Ueber meine Lippen ſandte,

Nicht ſo ernſtlich war's gemeint.
Dich zu laſſen, dich und meine
Wonnige Zenophila,
Nimmermehr bin ich's im Stande.

G. F. D.

Noch ruht' ich, ein Kindelein,
Im Mutterarm; da ſpielte
Mit Würfeln einſt der Sohn Kythere's, ſetzte
— Denn Alles iſt ja ſein
Auf dieſer Erde weitgedehnten Au'n —
Mein junges Leben ein,
Ach, und verlor. Darum zu ſeinem Ende
Eilt ſchon ſo früh mein liebegebrochnes Sein.

E. L. D.

Schiffherrin iſt Kythere,
Ihr Knabe hat das Ruder
In ſeiner Hand und ſteuert,
Wohin es ihm gefällt.
Mit mächtigem Geſchnaube
Bläſt in die Segel Sehnſucht.
So treib' ich in dem Meere
Der Liebe, bis die Barke,
Die ſchwanke, meines Lebens
An dem Geklipp zerſchellt.

G. F. P.

Weit keuſchere Lieder pflegt' ich ehedem,
Weit würdigere, weiſere zu ſingen.
Da ſiehe, kam die roſige Kypria,
Ihr Söhnchen an der Lilienhand, das ſchen
Und ſchüchtern auf die Erde niederſah,
Und ſprach zu mir: „Du ſingſt
So ſchöne Lieder, lehre
Dieſelbigen, ich bitte dich, dem Knaben,
Dem Kleinen ſie; ich möcht' ihn ſanfter haben
Und ſittſamer, er wird's vielleicht durch ſie."
Ich freute mich, der unerfahrne Thor,
Der mir erwieſ'nen, ungemeinen Ehre,
That nach der holden Herrſcherin Begehre
Und ſang dem Eros meine Lieder vor.
Als wenn dem Etwas beizubringen wäre!
Er hörte nicht darauf; er ſelbſt jedoch
Beſtrickte ſingend ſo gelind mein Ohr,
Daß ich verſtummte, ſeine Lieder lernte,
Die meinen aber aus dem Sinn verlor.
So brachte mich die liſtige Kythere
Und ihr doloſer Sohn
— Wer bliebe Herr mit Denen im Verkehre? —
Um meinen alten, ernſten Liederton.

G. F. D.

„Ehrt mich, o ihr Mädchen", also sprach
Kytherea zu den Musen einst,
„Sonst soll Eros — ich befehl' es ihm —
Sich zum Streite rüsten wider euch,
Und ihr wißt, daß er
An verderblicher Gewalt nicht arm."
Ihr darauf die Musen: „Also drohe
Du dem Ares, uns
Thut dein Knabe nimmer einen Harm!"

C. F. P.

Cythere's Sohn, ſo wild er iſt,
Verſcheucht die Pieride nicht:
Es lächelt ihm zu aller Friſt
Ihr hehres Angeſicht.

Sie weilt, wo er; entſchwingt er ſich,
Sie folget ohne Widerſtand;
Es knüpft die Beiden feſtiglich
Ein tiefes, inures Band.

Wähnt aber ein Poet, es ſei
Entbehrlich ihm der kleine Gott,
So wird die Muſe feſſelfrei
Und ſein Gedicht zum Spott.

Eh' mir der Seele heißer Brand
Die echtpoet'ſche Weihe lieh,
War welch' ein eitler Verſetand
All' meine Poeſie!

So groß die aufgebotne Kunst,
So reich die angewandte hier,
Es fehlte Pieridengunst
Und jeder Reiz mit ihr.

Doch klinget Eros Bogen itzt,
So folgt sogleich ein Meistersang:
Ein wunderbares Feuer blitzt
In jedem Hall und Klang!

E. F. D.

Blumenfeile dem Eros
Wanden einſt die Kamönen,
Schenkten, alſo gebunden,
Dir ihn, göttliche Schönheit!
Doch da kommt Kytherea,
Beut, die zärtliche Mutter,
Eine Löſe, ſo koſtbar
Und ſo reich ſie gebührt.
Und er würde gelöſt ſein,
Könnte fröhlich entſchlüpfen;
Doch, o Wunder, er will nicht.
Allzu lieblich erſcheint ihm,
Die er duldet, die Knechtſchaft.
Denn ein ſeliger Leben
Als im Reiche der Freiheit
— Das erkennt er anjetzo —
Wird in ſtrahlender Anmuth
Wonnigem Dienſte geführt.

G. F. D.

Aſtakos' Sohn, den kretiſchen, den Hirten,
Raubte die Nymph' aus dem Gebirge. Heilig
Iſt er jetzo, der ſchöne Knabe, der
Götterliebe weckte, Götterſehnſucht;
Wohnet im hehren, diktiſchen Eichenhaine,
Eine neue, holde Gottheit, nun
Und beſchirmet Wald und Weideplan.
Singet, o ihr Hirten, nun nicht mehr
Daphnis Ehren; ihm, dem Aſtakiden,
Stimmet eueren frommen Hymnus an

G. F. D.

(Deutſch.)

Es ſenkte ſich der zarte Gott der Liebe
Auf Blumen hin und ſchlummert' ein.
Da lauſchten ihm, dem Meiſter ihrer Triebe,
Die Nymphen in dem Hain.

Sie dachten all' der Thränen, all' der Schmerzen,
Die dieſer arge Gott erregt.
Behende war der Bändiger der Herzen
In Bande ſelbſt gelegt.

Er war, der endlich wieder Aufgewachte,
Ein Glied zu regen ohne Macht.
„Brav", rief er aus und ſah umher und lachte,
„Das habt ihr gut gemacht!

Ihr ſeid gerächt, und ſtatt der Liebe Sehnen
Nimmt Frieden eure Herzen ein;
Wie glücklich, ohne Seufzer, ohne Thränen,
Und — ohne Kuß zu ſein!"

Und ohne Kuß? Ob das ein Leben hieße?
Man dachte nach, man sahe bald:
Ein Frieden, eine Ruhe, so wie diese,
Sei, wie der Tod, so kalt.

Man flüsterte, man neigte sich zur Milde;
Bald waren alle Stricke los.
Aufflog der Gott und floh mit alter Wilde
Kytheren in den Schoos.

C. F. D.

Eros in der Schule.

In die Schule ſollte Eros. Sorgſam
Hatt' ich ihm ſein Flügelpaar gebunden,
Pfeil und Bogen wohl im Schrein bewahret,
Doch dagegen ihn mit nöth'gem Schreibzeug
Und was ſonſt ein Schüler braucht, verſehen.

Sittſam ging mein Schülerlein von dannen,
Kam des Abends wieder ganz ſo ſittſam,
Mit ihm auch der Lehrer: „Herr, ihr ſchicktet
Einen wunderlichen Schüler! Wahrlich,
Mehr verſteht das Bürſchlein als ich ſelber
Und als ihr mit aller euerer Weisheit.
Als er leſen ſollte, las er lieblich
Und mit einem Stimmchen, das wie Silber
Tönte, ſolch entzückend ſüßes Liedchen,
Daß ich nur noch auf das Knäblein horchte
Und das Herz mir völlig umgedreht ward.
Jenes Liedchen galt dem ſchönen Mägdlein,
Das am Markte führt den kleinen Weinſchank,
Wo ich Abends mir Erholung ſuche;
Und ich weiß doch, daß in unſrer Fibel
Nichts von dieſer Art zu leſen ſtehet.

Als er ſchrieb, da ward's ein ſüßes Briefchen,
An daſſelbe Mägdelein gerichtet,
Wie ich's ſelbſt nicht ſchöner könnt' erſinnen,
Und ich ſchickte gleich das ſüße Briefchen
Hin zu ihr, weil wunderbar das Alles
Drin geſagt war, was ich ihr ſchon längſtens
Sagen wollte, doch ſo lieb und rührend
Ihr zu ſagen nicht im Stand geweſen.
Und dann malte mir der kleine Schüler
So getreu ſie auf die Schiefertafel,
Wie ſie leibt und lebt, mit ihrem Lächeln,
Ihrem Liebreiz, einen goldnen Becher,
Drauf ein Röslein ſchwamm, ein purpurrothes,
Mir credenzend und mit ſüßem Huldblick
Gutes kündend, daß ich ganz vergeſſen
Meiner Pflicht und der mir anbefohlnen
Zöglinge das holde Bild betrachtet
Und alsbald die Schule aufgelöſet.

Soll ich treulich des Geſchäftes warten,
Das die Bürgerſchaft mir anvertraut hat,
Herr, ſo laßt das Büblein aus der Schule,
Das in ſeiner Thorheit mehr verſtehet,
Als wir Zwei mit aller unſrer Weisheit!"

A. K.

Die Siegel.

Kündet dir Gutes der Freund, prangt über dem Briefchen als Siegel
Eine Victoria — stolz hält sie den Kranz dir empor!
Meldet er dir, wie er dichtet und denkt, einsamer Momente
Stilles Geheimniß, bewacht Phöbos Apollo die Schrift.
Aber wann wird ihm gewährt, daß hochaufklopfenden Herzens
Er auf den lieblichsten Laut drücke das lieblichste Bild?
Ach, wann wird ihm gewährt, daß Eros freundlich dir künde,
Wie treuinnig und fromm deiner der Liebende denkt?

A. K.

(Engliſch.)

Cupido würfelt' einſtens mit Campaspen
Um ſüße Küſſe; zahlen muß der Knabe.
Drauf ſetzt er ſeinen Bogen, Köcher, Pfeile
Der Schönen ein; auch die gewinnt Campaspe.
Der Mutter Täubchen, ihre wilden Spatzen —
Kurz Alles, was an Hab' und Gut nicht eben
Ganz niet- und nagelfeſt, verliert der Leichtſinn.

Da ſetzt er keck ſich ſelber ein, verſpielet
Das Roth der ſüßen Lippen, das der Wangen,
Den ſchönen Glanz der dunkeln Augenbrauen,
Das Grübchen in dem Kinn — und Alles, Alles
Gewinnt Campaspe. Völlig ausgeplündert
Setzt endlich gar das unbeſonnene Kind
Die beiden Augen ein, auch die gewinnt
Campaspe, und Cupido iſt nun blind.

O Liebesgott, verfuhr ſie ſo mit dir,
Was macht die Schöne grauſam erſt mit mir?

A. K.

(Magyarisch.)

Ich spielete mit Czenczi *),
Der Knabe mit dem Mägdlein,
Unschuldig heitre Spiele,
Sowie sie Kinder spielen;
Noch schwellet' unsre Busen
Kein heißeres Gefühl.
Einst, da die Bäume blühten,
Da bot sich unsern Augen
Ein Knabe dar, ein schöner,
Und bat so fromm, so freundlich:
„Mitspielen eure Spiele,
Ihr guten Kinder, laßt mich!"
Wie gerne zum Gesellen
Aufnahmen wir den holden,
Der uns so wohlgefiel!
Der Gott der Liebe war es,
Der listige, der lose,
Der lehret' uns ein andres,
Ein niegekanntes Spiel.

G. F. D.

*) Vincenzia.

(Italieniſch.)

Ein Geſicht, ein wunderbares,
Wurde mir: ich ſah den Amor;
Nicht jedoch der Schütze war es,
Den ich ſah, und nicht der Blinde;
Weggezogen war die Binde
Seines Auges, und es ſtrahlte
Welch ein helles, welch ein klares!
Emſig einen Pinſel führte,
Eifrig ein Gemälde malte
Seine kleine, loſe Hand.

Mit geſchärftem Auge nahт' ich;
Dichter ihm zur Seite trat ich;
Und von neuem mußt' ich ſtaunen,
Da ich Alles klar erkannt.
Denn der Pinſel, den er führte,
War ein Pfeil aus ſeinem Köcher;
Was er bildet' ohne Stocken,
Deine Blicke, deine Locken,
Euphroſine, deine Mienen
Waren es, dein ſchöner Buſen;
Und zu ſeiner Leinewand
Sah ich ihm — mein Herze dienen.

E. ſ. D.

Amor und der Tod.

(Spaniſch.)

Trafen ſich in einer Schenke
Amor einſtens und der Tod,
Juſt als ſich die Sonne neigte,
Und erblich das Abendroth.

Nach Sevilla ging Cupido
Und Herr Dürrbein nach Madrid;
Jeder ſchleppt' auf müden Schultern
Waffen und Gepäcke mit.

Sicher waren Beide flüchtig —
Kunden ſind's der ſchlimmſten Art,
Drauf von wegen Brand und Todtſchlag
Sicherlich gefahndet ward.

Als ſie nun beiſammen ſaßen
Und der Bub' erblickt den Graus,
Wie der Tod ſogar abſcheulich,
Bricht er hell in Lachen aus:

„Herr", ſo ſpricht er noch ſich ſchüttelnd,
„Herr, für übel nehmt es nicht:
Nimmer ſah ich ſolch ein lieblich,
Lieblich-häßlich Angeſicht!"

Zornig wird der Tod und zücket
Eilig ſeinen ſchärfſten Pfeil;
Gleiches thut auch Gott Cupido,
Retirirt jedoch in Eil',

Bis der Wirth mit derbem Stecken
Die Partei'n zur Ruh' gebracht —
Und ſie ſpeiſten miteinander
Friedlicher geraunt zu Nacht;

Nahmen dann auf ſchlichtem Lager
Bei dem Küchenherd vorlieb,
Weil Ein Bett nur in der Schenke,
Das dem Wirthe ſelbſt verblieb;

Doch Marinen, die im Hauſe
Stubenmagd und Schenkin war,
Uebergab zuvor die Köcher,
Pfeil' und Bogen jenes Paar.

Als der Morgen kaum ergraute,
War Cupido ſchon am Fleck,
Zahlt' in Eile ſeine Zeche
Und verlangte ſein Gepäck.

Da gibt ihm der Wirth ſtatt ſeines
  Jenes, das der Tod ihm gab;
Ohne daß er merkt den Irrthum
  Greift Amor zum Wanderſtab.

Als der Tod nun auch erwachte,
  Halb verſchlafen und moros,
Nimmt er blindlings Amor's Waffen,
  Stolpert dann in Eil' drauf los.

Seit derſelben Zeit geſchieht es,
  Daß Amor mit ſeinem Schaft
Friſche Knaben in der Blüte
  Holder Jugendluſt entrafft:

Greiſen, die der Tod vor Zeiten
  Mit geſchärftem Pfeil erlegt,
Wird mit ſanfterem Geſchoſſe
  Liebeleben neu erregt.

Lang' hat ſchon die Welt geſtaunet,
  Welch ein ſeltſam Spiel ſich bot:
Tod gibt, wer einſt gab das Leben,
  Leben, wer einſt gab den Tod!

A. K.

(Spaniſch.)

In Sevilla ſteht ein Kloſter,
Wo Sanct-Simon der Patron,
Drinnen gern Sevillas Frauen
Sich verdienen Gotteslohn.

Dorthin ging auch meine Schöne,
Die man als die Schönſte preiſt;
Röckchen trägt ſie über Röckchen,
Und das Taffetmäntlein gleißt;

Spielt ihr auch ein wenig Anmuth
Um das Mündlein ſüß und zart:
Mit dem Weiß auf ihren Wangen
Hat ſich leichtes Roth gepaart.

Ihre Aeugelein, die blauen,
Funkeln wie zwei Edelſtein' —
Gleich, als ſtieg empor die Sonne,
Trat zur Kirche ſie hinein.

Wollt' der Abt die Messe lesen —
Nein, der Abt verstummt im Chor:
Dienen wollten ihm die Knaben,
Brachten kaum ein Wort hervor:
Sollten Amen! Amen! rufen,
Riefen all': Amor! Amor!

A. G.

(Brasilianisch.)

Höret an! Ich sah den Amor
Predigend die Welt durchwandern:
„Wer in dieser Welt nicht liebet,
Wird nicht selig in der andern!

Geht in euch, ihr Liebelosen;
Hütet euch vor dem Gerichte;
O bekehrt euch, arme Sünder,
Von der Finsterniß zum Lichte!

Nur der Minne Gottversöhnung
Rettet euch vor dem Verdammen,
Welches harrt der allzu wenig
Flammenden in meinen Flammen!"

E. F. D.

II.

Mythen und Bilder

persischer Lyrik entnommen

Wo haſt du deine Künſte her, o Nachtigall?
„Ich danke ſie der Liebe zu der Roſe,
Die füllt die Kehle mir mit eitel Wonneſchall;
Nichts iſt ja mein Geſang, der amoroſe,
Als innerer Muſik melod'ſcher Widerhall,
Als meiner Bruſt Gekoſe mit der Roſe."

E. F. P.

Nachtigall, die fromme, lebt und webet
Ewig in der Roſe Dienſt und Pflicht;
Doch die Roſe ſendet hart und herbe
Dornen ihr ins Herze, bis es bricht.

Und von ihrem Aſte ſinkt verblutend
Nachtigall hinunter in den Staub,
Richtet auf die ſtolze, kalte Blume
Matt empor ihr ſterbend Aug' und ſpricht:

„Allzu tief verachteſt du mich Arme,
Allzu ſehr verkennſt du meinen Werth;
Nicht ſo ganz entbehr' ich allen Adels,
Ob mir auch der äußre Schein gebricht.

Meine Seele, wiſſ', iſt eine Roſe,
Ganz, wie du, ſo zart, ſo ſchön, ſo licht;
Schau herab, du allzu Ahnungsloſe!
Kennſt du deine Schweſterblume nicht?"

G. F. P.

Horch, es hat Bülbül ſoeben kund gemacht,
Wie der Dorn der Roſe ſie ſo wund gemacht.

Ach, warum ſo viele Dornen in der Welt,
Welche mit Holdſeligem den Bund gemacht?

Ach, warum ſo leicht gebohrt iſt Wundenharm,
Und warum das Herz ſo ſchwer geſund gemacht?

E. F. D.

Die Nachtigall, nachdem ſie
Lang' ihre Noth umſonſt geklagt,
Sie hat am Ende grollend
Zur Roſe dieſes Wort geſagt:

„Sei nicht ſo ſtolz! Es pranget
So manche ſchöne Blume noch,
Die auch mit ihrem Dufte,
Die auch mit ihrem Glanz behagt."

Worauf die Roſe dieſes:
„Nicht ohne Wahrheit ſprichſt du das;
Doch wehe Dem, der alſo
Mit ſeinem Lieb 'zu ſprechen wagt.

Denn wiſſe, daß Verliebten
Jedweder harten Rede Trotz,
Jedwede Selbſterhebung
Unziemlich iſt und unterſagt.

Wer nicht mit ſeiner Stirne
  Die Erde küßt, wer aus dem Staub,
Worein er liebend ſtürzte,
  Je wieder auf zur Höhe ragt —

Der, als ein eingedrungen
  Unheimiſcher im Minnereich,
Er ſei ohn' alle Gnade
  Sogleich aus ihm hinausgejagt!"

E. J. P.

Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab ins irdiſche, tolle Getümmel gefallen.
Da ſah er umher die Kräuter und Blumen der Wieſe;
Ihm hat das luſtige, bunte Gewimmel gefallen.
Er hörte die Glöckchen am Halſe der Heerde läuten;
Ihm hat das klingende, kleine Gebimmel gefallen.
Er ſah, wie ein Roß leicht über die Haide dahinflog:
Ihm hat der herrliche, fliegende Schimmel gefallen.
Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm ſelber im Wald ein ärmlicher Stümmel gefallen.
Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt' er;
Er blieb, was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

G. F. D.

Auf des Sidra heiligen Aesten,
Hoch im himmlischen Revier,
Nistete mein Seelenvogel
Sonder irdische Begier.

Einen einzigen Blick, Geliebte,
Sandtest du zum Himmel auf,
Und getroffen sank der Vogel
Himmelab zu Fuße dir.

Strebt er in die Höhe wieder? —
Ach, sein einzig Leben ist
So der Erde Staub zu küssen,
So im Staub zu sterben hier.

S. F. P.

Ich bin ein Salamander
Und leb' in eitel Glut;
Mir iſt allein das Feuer,
Das heiße, heiße, theuer,
Mir nur die Flamme gut

E. F. D.

(Deutſch.)

Was neigſt du, kleine Viole,
So tief hinab das Haupt?
Was hat dich, armes Blümchen,
Der Wonne des Seins beraubt?

„Ach, Mädchen, ich muß ſterben.
Hörſt du den ſüßen Hall?
Das iſt ſie, die ich liebe,
Die göttliche Nachtigall.

Die aber hat die Roſe
Zu ihrem Idol gemacht;
Ihr flammend Auge ſpiegelt
Nur jene ſtolze Pracht;

Ihr ſingt ſie dieſe Lieder;
Die Blume gewahrt ſie nicht,
Die kleine, der vor Leide
Das liebende Herze bricht.“

A. C.

III.

Muhamedanische Fabeln und Legenden.

Als Gott die Welt geschaffen
Und tief die Thale lagen,
Empor jedoch die Berge
Bis in die Wolke ragten, —
Da prahleten die Berge,
Die sämmtlichen; nur einer
War stille, der Arafath.
Wie nun die Flut, die große,
Hinrollt' ob allem höchsten
Gebirge dieser Erde,
Da huben auf der Gottheit
Befehl die Engel jenen
Empor mit ihren Händen,
Sodaß er über alle
Die wilden Wasser aufstieg,
Und ruhn auf ihm, befreit
Von ihrem irren Schwanken
Auf endeloser Feuchte,
Die Arche Noah konnte. —
So werth in Allah's Augen
Ist die Bescheidenheit.

G. F. D.

Als Gott die Welt geſchaffen
Und tief die Thale lagen,
Empor jedoch die Berge
Bis in die Wolke ragten, —
Da prahleten die Berge,
Die ſämmtlichen; nur einer
War ſtille, der Arafath.
Wie nun die Flut, die große,
Hinrollt' ob allem höchſten
Gebirge dieſer Erde,
Da huben auf der Gottheit
Befehl die Engel jenen
Empor mit ihren Händen,
Sodaß er über alle
Die wilden Waſſer aufſtieg,
Und ruhn auf ihm, befreit
Von ihrem irren Schwanken
Auf endeloſer Feuchte,
Die Arche Noah konnte. —
So werth in Allah's Augen
Iſt die Beſcheidenheit.

G. F. D.

Zur Erde hinabgeſtoßen
Aus himmliſchem Reviere
Und hingeſtreckt auf hohem
Ceiloniſchem Gebirge,
Lag Adam auf dem Antlitz
Und badete ſich in Thränen
Der Jahre zehn mal zehn.
Da ſandte Gott von oben
Den Gabriel; der faßte
Beim Arme den Zerknirſchten,
Aufrüttelt' ihn und ſprach:
„Wie lange noch gedenkſt du
Zu liegen hier, ein träges
Und müßiges Geſchöpfe,
Nicht beſſer und nicht nützer
Als Steine ſind und Klötze,
Wiewol von Allah's Odem
Lebendig angeregt?
Wozu dies ewige Trauern,
Dies endeloſe Stöhnen?
Wozu ſo viele Thränen?
Es hilft allein die That.
Erhebe dich, betrachte
Rings deinen neuen Wohnſitz.

Bemeiſtre ihn, beherrſch' ihn,
Und finde ſo, beſchäftigt,
Beruhigung und Troſt!"
Hierauf erhub ſich Adam,
Beſahe ſich die Erde,
Durchſtreifte ſie von Eilen
Bis in die ferne Gegend
Arabiens und Mekkas,
Wo ſeiner Eva harrte
Auf heiligem Arafath,
Erlernte von dem Engel
Das Säen und das Ernten,
Das Backen und das Kochen,
Der ſauern Milch Bereitung,
Den Umgang um die Kaba,
Sowie man ihn zu Mekka
Noch heute pünktlich ausführt,
Das Fatiha und andre
Vortreffliche Koranſtellen,
Erquickte ſich dazwiſchen
Am Buſen ſeines Weibes
Und wurde wieder froh

Die Arche Noah ſchwamm gerettet,
Und in die Feuchte war gebettet
Der überwogten Erde Heer;
Nur Autſch, der Rieſe, konnte lachen
Und ſich ein artig Späßchen machen,
Die Füße badend in dem Meer.

Er griff hinunter in die Fluten
Und langte ſich die Walfiſchbruten
Des Oceans vom Grund herauf;
Dann hielt er ſie ans Sonnenfeuer
Und dörrte ſich die Ungeheuer
Und ſpeiſte ſie wie Grundeln auf.

E. ſ. D.

In Moſes' Seele ſtieg die Neugier auf,
Ob Gott, der Herr, wol ſchlafe wie ein Menſch.
Da ſandte dieſer einen Engel nieder;
Derſelbe ſprach zu dem Propheten ſo:
„Nimm, Moſe, dir zwei feuerhelle Lampen
Und ſtelle dich und halte ſie empor
Mit deinen beiden Händen feſtiglich,
Und wache ſo die ganze Nacht hindurch!“
Und Moſe nahm die Lampen, ſtellte ſich
Und hielt ſie lange, lange feſt empor;
Allein am Ende ſiegte Müdigkeit,
Es fielen ihm die Lampen aus den Händen
Und lagen da, erloſchen und zerſchellt.
„So“, rief der Engel, „Unbedachtſamer,
So würde Sonne, Mond und Sternenheer,
So würde der geſammte Bau der Welt,
Entſchliefe Gott, in wüſte Trümmer fallen.“

E. F. P.

Es grüßete den ersten aller Menschen,
Sowie er ihn gefertiget aus Thon
Und ihn beseelt durch seines Mundes Odem,
Sein Schöpfer also: „Friede sei mit dir,
Werk meiner Hand, Urahne Mahomed's.“
Doch nicht begriff den Sinn der Rede Jener.
Da deutet Allah hoch hinauf ins Blaue;
Ihm folgen Adam's Augen und erblicken
Im höchsten Aether Allah's Herrscherthron,
Und über ihm mit flammenheller Schrift,
Den großen Namen Mahomed geschrieben.
„So wird“, begann darauf der Herr der Welt,
„Der größte, meinem Herzen theuerste
All deiner Söhne heißen. In Zerwurf
Endloser Art und dunkler Irre Nacht
Wird dein Geschlecht, das meiner Offenbarung
Untreue, fallen, immer wieder fallen,
So oft sich auch, es predigend zu lenken,
Reformatoren mühen; endlich aber,
Rein abgelöst von Finsterniß und Wahn

Durch jenes Helden göttliche Gewalt,
Als ein beseligt großes Eins erscheinen,
Das ihn zu fürstlich hohem Haupte hat,
In dessen Geist sich alle Größen einen,
Deß Name dort ob meinem Stuhle flammt,
Der, freue dich, aus deinem Blute stammt."

G. F. D.

Abdallah Leiſi hieß ein Mann,
Der ritt auf einem Wunderroß,
Das über alle Klüfte ſprang,
Das über alle Ströme ſchoß.

Abdallah Leiſi war ein Held,
Der ganz allein den Sieg gewann;
Die Anderen, die ſahen ihm
In Ruhe zu als Hintertreß.

So ſtanden einſt die Araber
Gegenüber einem Perſerheer:
Doch Beide hemmt' ein Stromgebiet,
Das breitgedehnt dazwiſchen floß.

Abdallah Leiſi ſprengt hervor,
Fliegt raſch dahin von Rand zu Rand;
Das Gleiche kann kein anderer,
Ob noch ſo guter Kampfgenoß.

Den Feinden aber dünket es,
Ein so beschaffner Kämpe sei
Ein Jeglicher der Araber,
Hätt' auch ein solches Wunderroß.

Der Wahn erschreckt ihr feiges Herz,
Und Jener haut so grimmig ein;
Im Augenblick zur Flucht gewandt
Ist der gesammte Heerkoloß.

G. F. D.

Der todte Hund.

Am Wege lag ein todter Hund —
Da kam auch zu derſelben Stund'
Der Prieſter fromme Klerikei;
Die hub alsbald ein groß Geſchrei,
Als ob im ganzen Judenreiche
Kein Hund dem mehr an Abſcheu gleiche:
„Den wüſten Gauch, beſeht ihn nur!
Von Ohren nirgends eine Spur,
Die Beine krumm, zerhackt der Schwanz;
Auch ſcheint er räudig gar und ganz —
Wie nur der Herr ſolch ſcheußlich Weſen
Sich zum Geſchöpfe mocht' erleſen!" —
Da kommt auch Chriſtus her und ſpricht:
„Juſt von den Schönſten iſt er nicht,
Es weint ſein Herr drum keine Thräne —
Doch ſeht, wie perlenweiß die Zähne!"

A. S.

IV.

Rabbinische Fabeln und Legenden.

Warum der Mond so bleich und blaß? —
Ihm stahl die Farbe Neid und Haß.
Er war, da Gott ihn hingesetzt
An seinen Ort, noch nicht wie jetzt:
Er war geschaffen gar und ganz
Der Sonne gleich an Licht und Glanz.
Nicht sollte Tag und finstre Nacht,
Sich folgen sollte Pracht und Pracht:
Es sollten, ewig hell und klar,
Zwei Sonnen sein, ein fürstlich Paar,
Und bei der einen Untergehn
Die andre schon am Himmel stehn.
Die Sonne that mit ihrem Licht
Getrost und friedlich ihre Pflicht;
Dagegen wär' ein schönrer Stern
Der Mond gewesen gar zu gern.
Er strengte seine Strahlenkraft,
Damit sie prange siegerhaft,
Gewaltig an; doch ohne Frucht
Blieb alle Müh' und Eifersucht.
Drob ärgert' er und kränkte sich,
Bis alle Kraft und Schöne wich,

Und ſein Geſicht ſo ſchwach von Art,
So farbelos, wie jetzo ward.
Seitdem regiert der fromme Strahl
Der Sonn' allein im Weltenſaal,
Und ſonder Ehr' und Herrlichkeit
Durchweint der Mond die Dunkelheit.

C. F. D.

Als Pharao mit ſeinem ganzen Heer
Elend zu Grunde ging im Rothen Meer,
Stimmt' einen Hymnus an der Engel Chor:
Doch übel tönt' er in des Höchſten Ohr.
Unwillig herrſcht' ihn ſelbiger zur Ruh',
Und rief den Engeln dieſe Worte zu:
„Es gehn die Werke meiner Hand zu Grund,
Und Jubellieder ſinget euer Mund?!"

C. F. D.

Der große Rabbi Simon Ben Jochai
War bei dem römischen Kaiser hart verklagt;
Denn mit Verachtung und mit Tadel hatt' er
Gesprochen von den Herrlichkeiten Roms.
Es fehle, so behauptet' er, die Weihe,
Die höhere; sie seien Eitelkeiten.
Er sollte dies mit seinem Tode büßen.
Da flüchtet' er mit seinem Sohn und barg
In eine tiefe, dunkle Höhle sich.
Zwölf Jahre lang beharrten sie daselbst,
Die Beiden, sandten brünstige Gebete
Zu Gott empor und dachten
Nur einzig und allein an Himmlisches
Und Ewiges. Ein Baum, den ihnen Gott
Aufsprießen ließ, ernährte sie; ein Quell,
Den er entspringen ließ, erquickte sie.
Am Ende ward der römische Despot
Etwas kam und sagt' es ihnen an.
Da traten sie aus dem Versteck heraus
Und schauten wieder in die Welt hinein,
Die ihnen unterdeß so fremd geworden.
Sie sahen, wie die Leute, die das Land
Bewohneten, die rüstigen, ihre Felder
Bestellten, ihre Heerden weideten.

Sich Hauser bauten und viel Anderes
Der Art verrichteten, um sich und ihre
Familien zu nähren; sie geriethen
In einen heiligen Zorn bei diesem Anblick;
Sie sprachen: „Uebel ist's gethan, so ganz
Nur für das Irdische, das Zeitliche
In sorgen und das Höhere darüber
Hintanzusetzen" Und aus ihren Augen,
Wie sie so sprachen, die Entrüsteten,
Sprüht eine Zornglut so gewaltiger Art,
Daß all umher, wo ihre Blicke trafen,
Die Saaten im Gefilde, die Gebüsche,
Die Heerden und die Menschen und die Hauser
In Brand geriethen und zu Asche wurden.
Da scholl herab von oben eine Stimme,
Die also sprach: „Seid ihr aus eurem Dunkel
Deshalb hervorgegangen, um die Welt,
Die ich geschaffen habe, zu vernichten?
Geht wiederum in eure Nacht zurück!"
Da kehrten sie, betroffen und betrübt
In ihre Höhle wieder und beharrten
In Reu' und Buße noch
Zwölf Monde lang. Dann sprach der Rabbi so:
„Es werden die Verdammten in der Hölle
Zwölf Monde lang gereinigt *) Laß, o Herr,
Die Reu' und Buße, der wir obgelegen,

*) Nach einer rabbinischen Lehre dauern die Strafen, die ein Mensch in der Hölle zu erleiden hat, nicht länger als zwölf Monate.

Als eine solche Höllenstrafe gelten!“ —
„Es sei!“ entgegnete die Himmelsstimme:
„Verlaßt die Höhle!“ Da begrüßten sie
Hinwiederum das Licht, verbrannten aber,
Nachsichtiger geworden und gelinder,
Durch ihrer Augen heilige Blutgewalten
Die schöne Welt, die Gott gemacht, nicht mehr

Zu Rabbi Chanina sprach sein Weib:
„Wie lang' kasteiſt du deinen Leib,
In durftig enger Schranke lebend,
So bänglich oft in Sorge schwebend?
Bete zu Gott ein Kraftgebet!
Solch einem Manne, wenn er fleht,
Versagt der Himmel seine Gabe."
Da bat der Mann um goldne Habe;
Und sieh, vom Himmel eine Hand
Bot alsofort ein Gnadenpfand,
Den Fuß von einem goldnen Stuhle.
Der zog aus seinem Sorgenpfuhle
Das frohe Paar mit einem mal
Drauf wurde träumend in den Saal
Der ewigen Lust emporgehoben
Des Rabbi Weib und sah dort oben
Die Frommen all' auf Wonnesitzen
Von Golde ruhn und Freude blitzen.
Ihr Mann, der Rabbi, stand alleine;
Sein Stuhl, er hatte nur drei Beine
Und taugte nicht, wie andre Stuhle,
Zu standgerechtem Ruhepfuhle

Hierdurch erſchreckt, erwacht die Frau,
Berichtet die betrübte Schau
Und ſpricht: „O Rabbi, bete, bete,
Damit der ohne Witz erflehte
Dir dort gebrechend edle Hort
Rückkehre ſchnell an ſeinen Ort!“
Chanina that's. Die Hand zum Glücke,
Sie kam und zog ihr Pfand zurücke.

Auch du vielleicht haſt einen Segen,
So himmliſch und ſo hoch gelegen,
Haſt einen Stuhl im Geiſterſaal
Und darbeſt hier im Erdenthal.
Verwandele das hehre Gut,
Ob auch der Mangel wehe thut,
Nicht in ein irdiſch tiefgemeines;
Erhalte dir's ein ewig reines!

C. J. D.

Ein Meiſter lehrt; da ſitzen,
Des Mannes erhabenem Geiſte zu lieb,
Um ihn herum vier Schüler:
Ein Schwamm, ein Trichter, ein Seiher, ein Sieb.

Der Schwamm, der große Trinker,
Saugt Alles, Alles, was da fleußt;
Nichts faßt jedoch der Trichter,
Soviel man ihm ins Innere geußt.

Der Seiher hält die Hefe;
Das Klare wird zum Minneborn;
Das Sieb — da fällt die Spreu durch,
Es bleibt jedoch das edle Korn.

E. L. P.

Zum Haupte der Schlange
Der Schweif begann:
„Du gehſt ſo lange
Mir ſchon voran:

Es führete billig
Auch einmal ich.“
Das Haupt war willig
Und kehrte ſich.

Der Schweif, ſtolzirend
Als Vorderheld,
Den Pfad verlierend
Ins Waſſer fällt;

Und kaum erſteht er
Aus dieſer Fahr,
In Gluten geht er,
In Flammen gar.

Noch iſt von dieſen
Die Wunde friſch,
Da zürnt mit Spießen
Ein Dorngebüſch.

Erſchrocken flieht er
Und ruft das Wort:
„Haupt, laß mich wieder
An meinen Ort.“

Um Schmach zu meiden
Und Mißgeſchick,
Voran ſoll ſchreiten
Ein ſcharfer Blick.

G. F. D.

Der gefeſſelte Meſſias.

Jüdiſche Legende.

Ein unendlich Heil zu ſchauen
Sind wir lange ſchon erkoren:
Der Meſſias, unſre Hoffnung,
Er iſt lange ſchon geboren.

Zu derſelben Stunde war es
— Sagt der Rabbi, der gelehrte —,
Da der Flamme Wuth den Tempel
In Jeruſalem verzehrte.

Weil jedoch, daß er's errette,
Juda noch nicht werth befunden,
Iſt er in den Garten Eden
Weggerückt und feſtgebunden.

Zwar, es wäre keine Kette
Stark genug, um ihn zu halten;
Jegliche zu brechen eilten
Seines Eifers Glutgewalten.

Doch die Engel, die ihn zwangen,
Nicht mit einem Band von Eisen,
Nein, mit einem Frauenhaare
Haben es vollbracht die weisen.

Der gewalt'ge Löwe Gottes,
Der erhab'ne Gottgesandte —
Nun und nimmer zu zerreißen
Waget er so zarte Bande.

Stille harrt er und gelassen,
Bis die Stunde schlägt, die große,
Wo er gehen soll und wenden
Unsre herben Erdenloose;

Wo er kommen wird, vernichtend
Wider eine Welt zu streiten,
Und zu sitzen dann in Frieden
Auf dem Thron der Ewigkeiten.

A. C.

V.

Mythen, Fabeln und Phantasien

der Amerikaner, Kamtschadalen und Japanesen; der Finnen, Esthen, Lithauer und sonstiger osteuropäischen Völkerschaften.

Die himmliſche Bärenjagd.

Ein nordamerikaniſcher Indianer ſpricht:

Die Sterne des Bärengeſtirnes
Sind eben ſo viele Jäger.
Sie machen ſich auf zur Sommerszeit;
Auf einen rieſigen Bären
Iſt's abgeſehen; ſie jagen
Den ganzen Sommer hindurch;
Ohn' alle Frucht iſt ihre Müh',
Iſt ihre Wuth;
Im Herbſt jedoch
Da gelingt es, ihn zu verſehren;
Da erreichen ſie ihn mit ihren gewaltigen Speeren,
Die Wund' auf Wunde bohren; es ſpritzt ſein Blut
Hin über der Erde Thal,
Davon ſo roth
Im Herbſte ſich die grünen Blätter färben.
Noch iſt das ungeheuere Thier nicht todt;
Doch wenn der Winter kommt, da muß es ſterben.

Nun deckt der Schnee die Erde weit und breit.
Willst du auch über diesen den Bescheid —
Ich kann auch ihn erklären.
Er ist das weiße Fell des großen Bären.
Das schmilzt am Ende von der Sonne Glut,
Bestimmt, wenn es zerfließt,
Der Auren und der Haine sonder Zahl
Aufsprießende Gewächse zu ernähren.
Da hebt die Blum' ihr schönes Haupt; es schießt
Der Halm empor und prangt mit goldner Aehre;
Mit laubiger Krone ragt
Der Bäume brauner Schaft,
Und Alles grünt und blühet von des Bären,
Des großen Bären Lebenskraft.

E. F. D.

Die Königin des Schnees

und

das Paradies der Tetonen.

Wenn hell und unbewölkt der Abend iſt,
Und wenn du dann hinaus ins Freie gehſt
Und deine Blicke richteſt in die Gegend
Des Jägergeſtirnes und des ſchaurigen
Nordwindes und des ewig alten Schnees —
Dann magſt du wol ein flammenherrlich Spiel
Und eine Pracht der wunderbarſten Art
Auflodern ſehn im himmliſchen Revier.
Es wird ſich eine dunkle Tiefe zeigen
Und über ihr ein lichter Bogenſtreif,
Der ſchwach zuerſt, dann immer mächtiger
Und mächtiger vielfarbige Strahlen ſchießt,
Bis ſich am Ende der geſammte Himmel
Mit belllebendigem Feuer überſprüht.
Auch ein Geräuſche wirſt du dann vernehmen,
Gleich einem ſanften Lachen in der Luft,
Und wenn dein Auge klar und ſcharf genug
Ins Ferne reicht, ſo magſt du auch erkennen,

Wie ätherleichte, luftige Geſtalten
In ſchöngeſchlungenem Tanze freudiglich
Sich durch die flammenhellen Räume drehn.
Dies ſchöne Licht, dies feurige Gepränge,
Woher? — Es iſt der ferngetragne Schein
Des Feuers, das die große Herrſcherin
Im Nordgebiet, die Königin des Schnees,
Wegſchmelzend alle Fröſt' und alle Schauer
Der kalten Zone, zu entzünden pflegt,
Und jene luftig-tanzenden Geſtalten
Sind unſere lieben Abgeſchiedenen,
Die, hingerückt zu dieſem herrlichen,
Von Wonnegluten ſtets erwärmten Reiche,
Des tanzbefliſſenen Tetonenſtammes
Geliebter, weitberühmter Kunſt auch dort
Noch eingedenk, den ſchönen Reigen ſchlingen,
Und jenes lachende Geräuſch, es iſt
Das liebliche Lachen jener Glücklichen,
Das ihnen aus der wonnevollen Bruſt
In überſeligem Entzücken bricht.

Daß ſich jedoch in einer Region,
In der ſo grimme Fröſtgewalten hauſen,
Daß ſelber ihre ſtrenge Herrſcherin
So mächtige, prachtvolle Glut entzünde,
Dünkt dir vielleicht ein Wunder, allzu groß,
Um meine Rede für bewährt zu halten.
Doch höre nur! Vordem in alter Zeit
War dieſe Flamme nicht und dieſe Pracht,

Da freute ſich noch keine ſelige Schar
Des Tanzes in der fürchterlichen Oede,
Und nichts vernahm das Ohr aus jener Gegend,
Als wilder Winde feindliches Geſtürm.
Dies Zauberreich im Norden gründete,
Dies Feuer, in dem die ſeligen Geiſter ſchweben,
Entzündete der Liebe Wundermacht,
Die ſelbſt die weiße Königin des Schnees
Zu uns herniederlockt' und eines Jünglings
Warmblütigem Leib den kalten Geiſt verband.
Einſt feiert' unſer Volk ein Erntefeſt
Und fröhliche Reigen tanzet' unſere Jugend:
Da plötzlich in der ſommerlichen Glut
Durchſchauert' All' ein winterlicher Hauch;
Trüb ward die Luft und weiße Flocken ſchneiten
Hernieder aus der Höh' und vor dem Blick
Der hocherſtaunten Menge ſtand ein Weib,
So weiß wie Schnee an ihrem ganzen Leibe.
Weiß war die Wang', es war die Lippe weiß,
So auch des Haares reichliches Gewall,
Das ſcheitelab zur Erde niederfloß;
Es wich an Weiße nicht dem Schneegeflocke,
Das um ſie her zur Erde niederfiel.
Form und Geſtalt jedoch des weißen Geiſtes,
Das Angeſicht, der Wuchs, der Gliederbau
War von ſo übermenſchlich hoher Schöne,
Daß Aehnliches auf weiter Erde nicht
Und keine Phantaſie das Gleiche ſchafft.
Bei dieſem Anblick ſtockte ringsumher

Der muntere Tanz; es regte ſich kein Glied
Und jedes Auge ſtarrte die Geſtalt an.
Doch ſie, die farbeloſe Lippe regend,
Sprach uns anjetzt mit dieſen Worten an:

„Tetonenvolk! Es ſieht dein ſtaunend Auge
Die Königin des Schnees, die mächtige
Gebieterin der kalten Regien.
Ich habe dieſe meine Welt verlaſſen
Und komm' in deine frohe Mitte her,
Weil mich Begier ergriffen, zu erfahren,
Was unter Menſchen Liebe wird genannt.
Einſt, als ich auf des Nordes ſchaurigem
Gefieder hinfuhr durch der Menſchen Lande,
Da ſah ich einen Jüngling an die Bruſt
Der Heißgeliebten, die er lang' entbehrt,
Sich in ſo ſeligem Entzücken ſtürzen,
Daß mir Verwunderung und Neubegier
Die Seele regt' und ich dem wilden Roß,
Das mich dahintrug, das Gebrauſe hemmte.
Da ſah ich denn das ganze wunderliche,
Mir unbegreifliche, mich dennoch aber
Gar ſeltſamlich bewegende Schauſpiel an;
Mein Auge ſtaunte dieſen Freudenrauſch,
Und es vernahm mein Ohr ein Liebeſtammeln,
Das eine Wonne zu verkünden ſchien,
Wie ich ſie nie gekannt und nie empfunden.
Damals erzeugte ſich in meiner Bruſt
Ein mich ohn' Ende drängendes Begehr,

Selbſt auch zu fühlen ſolch ein einzig Glück,
Zu ſchwimmen auch in ſolchem Wonnemeer.
Und dieſes iſt's, was mich hierher getrieben."

Hier hemmte ſie die Stimm' und ſchwieg bewegt.
Darauf nach einer Weile ſprach ein alter
Tetonenkrieger zu dem Geiſte ſo:

„Machtvolle Herrſcherin des Nordgebietes,
Verehrte, große Königin des Schnees!
Du willſt die Süßigkeit der Liebe fühlen,
Die deinem Auge ſich geoffenbart
In einem flüchtigen Moment des Glückes;
Doch wenn du wüßteſt, wie die Liebe kränkt,
Was ſie für Qualen und Verzweifelungen,
Was ſie für ungemeſſnen Jammer ſchenkt,
Nicht nahteſt du der Heimat dieſes Weh's;
Gern bliebeſt du die kalte, nie entflammte,
Nie unglückſelige Königin des Schnees!
O glaube mir und wolle nie erfahren,
Was ich Unglücklicher erfahren einſt
In meiner Jugend lang' entſchwundnen Jahren!"
O wolle dich vor einem Schmerz bewahren,
Wie der der ſchweren, heißen Liebeswunde,
Die jetzo noch fortbrennt dem alten Greis,
Tief unter ſeines Alters Schnee und Eis,
Und brennen wird bis in die letzte Stunde!"

Ihm drauf entgegnete der ſchöne Geiſt:

„Nicht kenn' ich euer Wohl und euer Weh,
Doch eine Luſt und eine Seligkeit,
Wie ich ſie ſah in jenem Augenblick,
Iſt, mein' ich, werth, auch das Betrübteſte,
Das euere Seele duldet, zu erkunden.
Wenn ich nur einmal, einmal ſo beglückt,
Wie jene Beiden, mich empfinden könnte,
Gern wollt' ich alles herbe Menſchenloos,
Gern auch der Liebe Harm und Kummer fühlen,
Und ſei er noch ſo bitter, noch ſo groß!"

Sie ſprach's, und wiederum verſtummte ſie;
Darauf nach einer Weile ſprach ſie ſo:

„Ich ſchaute jüngſt von meiner Höh' im Norden
Und ließ mein Aug' auf dieſer Gegend ruhn,
Da ward ich einen eurer trefflichen,
Kraftvollen, kühnen Jünglinge gewahr —
Er mag der Beſte wol der Beſten ſein.
Schön von Geſtalt vor allen Andern iſt er,
Und eine Flamme bricht aus ſeinen Blicken,
Die aus dem Innerſten hervorzuſprühn
Und ewiger Art und unverwüſtlich dünkt.
Ihn hab' ich mir erwählt; ich bin die Seine
Für ſeines Lebens Tag, hat er den Muth,
Die weiße, kalte Königin des Schnees
Als Eh'gemahl an ſeine Bruſt zu drücken.
Gewachſen meinem Froſt ſcheint ſeine Glut;
Er wird mit ſeiner heißen Liebe leicht

Mir dieſen ſchneegewebten Leib erwärmen
Und in mich hauchen eine Menſchenſeele,
Die fähig iſt, der Liebe Süßigkeit,
Und ſei's, auch ihre Bitterkeit zu koſten."

Sie ſprach's und ſchritt auf einen Jüngling zu,
Den ſchönſten und den beſten unſeres Volkes,
Und redet' ihn mit dieſen Worten an:

„Du biſt der Edle, den ich mir erkor;
Sprich, willſt du meinem Buſen Wonne lehren,
Mein Gatte ſein, mein ſüßes Eigenthum?
O ſage mir, was ich zu hoffen habe!"

Verwundert ſtand der ſchöne Krieger da;
Doch zaudert' er nicht lang' und ſagte ſo;

„Wiewol du nichts als Winterfroſt und Schnee,
Und alle Schauer der erſtarrten Zone
Auswehn von dir und unſere Sinne ſchrecken —
Wer möchte doch, ſobald er dich erblickt,
Wer dich verſchmähn, die Unvergleichliche?
Erfahren ſoll dein Herz in meinen Armen,
Was es begehrt, es ſoll an meiner Bruſt
Die deine zu des Lebens ganzer Luſt
Und zu der Liebe heißem Puls erwarmen."

Und es umfaßte ſie der Tapfere
Und hielt es aus und miſchte ſeinen Athem,

Den glühenden, mit ihrem eiſigen Hauch.
Und ſieh, es färbete das Angeſicht,
Das weiße, ſich mit einem ſchwachen Roth,
Der blaue Stern des Auges malete
Sich mit dem ſanften Blau der Himmelstiefe,
Die durch zerriſſne Schneegewölke blickt,
Und in dem Blaue blitzet' auf ein Strahl
Warmblütigen Gefühls und ſüßer Ahnung.
Und freudig hoffend führte nun der Jüngling
Die ſchöne, kalte Braut in ſeine Hütte,
Und manches Auge ſah ihm neidiſch nach.

Sowie der nächſte Morgenſchein erglomm,
Verſammelt' an der Hütte ſich der ganze
Neugierige Stamm und wartete geſpannt
Auf des verwunderlichen Paars Hervorgang.
Und er erſchien. Ha, wie verwandelt war
Die weiße, kalte Königin des Schnees!
Es breitete ſich über Wang' und Nacken
Ein volllebendig heißer Purpur aus,
Entmuthigend den Glanz der herrlichſten
Tetonenbraut; nicht wallte mehr wie Schnee,
In glänzend brauner Fülle niederwogend
Umwehte ſie des Haares reiche Pracht;
An Dunkel und an Licht zugleich bereichert
Entſendete das Auge ſeinen Strahl
Und ſchwamm in feuchter Wonn' und Zärtlichkeit.
So ſtand ſie da, mit vollem menſchlichem
Liebreize gattend ihre Geiſterſchöne,

Und goß der Sehnſucht liebekrankes Weh
Ringe um ſich her in unſeres Stammes Söhne.

Von dieſen Tagen an floß Jahr auf Jahr
Dem ſchönen Paar im reinſten Glücke hin,
Und eine reiche Zahl von Sprößlingen
Erblühet' in der Eltern Kraft und Anmuth.
Dann nahete das irdiſch allgemeine
Geſchick des Alters unſerm Bruder ſich,
Und ſeine Geſtalt verfiel, doch ungetrübt
Fortſtrahlt' in ihrer wunderbaren Schöne
Die menſchgewordne Königin des Schnees.
Am Ende ſank auf's Lager hin und ſtarb
In ſeiner Göttin Armen der Tetone.
Sofort verſammelt dieſe ſämmtliches
Tetonenvolk und ſpricht zu ihm dies Wort:

„Tetonen! Er, der mich der Liebe Glück,
Nicht ihren Harm gelehrt, er iſt geſchieden,
Und jetzo, Freunde, ſcheid' auch ich von euch,
Hinzugeleiten des Geliebten Seele
In einem Aufenthalt der ewigen Luſt,
Den ich bereiten will in meiner Heimat
Für mich und ihn und Alle, die mir werth.
Ich übergeb' euch meine Kinder; nehmt
In euere Hut ſie, wackere Tetonen,
Bis ſie herangereift, und ſterben ſie
Den allgemeinen Tod der Sterblichen,
Sterbt ihr ihn auch, die ihr ſie treu gepflegt,

So wink' ich euch und ihnen in mein Reich.
Auch euere Kinder, euere ſpäten Enkel,
Weſern ſie treu der edelen Natur,
Die ihres Stammes altvererbte Zier,
Erwartet ihrer all', wo ich gebiete,
Ein würdiger Lohn und ein unendlich Glück."

Sie ſprach's; doch ein bedachtiger Tetone
Antwortete dem ſchönen Geiſte ſo:

„O Königin, du ſprichſt ein großes Wort!
In deinem heimiſchen Gebiet jedoch
Wohnt ewiger, niebezwungener Kälte Graue
Wie ſollen unſere Seelen glücklich ſein
In dieſem ſchauerlichen Reich der Fröſte?"

Und ihm entgegnete der ſchöne Geiſt:

„Sei ohne Sorge, Freund! Die Glut der Liebe,
Die, angefacht von dem geſchiednen Gatten,
In dieſer Bruſt, der einſt ſo kalten, brennt,
Ich werde ſie durch alle Räume gießen,
Und in dem ſüßen, holden Element
Sollt ihr ein neidenswerthes Heil genießen.
Nicht werden euch Nordwinde rauh und wild,
Nicht Flockenheere ſchrecken und verletzen,
Und was euch hier mit Wunſch und Wonne füllt,
Wird dorten euch ohn' alles Maß ergötzen.
Dort in der überflammten Sternenhöh'

Sollt ihr im leichten Tanze fröhlich ſchweben,
Und frei von all der Erde Laſt und Weh
In meinem Schirm ohn' Ende ſelig leben.
Doch jetzo bis zur Zeit des Wiederſehens,
Der frohlichen, lebt wohl!" — Sie ſprach es, herzte
Die theueren Gebornen und verſchwand.

Seit dieſer Zeit nimmt man im Norden wahr
Den Wunderglanz, ſeitdem ertönt dem Ohre
Das liebliche Lachen und erſcheint ſogar,
Wenn hell das Aug' und aller Trübe bar,
Manch' raſcher Tänzer aus dem ſeligen Chore.

A. C.

Das Elyſium der Grönländer.

Eine Grönländerin ſpricht:

Rühre dich brav, mein lieber Sohn,
Sei tüchtig auf der Erden!
Es wird dir ein erwünſchter Lohn
Nach deinem Tode werden.
Machte hier
Seehundſchlagen,
Walfiſchſagen
Viele ſauere Mühe dir —
Sei getroſt! Du kommſt dafür
Einſtens an den glücklichen Ort
Tief, tief unter der Erde,
Wo man ohne Beſchwerde
Lebt ohn' Ende fort.
Es iſt immer Sonnenſchein,
'e iſt ein ewiger Sommer dort;
Es iſt all die kalte Pein,
Die uns härmt, verſchwunden.

Ja, mein Kind, da unten,
Denke dir, wird's gar nicht Nacht;
Stets die ewig gleiche Pracht
Nimmſt du wahr.
Rein und helle,
Daß du nie der Labe bar,
Die die durſtige Lippe dir
Mild benetze, blinkt die Welle:
Keine Spur von Eis in ihr.
Von Gethier
Gibt es einen Ueberfluß.
Voll Gevögel, Fiſchgewimmel,
Rennthierheerde, Seehundsſchar,
Sind die Auen im Revier,
Iſt die Flut und iſt der Himmel.
Da zu reichlichſtem Genuß
Braucht man nicht mühſelige Fänge;
Große Keſſel in kochendem Schwall
Sind bereit und ſtehn in Menge
Ueber'm Feuer überall.
Und da langt man ohne Fragen
Sich zum Schmaus
Frei heraus,
Was gerade mag behagen.
Welch ein Leben, lieber Sohn!
Gelt, du biſt danach begierig,
Denkſt: „O wär' ich dorten ſchon!"
Nun ſo ſei, wie ich dir ſage,
Immer rüſtig, immer rührig,

Immer ohne feige Klage,
Ob sie dir auch noch so schwierig
Dünke, deine Lebenslage!
Dann am Ende deiner Tage
Harret deiner dieser Lohn.

G. F. D.

(Kamtſchadalisch.)

Dort oben in der Höhe
Wohnt Bullikai, ein großer Mann,
Der Regen und Gewitter macht.
Iſt dein Begehr, zu wiſſen,
Wie das geſchieht? Hör' an!
Er fährt auf breiten Flüſſen
In ungeheurem Kahn,
Und ſteigt er aus, ſo zieht er ihn
Ans Trockene mit ſtarker Hand,
Ihn über die tauſend Kieſel,
Womit bedeckt der Waſſerrand:
Da raſſelt auf der rauhen Bahn
Der Rieſenkahn,
Gewaltſam hingeriſſen.
Das heißen wir ein Donnergeroll.
So aber donnert es nur erſt mit Maße.
Doch hat der Mann im Himmel einen Groll,
Zerſchlägt er auf dem Boden eine Blaſe,
Die von Gewäſſer voll.
Da wird von harten, wiederholten Schlägen
Das Ohr betäubt; da rauſcht herab der Regen,
Die ſämmtliche Flut entquoll.

Nun aber hat der zornige Mann
Sich ſelber auch gar ſehr beſpritzt;
Aus dieſem Grunde zieht er itzt
Ein neu Gewand, ein reines, an,
Von köſtlichem Felle gemacht,
Und rundherum beſäumet und beſetzet
Mit buntgefärbter Seehundshaare Pracht.
Dieſelbe dann, ſie iſt's,
Die, wenn ſie durch den Duft
Herniederſcheint, als Bogen in der Luft
Dem freudig überraſchtes Aug' ergötzet.

G. F. D.

(Javaniſch.)

Welch geheime Zaubermacht
Mag die zarten Weſen drängen,
Die da flattern in der Nacht,
Sich in Flammen zu verſengen?

Liebe, die noch heißer wallt,
Als worein die Armen ſtürzen,
Dieſe heiße Glutgewalt
Treibt ſie, ſo ihr Sein zu kürzen.

Ein geflügeltes Inſekt,
Golden, blau und wunderprächtig,
In den kleinen Herzen weckt
Liebesſehnſucht übermächtig.

Wenn ſie nun mit ihrem Flehn
Stürmiſch in die Schöne dringen,
Spricht ſie ſchlau: „Erſt ſollt ihr gehn,
Feuer mir und Glanz zu bringen.“

Alsofort in blinder Haſt
Stürzen ſie in alle Kerzen:
Und von ihrer Glut erfaßt,
Schwirren ſie in Todesſchmerzen.

O. F. D.

(Kinnuch.)

Ohne Beine ganz und gar
War einmal ein armer Kinne:
Dieſem aus gerührtem Sinne
Bildet' einer aus der Schar
Jener ausgelernten Meiſter,
Denen alle Zaubergeiſter
Zu Gebote ſtehn, ein Paar
Zauberbeine, welche zwar
Nur von Holz, doch wunderbar,
Wenn es ſich zu rühren galt,
Zu belebtem Schritt erreget.
Daß die Weiſe mannichfalt,
Jede Wahl gegeben ſei,
Dieneten der Schrauben drei:
Wenn die erſte ward beweget,
Ging die Reiſe ſanft und ſacht;
Wenn die andre, ſchon mit Macht;
Wenn die dritte, dann erwacht
Sah man eine Sturmgewalt,
Welcher in der Dinge Reich
Nirgend eine zweite gleich;

Im Momente wurde dann
Eine halbe Welt durchfeget.
Der entzückte Jammermann
Schnallte ſich die Stelzen an,
Schritt mit ihnen nach Begehr
Ueberall im Land umher,
Schonend in gemeſſnem Schritte
Jener Schrauben nur die dritte,
Deren Eile zu gefährr.
Aber ach, es iſt zu ſchwer,
Wandellos in Maß und Mitte
Seine Kraft zu halten an,
Nie ein Unheil aufzuwiegeln
Und, beſchloſſen unter Siegeln
Ruhn zu laſſen, was man kann.
So denn auch bei jenem Mann
Allgemach die Luſt entbrann,
Jene Schwinge zu entriegeln,
Seine Schritte zu beflügeln
Durch der dritten Schraube Macht.
Doch ſowie er es vollbracht,
Da aus ſeines Bannes Schoos
Wurde ſolch ein wuthentfacht
Haſtiges Getobe los,
Daß Beſinnung und Bedacht
Dem Dahingeriſſnen ſchwand,
Und der Zauberbeine Schrauben
In den alten Ruheſtand
Feſtiglich zurückzuſchrauben.

Nimmer zu Gebote ſtand.
Und ſo ging's von Land zu Land:
Rennen über Thal und Hügel,
Ueber Weg' und Waſſerſpiegel
Muſt' er ohne Ruhe ſo,
Der von Höllenangſt Gequälte,
Bis der Geiſt, der ihn beſeelte,
Stöhnend in die Lüfte floh.
Jetzo noch von Ort zu Ort
Wüthend in der alten Weiſe
Geht die wunderliche Reiſe
Sonder Ende fort und fort.
Nur daß er zu dieſer Friſt,
Den die tollen Beine tragen,
Nach ſo manchen langen Tagen
Zum Gerippe worden iſt;
Denn ſo nimmt ihn jezuweilen
In erſchreckend ſchauderbar
Stürmiſchem Vorübereilen
Eines Menſchen Auge wahr.

G. L. D.

(Südnisch.)

Siehſt du die dunkelen Flecken im Monde?
Kennſt du ſie, jene von unſeren Vätern
Lauter und echt abſtammende Mähre,
Welche Bedeutung enthüllet und Urſprung?
Kennſt du ſie nicht? Ich ertheile Belehr.

Waren einmal zwei pfiffige Diebe,
Denen, indem ſie die nächtlichen Pfade
Walleten, allzu beleuchtet die Erde
Durch des Mondes annoch vollſtändiges,
Ohne Befleckung erſcheinendes Licht war
Rathe, was thaten die ganz Heilloſen?
Stiegen empor mit klebrigem Topfe
Und beſtrichen den Mond mit Theer.
Düſter und lichtlos wurde der Arme,
All ſein freundliches Lachen und Laben
Unter die widrige Maſſe begraben,
Und es erſchrak über ſeine Verwüſtung
Alles auf Erden und trauerte ſchwer.
Tarferen aber und mächtigen Ringens
Brach mit der Zeit ſein Strahl die Verhüllung.

Und es erſchien der erquickliche wieder,
Grüßte der alte, liebliche Glanz
Doch nicht ganz.
Jene, die Frechen —
Allzu verrucht entarteten Weſen
Ein allwarnendes, ewiges Beiſpiel —
Hangen geblieben mit ihrem Topfe
Waren ſie Beid' am beſtrichenen Monde,
Hangen — es ſieht's dein Auge — noch immer,
Trüben dem Monde den heiteren Schimmer,
Bilden die dunkeln Figuren in ihm.

C. F. D.

(Lettisch-lithauisch.)

Es nahm der Mond die Sonne;
's war eine große Hochzeit;
Es schwamm in eitel Wonne
Der hochbeglückte Mond.

Ein herrliches Exempel
Der ehelichen Treue
Den Gatten auf der Erde
Gab dazumal der Mond.

Nicht von der Stelle wich er,
So lang' die Sonn' im Hause;
Doch ging die Sonn' auf Reisen,
So ging mit ihr der Mond.

Der Ehebund ward älter,
Der Gatte wurde kälter,
Und ging die Sonn' auf Reisen,
Zu Hause blieb der Mond.

Doch wenn die Sonne ruhte,
Da ſchlich die leiſen Pfade,
Den Morgenſtern zu küſſen,
Die ganze Nacht der Mond.

Darob ergrimmte Perkun
Und hieb mit ſeinem Eiſen
Entzwei ohn' alle Gnade
Das Angeſicht dem Mond.

E. F. D.

(Kettisch-lithauisch.)

Eine Scene ſah ich,
Eine wunderſchöne,
Strähend aus der Büſche
Dichtbelaubter Hut.
Kam zu einer Quelle
Eine hohe, helle,
Hehre Sonnentochter,
Badete das Antlitz,
Spielte mit der Welle:
Unter ihrem Spiele
Streifte ſich vom Finger
Ihr der Ring, der goldne;
In die Flut verloren
War das edle Gut.
Sonnentochter weinte;
Gottes Söhne hörten's,
Kamen im Momente,
Hielten in den Händen
Feine Seidennetze,
Holten ihr das Kleinod
Fiſchend aus der Flut.

G. F. D.

(Lettisch-lithauisch.)

Die Sonne ſcheint ſo ſuſter heut';
Was hat man ihr zu Leid gethan?
Die Söhne Gottes fuhren ihr
Die Töchter auf der Schlittenbahn
Und warfen um, die heftigen,
Im Fahren überkräftigen,
Und ſchleuderten die Mägdelein,
Die zarten, in den Schnee hinein.

C. L. D.

(Lettiſch-Lithauiſch.)

Ich hor' im Himmel Roſſe traben;
Drauf ſitzen Gottes ſchöne Knaben,
Die keine Raſt und Ruhe haben
In ihrer Minne heißem Brand.
Sie reiten über die blaue Heide,
Aufſuchend ihre ſüße Weide,
Der Sonne Töchter, die blanken Maide,
Und bieten ihnen Herz und Hand.

G. F. D.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

(Lettisch-litauisch.)

Perkun wetterte,
Perkun schmetterte
Nieder die Eiche, so grün und breit —
Ach, wie leid
Ist mir um die gute!
Mir besprengt
Kranz und Kleid
Wurde von ihrem Blute.

E. f. D.

(Lettiſch-litthauiſch.)

Sonne, warum ſo lange
Hinter dem Berge zögerſt du?
„Hinter dem Berg, ihr Guten,
Sitzet ein verlaſſenes
Waiſenmädchen, ein armes;
Euere Blicke ſehn ſie nicht,
Euerem Ohre tönen
Ihre tiefen Seufzer nicht;
Ich allein, ich ſchaue ſie;
Ich allein, ich tröſte ſie,
Ihre Thränen trocknend.“

C. L. D.

(Lettisch-litthauisch.)

„Mutter, im Meere, dort am Stein
Dreht ein Wirbel und schäumt so sehr.“ —
„Ach, es ist dein Schwesterlein:
Traurig ist es und träumt so schwer,
Härmt sich in der Fremde Pein,
Denkt herüber und weint so sehr.“

E. L. D.

(Lettisch-litthauisch.)

„Wer über meinem Haupte,
Wer weinet und wer ſchluchzet?
Wer ſitzet in Verzweiflung,
Die Ruhe meines Schlummers,
Die tiefe, tiefe ſtörend,
Auf meinem Hügel, wer?“ —

„Ich, deine Tochter, bin es;
Ich ſitze hier und weine.
Wie ſollt' ich auch nicht weinen?
Ich bin allein, alleine,
Bin ohne Stab und Stütze,
Bin ohne Hab' und Hoffnung,
Nicht Friede blüht und Freude
Mir auf der Erde mehr.“ —

„Beſchwichte, liebe Tochter,
Beſchwichte deine Zähre,
Und wandele nach Hauſe
Mit neubelebter Bruſt!

Es blüht ein neues Daſein,
Dir eine holde Zukunft,
Dir ſüßer Heilbeſcheere
Niemals gefühlte Luſt.
Es harret dein ein Kranzchen,
Ein bräutliches, ein ſtolzes,
Dein eine zweite Mutter,
Die deine Haare ſtrählen
Mit linden Händen wird.
Es harret dein ein Knabe,
Ein lieblicher, ein feiner,
Der zarte Minneworte
Dir in die Seele flüſtern,
Der alle deine Klagen
Holdſelig enden wird."

G. F. D.

(Pettisch-litbauisch.)

Eine holde Sängerin,
Blümelein am Bache ſucht ſie.
Gleitet aus und fällt hinein;
Hin zum Meere ſpült der Bach ſie.
Von dem Meere wird ſie drauf
Wogend an den Strand getrieben;
Alſofort am Strande wächſt
Eine dichtbelaubte Linde.
Brüderlein aus ihrem Holz
Schnitzet eine feine Harfe.
„Ach, wie lieblich, ach, wie ſchön
Klingt ſie, meine Liederharfe!“ —
„Liederharfe wäre das?“
Alſo ſpricht die Mutter weinend;
„Dein verlornes Schweſterlein,
Meine ſüße Tochter iſt es.
O wie deutlich in mein Ohr
Hör' ich ihre Stimme klingen!
O wie zärtlich an mein Herz
Fühl' ich ihre Seele dringen!“

E. L. D.

(Lettisch-lithauisch.)

Helle blinkt der Waſſerſpiegel,
Mitten in der Spiegelhelle
Hebt ſich aus der Flut ein Hügel,
Mitten auf der Hügelwelle
Einer Eiche grüne Pracht.
Und ich arme, kleine Waiſe
Schwimme zu dem Hügel über,
Zu der Eich' in meinem Jammer,
Werfe meiner Arme Klammer
Um ſie her mit heißer Macht.
Werden nicht zu Freundesarmen
Dieſe grünen Aeſte werden,
Nicht zu trauten Koſeworten
Dieſe linden Laubgeſäuſel,
Hold beſchwichtend alle Sorgen,
Alle Schrecken, alle Pein?
Wirſt du nicht, geliebter Eichbaum,
Einem allverlaſſnen Kinde
Vater und Verſorger ſein?

G. F. D

(Litthauiſch.)

Ueber meinem Haupte fliegt ein Rabe,
Trägt im Schnabel eine weiße Hand,
Golden glänzt daran ein Ringlein nieder.

„Lieber Rabe, komm zu mir, ich bitte,
Und berichte mir, woher du ſie,
Dieſe Hand, genommen mit dem Goldring!“

Meiner Bitte folgt der ſchwarze Vogel,
Kommt herab und ſitzet auf dem Aſt,
Und berichtet mir die trübe Mähre:

„Aus dem Kriege komm' ich, wo ſoeben
Eine mörderiſche Schlacht getobt,
Wo unzählige Leichen aufgehäufet.

Mitten unter tapferen Genoſſen
Liegt ein ſchöner, blonder Jüngling hier —
Blutig aus der Wunde fließt ſein Leben.

Deſſen iſt ſie, dieſe Hand, die weiße;
Dein Geſchenk wol iſt der goldne Ring;
Nimm zurück ihn und dein Lieb beweine!“

A. S.

(Serbiſch.)

Durch des Haines tiefe, ſtille Dunkel
Wallet tiefbetrübt ein junger Hirſche;
Ihn bemerkt des Haines ſchöne Wila *)
Und beginnt und ſpricht zu ihm die Worte:

„Junger Hirſch! Ich ſehe dich ſo traurig,
Sehe dich drei Tage ſchon ſo leidend;
Sage mir, was beuget dir die Seele?“

Und der Hirſch entgegnet ihr, der junge,
Seine Blicke hebend, die geſenkten:
„Holde Schweſter, Wila dieſes Haines!
Mich betroffen hat ein ſchweres Unheil.
Eine Freundin hatt' ich, eine ſchöne,
Eine traute, wonnige Gefährtin —
Ach, du kennſt ſie ja, du mußt ſie kennen.
Dieſe ging, zu ſchlürfen an der Quelle,
Welche vom Gebirge ſo erquickend
Niederrinnt, und kehrte nicht zurücke.

*) Die ſerbiſchen Wilas ſind eine Art Waldgeiſter, Waldnymphen, jung und ſchön von Anſehen, mit weißem Gewand und langem, fliegendem Haar.

Sage mir, welch ein Geſchick betraf ſie?
Hat ſie ſich verirret und verloren?
Eile dann, holdſeliger Geiſt, o eile,
Sie zu ſuchen und zurückzuführen! —
Mordete der Grauſame, der Menſch, ſie?
Traure dann mit mir, o Schweſter Wila,
Stöhne tauſend Klagen in die Lüfte,
Weine tauſend zarte Geiſtertbränen,
Während ich in meinem Harm verſcheide! —
Oder iſt ſie heil und ohne Kummer?
Hat ſie mich verrathen und verlaſſen?
Würdig iſt ſie dann, die Schlechtgeſinnte,
Daß auf ihre Spur der Menſch gerathe."

E. f. D.

König Trojan.

(Serbiſch.)

„Was blickſt du, mein König, ſo ſcheu dich um?
Wie ſtarrſt du hinaus in die Nacht?
Es liegt ja noch Alles ſo ſtill und ſtumm,
Die Sterne halten noch Wacht.

Was fahrſt du, mein Buhle, ſo haſtig auf?
Es war nicht der Vögel Geſang.
Vom Felsrand quillet des Brunnens Lauf,
Sein Rieſeln, das macht dir bang.

O ſcheuſt du dich, mein Buhle traut,
Vor dem wonnigen, ſonnigen Licht?
Und liebſt nicht der Lerche melodiſchen Laut,
Rothgoldene Wipfel nicht?“ —

„Die Morgenröthe, das iſt mein Tod,
Ich bin ja König der Nacht —
Es hat das leuchtende Morgenroth
Uns Allen Verderben gebracht.

Mein Vater ſtarb an dem blauen Meer,
Drauf Roſen der Morgen goß:
Meinen Urahn trugen ſie kalt daher,
Als der Strahl um die Bergwand floß.

Wir Alle ſterben am Sonnenlicht —
Geh', winde den Todtenkranz,
Oder halt', mein Liebchen, mich länger nicht —
Weh, ſchaun du des Oſtens Glanz?"

Aufſprang der König: „O Gott, mein Schloß,
Das fünfte, wie liegt es ſo weit!
Errette mich du, windſchnelles Roß!
Auf, überhole die Zeit!"

Der König riß ſich von Liebchens Bruſt,
Zuſt bleichte der letzte Stern,
So hebt ſich die Sonne mit flammender Luſt —
Sein Schloß, wie ferne, wie fern!

Der König ſprengt in den düſtern Fluß,
Er ſprengt ins dämmernde Thal;
Ärlich wob ſich der leuchtende Roſenguß
Um der Kuppen feuriges Mal.

Und tiefer kam das belebende Licht:
„O tummle dich, tummle dich, Roß!"
Wol flog das Rößlein und wankte nicht —
Bleich ward der Elbengenoß:

„Das iſt der erſte, der letzte Strahl,
Der je meinen Scheitel ſengt!
Verflucht' dich Gott, du ſchlimmes Thal!" —
Vom Roß der König hangt.

Noch wenig Schritte, da ſinkt Trojan,
Der nachtige Fürſt, ins Moos —
Ein tiefer Seufzer — dann iſt's gethan!
Der Elben Leid ward groß.

Es ward gar groß der Elben Leid
Um den ſtillen, bleichen Mann,
Indeß der Glanz voll Herrlichkeit
Die jauchzende Welt durchrann.

A. G.

Rätſel.

Ein Rabe zu dem andern ſpricht:
„Du warſt dort unten; traſt du nicht
Auf jenen Auen Etwas an,
Was uns zur Speiſe dienen kann?“

Der andre krächzet: „Dort im Grund,
Da, Bruder, macht' ich einen Fund,
Der iſt nicht ſchlecht; es liegt im Feld
Ein mörderiſch getroffner Held.“ —

„Wer iſt der Kühne, der ihn ſchlug?“ —
„Das weiß der Rappe, der ihn trug:
Das weiß ſein Falke, weiß ſein Weib,
Das junge mit dem Schwanenleib.

Der Falke fuhr empor ſo wild
Und barg ſich in das Luftgefild;
Das Roß, das ohne Reiter ſtand,
Es fiel dem Mörder in die Hand.

Das Weib, es harret in dem Haus
Des Todten nicht; nach ihm hinaus
Starrt ihre Sehe, deſſen Stahl
Getroffen ihren Eh'gemahl."

E. L. D.

Twardowsky und der Teufel.

(Polnisch.)

Aus mächtigem Kelche trinkt Twardowsky,
Er schauet in den Kelch hinunter
Und flucht: „Was tausend Donnerwetter,
Was thust du da in meinem Wein?“

Ein kleines, schwarzes Ungeheuer,
Mit krummer Nas' und krummen Hörnern,
Mit Hahnenfuß und Sperberkralle,
Springt kreischend aus dem Kelch heraus.

Wie es da lebt, im Augenblicke
Zwei Ellen hoch vom Boden wachst es,
Hält eine pergamentne Rolle,
Entfaltet sie und zeigt sie hin.

„Besinne dich, Twardowsky“, [illegible]eut es:
„Betrachte diese Schuldverschreibung
Mit Unterschrift und Selbbeweise,
Daß deine Zeit gekommen ist.“

Iwardowsky spricht: „Die Schrift ist richtig:
Doch im Accorde steht bedungen,
Daß du zum Schlusse mir drei Stückchen,
Wie ich sie fodre, machen mußt.

Geh' vor die Thüre dieser Schenke,
Sie führt ein rothes Roß im Schilde:
Das laß herab zur Erde springen
Und zäume mir's zum Reiten auf."

Schon steht der Teufel vor der Schenke
Und ruft das Roß; es springt herunter.
Der Teufel zäumt es auf und jubelt:
„Iwardowsky, hier, da steht es schon!"

Iwardowsky schwingt sich auf den Renner
Und spornt ihn und reitet stattlich:
Und hintenauf, da sitzt der Teufel
Und schlägt ein hell Gelächter auf.

Iwardowsky springt vom Roß herunter
Und spricht: „Dies Erste wär' in Ordnung:
Doch gibt es wol noch Ein und Andres,
Was dich verlegen machen soll.

Komm, taufe dich in dieser Schüssel:
Nur Wasser ist ihr ganzer Inhalt:
Allein es ist Weihwasser freilich: —
Hinein, bis über'n Kopf hinein!"

Der Teufel ſteht und fletſcht die Zähne
Und rollt das Aug' und ſchaudert heftig:
Angſtſchweiße treten auf die Stirne:
Er ſetzet an und fährt zurück.

Doch jetzo hat er ſich ermuthigt
Und ſtürzt hinein und tauchet unter,
Schießt wieder auf mit Blitzesſchnelle
Und ſchüttelt ſich die Tropfen ab.

„Das war ein heißes Bad", ſo ſchreit er;
„Das will ich dir vergelten drunten
Mit einem Bad aus Höllenflammen. —
Nun raſch, mein Herr, das dritte Stück!"

Und Jener ſpricht: „Du kennſt Twardowska,
Mein gutes, liebes Eheweibchen!
Mit dieſem lebe nur ein Jährchen,
Ein frommer, treuer Ehemann!"

Dem Worte horcht' entſetzt der Unhold
Und kaum daß er den Sinn begriffen,
Im Sauſe fuhr er den Kumin auf
Und ließ ſich nie mehr wiederſehn.

A. E.

(Neugriechisch.)

Auf der Ebne des Varvari,
Schlaffen Armes, matten Auges,
Liegt der hingeſtreckte Vevros,
Und es neigt zu ihm ſein Rappe
Das beſorgte Haupt und ſpricht:
„Hebe dich, o mein Gebieter,
Und beſteige meinen Rücken;
Unſere Schar, ſie zieht von hinnen;
Mehr der Ruhe pflege nicht!“ —
„Guter Rappe, mich erheben
Von der Erde werd' ich nimmer,
Nie beſteigen deinen Rücken
Fürderhin, ein raſcher Reiter;
Raſten ohne Wandel werd' ich,
Denn ich fühl's, mein Auge bricht.
Eine Grube, guter Rappe,
Grabe mir mit deinen Hufen;
Hebe, wenn du ſie gegraben,
Mich hinein mit deinen Zähnen;
Wiederum ſodann mit Erde
Fülle ſie, die Füße rührend,
Mich zu bergen vor dem Licht!

Dann ergreife dieſes Tüchlein,
Trag es hin zu der Geliebten,
Daß ſie drauf, die treue Seele,
Jene Perlen niederregne,
Die ſo reichlich rollen werden
Von dem holden Angeſicht."

E. L. P.

(Neugriechisch.)

Auf des Olympos Höhe senkt
  Ein mächtiger Aar die Schwinge,
Ein abgehauenes Menschenhaupt
  In seiner Räuberkralle.
Ein trotziges im Tode noch,
  Das Haupt von einem Braven.
Und wie er sitzt und wie er schaut
  Auf seine Beute, fragt er:
„Da du noch Eins mit deinem Rumpf,
  Wer du gewesen, sage!“ —
„Friß, Vogel, meine wilde Kraft,
  Verzehre meine Mannheit!
Noch eins so lang, noch eins so breit
  Wird Schwinge dir und Kralle.
In Lures und Xeromenos
  Da war ich Armatole;
Zwölf Jahre lang beherrscht' ich
  Als Klephte den Olympos.
Ich brachte sechzig Agas um
  Und zündet' ihre Dörfer.

Unzählige Türken außerdem
Und Albanesen würgt' ich.
Der Unterricht genüge dir:
Nun stille deinen Hunger!
Nicht deiner unwerth ist der Raub,
Gewaltiger Vogelklephte!"

E. L. P.

(Neugriechiſch.)

Drei kühne Männer wollten einſt
  Entfliehen aus dem Hades;
Zu überliſten hofften ſie
  Den Herrn des Unterreiches.
Trat eine junge Frau heran,
  Die ſprach zu ihnen alſo:
„Laßt mich mit euch zum Licht zurück,
  Zurück zu meinem Kinde!
Verlaſſen in der Wiege liegt's,
  Es fehlet ihm die Mutter,
Die Nahrung aus der Mutterbruſt;
  Ich hör' es ſchrei'n hier unten,
Und nicht vermag ich ſein Begehr
  Zu ſtillen, die Gebundne.“ —
„Nein!“ ſprachen ſie, die Drei, zu ihr,
  „Denn deine Locke leuchtet,
Und dein Gewand, es rauſcht ſo laut,
  Und Gharoß iſt ſo wachſam.“ —
„Ich laſſe mein Gewand zurück,
  Und ſchneide mir das Haar ab:

Und leise tret' ich, leiser noch,
Als ihr zu thun im Stande.
Laßt mich, o laßt mich fliehn mit euch,
Zurück zu meinem Kinde!"

A. C.

Wiegenlied.

(Neugriechisch.)

In sanfter Ruh', mein Kindelein,
Dein müdes Auge schließe!
Ich halte dich in meinem Arm,
Ich hüte dich so treulich;
Ich habe dir noch überdies
Drei Hüter auserkoren:
Die Sonne dort, die goldene,
Die wachet in der Höhe;
Herr Boreas, der schaurige,
Der hat die Wacht im Meere;
Zu wachen auf der Ebene,
Bestellet ist der Adler.
Wenn ausgeruht mein Kindelein,
Dann geht die Sonne schlafen,
Zur Ruhe geht der Adler auch:
Zur Mutter aber eilet
Herr Boreas; die spricht zu ihm:
„Sag' an, o Sohn, wo warst du?

Biſt du dem Mond, den Sternelein
Harmlos geſellt geweſen?
Wie, oder haſt du Streit gehabt
Mit deinen lieben Freunden?"
Herr Boreas entgegnet ihr:
„Dem Monde nicht, o Mutter,
Bin ich, noch auch den Sternelein
Harmlos geſellt geweſen,
Und ferne war mir auch der Streit
Mit meinen lieben Freunden.
Ich hab' ein holdes Kindelein,
Ein herziges behütet;
Es ſchlummert in dem Häuschen dort
In ſeiner Mutter Armen."

A. C.

VI.

Volks- und alterthümlicher Götter-, Geister-, Zauber- und Wunderglaube,

in christlich germanischer, celtischer und romanischer Lieder-, Balladen- und Romanzenpoesie.

Der Vandalen Auszug.

Wie die Thürme Neu-Karthagos hell im Morgenglanze strahlen!
In dem Hafen stolz gerüstet liegt die Flotte der Vandalen,

Hoffend, harrend; doch kein Lüftchen weckt der Segel schlaffe Falten,
Und wie niemals sieht man heute den Gebieter zögernd halten.

An der Spitze seines Fahrzeugs steht der Held in tiefem Sinnen,
Und der Krieger fragt den Krieger: „Sprich, was mag der Fürst beginnen?

Sprich, wohin sich unsre Kiele zu erneuten Thaten wenden?“
Plötzlich flammt des Helden Auge, zuckt das Schwert in seinen Händen:

„Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, die wir ſelbſt dem Sturmwind gleichen!
Gährt es nicht in allen Schlünden? Das iſt gottgeſandtes Zeichen!

Pfeift es nicht um Maſt und Rae? Rauſcht nicht wilder jede Welle?
Scheucht nicht ſteigendes Gewölke dieſe unwillkommne Helle?

Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, deſſen Nah'n wir Alle ſpüren;
Welchem Volk die Götter grollen, dahin wird ihr Hauch uns führen!“ —

Ruder ſchlagen — wie lebendig iſt mit einem mal die Flotte!
Hörner gellen, wilde Lieder ſingt die mordbegier'ge Rotte;

Mächtig ſturmt's auf allen Meeren, daß die Kiele ſauſend jagen —
Wem die Götter grollten? — Roma, deine Trümmer mögen's ſagen!

A. S.

Alarich vor Athen.

Durch das Thor der Thermopylen drang der Gothen tapfres Heer;
Wo sie hausten, brannten Burgen, floß das Blut als dampfend Meer;

Auf Athen, das ruhmgekrönte, wälzte sich der wilde Schwall,
Wo die Griechen sich geborgen hinter letztem Rettungswall.

Und der Fürst befiehlt zu stürmen — plötzlich auf des Schlosses Bau
Steigt, von Sonnenglanz umflossen, eine wunderbare Frau,

Riesengleich in Wehr und Waffen, in der Hand den blanken Spieß,
Vor der Brust ein ehern Bildwerk, das ein schreckhaft Antlitz wies.

Drohend schwingt das Weib die Lanze: Helm und Rüstung
glitzt und gleißt!
Alarich weicht voll Entsetzen: „Pallas bist du, hehre
Maid!

Kämpfen Götter für die Stätte, muß des Menschen Kraft
zerschellen
Herr, mich graust an diesem Orte!“ — Stille wird es
um Athen.

Aber sinnend wiegt der Herrscher sein umlocktes Königshaupt:
„Sind die Götter neu erstanden, die wir längstens tot
geglaubt?

Schützt Athene die Getreuen, wahrt' auch Wodan seine
Macht,
Und am Glauben möcht' ich zweifeln, den uns Ulfilas
gebracht!“

A. K.

Die Bekehrung des Longobardenherzogs Ariolf.

„Ihr Krieger sprecht: wer war der Held,
Der mir im Kampf zur Seite stand,
Der beste Mann im ganzen Feld?
Es fuhr sein Schwert wie glüher Brand;

Sein Heldenauge flammte wild,
Der Blick allein schon brach ihm Bahn;
Wie Manchen deckt' er mit dem Schild" —
„Das Alles, Herr, habt Ihr gethan!" —

„Ich that es nicht. Der hohe Held,
Wie nennt er sich? O sagt es mir!
Der beste Mann im ganzen Feld" —
„Der beste Mann, Herr, waret Ihr!"

Stillträumend zieht der Herzog fort,
Sie kamen Abends bis Spolet:
„Das ist ein wunderprächt'ger Ort,
Wie herrlich dort die Kirche steht!

Solch Kunſtwerk zu betrachten frommt:
Wir müſſen Wodan Tempel bau'n
Für unſern Sieg. Langbärte kommt,
Den mondbeglänzten Bau zu ſchau'n!"

Und wie der Fürſt den Ort betrat,
Von Bild zu Bilde geht er hin:
„Gut, daß ein Prieſter eben naht,
Er deut' uns dieſer Werke Sinn!" —

„Das iſt der Märtyrer Sabin,
Dem unſre Kirche wir geweiht;
Und ſtets, eh' wir zur Feldſchlacht ziehn,
Flehn wir darin um günſt'gen Streit;

Bedrängt uns dann der Schlachten Noth,
Kämpft oft der ſtarke Heil'ge mit."
Der Heide lächelt: „Freund, wer todt,
Der kämpft nicht mehr!" Noch lächelnd tritt

Der Fürſt zum letzten Bild. Da fällt
Den Mächt'gen plötzlich Zittern an:
„O Gott, da iſt er ja, mein Held,
Der mir den ſchönſten Sieg gewann!

Ihr Krieger ſchaut! Iſt's nicht der Schild?
Sein Schwert? Sein Harniſch? Männer ſchaut!"
Hell ſtrahlt im Mondenglanz das Bild:
„Er iſt's, er iſt's!" Die Krieger graut.

„Weiß Gott, es iſt mein hoher Held,
Der mir im Kampf zur Seite ſtand,
Der beſte Mann im ganzen Feld!“ —
Er weilt beim Bilde wie gebannt:

Doch als er aus dem Gotteshaus
Hinaustritt in die hehre Nacht,
Bricht er in helle Thränen aus:
„Dahin iſt, Wodan, deine Macht!

Du gibſt uns keine Siege mehr,
Ein Gott, der ſtärker, waltet hier:
Ihm ſteig' ein Tempel hoch und hehr,
Ihm und dem Heil'gen, nicht mehr dir!

Du neuer Gott, der Sieg verlieh,
Mit meinem Volke bin ich dein!
Schau, Alle ſinken ſie auf's Knie
Und ſchwören, Starker, dein zu ſein!

Ein Heide trat ich in dies Haus,
Ich geh' ein Chriſt vom hehren Ort —
Bleib, Heiliger, in jedem Strauß
Der Langobarden feſter Hort!“

A. S.

Der Jäger vom Dürrhof.

Er zog den Wald wol aus und ein,
Kein Schuß wollt mehr gelingen:
„So will ich ein freier Schütze sein
Und mir das Glück erzwingen.

Gelehrt hat's einstens mich der Ahn:
Drei Schüsse mußt du schießen:
Drei Schüsse nur; sind sie gethan,
Kannst du dir Kugeln gießen."

Im Osten graut erst falbes Licht,
Noch scheint der Mond so helle —
„Ich schieß' dir in dein Angesicht,
Du alter, bleicher Geselle!"

Der Morgen ſteigt mit roſigem Schein
Die Berge ſtrahlen in Wonne!
„Der zweite Schuß in die Sonne hinein,
Hinaus, mein Blei, in die Sonne!“

Es lacht der Himmel in hellſtem Licht,
Als wollt' er ſich ganz erſchließen:
„Den dritten, Fauſt, erzittre nicht!
Den mußt auf Gott du ſchießen!“

Drei Schüſſe that der unſelige Mann
Und hat dann Kugeln gegoſſen;
Und als er ſtrich durch den grünen Tann
Ein Reh kam hergeſchoſſen.

Das erſte Blei, wie traf es gut!
Doch über der Berge Bogen
Kommt ſchon mit düſterer Wolkenflut
Ein Ungewitter gezogen.

Da bricht aus dem Dickicht ein junger Hirſch —
Ihm brennt der Schuß in die Hüfte:
„Das nenn' ich eine gute Birſch!“
Laut donnert's durch Wald und Schlüfte.

Jetzt ſtürmt ein Sechszehnender her:
„Auch den werd' ich erlegen!“
Der Himmel, wie ein dunkles Meer,
Zuckt von gewalt'gen Schlägen.

Noch eh' der dritte Schuß geschehn,
Fährt's aus der Wolke Grauen —
Wollt ihr zum finstern Walde gehn,
Könnt' ihr eine Leiche schauen!

A. S.

Hulda.

I.

Wenn die Rebe blühet
Und mit ihrem Dufte
Berg und Thal erfüllt —
Dann zu ſtiller Nachtzeit
Wirſt du wol ein Schauſpiel
Eigener Art gewahr:
Dorten auf dem Felſen
An des Waldes Saume
Sitzt im Mondenſcheine
Eine zauberſchöne,
Weibliche Geſtalt.

Ihr Gewand, das weiße,
Leuchtet in den Thalgrund
Hell hinab; es quellen
Ihr vom Munde Lieder,

Wunderſame Klänge:
Die der Menſchenkinder
Tiefſte Seele ſchmelzen:
Die ſich aus dem Sinne
Wiederum zu ſchlagen
Nimmermehr im Stande,
Wer ſie je vernahm.
Wol ein Heil, ſo ſcheint es,
Dem kein andres ähnlich,
Aber auch ein Unheil,
Sie zu hören, iſt es;
Und es warnen unten
Im Gethal die Eltern
Ihre Kinder, warnen
Die bejahrten Leute
Oft erfahrungsloſe,
Jugendliche Weſen,
Schärfen ernſtlich ein,
Daß ſie nicht verweilen,
Nicht beſtrickten Ohres
Jenem Klange lauſchen,
Daß ſie ungeſäumt,
Wenn ſie ihn vernehmen,
Ihre Hände falten
Und ein andachtsvolles
Vaterunſer beten;
Sonſt ergreifen möchte
Sie unwiderſtehlich
Zaubertoller Wahnſinn,

Der ſie aus der Eltern
Wohnung, aus dem Dorfe
Triebe zu entfliehn,
Und mit ihr, der ſchönen,
Geiſterhaften Herrin,
Ferne von den Menſchen
Bis zum jüngſten Tage
Im Gebirg zu wohnen,
Und an ihres Roſſes
Huf gebannt, in ſtiller,
Mondbeglänzter Nachtzeit,
Durch der Waldbezirke
Grüne Pracht zu ziehn.

II.

Einen prächtigen Schimmel reitet Hulda,
Wenn ſie Waldung und Gebirg durcheilet;
Nicht berühret das leuchtende Roß die Erde,
Ueber'm Boden ſchwebet es hin und ſchreitet
So von Berge zu Berge ſonder Aufhalt.
Silberne Glöckchen klingen bei dem Ritte,
Welche Gezäum' und Satteldecke ſäumen;
So harmoniſch ſind ſie geſtimmt, ſo kunſtreich,
Daß die allerlieblichſte Muſik tönt.
Selbige wenn ſich hören läßt, da ſitzen

Bis zu Mitternacht die alten Leute,
Dem Geläute, dem wunderbaren, lauſchend,
Das von Hulda's luſtigem Roß und Ritte
Her zu ihrem Ohre die Winde tragen.

III.

Aber, ach, nicht immer
Reitet Hulda ſo;
Aber, ach, nicht immer
Iſt die Hehre froh.

Wie der Menſchen armes,
Oft zerfleiſchtes Herz
Faſſet auch das ihre
Mancher grimme Schmerz.

Mancher feuchte Schleier
Hemmt auch ihren Blick;
Was ſie liebt, zu miſſen,
Iſt auch ihr Geſchick.

In des Haines Dunkel
Siehſt du einen Stein;
Rinnen hier und Furchen
Prägten ſich hinein.

Hulda's Auge weinte
Seine Thräne hier,
Und der Stein, der harte,
Wurde weich von ihr.

Wanderern im Thale
Eine Quelle winkt,
Die jedoch zu ſchlürfen
Allzu bitter dünkt;

Die, wofern ſie dennoch
Folgen ihrem Drang,
Macht, daß ihre Seele
Bis zum Tode bang.

Hier geweilt hat einſtens
Hulda kummerblaß,
Miſchend in die Quellflut
Ein ſo trübes Naß.

Dem Geliebten galt es,
Der, ſie hinter ſich
In der Oede laſſend,
In die Welt entwich.

IV.

Was ihn aus dem grünen Holze,
Aus dem Geiſterſchloß im Berge,
Aus dem Arm der holden Herrin
In die Welt zurücketrieb? —

Seiner Prieſter harte Lehre,
Der Verdammniß heimzufallen
Fürchtet er am Buſen Hulda's:
Naſſen Auges flüchtet er.

Manche ſchwere Buße thut er,
Manche wilde Fehde kämpft er
Blutig aus; doch ſie vergeſſen,
Seine Hulda, kann er nicht.

Da erbaut er ſich im Walde
Eine Zell' und ſpricht Gebete:
Doch um Mitternacht, da lauſcht er
Auf den Ton der Reiterin.

Näher, horch, und näher kommt es:
Hulda ſpringt von ihrem Roſſe,
Hält im Arme den Geliebten
Und er ſtirbt in ihm vor Luſt.

Hulda, weh, ſie kann nicht ſterben;
Sie beſtattet ihn im Walde.
Auf dem Hügel, der ihn decket,
Sitzt ſie klagend Nächte lang.

Und das iſt der Grund, ſo ſcheint es,
Daß ſie lang' nicht mehr geſeſſen
Auf dem Felſen und ergoſſen
Magiſcher Geſänge Ton,

Daß ſie lang' nicht mehr geritten
Durch's Gebirg, und daß ſchon lange
Nicht gehört mehr ihrer Glöckchen
Liebliches Geläute ward.

A. G.

Hulda's Umritt.

Auf dem Wald, dem düſtern Wald,
Starret dumpfes Winterträumen:
Einſam ruht der Mondenſchein
Auf den tief verſchneiten Bäumen.

Plötzlich in der ſtillen Nacht
Weckt's den Waidmann — froh erſchrocken
Fährt er auf, von ferne her
Klingt's wie ſüße Silberglocken,

Näher bald, dann wieder fern,
Lauter bald, dann wieder leiſe,
Jetzt wie froher Lerchenſchlag,
Jetzt wie Nachtigallenweiſe:

„Das iſt Hulda's güt'ger Geiſt,
Die umreitet durch die Lande
Und der Erde bange Bruſt
Löſt vom ſchweren Winterbande!

Das iſt Hulda's gut'ger Geiſt,
  Und es trägt ein Roß die Holde,
Weiß von Farbe, deſſen Schmuck
  Tauſend Glöckchen, all' von Golde!

Sei uns gnädig! Laß den Ton
  Luſt und Segen uns verkünden,
Segen dort den lichten Höh'n,
  Segen hier den dunkeln Gründen!"

Alſo fleht des Waldes Sohn;
  Aber leuchtend ſteigt die Sonne
Und erblickt mit ſtiller Luſt
  Rings ein Land voll reinſter Wonne.

Eingezogen iſt der Lenz,
  Horch, wie jubeln ſchon die Quellen!
Und die Blume ſchaut empor,
  Und die jungen Knospen ſchwellen.

Sel'ge Töne werden wach,
  Lauter hier und drüben leiſe;
Bald iſt's froher Lerchenſchlag,
  Bald iſt's Nachtigallenweiſe.

Alles hat der Geiſt gelockt,
  Licht und Wärme, Blüt' und Lieder;
Doch in friſchem Bade kühlt
  Hulda ihre ſchlanken Glieder.

Singt mit wunderbarem Laut,
  Selbſt von all der Luſt verwirret,
Während rings die junge Welt
  Bang' in Liebesträumen irret.

A. S.

Das Glöckchen von Haßloch.

Am nahen Berggeländ' das Klingen ſoll ich deuten?
Es iſt nicht Glockenton, 's iſt unterirdiſch Läuten,
Das wie geweihter Klang dringt aus der Erde Gründen,
Im Lenz dem Winzer ſchon den künft'gen Herbſt zu künden.
Einſt fuhr ein Mann, den reich der Gott mit Wein geſegnet,
Heimwärts die ſüße Laſt, als ihm ein Greis begegnet,
Der um ein Träublein bat. Er hat es abgeſchlagen,
Und in den Grund verſank der Mann, das Roß, der Wagen. —
Wenn jetzt der Zaub'rer Lenz zum Blühen bringt die Reben,
Wenn durch den alten Wein zuckt neues Jugendleben,
Auch unten regt ſich's dann. Es dringt durch alle Spalten
Der ſtarke Geiſt des Weins, des dort verſunknen, alten.
Lebendig wird das Roß, hell klingen ſeine Schellen,
Ein wunderbarer Laut, daß mit des Duftes Wellen
Der Töne Strom vereint wogt in den dunkeln Reichen —
Hoch aber lauſcht das Volk dem allbekannten Zeichen:
Unlieb iſt leiſ'rer Laut, erklingt es hell und heller,
Füllt bald der reichſte Herbſt Tragkörbe, Kufe, Keller!

A. K.

Allzufrieden und Unzufrieden.

„Iſt euch, ſo ſprach der Alte, des Märchens wirrer Sohn,
Der ſeinen Schatten füttert, ein Sinnbild der Nation,
Die fern dem friſchen Leben und ſeiner ew'gen Kraft
Nach Schatten jagt, für Schatten ſich abquält, müht und ſchafft,

So dacht' ich meines Volkes, als mir im Taubergrund
Ein Märchen einſt erzählt ward von märchenkund'gem Mund;
Reich ſind des Flüßlein Tiefen an Nixen jeder Art,
Von denen manche liebend mit Menſchen ſich gepaart.

Es ging von Hamburg einſtens der Graf ins nächt'ge Thal,
Die Wogen rauſchten lieblich — da taucht mit einem mal
Solch Weib aus dem Gewäſſer, ein wunderholder Leib;
Der Ritter, wie bezaubert, umarmte ſie als Weib,

Des beſſern Bunds vergeſſend. Oft ſtieg er nun zur Flut
Und hat im Wellenſchloſſe beim ſchönen Weib geruht,
Das ſtets mit neuen Reizen des Grafen Herz berückt
Ein Kränzlein, heißt es, habe ſie ihm aufs Haupt gedrückt

Von frischen Wasserrosen; das nahm ihm ganz den Sinn,
Daß sein vergangnes Leben, gleich einem Traum dahin,
Vergessen und verklungen. — Ein prächtig Bubenpaar
Schenkt ihm das Wellenmädchen, das ohne Schmerz gebar.

Die bracht er auf ein Bergschloß im Odenwald. Zur Nacht
Pocht es am Thor; drei Weibern wird eilends aufgemacht,
Die nach den Kindern fragen. Der Ritter wußte schon,
Daß sie Geschenke brächten. Die Erste sprach: „Dein Sohn,

Der rechts im Wieglein schlummert, er werde stark und groß!
Dem in der andern Wiege wünsch' ich ein gleiches Loos!"
Die Zweite: „Klug von Sinnen werd' er, ein weiser Mann!
Dem Einen gleich der Andre!" — Die Dritte trat heran:

Zur Wiege rechts gewendet: „Der rege Sinn sei dein,
Der ewig unzufrieden." — Auffährt der Graf: „Halt ein!
Den Wunsch begehr' ich nimmer. Ist dieser auch gefeit,
Laß meinem andern Buben das Glück Zufriedenheit!" —

„Ich laß es ihm." — Die Alte lacht hämisch. Wie ein Rauch
Verschwinden die Gestalten. Nach gutem Ritterbrauch
Erzog man nun die Knaben, sie wurden stark und groß,
Doch wunderbar geschieden war schon der Kinder Loos:

Der Eine unzufrieden, nie that er sich genug;
Er lernte fast gewaltig, er lernte wie im Flug,
Von Einem sprang zum Andern sein nimmer müder Sinn.
Der Zweite lernte gleichfalls, doch nahm er's ruhig hin,

Schalt ihn einmal der Lehrer; ſelbſt Schläge nahm er an,
Denn: „Ohne Schläge", ſprach er, „wird Einer nie zum Mann;
Mit Schlägen zieht man Kinder." So ſprach er, ſelbſt noch Kind.
Der Eine ſtets zufrieden, der Andre Brauſewind

Vom Kopf bis in die Zehe, des Lehrers ärgſte Laſt;
Der Eine allwillkommen, der Andre allverhaßt.
Der Eine neckte Jeden, der Andre litt's in Ruh',
Daß Mägde ſelbſt ihn neckten — er lächelte dazu.

„Was lieb ſich", ſprach er, „neckt ſich; Sprüchwort iſt wahres Wort.
Was ſollt ich darum zürnen? Volksleib, das iſt der Hort,
Den wir erringen ſollen." — Auf Reiſen ging das Paar,
Drauf ſtets Graf Unzufrieden die Qual der Wirthe war.

Das Graflein Allzufrieden war hochwillkommner Gaſt,
Die ſchlechteſte Bewirthung, ihm ward ſie nie zur Laſt:
Er war allwärts zufrieden, bei jedem Schoppen froh;
Kratzt allzu ſehr der Krätzer, dann ſprach er: „'s iſt mal ſo!

Es wechſelt gleich dem Leben das Reiſen die Geſtalt,
Heut' iſt es warm und wonnig und morgen ſchaurig kalt,
Man muß darein ſich finden!" Stets reiſt er drum ſo ſchlecht,
Beſſer als er logirte der Knappe ſelbſt und Knecht.

Als von der Reiſe kehrte das ſchmucke Brüderpaar,
Nahm ſie der Graf nach Gamburg; es war vor manchem Jahr
Die Gräfin ſchon geſtorben. Der Unzufrieden ward
Des Alten rechter Liebling, das Volk benannt ihn hart.

Doch mehrt er Land und Leute und führte Krieg auf Krieg;
Graf Allzufrieden meinte: „Was ſoll mir Strauß und Sieg?
Ich bin mit Dem zufrieden, was Gott mir mild beſchert.“
Sein Volk lebt' ſtill und glücklich, doch ward drum nicht geehrt

Der gute Allzufrieden. Man that ihm Tort auf Tort.
Ein Recht nahm auf das andre ſein liebes Volk ihm fort. —
Ein tüchtig Weib zu freien, das fiel ihm nimmer ein,
Sein Weib hat ihn erfreiet — er mußt's zufrieden ſein.

Sie zeugte mit ihm Söhne, die Schar vermehrte ſich
In ſeltſamlichſter Weiſe, doch keins der Kinder glich
Dem Vater, der ſie pflegte. In ſeinem klugen Sinn
Merkt's wol Herr Allzufrieden, doch nahm er's ruhig hin

Und ſprach: „Unehlich zeugte ſie ſchon das ſechste Kind;
Mich ſtellt's jedoch zufrieden, daß es nicht zwölfe ſind.
Die Weiber heut'ger Tage ſind alle ſo gemuth —
O tempora, o mores!“ Gedeihlich wuchs die Brut

Und übt' in allen Künſten des Ritters brav ſich ein.
Nur Einer ſprach: „Herr Vater, ich mag kein Ritter ſein!
Thut mich zu einem Schmiede — werd' ich ein tücht'ger Schmied!"
Der Alte drauf: „Ich höre zukünft'ger Tage Lied!

's iſt aus mit unſerm Weſen — mein Grafenſchloß zerfällt.
So werde denn, mein Bube, ein wack'rer Schmiedeheld!
Ernähr' dich treu und redlich! Gut Handwerk lohnt ſich gut."
Graf Unzufrieden knirſchte, als er's vernahm, vor Wuth.

Ein Schmied lebt in dem Speſſart, faſt Wieland gleich an Kunſt,
Selbſt was die Zwerge ſchufen, dem Künſtler war's ein Dunſt;
Er wohnt' in einer Höhle. Ihm brachte ſeinen Sohn
Der Vater Allzufrieden und zahlte reichen Lohn

Voraus für ſieben Jahre. — Grau ward der Held und alt;
Da ſprach er einſt: „Mich lüſtet's, einmal im Speſſartwald
Den Buben aufzuſuchen, wie der als Schmied wol ſchaut?"
Er pocht am Thor der Höhle, drin regte ſich kein Laut.

Er ſprach: „Lang warten laſſen, iſt großer Herren Art.
Ich möcht' ein wenig ſchlafen; ermüdend war die Fahrt!
Wird's Feierabend öffnet von ſelber ſich das Thor."
Er legte vor der Höhle gemüthlich ſich auf's Ohr

Und ſchnarchte — Donner, ſchnarchte, daß weit der Wald erſcholl
Von dem gewalt'gen Dröhnen, von Stein zu Steine quoll
Der Ton gleich einem Strome — ein Felsſtück löſte ſich
Und traf des Alten Schläfe — der ſeufzte und erblich.

Das hatt' er von dem Schlafe, im Schlaf traf ihn der Streich.
Es war wol ſelbſt ſein Sterben dem Allzufrieden gleich,
Denn Sterben iſt natürlich, und Jeder muß daran?!
Sprecht, Freund', woran gemahnt euch der allzufriedne Mann?"

A. S.

Trinklied.

Das große Faß zu Heidelberg,
Wie lange ſteht's ſchon leer!
Drum ſind im heil'gen römiſchen Reich
Die Zeiten auch ſo ſchwer.
Als noch das große Faß gefüllt,
Da ging es kunterbunt —
Wer nur ein Fünkchen Durſt verſpürt,
Gleich lief er an den Spund.

Was hilft's, daß ſich ein luſt'ger Tanz
Auf ſeinem Boden ſchwingt,
Wenn drinnen nicht der goldne Wein
Mitjubelt, ſpringt und klingt?
Das iſt die ſchwere Zeit der Noth —
O Herrgott, ſieh darein
Und füll' uns bald das große Faß
Mit gutem, klarem Wein!

Wenn dann aus dem Kiffhäuſerberg
Der Rothbart wiederkehrt,
Werd' ihm alsbald aus dieſem Faß
Ein rechter Trunk verehrt!
Das wär' ja eitel Sünd' und Spott,
Bot' man ſolch edelm Herrn
Ein lumpig Schoppendeputat —
Mit Schoppen bleibt Dem fern!

Der will 'nen guten, tücht'gen Schluck,
Der nicht ſobald verweht:
Auch kommt aus ſeinem Zauberſchloß
Manch durſtiger Poet,
Herr Walther von der Vogelweid,
Wolfram von Eſchenbach:
Ein ganzer Minneſängertroß
Rückt aus dem Berge nach.

Die thaten lange keinen Trunk,
Sind durſtig über Maß —
Drum, füllt ihr da kein tüchtig Faß,
Gibt's einen trocknen Spaß.
Wir andern Alle trinken mit,
Bis uns der Nebel hüllt —
O großes Faß zu Heidelberg,
Wann, wann wirſt du gefüllt?

A. K.

Räthſel.

Einſt hat drei ſchönen Fräulein
Ein Zwerg es angethan:
Sie blühten als drei Blumen
Verzaubert auf dem Plan.

Des einen Fräuleins Buhle,
Dem war ſo trüb zu Sinn:
Es ließ ihm keine Ruhe,
Zur Steinwand trieb's ihn hin:

Er flehte vor der Steinwand, —
Sein Leid verlieh ihm Muth, —
Bis er den Alb erweichte,
Der alſo ſprach: „Nun gut!

Heut' Nacht ſollſt du ſie haben,
Doch mit dem erſten Roth
Kehrt ſie zurück zur Wieſe —
Wo nicht, ſo iſt's ihr Tod!"

Das Fräulein lag beim Buhlen,
Bis hell der Morgen kam:
„Heut' könnteſt du mich löſen,
Du lieber Bräutigam!

Pflückſt du mich heut' vor Mittag,
Hochheilig iſt die Zeit,
Muß jedes Band zerſpringen,
Flieht jeder Zauber weit.

Doch ſchärf' dein Aug': Ein Blümlein
Dem andern gleicht's gar ſehr.
Pflückſt du die falſche Blume,
Kein Gott erlöſt mich mehr!"

Sie ſtand auf grüner Wieſe,
Die Roſe zart und fein;
Der Jüngling kam: „Die Blume,
Weiß Gott, die muß es ſein!"

Ein kecker Griff — zerſprungen
Liegt da des Zaubers Band.
Sagt an, woran der Jüngling
Sein Mädchen wol erkannt?

Die Löſung.

Er hat's am Thau geſehen,
Der fällt, bevor es tagt;
Zwei Blümlein glänzten thauhell,
Eins nicht — das war die Magd!

A. S.

Der Waſſermann.

Behüt' euch Gott vor dem Waſſermann
Zu Hamburg unter der Brücke!
Mit giftigen Augen glotzt er euch an,
Mit Augen voller Tücke!

Er iſt ein ſchmucker, grüner Geſell,
Wohnt unten bei den Fiſchen;
Auch iſt er pfiffig und wunderſchnell,
Die Kinder zu erwiſchen.

Und wenn ihm ſolch ein Fang geräth
— Gott ſchütze die armen Dinger! —
Da hilft nicht Meſſe, nicht Gebet,
Und Töpfe ſind ihre Zwinger.

Nur einmal in der Woche Lauf,
Wenn Mittagsſonne brütet,
Läßt er die Kleinen ans Licht hinauf,
Doch kurz nur und ſcharf behütet.

Da faßt's die Geiſter mit Uebermuth
  Im wonnigen, ſonnigen Glanze,
Sie ſchaukeln ſich auf der warmen Flut
  In wiegendem, biegendem Tanze:

Sie brechen Blumen am Uferrand,
  Es iſt ein Jubeln, ein Hüpfen —
Da winkt der Nix mit grüner Hand,
  Und die luſtigen Elfen entſchlüpfen.

Ein leiſes Schluchzen quillt empor,
  Ein herzzerreißend Wimmern —
Und wieder iſt's einſam wie zuvor,
  Und die Fluten, die grünen, ſchimmern. —

Behüt' euch Gott vor dem Waſſermann
  Zu Hamburg unter der Brücke!
Mit giftigen Augen glotzt er euch an,
  Mit Augen voller Tücke;

Und jedes Kindlein freue ſich,
  Das ſpielt in den Lüften, den friſchen,
Denn unten iſt es ſchauerlich
  Beim Waſſermann und den Fiſchen.

A. S.

Die Seejungfrau im Oderhaff.

Im Oderhaff, da hauſet
Seit grauer, alter Zeit
Von dunkler Flut umbrauſet
Die allerſchönſte Maid.

Und mühen am Geſtade
Schiffer und Fiſcher ſich,
So hebt ſich aus dem Bade
Die Holde mildiglich.

Sie ragt mit halbem Leibe
Und ſieht in ſtummer Ruh'
Dem mühſamen Getreibe
Der Menſchenkinder zu.

Und wer ſie mag gewahren,
Dem iſt ein Glücke nah:
Schon iſt ihm widerfahren
Ein Glück, weil er ſie ſah.

A. G.

Aus dem Speſſart.

„Der Speſſart iſt ein wunderbarer Wald
Und drin erzählt man ſeltſame Geſchichten. —
Die Welt da draußen wechſelt die Geſtalt,
Wir bleiben ſtets die Alten, Treuen, Schlichten!“

Mein Jäger ſprach's und ſetzt' in Ruh' den Hahn;
Vergeblich birſchten wir drei Morgenſtunden;
Doch lief kein Thier die müden Schützen an,
Daß Ruhe wohlthat Jägern ſowie Hunden.

„Hier raſten wir! Der Platz iſt wunderſchön,
So kühl, ſo frei — welch ein ergötzlich Schauen,
Hier in das Thal, dort nach den grünen Höh'n,
Darüber fern und ferner Kuppen blauen!

Und hier der Bach, umrauſcht von Erlenlaub,
Und in dem Bach die Muſcheln, wie ſie blitzen!
O ſchöne Muſcheln, bald des Jägers Raub:
Es ſoll mein Lieb als Armband euch beſitzen!“

Drauf mein Gefährte: „Wünscht solch' Kleinod nicht,
O wagt es nicht, in diese Flut zu langen!
Ihr Weisen draußen nennt es ein Gedicht,
Was man erzählt von dieser Muscheln Prangen:

Uns ist es kein Gedicht; die Ahne mein
Hat's schon erzählt, ihr könnt es jetzt auch lesen,
Wie einst ein Schloß da drüben auf dem Stein
Und stolze Ritter in dem Schloß gewesen.

Schön war des Ritters Tochter, wunderhold,
Weshalb der Alte gern sein Liebstes schmückte,
Ihr Arm und Finger reich umwand mit Gold
Und auf das Haupt ein Perlenkrönlein drückte.

Sie aber sprach: «O schau das Volk umher,
Wie elend ist's, wie ganz der Noth zu eigen!
Sieht es den Glanz, fühlt es die Qual nur mehr:
Man soll den Armen keine Schätze zeigen.

Ja, gäb' es hier, wie drüben in dem Bann,
Gewicht'ge Pächter, wollt' in Gold ich prangen:
Es könnte jeder reiche Vater dann
Für's Töchterlein den gleichen Schmuck erlangen.

Doch schaut, im Bache gibt es Muscheln viel,
Mit Muscheln will ich Stirn und Busen kränzen;
Das ärmste Mädchen mag zu eitelm Spiel
Sich Muscheln suchen, kann in Muscheln glänzen.

Bringt Muſcheln mir zu ſtolzem Krönelein,
Bringt Muſcheln mir als Armband und als Kette!» —
Wie ſchön ſie war in ihrer Muſcheln Schein,
Schöner, als wenn in Gold geſtrahlt ſie hätte!

Da war ein Knab' im Dorf, ſein Aug' ſo klar,
Sein Herz wie Gold. Niedrigem Haus entſprungen,
Barg er den Wunſch, der ſtill erblühet war,
Doch Tag für Tag ihn mächtiger umſchlungen.

Sie kannt' ihn kaum; ſie kannte nur den Gruß
Des ſcheuen Knaben, der mit frommem Bangen
Den Weg betrat, auf dem gewallt ihr Fuß.
Er hörte kaum des ſchönen Kinds Verlangen

Nach Muſchelzier, ſo ging er Tag und Nacht
Zum Bach und ſuchte Muſcheln, ſuchte, wählte,
Und wählt' und ſuchte, bis ein Schmuck voll Pracht
Beiſammen war, dem nur ein Stück noch fehlte:

«Dies letzte aber ſoll das Schönſte ſein!» —
Der Bach geht tief; im tiefſten, tiefſten Grunde
Lag eine Muſchel, tück'ſchen Zauberſchein
Warf ſpielend ſie in weiter, grüner Runde.

«Die wird doch mein!» und willenlos faſt ſpringt
Der Knabe von der Brücke jähem Rande —
Die Muſchel wurde ſein — den Taucher ſchlingt
Die Welle fort und wirft ihn todt zum Strande.

Den Schmuck erhielt das Mädchen und ſie hing
Ihn weinend um, die ſtumme, geiſterbleiche,
Und als der Knab' begraben wurde, ging
Die Herrin weinend hinter ſeiner Leiche.

Trug nochmals jenen Schmuck und legt' ihn dann
Still zu den Schätzen, die nun alle ruhten —
Auch ſie war todt, bevor ein Jahr verrann —
O, tückiſch ſind die Geiſter ſolcher Fluten!"

A. S.

Die Jungfrau von der Neuenburg.

(Triefenſtein am Main.)

„Was leiden Geſellen oft liebe Noth
Ums bischen Leben und leidlich Brot!
Da wandern wir ſchon den ganzen Tag
Und erwandern nichts als Müh' und Plag'!
Der Magen knurrt, der Magen ficht —
Eidechſen und Schlangen, die frißt man nicht!
Kühl Felſenwaſſer ſchmeckt auch nicht ſehr —
Ein friſch gut Weinlein viel beſſer wär'!
O Spechtshart, du wilder Zauberwald,
Für Spechte biſt du der Aufenthalt,
Wir aber ſind kein ſchnöd Gethier —
Drei ehrliche Handwerksburſche ſind wir!

Doch ſchau, Herr Bruder! Herr Bruder, ſchau!
Da kommt eine ſtolze Edelfrau —
Wie ſchön ihr Gewand! Wie das glitzt und blitzt!
Auf dem Haupt ihr ein gülden Krönlein ſitzt,

Das Aug' ſo vernehm, die Wange ſo zart —
Das iſt ein Weib von Königsart!
In Poſitur — das Hütlein rück'!
Da gibt's ein blinkendes Guldenſtück!"

Und wie das Fräulein kommt naher und nah'r,
Sie ſagen ihr Stromerſprüchlein her:

„Wir ſind unſer Zwanzig,
Reiſen von Mainz nach Danzig!
Ach, ſeid doch ſo gut
Und ſchmeißt uns was in den Hut!"

Die Dame lächelt, doch ſpricht kein Wort —
Eine Fichte wuchs an ſelbigem Ort,
Drei Zweige bricht ſie davon ab,
Weven ſie Jeglichem einen gab:
„Das iſt euer Glückszweig!" ſpricht ſie leiſ':
„Bewahrt ihn wohl — viel Glück zur Reiſ'!"
Und wie die Drei ſich verdutzt anſchaun,
Is's Fräulein weg — es faßt ſie Graun!

„Das war 'ne Hexe!" der Erſte ſpricht;
„Und Hexengabe gedeihet nicht!" —
„All' gute Geiſter!" ſagt der Zweit';
„Weiß Gott, daß ſolches nicht gedeiht!
Werft fort den Zweig! Es thut nicht gut
Mit ſchnöder Teufels- und Hexenbrut!" —

„Und war's 'ne Here", der Dritte ſagt,
„Mir hat das Herlein wohl behagt,
Und ihr zu Ehren und ihr zum Preis
Steck' ich ans Hütlein das ſchmucke Reiß!"

Auf Altfeld wanderte ſodann
Das angeführte Dreigeſpann,
Und wie's den erſten Bauer erwiſcht,
Hat's aber ſein Sprüchlein aufgetiſcht:

„Wir ſind unſer Zwanzig,
Reiſen von Mainz nach Danzig!
Ach, ſeid doch ſo gut
Und ſchmeißt uns was in den Hut!"

Der Bauer lacht: „Ihr treibt wol Spott?
Wenn ihr noch bettelt, höhnt ihr Gott!
Gäbt ihr mir euern Zweig vom Hut,
Verſchrieb' ich gleich Haus, Hof und Gut —
Ihr tragt in jenem goldnen Zweig,
Bei Gott! ein halbes Königreich!"

Nach ſeinem Zweig griff der Geſell —
Das ſchimmerte wie Gold ſo hell,
Und licht wie Blüten glänzte drein
Manch purpurfarb'ger Edelſtein.

„O weh, daß wir in böſem Wahn
Uns unſrer Zweige abgethan!

Nun gehn wir gleich zum Wald zurück
Und ſuchen das verlorne Glück!“

Sie ſuchten aus und ſuchten ein,
Sie ſuchten bis zum Sternenſchein,
Sie ſuchten bis zum Morgenroth —
Sie ſuchen und ſind längſtens todt;
Als Bilder ſchattenlos und bleich
Sie ſuchen emſig ihren Zweig,
Und ſuchen, bis der jüngſte Tag
Vom Suchen ſie erlöſen mag.

Der Dritte zog vergnügt nach Haus,
Wählt ſich ein hübſches Gütlein aus
Und wiegte bald, der Sorge los,
Ein jung friſch Weib in ſeinem Schoos.

A. S.

Die grüne Jungfer.

„Wollt ihr hinauf zum Schloßberg, geht's anfangs rechts, dann ſchwenkt
Ihr links, bis dort am Wäldchen der Pfad ſich wieder ſenkt;
Drauf geht's 'ne Viertelſtunde thalabwärts, plötzlich dann
Steigt jäh empor ein Fußweg bis hart ans Schloß hinan —
Trinkt, Herr! — Ihr könnt nicht fehlen. Auch ſtoßt ihr hier und dort
Auf einen Haidejungen, für Geld und gutes Wort
Führt er euch eine Weile — nun, ſchmeckt der Wein nicht gut?“ —
„Vortrefflich! Eigen Wachsthum?“ — „Dort aus der Niederhut!
Ja, auf dem Schloß — ihr hörtet doch von der Jungfrau ſchon,
Von unſrer grünen Jungfer?“ — „Niemals.“ — „Auf goldnem Thron
Sitzt die darin verzaubert wol mehr als tauſend Jahr
Und wartet, komiſch klingt es, auf einen Antiquar.“ —

„Ihr faselt, Wirth!“ — „Mit nichten! In gelbem Pergament,
Deß Schrift altfränkisch und seltsam, wie Niemand mehr sie kennt,
Studirt sie tiefversunken, daß sie nicht sieht noch hört,
Bis Einer dicht zur Seite im Lesen sie gestört;
Dann blickt sie auf so freundlich, wie selten blickt ein Geist,
Und reicht euch jene Rolle, d'rin sie zu lesen heißt:
Noch Keiner hat's verstanden, doch kommt einmal der Mann,
Der dieses Zauberbuches Schriftzüge deuten kann,
Erlöst hat er die Jungfrau; der Berg und was ihr schaut,
Das Alles wird sein eigen, und sie wird seine Braut —
Trinkt, Herr! — Nun, was ich sagte, ist es nicht Alles wahr,
Und hofft nicht unsre Jungfer auf einen Antiquar?
Das wär' euch ein Partiechen! Gefiel euch der Versuch?
Ihr findet auch des Schlosses Geschichten in dem Buch
Und was sie selbst erlebte, des Bergs holdsel'ge Maid.
Es war einmal ein Amtmann, doch in gar alter Zeit,
Der las im Buch zwei Blätter — urplötzlich überkam
Ihn solch unmenschlich Grausen, daß rasch er Reißaus nahm.
Ihr scheint mir solch ein Stöbrer und paßtet für die Magd?
Habt ihr in eurer Heimat kein besser Wild erjagt,
So rieth' ich zu dem Wagstück — Herr, euer Glas ist leer! —
Ich hör's an eurer Sprache: vom Rheinstrom seid ihr her,

Da gibt es hübsche Dirnen" — „Recht, Wirth! Doch ich bin frei
Und werb, was gilt die Wette? noch heut' um jene Fei.
Wie schaut sie? Wirth, erzähle! Blond, schwarz, braun?" — „Ei, nicht gar
So hastig! Trinkt zuvor 'mal, Herr junger Antiquar!
's ist erst die zweite Flasche! — Man sagt, es sei die Maid
Von Haaren schwarz, es hüllt sie ein zartes, grünes Kleid;
Ein wenig blaß das Antlitz und schwarz der Augenstrahl" —
„Halt, Wirth! Es ist entschieden! Das ist mein Ideal!
Schwarz Haar und schwarzes Auge? O wundersüßes Bild,
Das meiner Jugendzeiten erwachte Sehnsucht stillt!
O Wirth, das war mein Goldtraum, lag ich an Rheines Grün —
Stoß an, Wirth! O, zwei Sterne seh' ich am Bergrand glühn,
So glüht der Blick der Jungfrau — Wirth, auf mein Mädchen! — Flink!
Dafür 'ne neue Flasche! — Trink, süßer Bengel, trink!
Die Jungfrau, Wirth! — Freund, morgen bist du mein Unterthan,
Mein ist der Wald, die Wiese, dein Haus, das Dorf, der Plan!
Stoß an, Wirth! Alle Donner, das gibt 'ne Herrlichkeit,
Komm' ich mit meinem Bräutchen — Horch, jauchzt nicht das Geleit?

Wie die Schalmeien gellen! Wie die Raketen sprühn!
Und hier das Sälchen, herrlich verziert mit Maiengrün,
Und dort das Himmelbette — o Wirth, geliebter Wirth!
'ne Flasche auf mein Brautweib! — Kerl, wie das saust
und schwirrt!
Weit öffne deine Pforte, laß alles Volk herein
Und gib ihm brav zu trinken vom besten sauern Wein!
Frisch Schottisch, Walzer, Polka! Schon tanzen Stuhl
und Tisch,
Die Vögel unter'm Himmel, im Weiher Frosch und
Fisch! —
O spiel' nicht gar so gräßlich, verstimmter Musikant,
Kommst du vom Hexensabbath betrunken hergerannt
Und spielst auf einem Pferdskopf? Wie gräulich das
miaut!
He, mach 'mal Platz da, Lümmel! Respect vor meiner
Braut!
Küß doch dein Mädchen, Kaffer! Schau zu, so macht
man das:
O Jungfer, grüne Jungfer" —
Laut klirrten Flasch' und Glas,
In seine Arme fing ihn der Wirth und lachte hell:
„Gemach, gemach, du lieber, begeisterter Gesell!
Beschau dir 'mal dein Bräutchen, 's ist etwas schwer
und wiegt
Zweihundertfunfzig Pfunde und was darüber liegt.
Wollt ihr hinauf zum Berge und schaun die rechte Braut,
Kaum geht es mehr, der Abend rückt eilig — wie es
thaut!

Mich dünkt, ihr ſchiebt's auf morgen, das grüne Kind zu frei'n?
Das Pergament zu deuten, wird heute ſchwierig ſein.
Da, leſ't 'mal im Kalender! Was, geht's nicht? Ei, ſo bleibt
Getroſt nur hier, will ſorgen, daß ihr die Zeit vertreibt!
Lad' ich die grüne Jungfer auch nicht zum Walzer ein,
Kommt doch manch hübſches Dirnchen heut Abend auf den Reih'n.
Ein Tänzchen oder zweie, das geht wol noch? — Zuvor
Legt euch im Nebenzimmer ein bischen auf das Ohr!"

A. S.

Die Mähderin.

Dunkel umzieht das Gemach; ſtark duftet von draußen die Linde;
Ueber dem fernen Gebirg lagert das ſcheidende Roth.
Fort mit den Büchern! Hinab, wo die Flut grüngolden noch ſchimmert,
Wo ſich der Wald mit dem Strom einet zum lieblichſten Bild!
Fort mit dem Buch! Hold wiegt's auf der Stromflut plaudernden Wellen,
Holder, wo dort mich der Bucht wallender Spiegel empfängt.
Ach, wie oftmal ſchon, wenn das Leben mich drängte, wenn bang mir
Pochte das Herz, nahm ſie tröſtend und ſchützend mich auf;
Aber es ſucht auch das Glück nach einſam bergendem Plätzchen,
Ach, vor Allem, wenn uns Wonne der Liebe gewährt:

Klaget die Blume mit dir, ſo lächelt ſie auch, wenn ein Glück du
Ihr erzählſt — ſchau, reich ſchwimmen ſie ſchon um den Kahn!
Leuchtende Lilien ſind's, auch Waſſerroſen, und jede
Birget ein ſchlummerndes Paar lieblicher Geiſter im Kelch.
Niren erſcheinen hier auch, ſchönbuſige Mädchen, der Liebe,
Ach! ſo bedürftig, und gern dienen dem Menſchengeſchlecht
Dieſe Geburten der Flut, Rheinvaters bewegliche Töchter —
Oft bei nächtlicher Weil ſträlen die Holden ihr Haar.
Aber erklingt's nicht im Buſch? Rauſcht's nicht auf der ferneren Welle?
Liebliche Töne durchziehn ſäuſelnd den lauſchenden Wald.
Sieh, da bieget ein Kahn um des Vorſprungs dunkles Gebüſche,
Hoch thürmt drin ſich das Gras, das mir die Fergin verdeckt:
„Berge dich nicht; ich erkenne dich wol, hold lächelnder Liebling!
Fuhrſt du doch heute hinaus, Gräſer zu mähen und Klee.
Paaren die Kähne wir ſchnell! Ein Ruder genüget für beide —
Dann erzähle, was dir Wälder und Wieſe vertraut.

Liebliche Mähderin du!" — Sie hob neugierig das Köpfchen
Ueber dem Klee und verbarg's wieder und lachte dazu.
Aber ich säumte nicht lang: mit fest umschließendem Tauwerk
Sint' ich die Boote — sie lag bald mir an pochender Brust.
Rückwärts lenkten wir nun; sie berichtete Dieses und Jenes,
Leiserer Ruderschlag klang zum melodischen Laut.
Siehe, da hob sich ein Baum, weitschattig, gewaltigen Alters,
Und in des Eichbaums Stamm lockte die Höhlung den Blick,
Fast kunstmäßig geformt, denn als Bogen erschien mir die Blende —
Ueber dem kleinern Gehölz prangte die Eiche so stolz!
Und ich deutete drauf. „Sieh, sprach ich, dort in des Baumes
Wölbung stände so schmuck irgend ein Heiligenbild!
Herrlich kleidete dort Sanct-Nikolaus oder Johannes,
Oder Maria, der Stern, der auf den Wogen erglänzt,
Daß, von gelungener Fahrt rückkehrend, hier sich der Fischer
Freudig gerühret und fromm sammle zu kurzem Gebet!" —
Aber sie lächelte klug: „So war's eh'dem! In der Eiche
Stand, hochheilig verehrt, lange die Mutter des Herrn

Nahte die Frühlingszeit mit erwärmteren Lüften, dann zog man,
Wie sich der Abend gesenkt, fromm zu dem Bilde hinaus,
Betete dort. Wenn tiefer sich dann Nachtgraun um den Wald wob,
Steckten sie wol um den Baum funkelnde Lichterchen an,
Sangen Gesänge dazu, die des Bildwerks Wunder bezeugten,
Alte Gesänge, man hört öfters beim Spinnen sie noch.
O, noch weiß ich so gut, wie die Mutter mich betend hinaustrug;
Wäre die Waldung ein Dom, leuchtete dort der Altar.
Fromm an jeglichem Morgen die Heil'ge zu schmücken, versäumte
Nimmer die Jugend, und stets dufteten Kränze davor,
Erst von Veilchen und dann, wenn die Blumen in reicherer Fülle
Blühten, von Rosen und was Schönes der Garten uns bot.
Aber in einer Nacht — Sturm brachte der steigende Frühling;
Schmählich der Aeste beraubt, klagte der wogende Wald.
Gott, wie's die Giebel des Dorfs damals umheulte! Noch Mancher
Denkt dran, weisen im West röthliche Wolken auf Sturm.

Morgens war es vorbei, wir zogen zu Walde, der Heil'gen
Kränze zu bringen, da lag, wehe, zertrümmert das Bild!
O, wie klagten wir nicht, und es klagten die Mütter, und Leid zog
Ringe durch die Gegend und stieg wachsend von Hofe zu Hof.
Theu'r schien jeglicher Rath: Geld mangelte, weil uns der Mißwachs
Eben bedrängt; weithin herrschte die äußerste Noth.
Aber hätte man auch klug wählend ein besseres Bildniß
An des zertrümmerten Platz in die Vertiefung gesetzt,
Hätt' es gewiß nicht gefallen: man hängt zu sehr an dem Alten
Drüben im Dorf, niemals läßt man dem Neuen sein Recht.
Vielfach redeten sie und versammelten oft sich und fanden
Keinen Rath, bis zuletzt sprach ein verständiger Mann:
„Todt ist jegliches Werk, das aus Stein ihr geformet und Holzstoff,
Erst der Gedanke gewährt Leben dem starren Gebild.
Regt es Empfindungen an, die unser würdig, erweckt es
Fromme Gedanken, so gilt gleich der verwendete Stoff
Nehmt ein lebendiges Bild, schmückt eines der Kinder zum Engel,
Ziert es mit Flitter und schlingt Rosen ins goldene Haar'

Weckt's dieſelben Gedanken, die gleichen Empfindungen, die euch
Jenes Bildniß geweckt, ſtrafe der Tadel euch nicht!
Hier iſt lebendiger Stoff, dort todter — ändert's die Sache?«
Lächelnd halb, halb ernſt ſprach's der geachtete Greis
Anfangs ſtarrten ſie All', zu ſeltſam dünkte der Rathſchluß;
Aber der Redner erwog Dies noch und Das — es geſchah!
Und mich ſetzten ſie dann in die heilige Blende" — Sie ſtockte
Lächelnd, und feuriges Roth malte das liebe Geſicht.
„Ja, mich ſelber! Doch ach, ſchwer zürnte der Pfarrer, als drei mal
Schon der erbauliche Zug hin zu dem Bilde gewallt.
Gott, wie hat er gelärmt! Schmach ſei's, unheiliger Walddienſt,
Heidengeſinnung, die wir noch von den Vätern geerbt:
Gräulich ſteckten wir noch in der Urnacht finſterſtem Abgrund;
Dies und viel Schlimmeres noch ſchmähte der eifrige Mann,
Daß wir an Heren geglaubt und an Elflein, daß wir die Niren
Säh'n in der Bucht — Gott weiß, was er im Zorne geklagt!
Aber gibt es denn nicht in der Flutwelt heimliche Zauber?
Rede du ſelber, du biſt auch ja Gelehrter und klug!

Steigt lieb Elschen denn nicht, wenn der Mond in die goldenen Kelche
Leuchtet und jeglicher Blüt' schlummerndes Leben erweckt?
Sieht man die Kreise denn nicht, wenn im Glanz goldschimmernder Mondnacht
Sie um den murmelnden Quell fröhliche Tänze gereiht?
Und die Nixen, wie mir Großvater erzählt und die Muhme,
Kamen in früherer Zeit öfter ins Dorf zu Besuch,
Kauften Geräthe sich ein, Spinnrocken und Flachs, und wenn Kirchweih
Kam, gern mischten sie dann sich in den jauchzenden Reih'n,
Lichtblau Schürz' und Gewand; lang flossen die Locken, ins Grüne
Spielend; des Kleides Besatz näßte den staubigen Weg.
Nahte der Morgen sich dann und des Frühroths trennende Stunde,
Hörte man laut in der Bucht rufen: «Ihr Kinder, herbei!
Fort, 's weht Morgenluft!» — Eilfertig schieden die Guten,
Aber dann ließen sie stets liebe Geschenke zurück,
Funkelnde Ringe von Gold, Schuhschnallen und sonstiges Kleinod,
Wie's in dem Dorfe sich noch Dieser und Jener bewahrt.

Sieh, nur Täuſchung ſei's, nur Irrwahn, einſt in den Köpfen
Närriſcher Weiber erzeugt, thörichtes Kindergeſchwätz,
Läppiſch Gefaſele nur, ſo ſchmähte der Pfarrer — und ſeither
Starret die Blende, drin ſonſt freundlich das Bildniß gewinkt." —
„Holde Dryade, ſo rief ich entzückt, als jene geendet,
„Die aus geheiligtem Stamm einſtens gelächelt dem Volk,
Sei Najade mir jetzt, du verwandelte, welche die Waldnacht
Mir geheiligt, die Flut theuer und theuerer macht,
Daß ich des Rheins ehrwürdigen Strom, den die ahnenden Väter
Schon verehrten, ihm oft Kränze beſcherend und Wein,
Heiliger liebe denn je! Ach, trägt er des Herzens Geheimniß,
Trägt er das Liebſte mir doch, was mir die Götter gewährt,
Dich, ſein lieblichſtes Kind!" — Nicht ganz verſtändlich erklangen
Ihr die Worte, die wild ſich von der Lippe gelöſt;
Doch verſtand ſie das Eine, das Ewige, daß ich von Liebe
Redete: glücklich ſchlug mir an dem Herzen ihr Herz.
Ringsum dunkelt' es tief; Nacht war's; ernſt träumende Weiden
Zogen vorüber; ihr Stamm flimmerte hell durch die Nacht.

Ueber uns wölbten die Bäume ſich dicht; eng ſchloß ſich der Wald an,
Daß die Ruder wir ſchnell zogen, die hemmenden, ein.
Wieder erreichten wir dann, von der Buchtflut Welle geſchaukelt,
Offneren Strom, glanzvoll funkelten Sterne darin.
Neben uns Licht, hoch über uns Licht, drang Licht in die tiefſten
Tiefen: im ſchimmernden Blau blitzte das Siebengeſtirn.
Dort im Glanze der Nacht, von den Sternen belauſcht und den Wogen,
Drückt' ich den feurigſten Kuß ihr auf den harrenden Mund;
Kuß folgt flammend dem Kuß — o gewährt mir, der ſeligen Stunde
Noch zu gedenken; es neigt längſt ſich zum Ende mein Lied.
Blaſen die Wächter doch ſchon in des Dörfleins Gaſſen, und lauter
Bellen die Hunde, wenn jetzt Einer die Liebſte beſchleicht.
Lebe denn wohl, holdſeliges Kind! Schon ſpendet die Hütte
Dir willkommene Ruh' — labe denn mich auch der Traum,
Der dein Bild mir gewiß, fortdichtend des Wachen Erlebniß,
Trauter und inniger noch, führt vor den lächelnden Sinn!

A. H.

Vision.

Jüngst im Monde sah und lauscht' ich:
Auf den niedlich weißen Nächlein
Abgefallner Lindenblüten
Schifften Elfen in dem Bächlein.

Mondenlicht- und liebetrunken
Schaukelten die kleinen Jungen,
Deren jeglicher eines kleines,
Feines Liebchen hielt umschlungen.

Einen Hymnus auch mit Stammen,
Einen heiligen und frommen,
Hab' ich aus dem Munde dieses
Allerliebsten Chors vernommen.

Ihn, der Alles hegt in hehrer
Gotteseinheit, Erdensöhne,
Sterne, Blumen, Geisterscharen
Prieſen ihre Liedertöne.

Der Pflug von Neuenahr.

Zu Neuenahr im Brunnen kennt ihr den goldnen Pflug?
Wer den zu heben wüßte, dem glänzte Gold genug,
Viel mehr als er bedürfte! — Einſt ſtieg ein Bauersmann,
Zum Schaufeln ausgerüſtet, den Neuenahr hinan.
Der ſchaufelte ſo trefflich, durchwühlte Kies und Grund,
Da blinkt's wie Gold, hell funkelt's — gefunden iſt der Fund!
Der Bauer jubelt, greift ſchon entzückt nach holdem Schein,
Da öffnet ſich dumpf dröhnend der nahgelegne Stein,
Und aus der Höhlung ſchreitet ein Rittergeiſt mit Drohn
Und ſchützt den Pflug — der Schaufler iſt raſchen Schritts entflohn.
Als er im Thal geborgen im wohlverwahrten Haus,
Da bricht in laute Klagen der Schlimmgetäuſchte aus:
„Weh, was ihr uns entriſſen, es war des Landmanns Gut!
Unſel'ge, noch als Geiſter wahrt ihr's in gier'ger Hut!
Als Geiſter noch bewacht ihr den Hort, der uns mit Recht!"
Vom Felsrand aber gellt es: „Schmach, daß du dich erfrecht,

Nach goldnem Pflug zu graben! Schmach dir und deiner Gier!
Es ſei der Pflug von Eiſen des Landmanns ſchönſte Zier!
Mit deinem Pflug von Eiſen erwirb dir Hort auf Hort,
Erweitre Haus und Garten, erob're fort und fort,
Bis fruchtbar jede Rottung, beſät das fernſte Thal —
Dein Eigen ſein die Gründe, mir laß der Kuppe Mal,
Laß mir auf ſchaur'ger Höhe mein einſam Geiſterhaus!" —
Laßt's ihm und ſchneidet fröhlich das Korn des Ahregaus!

A. A.

Die Venetianer im Fichtelgebirge.

Wie lockt in Sommers Schwüle
Der Wald so wunderbar!
Wie lieblich haucht die Kühle
Um Busen, Stirn und Haar!

Die Fichte ragt gewaltig,
Die Tanne schlank und wild,
Das Moos so vielgestaltig
Wie's um die Knorren schwillt.

Der Welle fröhlich Hüpfen,
Die um den Fels sich schlingt;
Des Eichhorns lustig Schlüpfen,
Das in den Zweigen springt.

Das Spiel der goldnen Lichter,
Des Laubs verliebter Scherz —
Wie freudig spielt's dem Dichter
Durchs Auge bis ins Herz!

Sag, Wald, ſind deine Wonnen,
Doch birgſt du, tief entrückt,
Scheu vor dem Glanz der Sonnen,
Den Hort, der ſchlimm beglückt.

Der ſtets mit blut'gem Hader
Den Erdkreis noch getränkt,
Drum ihn in tiefſter Ader
Ein güt'ger Geiſt verſenkt.

Dort lagen nun und ruhten
Die Schätze unberührt —
An der Lagune Fluten
Hat man ſie aufgeſpürt.

Auf fernen Euganeen
Im Zauberſpiegelſchein
Gelang's, den Schatz zu ſehen,
In Schneekopf und Köſſein.

Nun kam in düſtern Scharen,
Ward ſommerlich die Zeit,
Viel wälſches Volk gefahren
Um deutſche Herrlichkeit.

Oft ſah man finſtre Männer
In mondbellter Nacht,
Des Golds erprobte Kenner
Durchwühlen Schacht auf Schacht.

Oft auch in wilden Nächten,
Zu ſchlimmen Thaten gut,
Vernahm man ſtürmiſch Fechten,
Und Morgens fand ſich Blut.

Was deine Felſenfeſte,
O Fichtelberg, durchrollt,
Venedig ſah Paläſte
Erſtehn aus deinem Gold;

In Sammtgewand und Seide
Ging mancher wälſche Mann,
Indeß im härnen Kleide
Der Bergbewohner ſpann.

Oft, wenn am fernen Maine
Der Köhler Waſſer trank,
Berauſcht von Gyperweine
Der Wälſche niederſank.

Da griff ein Zorn die Zwerge,
Ihr König ſprach das Wort;
Und tiefer in die Berge
Verſenkte ſich der Hort.

Das Pilgern iſt vergangen,
Kein Wälſcher naht ſich mehr —
Der Wald im ſtolzen Prangen
Blüht herrlich wie vorher:

Um ſeine Kuppen glüht noch
  Wie Gold das Morgenroth,
Um ſtille Wipfel blüht noch
  Das Abendroth im Tod:

Mild kommt, wenn's Gold verglühte,
  Der Silbermond gewallt —
Daß Gott dich ſtets behüte,
  Du frommer Aufenthalt!

A. K.

Der gefundene Schatz.

Der Schäfer liegt in behaglichem Traum,
Er ſieht zwei Thaler leuchten,
Von Blumen duftet der Wieſe Raum,
Den mild zwei Bäche befeuchten.

Von Vögeln klingt's in der wonnigen Stund',
Lockstauben girren und koſen,
Ein moosig Kirchlein ruht im Grund,
D'rum ſchlingen ſich wankende Roſen.

Und als der Abend mit Purpurſtrahl
Verklärt die ſeligen Lande,
Da tritt aus des Kirchleins altem Portal
Ein Greis in düſterm Gewande.

„Tritt ein", ſo ſpricht er, „es liegt ein Hort
In dieſen Trümmern vergraben.
Gräbſt drei mal du am Wachholder dort,
Sollſt einen Schatz du haben!"

So ſpielt des Burſchen Traumgeſicht,
Doch als die Bilder zerrinnen,
Da kann der Erwachte ſich nimmer nicht
Auf ſolche Thäler beſinnen.

Er zieht den Speſſart aus und ein,
Gönnt Raſt ſich keine Stunde;
Bei Sonnenlicht, bei Sternenſchein
Forſcht er nach jenem Grunde.

Der Muth des Wand'rers ſinkt und ſinkt —
Da endlich bei Abendgrauen,
O Gott, zwei Thäler! In jedem blinkt
Ein Bach, den Grund zu bethauen.

Die Vögel ſingen ſo wohlbekannt,
Und als die ſcheidende Sonne
Noch einmal beleuchtet das ſtille Land,
Das Kirchlein ſieht er voll Wonne.

Das alte Kirchlein im Roſenflor —
Der Wand'rer vor Luſt erglühet,
Er tritt durch das ſchwere, knarrende Thor
Und ſieh, der Wachholder blühet!

„Du biſt am Ziel, nun grabe, Geſell!“
Und als er hebt an zu ſtechen,
Da dröhnet die Wölbung ſchrill und grell,
Als wollten die Bogen brechen:

Und wie er den zweiten Stich gethan,
Da hört er's oben gewittern,
Der düstre Alte schaut ihn an,
Und die wankenden Steine zittern.

„Ein dritter Stich — dein war' der Schatz!"
Ihm aber rinnt's durch die Glieder,
Erschüttert eilt er vom Zauberplatz
Und sinkt im Waldgrund nieder.

Was aber geschah im grünen Wald?
Wie todt lag dort der Schäfer,
Eine holde Jungfrau kam gewallt,
Die fand den lieblichen Schläfer,

Die brachte ihn auf ihr hohes Schloß —
Ach, eh' sich das Leben erneute,
Wie manches Thränlein ihr entfloß,
Und wie die Holde sich freute,

Als endlich lichter Hoffnungsstern
Im öffnenden Auge sich zeigte,
Darüber die Aerztin gar zu gern
Ihr liebliches Antlitz neigte!

Du selig Kranker, das ist der Hort!
Hier hast du den Schatz gefunden!
In süßem Arm, am wonnigen Ort,
Da ging es frisch ans Gesunden:

Und als der ſchöne Knabe ganz
Geneſen ſchritt durch die Halle,
Stand ſie im blühenden Roſenkranz
Und Bräutigam prieſen ihn Alle:

Und Ritter und Frauen und dienender Troß,
Sie kamen, den Herrn zu grüßen.
Als Abendroth um die Hügel floß,
Da ritt er zur Seite der Süßen;

Sie ritten durch das ſtille Thal,
Mit Lachen halb und Weinen,
Bis wo in der Sonne Scheideſtrahl
Die beiden Thäler ſich einen.

In jener Kapelle, da ſprach das Wort
Der Prieſter mit ſegnendem Munde —
Ach, fänd' auch ich nur ſolchen Hort,
Wie gern erkrankt' ich zur Stunde!

A. G.

Die Hexe von Staffelſtein.

„Ich grüß' euch, ihr Tannen, ich grüße dich, Forſt,
Wo zuerſt ich die Liebſte geſehen!
Ich grüße dich, ſteigender Adlerhorſt,
Wo die Liebſte den Schleier ließ wehen!

Ich grüße dich, blumiger Wieſengrund,
Darin mein Liebchen gegangen!
Ich grüße dich, Roſe, daran ihr Mund
Mit zärtlichem Kuſſe gehangen!"

Der Burſche ſang's in den Forſt hinein,
Er konnt' es ja nimmer faſſen,
Daß ihn die falſche Liebſte ſein
Um einen Andern verlaſſen.

Der Burſche zog in die Welt hinaus
Und ward ein Holk'ſcher Jäger,
Wie Sturm und Wetter ein Sauſebraus,
Der trefflichſte Schütz' und Schläger.

Doch als er wieder nach Haus gedacht,
Wie dünn ſind die Haare, die grauen!
Er zog in lauer Sommernacht
Durch Frankens waldige Gauen:

Und als er kam in der Tannen Grün
Unter ſüßem Dufte zu reiten,
Die Seele hub an ſo friſch zu blühn,
Er ſang wie in ſchöneren Zeiten:

„Ich grüß' euch, ihr Tannen, ich grüße dich, Forſt,
Wo zuerſt ich die Liebſte geſehen!
Ich grüße dich, ſteigender Adlerhorſt,
Wo die Liebſte den Schleier ließ wehen!

Ich grüße dich, blumiger Wieſengrund,
Darin mein Liebchen gegangen!
Ich grüße dich, Roſe, daran ihr Mund
Mit zärtlichem Kuſſe gehangen!"

Doch plötzlich ſtarrt ſein muthig Roß,
So finſter hat ſich's umzogen,
Da ſieht er auf altem, verfallenem Schloß
Ein ſeltſam Treiben und Wogen:

Da brauen Nebel, und nebelgleich
Viel graue Geſtalten weben:
„Hilf Gott, das iſt des Satans Reich!“
Und Flammen zucken und ſchweben.

Doch unter der Weiber geſpenſtiger Schar
Hält Eine, Gewaltige, Hehre:
Ihr reicht man den brodelnden Keſſel dar,
Sie ſpricht in die ſprudelnde Lohe:

„Das ſind die Nebel, die heute Nacht
Aufſpringende Blumen verderben!
Das kleinſte Pflänzlein, das heut' erwacht,
Soll vor dem Peſthauch ſterben!

Das iſt der Hagel, der wilder Schlag
Fährt in des Kornlands Wellen!
Dies tödtet die Schaf' in dem grünen Hag,
Dies Kuh und Kalb in den Ställen.

Das aber, paßt auf, iſt der beſte Trank, —
Gebt's jungem Volke zu trinken!
Der muthigſte Burſche wird ſchwach und krank,
Wie liebliche Augen ihm winken;

Das feurigſte Mägdlein ſiecht dahin,
Und läg's in des Liebſten Arme;
Nun fragt noch, ob ich mit mildem Sinn
Mich des jungen Volks erbarme?!“

Da hebt der Mond ſich hell und grell,
Der dem Weib in die Augen brannte,
D'rin ſchaudernd der alte Mordgeſell
Sein einſtiges Liebchen erkannte.

Die drei Schüler.

Es gingen drei Schüler einmal aus Prag,
Die gingen den langen, den lieben langen Tag:
Und als am späten Abend die Nacht brach herein,
Da kehrten sie im Walde beim Zigeuner ein.

Da lag in dem Busche Zigeuners Weib
Und schmierte sich gemüthlich den dürren Leib.
„Was schmierest du den Leib dir, Zigeunerin?“ —
„Ich muß noch heute Nacht auf den Blocksberg hin!“

Da sprach der erste Schüler: „So laß mich mit dir gehn!
Ich möchte gar zu gerne 'mal Herrn Satan sehn!“
Sie sprangen selbander auf den Besen flott,
Husch, ging es durch die Nachtluft im besten Hexentrott.

Der zweite sprach: „Zigeuner, wie hungert mich!
'nen rostigen, alten Kuhfuß, den hast du sicherlich?
Komm gehen wir und pirschen ein Ferkelein:
Ich fress' die eine Hälfte, die andre, die ist dein!“

Und als die Zwei gegangen auf die Ferkeljagd,
Da hat der dritte Schüler von Herzen gelacht:
„Kommt heraus, ſchöne Jungfer und verſteckt euch nicht!
Schon lange ſah ich leuchten euer funkelnd Augenlicht!“

Da trat aus dem Buſche die herrliche Magd,
Die hat dem dritten Schüler gar wunderbar behagt;
Wie bald ſich da begrüßten vier Aeugelein!
Wie bald ſich da küßten zwei Mündelein!

Und als in der Frühe erſchien das Morgenroth,
Da lagen die zwei Andern halber todt;
Der Dritte war ſo munter, woraus man klar erkennt:
Wo iſt bei hübſchen Magdelein das beſte Logement!

A. S.

Die Erfindung des Gänsewein's.

Auf waldumgrünter Kuppe,
In ewigem Sonnenglanz,
Da ſtand die fröhlichſte Schenke,
Sie hieß die Schenke zur Gans.

Es war in der fröhlichen Schenke
Die fröhlichſte Kellnerin;
Wem einmal ſie gewunken,
Dem war ſein Herz dahin.

Es gingen die Herrn Studenten
Schon lange nicht mehr ins Kolleg —
Wer lockte zur Waldeshitze
Verlangender Weg und Steg

Sie guckten am ſchönen Mägdlein
Sich faſt die Augen aus —
Da ſprach zuletzt die Schenkin:
„Bei Gott, bald wird's zu kraus!“

Wir laſſen die leidigen Burſche
  Bei Tag und Nacht nicht Ruh';
's iſt Zeit, daß ich dem Weſen
  Recht gründlich Einhalt thu'.

Zu ſtark wirkt wol mein Leiſten?
  So gieß' ich Waſſer hinein'."
Da gab's im Frankenlande
  Den erſten Gänſewein:

Und weil den Wirthen allen
  So trefflich behagt das Gemiſch,
Fand bald man den edeln Gänſewein
  Auf jedem Wirthshaustiſch.

Die Herrn Studenten zogen
  Getreulich den lieben Gang,
Die Alten aber zürnten
  Und drehten mit Galgen und Strang:

Und hätten nicht die Burſche
  So echt und ehrlich geminnt,
Es wär' als Hexe verdorben
  Das ſchöne, gefährliche Kind.

Da hat ein böſer Profeſſor
  Die arme Schenkin verflucht,
Daß ſie, gar bald geſtorben,
  Umſonſt nach Ruhe ſucht.

Noch wandelt das liebliche Mädchen,
Laut klagend in jeder Nacht;
Es hat kein sonniger Morgen
Der Armen Erlösung gebracht.

Erst dann wird sie erlöset,
Wenn auf und ab den Main
Kein Wirth mehr mit schnödem Wasser
Vermählt den edeln Wein;

Wenn keine verliebte Schenkin
Mit den Burschen mehr freundlich thut
Und heimlich in stiller Kammer
Beim jungen Herzliebsten ruht.

O guter Gott im Himmel,
Wann aber wird das geschehn?
Ich glaube, die schöne Schenkin
Muß ewig wandeln gehn.

A. K.

Der Küfer von Waldenhauſen.

Der Küfer von Waldenhauſen,
Der iſt nun todt ſchon manches Jahr,
Das war der beſte Küfer,
Der je im Dörflein war:
Schuf Faß auf Faß
Ohn' Unterlaß,
Daß rings die Keller dröhnten.

Beim Küfer zu Waldenhauſen
Da gab's ein Schneidern Tag und Nacht,
Weil er den lieben Reben
Viel braune Röcklein gemacht:
Am Kirchentag
Scholl ſelbſt der Schlag
Beim Küfer zu Waldenhauſen.

O Küfer zu Waldenhauſen,
Was hab' ich gar von dir gehört?
Haſt ſelbſt die heilige Chriſtnacht
Mit deinem Hämmern geſtört.
Zur Strafe nun
Kannſt du nicht ruhn
Und gehſt im Keller ſpuken.

Der Küfer zu Waldenhauſen,
  In jeder Chriſtnacht wacht er auf
Und macht in dem Gewölbe
  Den altgewohnten Lauf.
    Ohn' Unterlaß
    Von Faß zu Faß
  Hört man die Hämmer ſchallen.

O Küfer zu Waldenhauſen,
  Du warſt, bei Gott! doch gar nicht klug:
Es gehn die andern Küfer
  Allſonntäglich zum Krug;
    Was gingſt denn du
    Nicht auch zur Ruh'
  Und trankſt dein Maß in Frieden?

Ein Glas zu viel getrunken
  Verſchließt die Himmelsthür' noch nicht;
Die Andern alle ſchlummern
  Und warten aufs Gericht:
    Du hämmerſt fort
    Am düſtern Ort,
  Bis die Poſaunen dröhnen.

A. K.

Der Gattin Warnung.

O ſchließ' ihn nicht den düſtern Bund,
Wie lockend auch das Gold dir lachet!
Es weilt in unerforſchtem Grund
Der Alte, der den Zweig bewachet.

Jedweder kehrt mit wirrem Sinn,
Der nach der Gibe Zauber ſuchte;
Nur eitler Trug war ſein Gewinn,
Dem ſelbſt der Eigner endlich fluchte.

O ſuch' nicht nach dem Eibenzweig,
Und gäb' er tauſend Zauberkünſte,
Du würdeſt doch nicht wahrhaft reich
Und ſchlügſt nur an auf Rauch und Dünſte.

Wol zollten Tiefen dir den Sold,
D'rin Silbers blaue Blüte ſprießet;
Wol ſchlügſt du an aufs rothe Gold,
Das in des Speſſarts Adern fließet;

Wol öffnete der düſtre Schacht
Dir ſeiner Schlüſte Demantſchätze,
Und manche Quelle ſprang' mit Macht,
Die deine Wieſengründe letzte.

Doch an das Herz, o ſprich, ans Herz,
D'rin einzig wahre Schätze weben,
O ſchlügſt du wol auf ſolch ein Erz
Die Axthe an, den Hort zu heben?

O ſchließ' ihn nicht den düſtern Bund,
Wie lockend auch das Gold dir lachet:
Laß ihn im unerforſchten Grund,
Den Alten, der den Zweig bewachet!

Macht meine Liebe dich nicht reich?
Laß meine Liebe dich behüten:
Die Liebe ſei der Zauberzweig,
Der wecke deines Herzens Blüten!

A. K.

Die gefangene Pest.

Das Blutschwert in der Hand,
Ums Haupt drei Nebelkronen,
So zog die Pest durchs Land
Und würgte sonder Schonen.

Sie ging von Haus zu Haus
Und knickte jeglich Leben —
Am Krug hing noch der Strauß,
Rings blühten junge Reben.

Der Keller lag voll Wein —
Die Pest auf ihrem Gange
Auch dort lugt sie hinein,
Ob sie ein Leben fange.

Der Wein im Frühlingstraum
  Aufjubelt hell und rauſchet —
Die Peſt betritt den Raum,
  Der Wirth von draußen lauſchet.

Und als der ſchlimme Gaſt
  Das Ding ſich noch betrachtet,
Schlägt zu der Thüre Laſt —
  Die Wilde ſteht umnachtet:

Gefangen iſt die Peſt,
  So ſchwer wiegt Thür' und Klammer!
Doch draußen gibt's ein Feſt,
  Vorbei iſt Tod und Jammer.

Viel Wochen hielt ſie dort
  Der kluge Wirth gefangen,
Da trieb zum ſüßen Ort
  Drei Trinker toll Verlangen.

Sie ſprachen: „Längſt iſt todt
  Der eingefangene Würger,
Uns dünkt es ſchlimmre Noth,
  Leid't Durſt ein wackrer Bürger!“

Sie haben unbedacht
  Den Kellerraum erſchloſſen —
O weh, da kommt mit Macht
  Die Wüthende geſchoſſen.

Die Drei sind gleich umgarnt,
Und höher wächst die Bleiche;
Wie sehr der Wirth gewarnt,
Auch er sinkt bald als Leiche.

Und wieder würgt durchs Land
Die Wilde sonder Schonen,
Das Blutschwert in der Hand,
Ums Haupt drei Nebelkronen.

A. K.

In der heißen Pein des Fegefeuers
War 'mal einer abgeſchiednen Maid
Arme Seele, die der eignen Schmerzen,
Die ſie hier durchzuckten, nicht gedachte,
Die nur immer: „Paul!
Ach, du armer Paul!“ ohn' Ende rief.
Wenn die Engel kamen, um die Seelen,
Die da ſaßen in dem Flammenbade,
Lindiglich in ihrer Qual zu tröſten —
Für die Seele gab es keinen Troſt.
Was die Guten auch für holde Worte
An ſie richteten, ſie ſtöhnte: „Paul!
Ach, du armer Paul!“ ohn' Ende nur.
Drob verwunderten die Engel ſich.
„Sage doch, was iſt's mit dieſem Paul?“
Fragten ſie. „Es iſt der Liebſte“, ſprach ſie,
„Welchen ich zurück auf Erden ließ.
Ach, wie theuer war ich ihm! Wie einſam
Wird er jetzo und wie elend ſein!
Daß ich auf ein halbes Stündchen nur,
Ihn zu tröſten, aus dem Feuer dürfte!“ —
„Nicht gewehrt“, entgegneten die Engel,
„Iſt die Hinfahrt; doch du wirſt dafür
Tauſend Jahre länger büßen müſſen.“ —

„Thut nichts!“ ſagte ſie;
„Gerne will ich hunderttauſend Jahre
Länger ſitzen in dem Feuer hier,
Wenn ich ihn nur einmal wiederſehen
Und beſchwichtigen ſein Wehe kann.“
Dienſtbereit erhoben ſich mit ihr
Drauf die Engel, und ſie ſah die Erde,
Sah die Heimat, den Geliebten wieder.
Der jedoch war nicht
Einſam und nicht elend; der Geſchiednen
Nicht mehr eingedenk, ergötzt' er ſich
In den Armen einer Buhlerin.
„Fort, o fort! Zurück ins Fegefeuer!“
Schluchzte Jene. Doch die Engel ſprachen:
„Nein, du haſt in dieſem Augenblicke
Mehr gelitten, als du leiden würdeſt
In aonenlanger Flammenqual.
Abgebüßt ſind deine Sünden. Komm,
Armes Kind! Du wandelſt himmelauf.“

E. L. D.

Die Schwerbeladenen.

(Thüringisch.)

Nacht war's um Sanct-Johanniszeit,
Die Rosen hauchten allerwegen,
Luft flog aus grüner Dunkelheit
Glühwürmchens goldner Schein entgegen;

Und tiefer schritt dem Walde zu
Der alte Schulz, der just da drüben
Der armen Witwe einz'ge Kuh
Und winzig Häuslein sich verschrieben.

Es war des Mannes Herz von Stein,
Furchtlos und kalt, doch faßt ihn Grauen,
Als ihn mit geisterhaftem Schein
Die Waldesriesen ernst beschauen;

Wie lieblich sonst das grüne Land,
Von lichtem Sommerkleid umgeben,
Hier ist's, als wär' die Luft gebannt
In eignem zauberhaftem Weben.

Er denkt: „Käm' doch ein Wandersmann,
Mit dem ſich gehen ließ und plaudern!
Nie ſah mich ſo die Waldnacht an" —
Bald eilt er raſch, bald hält ihn Zaudern.

Und höher ſteigt der Mond empor,
Und heller wird es jetzt im Walde,
Da lichtet plötzlich ſich ein Thor
Und weit erglänzt die grüne Halde:

Zwei Manner drauf, mit ſchwerem Schritt,
Die keuchend einen Balken tragen.
Der Schulze ruft: „He, nehmt mich mit!
Ihr müßt euch ja gottſträflich plagen?"

Sie ſchreiten ſtill den Weg entlang,
Der Schulze nach: „So bleibt doch, Leute!
Wir gehen wol denſelben Gang —
Nach Roßdorf will auch ich noch heute.

Ihr geht doch auch nach Roßdorf?" — „Nein!
Wir müſſen heut' bis Ungnadhauſen."
Und ernſt gehn in den Wald hinein
Die düſtern Zwei — den Mann packt Grauſen.

Da hat das Paar ſich umgewandt,
Vom Mond beſchienen die Geſichter:
Er hat den todten Schöff' erkannt
Und den verſtorbnen böſen Richter.

„O Gott, die Schwerbeladnen! Dank,
Dank, Herr, daß du mich schauen ließest
Und nicht die Seele faul und krank
Ins ungnadvolle Thal verstießest!

Was mich entsetzt, es wird mein Glück,
Noch bleibt mir Zeit, mich rein zu färben:
Mein unrecht Gut geb' ich zurück
Und jenes Weib soll mich beerben!"

A. K.

Das iſt der alte Höllenzwang;
Es kann die Geiſter zwingen,
Wer dieſe dunkeln Künſte weiß;
Die Nacht ſo ſtill, mein Trieb ſo heiß —
Nun muß es mir gelingen.

Ich murmele den Zauberſpruch:
Es brennt das magiſche Feuer.
Da, ſiehe, ſteht ſie vor mir da,
So wie ich ſie im Sarge ſah,
Die Todte, die mir theuer.

Komm, komm, o Lieb, und ſäume nicht:
Kann mich dein Arm umfangen —
Und ſollt' es auch zum Tode ſein,
In Tod und Leben bin ich dein;
Ich will davor nicht bangen.

Sie ſchlingt um mich den Geiſterarm,
Küßt mir den Mund, die Bleiche.
Da ſterb' ich hin in Schmerz und Luſt,
Da ſtockt das Herz in meiner Bruſt,
Da bin ich eine Leiche.

Die Sonne hat mit diesen Traum,
Die steigende, vertrieben,
Mich neu gestürzt in Lebenoth,
Der ich so gern in Nacht und Tod
Bei meinem Lieb geblieben.

E. S. D.

Der Kreis der Erde ruht
Von Dämmerung umzogen;
Es peitscht der Winde Wuth
Im See die dunkeln Wogen:
Zerstreute, schwache Blitze schickt
Manch niedres Hüttenlicht,
Und dort aus offnem Fenster blickt
Ein himmlisches Gesicht.

Die dunkle Locke weht
Wild um die weiße Stirne:
Mit starrem Auge sieht
Weit ausgebeugt die Dirne,
Die halbbekleidet prächtige,
Und stöhnet in die Nacht:
Ihr Freund, der süße, nächtige,
Hat ihrer nicht gedacht.

Er hätte nicht gedacht
So einzig holden Wonnen?
Er hätte sich durch Nacht
Und Sturm zu gehn besonnen?

Dort dammert eine Hochgeſtalt
Mit Mantel und mit Hut
Und eilt daher mit Schrittgewalt
Am Saum der wilden Flut.

In dieſe ſprang hinein
Unlängſt ein armer Knabe:
Den trieb der Liebe Pein
Zu dieſem feuchten Grabe,
Der Liebe zu dem ſchönen Weib,
Das dort in Nafeglut
Entgegendrängt mit Seel' und Leib
Dem Waller an der Flut.

Sieh, was im See ſich
Hoch in die Lüfte recket!
Ein dunkler Schatten iſt's,
Der aus die Arme ſtrecket
Hin nach dem offnen Fenſterlein,
Wo ſich die Schöne zeigt,
Und wo zu ſeinem Lieb hinein
Ein ſeliger Buhle ſteigt.

E. L. D.

Klein Christel.

Schwedische Ballade.

Klein Christel tritt zum Stall hinein,
Beschaut sich hier die Rosse fein;

Die weißen und die schwarzen all',
Die braunen und scheckigen allzumal.

Ein stolzer Rappe prangt im Hauf,
Den zäumt sie sich und schwingt sich auf.

Und reitet also wohlbewehrt
Ins Land hinein mit Schild und Schwert.

Drei Tage spornt sie des Rosses Braus;
Da ragt vor ihr ein Kerkerhaus.

Und mit den Fingern, so weiß und zart,
Aufbricht sie die Thüre so fest und hart.

„Komm", ruft ſie, „komm, ſüß Buhle mein,
Und grüße frei der Sonne Schein!"

Aufſteigt ein Mann mit irrem Wank,
Von Wunde, Gruft und Mangel krank.

„Herr Gott, wie biſt du matt und bleich!
So blühend einſt, an Kraft ſo reich!"

Mit Noth der Mann ein Roß beſteigt,
Mit ſeinem Lieb von hinnen fleugt.

Deß ſagt man Mähre dem König an:
„Er, den du fingſt, iſt freigethan." —

„Wer iſt ſo frech, wer iſt ſo kühn?
Auf, auf, ihr Diener, und fahet ihn!"

Der König ſelber in ſeiner Wuth
Jagt an und ſchauet das junge Blut.

Das kehrt ſich um und hebt den Arm,
Haut ein ſo grimmig in den Schwarm.

Es liegt ſchon Mancher in ſeinem Blut.
„Halt ein, o Knabe! du wehrſt dich gut.

Halt ein und ſchone die Diener mein!
Sollſt haben mein eigenes Töchterlein.

Sollſt haben die herrlichſte Königsmaid,
Denn du biſt viel kühnlich in Kampf und Streit."

Klein Chriſtel lacht: „Das wäre mir leid,
Zu freien die herrlichſte Königsmaid.

Mein ſoll ein mannlicher Kampe ſein:
Denn ich bin ja ſelber ein Jungfräulein."

A. C.

Die Entführung.

Nach dem Engliſchen.

Siehſt du jenes Thurmes Trümmer
In dem einſam wilden Grunde?
Dieſer war's, aus dem Lord William
Lady Margaret entführt.

Siehſt du dorten aufgerichtet
Auf der Höh' die ſieben Steine?
Sieben Douglas ſtarben dorten
Durch Lord William's ſtarke Hand.

Siehſt du fließen in dem Grunde
Douglas' Born bei den Ruinen?
Dorten hielten an und tranken
Auf der Flucht die Liebenden.

Ach, es war die letzte Labe
Ihres Lebens — unaufhaltſam
In des Bergſtroms raſche Fluten
  Rann Lord William's rothes Blut.

„Schnell vom Lager auf, Lord Douglas,
Rüſte dich, dein Roß beſteige,
Auf, o meine ſieben Söhne,
  Rüſtet euch und ſteigt zu Roß!

Denn die Tochter, denn die Schweſter,
Schmählich iſt ſie euch entriſſen.
Sorget, daß der Name Douglas
  Nicht befleckt mit Schande ſei!"

Und es fuhr empor Lord Douglas,
Und es fuhren auf die Söhne,
Und gerüſtet auf die Roſſe
  Steigen Alle zornerfüllt.

Ihrer Roſſe Huf vernehmend
Blicket hinter ſich Lord William,
Sahe, wie mit ſeinen ſieben
  Söhnen her der Douglas flog.

„Steig herab in Eile", ſprach er,
„Lady Margaret vom Roſſe,
Daß ich deinen ſieben Brüdern,
  Deinem Vater halte Stand."

Hart und lange wird gestritten
Von acht Starken wider Einen,
Und die sieben Brüder sinken
Und Lord Douglas hält sich schwer.

„Hemme deine Hand, Lord William,
Furchterlich sind ihre Schläge;
Meine sieben Brüder sterben,
Und mein Vater schwimmt in Blut!"

Und sie nimmt ihr Tuch, ihr weißes,
Von holländisch feinem Linnen,
Und sie legt es auf die rothen
Wunden ihres Vaters auf.

Wiederum mit seiner Lady
Schwang sich auf zu Rosse William,
Und es ritt der Lord so traurig,
Thränen strömte Margaret.

Nun den heißen Durst zu löschen
Stieg herab vom Rosse William,
Neben ihm im Mondenscheine
Beugte sich die Lady hin.

„Großer Gott, Lord William", sprach sie,
„Großer Gott, du bist getroffen;
Denn es fließt, sowie du trinkest,
Mit dem Strom dein Blut dahin."

„Fürchte nicht, daß ich getroffen;
Täuſchung iſt es deiner Augen,
Meines Scharlachmantels Abglanz
Hat die Flut ſo roth gefärbt."

Und Lord William kam nach Hauſe
Mit der heißerſtrittnen Liebſten:
„Auf, ſteh' auf, o meine Mutter,
Denn mein Liebchen bring' ich heim

Mutter, laß mein Bette machen,
Laß es machen tief und ſtille,
Lege mir mein Lieb zur Seite,
Wenn es auch zur Ruhe geht.

Und es ſtarb an ſeinen Wunden
In derſelben Nacht Lord William;
Nimmermehr die Morgenröthe
Hat der Lady Blick geſchaut.

In der Kirche Sanct-Maria
Liegen ſie — aus William's Sarge
Sproßt ein Weißdorn, aus dem ihren
Sproßt empor ein Roſenbaum

Beide haben ſich verſchlungen
Alle ſehr mit ihren Aeſten,
Daß zu ſehn, es ſein hierunter
Eingeſenkt zwei Liebende.

Doch es ritt der ſchwarze Douglas
Dran vorbei und riß den Weißdorn
Wüthend aus und warf ihn fluchend
In den Sanct-Maria-See.

A. S.

Die Elfen.

Wo biſt du geweſen, Mariechen mein,
Wo biſt du geweſen ſo lang'?
„Ich macht' auf den Gipfel von Galden-Low
Einen mitternächtigen Gang."

Und auf dem Gipfel von Galden-Low
Was haſt du geſehen, mein Kind?
„Ich ſah die Sonne hinuntergehn,
Sah wehen den fröhlichen Wind."

Was haſt du gehört, Mariechen mein,
Hoch auf dem ſpitzigen Horn?
„Ich hört', wie das Waſſer floß und träuft
Die Aehren im grünen Korn."

Erzähl', erzähl', Mariechen mir,
Was Alles du geſehn!
Du haſt gewiß auf dem Hügel dort
Belauſcht die tanzenden Feen?

„So nimm aufs Knie mich, Mutter lieb,
Und horch, lieb Mütterlein!
Der Feen mochten an hundert wol
Und neun der Harfen ſein.

Die Harfen waren ſo ſüß geſtimmt,
Die Füßchen der Feen ſo zart,
Doch ſüßer als das Alles klang
Was dort geſprochen ward.“

Was haben ſie denn geſagt, Marie,
Was hörteſt am Hügel du?
„Ich will's erzählen, Mütterlein,
Doch hör' auch ruhig zu!

Die Einen ſpielten mit Waſſer dort
Und goſſen's nieder zu Thal —
Nun geht dem alten Müller doch
Die Mühle wieder einmal!

Schon ſeit dem erſten Tag im Mai
Geht ſeine Mühle nicht,
Und ſoll ein trefflicher Müller ſein,
Wach, wie der Tag anbricht.

O, wie der Müller lachen wird,
Sieht er das Rad ſich drehn,
Der gute, alte Müller, bis
Die Augen ihm übergehn!“

Die Andern ſingen den ſchnellen Wind,
Der über den Hügel blies,
Und Jedes ſetzt' ein Hörnlein an
Und drein gewaltig ſtieß:

Hei, wie die Winde ſo fröhlich wehn,
So fröhlich aus jedem Horn!
Sie wehen den böſen Mehlthau weg
Von der armen Witwe Korn.

Die alte, blinde Witwe, ach,
Wol iſt ſie längſt ſchon blind;
Sie freut ſich doch, wenn frei von Thau
Die blühenden Aehren ſind.

Und Leinſaat brachten Andre her
Und ſtreuten ſie friſch in die Welt;
Die ſoll, wie ſich die Sonne hebt,
Erblühn auf des Webers Feld!

Der arme, lahme Webersmann,
Wie der ſich bucklig lacht,
Wenn all' die Blumen auf ſeinem Grund
Sind aufgegangen bei Nacht!

Da hub ein altes Zwerglein an
Mit langem Bart am Kinn:
Mein Strang iſt voll, drum thut es Noth,
Daß ich den andern ſpinn'.

Wol hab' ich gesponnen ein tüchtig Stück,
Ein zweites wäre fein
Zur Decke für Mariechens Bett,
Zur Schürze für's Mütterlein.

Da fing ich laut zu lachen an,
Ich lachte so laut und frei,
Und plötzlich war ich ganz allein,
Und der lustige Spuk vorbei.

Die Nebel zogen auf Galdon-Low,
Sie zogen so grau und kalt,
Und rund umher die Steine nur,
Die Steine moosig und alt.

Und als ich nun vom Hügel kam,
Hört' ich den Müller schon.
Wie der gute Müller rüstig war'
Hell ging des Mühlrads Ton.

Dann guckt' ich auf der Witwe Feld,
Fürwahr, da sah ich auch,
Wie sich die Aehren so frisch und grün
Wiegten im Morgenhauch.

Und als ich drauf zum Weber kam,
Wie mag's dem Lein ergehn?
Da konnt' ich die gute Kunde schon
In des Webers Auge sehn.

Das iſt es, was, lieb Mütterlein,
Man droben hört und ſieht;
Doch nun mach' mir das Bett zurecht,
Zum Sterben bin ich müd'!"

A. K

Merlin und Niniane.

Niniane ſprach: „Lehr' mich, Merlin,
Die Welt in meine Kreiſe ziehn,

Lehr' mich in ſanfter Liebeshaft
Zu bänd'gen wilde Jünglingskraft!"

Im dunkeln Wald, wo der Brunnen rinnt,
Belehrte der Meiſter das holde Kind;

Im Hain, vom Mondenſtrahl verklärt,
Hat er ſie Spruch auf Spruch gelehrt;

Und als ſie gefaßt des Zaubers Lauf,
Da lacht Niniane vor Freuden auf.

Beim Weißdorn ſaß das ſchöne Paar,
Sie wand ihm den Schleier ums dunkle Haar.

Sie macht ihm, weil er müd' und matt,
Ein Kiſſen auf blumiger Lagerſtatt.

Als ſuß entſchlafen der ſchöne Mann,
Da hub ſie Spruch und Zauber an.

Und als neun mal vollbracht ſein Lauf,
Da lacht Niniane noch heller auf.

„Merlin, erwach'! Das Frühroth lacht!“ —
„Wer hat mich in den Thurm gebracht?“ —

„Iſt denn der Thurm nicht hoch und ſchön,
Herrlich der Blick auf See und Höh'n?“ —

„Was ſind mir Berge, was der See?
Nach dir, Niniane, iſt mir weh!

Mein Aug' iſt verſchloſſen dem friſchen Wald —
Dein Buſen lockt mich, du Huldgeſtalt!“

Er faßt ſie mächtig — in Kampf und Schlacht
Hat ſtets Niniane am hellſten gelacht.

„Nun lehre mich, du Meiſter traut“ —
„Ich bin dein Schüler, geliebte Braut!“ —

„Nun lehre mich in der Sterne Blick
Erſpähn zukünftiges Menſchengeſchick!“ —

„Wo ſind die Sterne? Erloſchen längſt!
Seit du, Niniane, mich hold umfängſt.

Strahlt aus zwei Aeuglein mir zurück
Unendlichkeit von Lieb' und Glück!" —

„Quäl' mich nicht, Meister — lehre mich!" —
„Was ich gewußt, ich lehrt' es dich.

Mein Blick iſt zu, mein Herz iſt weit,
Drin rauſcht unſägliche Seligkeit.

Das iſt der letzte, tiefſte Schluß,
Daß ich erglüh' nach deinem Kuß!" —

„O Gott, Merlin, ſiehſt du denn nicht?
Dies iſt ja Alles nur Gedicht!

Mein Schleier, der um den Weißdorn hängt,
Das iſt der Thurm, der dich umfängt;

Mit Sprüchen ſchläfert' ich dich ein —
Erlöſe dich, es iſt nur Schein." —

„Laß mir den Schein, er iſt ſo ſchön!
Der Morgen um rothgoldne Höh'n,

Des Abends Glut, der Sterne Licht,
's iſt auch nur Schein O, weigre nicht

Den Kuß, Viviane, komm, o komm!
Du zartes Täublein, ſei doch fromm!" —

„Erlöſe dich, Merlin! Ich lernt'
Was Zauber lockt, nicht ihn entfernt." —

„Meine Sprüche, wo ſind meine Sprüche hin?
Frag' die Vögel, die mit den Wolken ziehn!

Frag' die Quelle, die den Forſt durchrinnt!
Die wiſſen's, wo meine Sprüche ſind.

Ich weiß nur Einen, Einen Spruch:
Viviane, du liebſt mich nie genug."

In ſeinem ſel'gen, ſel'gen Bann
Lag Jahre lang der ſchöne Mann.

Ein Thurm dünkt' ihn der ſtille Ort —
Das Laub ergrünt, das Laub verdorrt,

Was kümmert's ihn im ſüßen Leid?
Er ſah nur ſie, die holde Maid;

Sah er ſie nicht, war ſie ſein Traum —
Der Weißdorn wuchs zum ſchatt'gen Baum,

Darunter einſt ein Greis verſchied —
Viviane hieß ſein letztes Lied;

Sein letztes Lied, geweiht war's ihr,
Die ſeines Lebens Luſt und Zier,

Die doch den Schleier um ihn wand,
Der ihn zu ew'gem Wahnsinn band —

Ein Lied, so innig weich und warm,
Wer es vernahm, versank in Harm.

In Harm schwand auch Viviane hin —
Das ist die Sage von Merlin.

A. S.

Triſtan's Meerlied.

Kalt weht der Nord der ſcharfe —
Glänzt nie der Morgen her?
Ich treib' mit meiner Harfe
Einſam auf wildem Meer.
Zu krank, das Steu'r zu leiten,
Das Ruder und den Maſt, —
Wohin, gewalt'ge Weiten,
Tragt ihr den ſiechen Gaſt?

Ach, Triſtan heißt mein Namen,
Und wol verdient' ich ihn,
Der unglückſel'ge Samen
Des edeln Rivalin:
Des Vaters Blut, geröthet
Hat's ferner Klippen Moos,
Sein Weib hab' ich getödtet,
Als mich gebar ihr Schoos;

Und wo ich Heilung ſuche,
Hört dort man, wer ich bin,
Der Genuß wird mir zum Fluche,
Der Tod mir zum Gewinn.
Sie Alle heilt Iſolde,
Die krank und elend nahn;
Mich nur verſtößt die Holde
In unheilvollem Wahn.

O Kual, vielgetreuer,
Des Waiſen Schutz und Hort,
O Mark, mein Lebensfeuer,
Mein Vaterherz, mein Hort,
Vergeßt den ſchönen Knaben,
Der einſt das Jagdhorn blies,
Wenn ihn die Flut begraben,
Ein Feind ihn niederſtieß!

Vergeßt den jungen Dichter,
Der mit geweihter Kunſt
Beim Glanz der Sternenlichter
Süß warb um eure Gunſt!
Starb auch der Mund der Lieder
Die Lieder ſterben nicht;
Kehr' euch im Traume wieder
Sein lieblichſtes Gedicht!

Horch, tönt es nicht vom Strande,
Als klinge Menſchenlaut?
Wie Lenzduft weht's vom Lande —
Blick' auf, der Morgen graut!
O Gott, welch ſeltſam Ahnen
Ergreift mich ſiechen Mann?
Bricht zu erneuten Bahnen
Ein goldner Morgen an?

Es glänzt ein Schloß — o ſchauet
Iſold' ins Morgenroth?
Aus ihrem Herzen thauet,
Mir Leben oder Tod?
O Leben traut und ſüße,
O Tod, ſo fremd und kalt —
Ich biete friſche Grüße
Des Lebens Allgewalt!

Iſolde, magſt mir grollen
Um ihn, der dich geliebt —
Den Becher reich', den vollen,
Der wieder Leben gibt?
Iſolde, gib mir Leben
Und frag' nicht, wer ich ſei —
Ward Triſtan Gift gegeben,
Tantris erflehe frei!

A. S.

Joan und William.

Joan, die Fürſtin von Llewelyn,
Wandelt durch den Garten hin,

Denkt des Liebſten und denkt zugleich
Des Gemahls an Gram ſo reich.

Von des Kerkers Nacht umgraut
Iſt ihr Liebſter, ihr William traut.

Schwer in Bande gelegt hat ihn
Zürnend der Fürſt von Llewelyn.

Ob noch glimme ſein Lebenslicht,
Ob's erloſchen, ſie weiß es nicht.

Schleicht ihr Barde ſtill herbei,
Singt ſie an, wie er pflegt, ſo frei:

„Fürſtin Joan, du Sonne der Frau'n,
Sprich, was gäbſt du, ihn zu ſchau'n?“ —

„Gäbe gern, zu ſchauen ihn,“
Wales und England und Llewelyn!“

Da erhebt er ſeine Hand,
Hin zu Hügel und Baum gewandt,

Zu der hangenden Leiche hin:
„Hebe dein Auge; da ſchauſt du ihn!“

Joan blickt hin; es gellt ein Schrei —
Leben und Leid, es iſt vorbei.

Heut' noch ſiehſt du den Baum alldort;
Oed' und traurig iſt der Ort.

Da hing einſt, der Winde Spiel,
Einer fürſtlichen Rache Ziel;

Da hat ihren William traut
Einſt ſein fürſtliches Lieb geſchaut.

A. E.

Das geraubte Roß.

„Mein Roß, mein Roß, mein herrlich Roß,
Wer hat mein Roß mir geſtohlen?“ —
„Das ging ein ſeltſamer Genoß
In deinem Stall ſich holen.

Ein wilder, rußiger Geſell!
Gott, wie das Thier ſich bäumte!
Er ſprang hinauf und ſprengte ſchnell
Davon, die Mähre ſchaumte!

Zum Aetna ging's, ein Wind, hinan,
Drin iſt der Spuk verſchwommen.“ —
„Hilf Gott, ſo hat's ein Reitersmann
Für König Artus genommen!“

Der Burſche ſchritt zum Dorf hinaus,
Den Blick ſo kühn entſchloſſen:
Zum Abendimbiß ging nach Haus
Jedweder der Genoſſen.

Der Morgen kehrt, der Jüngling nicht:
Schon kreuzt ſich bange Sage —
Als aber neu die Nacht anbricht
Erhebt ſich laute Klage:

„O weh, er iſt wahrhaftig hin,
Er iſt zur Höhle gegangen!
Madonna, hüt' ihm Herz und Sinn,
Wenn Artus ihn gefangen!"

Da — langſt ſchon ſank der Mond hinab —
Kommt's fernher angeritten —
„O Gott, wo blieb ſein froher Trab?
So kommt mit müden Schritten.

Doch iſt er da und hat ſein Roß!
Erzähle, wie's ergangen?"
Doch traurig läßt der Geiſtergenoß
Sein Haupt, das welke, hangen.

Sein Rößlein lenkt er in den Stall,
Gleich ihm iſt's halbe Leiche;
Dann ſteigt zum höchſten Bergeswall
Der Stumme, Zauberbleiche.

Nicht Trank, nicht Speiſe labt ihn dort,
Kein Laut hat ihn berühret:
Zum Aetna ſchaut er fort und fort —
Ein Greis ward hingeführet.

Ein Greis, der Tote wecken soll
  Mit frischem Spruch des Lebens:
Der wiegt sein Haupt gedankenvoll:
  „Hier ist die Kunst vergebens!

Vor dieses Jünglings wirrem Sinn
  Muß jede Kraft zergeben:
Der hat der Geisterkönigin
  Zu tief ins Auge gesehen!“

A. K.

Das Thor von Nola.

(Neapolitanisch.)

Während Der ſich müht und quälet
Und das Kleinſte nicht erringt,
Schickt ſich's Jenem, daß ihm ſpielend
Faſt Unglaubliches gelingt.

Solches deutet eine Mythe
Aus Neapels grauer Zeit,
Wo ein Thor mit Doppeleingang
Glück verliehen oder Leid.

Prangend über jedem Eingang
Stand ein pariſch Marmorbild:
Links ein Dämon, deſſen Antlitz
Von verhaltnem Unmuth ſchwillt;

Rechts ein lieblich Götterbildniß,
Das vor Luſt und Fülle lacht —
Beide hat Virgil der Zaub'rer
Mit geheimer Kraft bedacht:

Führt' ein Stern dich jenen Eingang,
Wo das lichte Bild erglänzt,
Ward der Tag dir mit Erreichung
Jedes Wunſches hold bekränzt;

Gingſt du links — vergebne Mühe!
Quälteſt du dich noch ſo ſehr,
Unheil folgt' auf jedem Schritte,
Das Gewiſſeſte ging quer.

Jene Bilder ſind verſchwunden,
Ob zugleich der Zauber ſchwand?
Ach, das rechte Glück zu finden,
Haben Wen'ge nur gekannt.

Such' dein Glück an treuem Buſen,
Nenn' ein Herz voll Liebe dein,
Und du gehſt, von Schickſalstücke
Ungekränkt, zum Frieden ein.

A. G.

(Spaniſch.)

Einſt am Sanct-Johannismorgen
Stand ich auf bei guter Zeit
Und erblickt' am Meeresufer
Waſchend eine holde Maid.

Einſam waſchend, einſam windend,
Hing ſie's auf im Roſenhain;
Während dort das Linnen trocknet
Singt das holde Mägdelein:
„Ach, wo weilet nur mein Liebſter?
Sprecht, wo mag mein Liebſter ſein?"

Am Geſtade auf und nieder
Ging die Maid und ſang ſo hold,
Strälend mit dem goldnen Kamme
Ihrer Locken leuchtend Gold:
„Ach, wo weilet nur mein Liebſter?
Wo mag wol mein Liebſter ſein?
Schiffer, haſt du ihn geſehen,
Sprich, wo weilt der Liebſte mein?"

A. G.

Graf Arnaldos.

(Spaniſch.)

Wer wol je ſolch Abenteuer
Hat erlebt an Meeresſtrand,
Als am Sanct-Johannismorgen
Graf Arnaldos einſt beſtand?

Auf der Fauſt den Edelfalken
Ging der Graf hinaus zur Jagd,
Als ein Ruderſchiff ſich nähert
Voll der wunderbarſten Pracht:

Segel führt es ganz von Seide,
Takelwerk von Zindeltafft,
Doch der Schiffer, der es lenkte,
Sang ein Lied von ſolcher Kraft,

Daß das Meer ſich ſanft geglättet,
Daß die Winde ließen nach,
Daß die Fiſchlein aus dem Grunde
Fuhren auf zum lichten Tag.

Daß die Vögel, die da fliegen,
Keck ſich ſetzten auf den Maſt:
„Ruderſchiff, mein Ruderſchifflein,
Wo der Unfall je dich faßt,

Möge Gott dich mild behüten!
Daß Gott milde dich bewahr'
Vor dem Sand von Almeria,
Vor der Enge Gibraltar,

Vor dem Buſen von Venedig,
Wie vor Flanderns Felſenbank,
Vor dem Buſen von Leon,
Wo ſo manches Schiff verſank!"

Sprach darauf der Graf Arnaldos,
Hört, wie ſprach der Graf Arnald:
„Laß um Gott, um Gott mich hören
Deines Liedes Allgewalt!"

Ihm erwiederte der Schiffer,
Höret, was der Schiffer ſprach:
„Der vernimmt nur, was ich ſinge,
Wer da mit mir ziehen mag!"

A. S.

Eſpinelo.

(Spaniſch.)

Uebel ſtand's um Eſpinelo:
Ruht' erkrankt auf ſeinem Lager;
Ganz von Gold ſind deſſen Lehnen,
Ganz von Silber ſeine Planken,
Von dem feinſten Linnen Hollands
Seine köſtliche Matratze;
Die Umdeckung, die ſie hüllte,
Glänzt ſo rein wie reinſtes Waſſer,
Und die Decke ganz zu oberſt
Strahlt in lichtem Perlenglanze.
Mataleona, die Geliebte,
Saß zu Haupte des Erkrankten,
Ihm, mit Pfauenfedern wehend,
Kurze Linderung zu verſchaffen.
In ſo zärtlichem Geſchäfte
Richtet ſie an ihn die Frage:
„Eſpinelo, Eſpinelo,
Kamſt zur Welt an gutem Tage!
An dem Tag, da du geboren,
War der Mond vollausgewachſen,

Daß kein Pünktchen daran fehlte,
Nicht das Kleinſte dran gemangelt.
Heut' erzähl' mir, Eſpinelo,
Wie's voreinſt mit dir ergangen?" —
„Melden will ichs euch, Señora,
Will euch freundlich Alles ſagen.
Aus Frankreich war mein Erzeuger,
Meine Mutter aus Lamparten,
Und es herrſchte mein Erzeuger
Mächtig über's ganze Frankreich.
Ein Geſetz ließ meine Mutter
Einſt verkünden dieſem Lande,
Daß ein Weib, ſo Zwillingskinder
Würd' gebären gleichen Tages
Und in gleicher Stunde, ſchmählich
Sei mit Feuertod zu ſtrafen
Oder auch ins Meer zu ſtürzen,
Weil's dem Eh'bruch gleich zu achten.
Da fügt's Gott und mein Verhängniß,
Daß ſie ſelbſt an gleichem Tage
Und in gleicher Stund' — o Schande! —
Zu der Welt zwei Söhne brachte.
Um ſich Rathes zu erholen,
Iſt die Thörin hingegangen
Zu gefangnem Mohrenweibe,
Das auf Zauber ſich verſtanden:
«Rath', o rathe mir, du Mohrin,
Wie die Ehr' ich mir bewahre?» —

Die erwiederte: «Señora,.
Eure Ehre zu bewahren,
Nehmt den Einen eurer Söhne,
Den ihr auswählt nach Gefallen,
Und vertrauet ihn der Meerflut,
Doch bewahrt in guter Arche,
Die verpicht von allen Seiten
Und mit Schätzen reich beladen,
Daß mit Freuden ihn erziehe,
Wer ihn findet, euern Knaben!»
Und auf mich fiel jenes Loos. —
Drauf zum Meer ward ich getragen,
Stürmisch war das Meer und rollte
Lang' umher mich, endlich warf es
Zornig brausend mich ans Festland
Unter eines Weißdorns Schatten
Darum hießen sie auch später
Weißdornknaben mich mit Namen.
Schiffer, die vorüberfuhren,
Fanden mich an jenem Tage,
Die alsdann dem großen Sultan
Syriens den Findling brachten.
Weil er keinen Sohn besessen,
Nahm er mich an Kindesstatt an;
Todt ist nun der Sultan — ich bin
Sultan jetzt und Herr des Landes!"

A. K.

Romanze vom Grafen Sol.

(Spanisch.)

Großen Krieg hat sich verkündigt
Spanien und Portugal;
Tod ist Jedem angedrohet,
Wer nicht mitzieht als Vasall,
Und den Grafen Sol erwählten
Sie zum Obergeneral
Urlaub nahm er erst vom König,
Abschied dann von dem Gemahl;
Heftig weint die junge Gräfin,
Die kaum angetraut ihm war:
„Redet, Graf, wie lang' ihr ausbleibt?
Sprecht, wie manches lange Jahr?" —
„Kehr' ich nicht in sieben Jahren,
Freit getrost erneute Wahl!" —
Schwanden sieben Jahr' und zehen,
Schwand das Jahr zum andern mal,
Ohne daß der Graf zurückkehrt,
Oder irgend Botschaft kam.

Da verließ die ſtille Burg ſie,
Trat zum Vater hin voll Gram.
„Sprich, was haſt du, liebe Tochter,
Daß dein Aug' ſo trüb und naß?“ —
„Vater, heißgeliebter Vater,
Bei der heil'gen Trinidad!
Laßt mich ſuchen den Verlornen,
Den ich miſſe ſchmerzlich bang!“ —
„Meinen Willen haſt du, Tochter,
Und getroſt geh' deinen Gang!“ —
Ohne Säumen hat die Gräfin
Da den Pilgerſtab erfaßt,
Zog durch Frankreich und Italien
Ohne Ruh' und ohne Raſt,
Wollte ſchon, am Glück verzweifelnd,
Rückwärts lenken ihre Fahrt,
Als ſie bei dem Fichtenwalde
Eine Rinderſchar gewahrt:
„Rinderhirte, Rinderhirte,
Bei der heil'gen Trinidad!
Sage jetzt mir keine Lüge,
Rede wahr und ſonder Haß:
Weſſen ſind wol jene Rinder,
Weidend über Berg und Thal?“ —
„Herrin, ſind des Grafen Sol,
Der gebeut hier überall.“ —
„Sprich, weß ſind die Weizenfelder,
Ringsumher in voller Mahd?“ —

„Herrin, ſind deſſelben Grafen,
Der befohlen ihre Saat.“ —
„Sprich, weß ſind die vielen Schäflein?
Jedes ſäugt ein Lämmlein zart.“ —
„Herrin, ſind des Grafen Sol,
Dem die Heerd' gezogen ward.“ —
„Wem gehören jene Gärten?
Wem der herrliche Palaſt?“ —
„Herrin, ſind deſſelben Grafen,
Drin er ſucht erwünſchte Raſt.“ —
„Sprich, weß ſind die vielen Roſſe,
Die da wiehern laut im Stall?“ —
„Herrin, ſind des Grafen Sol,
Geht's zur Jagd mit Hörnerſchall.“ —
„Weſſen aber iſt das Fräulein,
Das der Mann ſo keck umfaßt?“ —
„Iſt des Grafen Neuvermählte,
Herrin bald dort im Palaſt.“ —
„Rinderhirte, Rinderhirte,
Wenn ein Herz im Buſen haſt,
Gib mir deinen Linnenkittel
Für mein ſeidenes Gewand,
Führe mich zu ſeiner Pforte,
Führe mich an deiner Hand!
Kleine Gabe will ich heiſchen,
Die mir ſpende jener Graf.“ —
Angekommen iſt die Gräfin,
Die's zur rechten Stunde traf:

Ohne Weilen hat der Graf ihr
Eine Gabe zugewandt:
„Woher kommſt du, fremdes Mädchen?“ —
„Spanien iſt mein Heimatland.“ —
„Und was treibt dich in die Fremde?“ —
„Herr, ich ſuchte den Gemahl,
Sucht' ihn auf dem wilden Meere,
Sucht' ihn auf in Berg und Thal,
Und als, Herr, ich ihn gefunden,
Traf ich ihn in fremdem Arm
Und die Gattin ganz vergeſſend,
Die voll unnennbarem Harm,
Aufzufinden den Geliebten
Leib und Seele kühn gewagt.“ —
„Pilgermädchen, Pilgermädchen,
Sag' nicht mehr, was du geſagt:
Denn du biſt fürwahr der Teufel,
Der mir als Verſucher naht!“ —
„Guter Graf, ich bin kein Teufel,
Der verſuchend zu euch trat;
Nein, ich bin die wahre Gattin,
Die euch ſuchte lang' und bang.“
Als der Graf dies Wort vernommen,
Da bedacht er ſich nicht lang',
Ließ alsbald ein Rößlein zäumen,
Das vom allerſchnellſten Gang;
Silberglöckchen vorn am Riemen
Gaben wunderſüßen Klang:

Gold die Bügel: goldne Sporen
Trug der Graf — mit kühnem Schwang
Saß er rasch in seinem Sattel,
Wo sein Weib ihn fest umschlang —
Lange feuchtet noch ihr Auge
Des Entzückens süßer Drang.
Vorwärts ging's in vollem Laufe,
Vorwärts ohne Unterlaß,
Bis am Schloß sie angekommen,
Drin der Graf als Herrscher saß.

A. K.

Des Mauren Weiſſagung.

(Spaniſch.)

Schwer bedrängt von allen Seiten
Hält Valencia kaum noch Stand,
Weil ihm die Almoraviden
Keine Hülfe zugeſandt.
Damals ſtieg ein alter Maure,
Mit Prophetengeiſt begabt,
Auf des Thurmes höchſte Spitze:
Und zum letzten mal erlabt
Sich der Blick an all dem Schönen
Jener reizerfüllten Stadt,
Bis er ſeufzend unter Thränen
Endlich ſo geſprochen hat:
„O Valencia, o Valencia,
Würdig ew'ger Herrſchermacht!
Deine Ehre muß verſinken,
Schützt ein Gott nicht deine Pracht!
Mit ihr ſinkt jedwede Freude,
Die ſo licht uns angelacht.

Deine vier gewalt'gen Felſen,
Drauf du thronſt mit Allgewalt,
Weinen möchten ſie vor Leide,
Weinten Felſen todt und kalt.
Deine kühngehobnen Mauern
Auf Geſteines mächt'gem Gang
Seh' ich zittern vor der Stürme
Täglich wiederholtem Drang.
Deine Thürme, deren Spitzen
Weit erſchaut das fernſte Land,
Die ſo oftmals deinen Bürgern
Troſt und Zuverſicht geſandt,
Stürzen unaufhaltſam nieder —
Nie verknüpft ſie mehr ein Band.
Deine Zinnen, hell erglänzend
Wie Kryſtalle ſchmuck und blank,
Treulos ſind ſie dir geworden,
Und ihr leuchtend Licht verſank
Der das Land in reichſter Fülle
Tränkt mit Fluten ſpiegelklar,
Aus dem altgewohnten Ufer
Bricht dein Strom, Guadalaviar.
Schlammgetrübt ſind deine Bäche,
Einſt ſo glänzend wie Kryſtall;
In den Quellen, in den Bronnen
Trockneten die Strahlen all.
Jeder Reiz der üppiggrünen,
Fruchterfüllten Gärten ſchwand,

Seit das Wild bis auf die Wurzeln
Abgenagt der Bäume Stand.
Auf der Wiese blühndem Teppich
Welkt der Blumen heitrer Kranz;
Keine Düfte wehn die Lüfte;
Längſt erblich der Farbe Glanz.
Ehr' und Reichthum, die in Fülle
Strand und Meer dir brachte dar,
Alles, Alles iſt verloren,
Jeder Größe liegſt du bar!
Wo du ſonſt gebieten durfteſt,
In Gebirge, Flur und Wald,
Steigt, daß faſt dein Aug' erblindet,
Flamm' an Flammenſäule bald.
So gewaltig iſt dein Uebel,
Biſt ſo rettungslos erkrankt,
Daß dein Siechthum keinem Wunder
Die Geneſung mehr verdankt.
O Valencia, o Valencia,
Daß ein Gott ſich dein erbarm'! —
Oft ſchon ſprach ich, was ich heute
Nochmals ſprech' voll Weh' und Harm."

A. K.

Die bezauberte Infantin.

(Portugieſiſch.)

Aus zu jagen ging der Jager,
Ging zu jagen, wie er's liebte;
Langſt ermüdet ſind die Hunde,
Seine Falken längſt verſtiegen.
Ueberdem iſt's Nacht geworden:
Tief in eines Forſtes Wildniß
Lehnt er ſich an eine Eiche,
Die vor allen ſtolz und rieſig.
Als er dort ſein Aug' emporſchlug,
Iſt ein Wunder ihm erſchienen:
Auf dem höchſten Aſt der Eiche
Saß ein Mägdlein hold und lieblich,
Deſſen Locken niederwallend
Wie ein Kleid den Baum umfingen;
Und ſo leuchteten die Augen,
Daß der Wald erglänzt' im Lichte.
Und es ſpricht die ſchöne Jungfrau,
Wel vernehmt, wie ſie beginnet:

„Nicht erſchrecke ſo gewaltig,
Nicht entſetze dich, o Ritter!
Bin die Tochter eines Königs,
Einer Fürſtin Tochter bin ich.
Auf dem Schooſe meiner Amme
Feiten mich der Feien ſieben:
Einen Tag und ſieben Jahre
Sollt' ich hier verzaubert ſitzen.
Heut' ſind um die ſieben Jahre,
Morgen iſt der Tag verſtrichen.
Nehmt mich mit euch als Gefährtin,
Nehmt mich mit — um Gott ich bitte!" —
„Wartet hier auf mich, o Jungfrau,
Noch bis morgen wollt verziehen.
Denn zuvor will meiner Muhme
Klugen Rath ich mir erbitten."
Ihm erwiedert drauf das Mädchen,
Gut iſt, was ſie ihm erwiedert:
„O wie übel that der Degen,
Daß er nicht bei mir geblieben,
Daß er ließ das kleine Mägdlein
Einſam in des Forſtes Wildniß!"
Sie blieb ſtill auf ihrem Aſte,
Während er zur Muhme hinging.
Als der Tag kaum angebrochen,
Kehrt von ſeiner Fahrt er wieder:
Wie er auch den Wald durchſuchte,
Keine Eiche war zu finden;

Wie er rief nach jenem Mägdlein,
  Nicht erklang des Mägdleins Stimme.
Weit umher ſpähn ſeine Augen:
  Einen Reiterzug erblickt er,
Sieht Baron' und edle Herren
  Mit Gepräng' von dannen ziehen,
Sieht ſie, weil der Tag herum war,
  Fortziehn mit dem holden Kinde.
Hin wie leblos ſinkt zu Boden,
  Sinkt in tiefſtem Schmerz der Ritter;
Als er wieder ſich erholt hat,
  Seinen guten Degen zieht er:
„Wer verliert, was ich verloren,
  Harten Richterſpruch verdient er;
An mir ſelber werd' ich's ahnden
  Und die Strafe gleich vollziehen!"

A. K.

VII.

Christliche Legendenpoesie,

namentlich aus dem marianischen Lieder- und Legendenkreis.

An jedem Samstag scheint einmal
Der lieben Sonne warmer Strahl;
Großmütterchen hat mir's bewahrt
Und auch davon den Grund gelehrt.

Es funkelt aus der Himmelspracht
Sich alle Freitag in der Nacht
Die heilige Mutter sanft und gut
In Fegefeu'rs entfachte Wuth.

Wenn dann die theure Huldgestalt
Hin durch gekühlte Flammen wallt,
So kommt der armen Seelen Hauf,
Faßt ihr Gewand und weint darauf.

So wird von Anfang bis zuletzt
Gewaltiglich ihr Saum benetzt;
Drum, wenn sie wieder heimgekehrt,
Sie rasch ein neues Kleid begehrt.

Das aber, das ſie naß geweint,
Auslegen, wenn der Tag erſcheint,
Die Engel in dem hohen Saal
Und trocknen es im Sonnenſtrahl.

So muß denn wol an dieſem Tag,
Wie ſehr ſie ſich auch bergen mag,
Zu dienen unſrer lieben Fraun,
Die Sonne durch die Nebel ſchaun.

Wiegenlied einer alten Magd.

Ich that mich einſt vermiethen
In Sanct-Marie
In den Himmel hinein;
Ich wollt' ihr helfen wiegen
Das liebe Kind,
Ihr Jeſulein;
Da ward ich aufgehoben
In den goldigen Saal
Voll Engelein;
Die thäten alle leben
In dem ewigen Strahl
Maria rein.
Maria kam und führte
Mich an der Hand
Ins Kämmerlein;
Im Kämmerlein, da, ſiehe,
Stand an der Wand
Ein Wiegelein:

Darinnen sah ich liegen
Das liebe Kind,
Das Jesulein;
Da fing ich an zu wiegen
Mit der Hand so lind
Und sang darein:
„Schlaf' lieblich ein,
Schlaf' lieblich ein,
Schlaf', allerliebstes Jesulein,
Schlaf' süß und selig ein!"

E. f. D.

Die heilige Mutter Gottes von Tremedal.

Es steigt in aragonischem Bezirk
Ein steil Gefelse, Tremedal genannt,
Hier saß am Abhang, da noch unbebaut
Die Höhe war und unbesucht die Gegend,
Ein halbgekleidet dürftiger Hirtenknabe.
Den Weidestab in seiner linken Hand —
Die Rechte war verbogen und verdorrt
Und ohne Kraft, zu fassen und zu halten —
Behütet' er die Heerde seines Vaters
Und sann bekümmert über sein Geschick.
Da nahet' eine wunderschöne Dame,
Bestrahlet' ihn mit lichtem Augenstern
Und sprach zu ihm: „Weferne du, o Knabe,
Ein Brot bewahrst in deiner Hirtentasche,
So reiche mir's; ich irrete vom Weg,
Und wurde lange keiner Speise froh."
Der Knabe legte seinen Stecken nieder,
Griff mit der Linken in die Hirtentasche
Und reichte das hervorgeholte Brot.

Allein die Dame wies es ab und sprach:
„Nicht mit der linken, mit der rechten Hand
Darreiche mir, o Knabe, dein Geschenk!“
Das arme Kind, beschämten Angesichtes
Und eine Thrän' im Aug', entgegnete:
„Nur mit der linken kann ich es, denn dürr
Und ohne Leben ist die rechte mir.“ —
„Du bist im Irrthum, Kind“, versetzte Jene,
„Ich sehe, daß sie kräftig ist und schön.“
Der Knabe blickt' auf seine kranke Hand
Und fand sie frei von jeglichem Gebrechen.
Da ahnet' er was Göttliches und Großes
Und fiel verehrend nieder auf den Grund.
Sie aber legt' auf seine braune Stirne
Die Götterhand, die weißere, denn Schnee,
Und sprach zu ihm: „Dein Auge sieht Marien,
Die mütterliche Herrin aller Welt.
Ich habe diesen Felsen auserkoren,
Ein mir geweihter, heil'ger Ort zu sein;
Auf seiner Höhe rage mir ein Tempel'
Geh' hin nach Triquela; melde dort
Was du geschaut, vernommen und erfahren
Und sorge nicht um deine Heerde hier!
Ich werde sie bewachen und bewahren.“
Der Knabe that, was ihm befohlen war
Und meldete das herrliche Mirakel.
Man säumte nicht, man ordnete begeistert
Hin zum Gefelse die Prozessionen
Und bestie, die Gebieterin annoch

Als Hüterin der Heerde zu erblicken.
Doch zeigte ſich am Hange nur die Heerde,
Die Hirtin aber, die erhabne, nicht.
Dagegen auf der Kuppe des Geſteines
Erſpähte man ein himmelab geſchenktes
Marienbild, das man herabzuholen,
Die ſteile Höhe mit Gefahr erklomm.
Nach Oriquela ward es fortgeſchafft.
Zwar widerſprach der Knabe; denn Maria
Befahl zu bauen auf der Felſenhöhe.
Allein ſie ſprachen: „Welch ein ſteiler Ort!
Auf dieſer Spitze ſollte man den Tempel,
Den ſchwindligen, errichten, dieſe Wand
Emporzuklimmen ſich ohn' Ende mühn?
Gewiß, du haſt nicht recht gehört, o Knabe!
Es pranget uns ein ſtattliches Gebäu;
Hier aufgeſtellt auf duftigem Altar,
Gefeiert hier von ſchallender Verehrung,
Das werthe Bild, es wird zufrieden ſein."
Und wie beſchloſſen, ſo geſchah es auch.
Man ſtellete das Bildniß in den Dom,
Umwölket' es mit heiligem Arom
Und grüßet' es mit freudereichem Schalle.
Mit einem male wird es aus der Halle
Hinweggerückt von unbemerkter Hand;
Es ſtarret in die Leere, wo es ſtand,
Jedwedes Auge; Schreck und Trauer endet
Dumpf alle Luſt und bange Fragen wehn
Von Mund zu Mund. „Ach, welcherlei Vergehn

Entraffet uns den kaum erworbnen Hort?
Nimmt uns der Himmel, was er uns geſpendet,
Weil wir ſo ſtörrig bei des Beten Wort,
Des kleinen, armen, den er uns geſendet?
Das edle Bild, das dieſe Räume ſieht,
Hat ſich's vielleicht nach jenem Hochgebiet,
Dem ſelſigen, hinwiederum gewendet?"
Man macht ſich auf, man kehret zurück, man ſieht
Das Bild von neuem auf der Felſenſpitze,
Die ſich zu ihrem glorieſen Sitze
Die benedeite Mutter ausgewählt.
Und weiß anjetzt, wie man mit irrem Witze
Sich gegen ihren Willen hat verfehlt.
Sofort beginnt ein Regen und Bewegen,
Ein rüſtiges, auf dieſen öden Au'n;
In das Geſteine wird ein Pfad gehau'n,
Und bald auf hohem Felſen iſt zu ſchau'n
Ein Tempelhaus voll Gnade, Troſt und Segen.

C. F. D.

Die Ave-Maria-Lilien.

Hugo, der edle Kämpe, satt der eiteln
Irdischen Ehren, nahte sich dem Abte,
Mit dem Ersuchen, ihn den Laienbrüdern
Beizugesellen.

Selbiger aber meinte, zu gering sei
Diese Gesellschaft für den Hochberühmten,
Wünschete sehnlichst, ihn dem Orden selber
Einzuverleiben.

Und so gebot er denn der Brüder einem,
Ihm die Gebete des Breviers zu lehren:
Hugo jedoch behielt allein das Wörtlein:
Ave Maria!

Ave Maria war sofort sein Waidspruch,
Ave Maria Stoßgebet und Fluch ihm;
Wenn er erwachte, tönt' und wenn er einschlief:
Ave Maria!

Ave Maria — seine ganze Seel
Legte sich in dieses eine Wort auf;
Noch wie er hinschied, lispelt' er ein sterbend
Ave Maria!

Ja, es erhuben sich — ein schönes Wunder —
Lilien aus dem Grabe des Versenkten,
Goldene Züg' aus ihren Blättern grüßten:
Ave Maria!

E. L. D.

Das fürbittende Marienbild.

Ein Wucherer, der viel erwarb
Unrechte Hab', erkrankt' und starb.
Sein Sohn, ein rasches, junges Blut,
Vergeudet' all' erworbnes Gut,
Versank in Armuth bitterschwer
Und wußte keine Hülfe mehr.
Da murrt' er in sich selbst hinein:
„Und soll ich denn verloren sein,
Und wird mein heiß Gebet zu Gott
So ganz und gar zu Hohn und Spott,
So sei ein ander Theil erlost,
So sei der böse Feind mein Trost!"
Und also trieb sein Düstersinn
Ihn Nachts auf einen Kreuzweg hin:
Da rufet er den bösen Feind,
Und dieser hört ihn und erscheint.
Der Knabe stammelt sein Begehr,
Und Satanas verspricht Gewähr,
Allein befiehlt zu gleicher Frist,
Zu fluchen Gott und seinem Christ.

Der Bebende gehorcht dem Wort;
Drauf fährt der Arge weiter fort:
„Noch einen Fluch befehl' ich dir:
Auch Sanct-Marien fluche mir!"
Der Knabe knirscht und weicht zurück:
„Dies minnigliche Gnadenglück,
Dies wonnigliche Weltenlicht,
O Satanas, verfluch' ich nicht."
Dagegen ihm der Böse schnaubt:
„So bist du meiner auch beraubt:
Verlaßen hat dich Gott der Herr,
Und nun verläßt dich Lucifer;
Zu Grunde geh' in deiner Noth,
Und stirb, du Thor, schmachvollen Tod!"
Verschwunden ist die Graungestalt;
Der allverstoßne Knabe wallt
In Jammer hin und großer Pein
Und lenkt in einen Dom hinein,
Wo Gott der Herr am Kreuze bangt
Und nebenan Maria bangt.
Die hebt er an mit heißer Brunst
Zu flehn um ihre reiche Gunst,
Und daß sie, als ein kühler Born,
Begüttige den Flammenzorn,
Der in des Sohnes Busen loht
Und ihm mit ewiger Rache droht.
Nun, wer errathe, was geschieht?
Die Herrin unter'm Kreuze kniet

Als sichtliche Vertreterin
Vor ihren Sohn, den großen, hin,
Und zwischen ihm und ihr sofort
Verlautet dieses Kosewort:
„O du, den ich, vom Geist erregt,
Als eine zarte Frucht gehegt,
Den ich genährt mit Mutterlust
An unberührter Jugendbrust,
Erhöre, Sohn, die Bitte mein,
Und laß ihn nicht verloren sein,
Der ob verübter Frevelthat
In Reue dir und Schmerze naht!" —
„O du, die mich, vom Geist erregt,
Als eine zarte Frucht gehegt,
Die mich genährt mit Mutterlust
An unberührter Jugendbrust,
Wenn deine linde Bitte spricht,
So widersteht mein Herze nicht.
Dem zwar gebührt die ewige Qual
Und nicht des Himmels Wonnesaal;
Doch dir zu Liebe sei verziehn,
Und Hoffnung ohne Maß verliehn."
Wie unsre Frau in diesem Ton
Der Rede pflag mit ihrem Sohn,
Und freudereich der Knabe stund
Ob seines Heils erneutem Bund,
Da sah zugleich ein reicher Mann
Dies ungemeine Wunder an,

Trat näher und begunnte ſo:
„Du, der ſo großer Gnade froh
Durch Sanct-Maria's hehre Macht,
Sei auch von mir nicht unbedacht!
Ich hab' ein feines Töchterlein,
Das ſoll, o Sohn, dein eigen ſein;
Auch ſollſt du mir beerben ganz
All meines Hauſes reichen Glanz;
So gehn wir an Maria's Hand
Zuſammen ein ins Wonneland."
So wurde dieſem Gunſt gewährt
Und unverhofftes Glück beſchert.

O haltet an Marien feſt!
Arm iſt allein, wer ſie verläßt;
Und was ihr auch für Schuld verübt,
Und wie ihr auch den Herrn betrübt,
Sein noch ſo dräuend Strafgericht,
Schirmt jene nur, es ſchmettert nicht.

E. f. D

Maria ihren Maler rettend.

Gegründet unſrer lieben Frau
Ward einſt ein hoher Tempelbau,
Man mühte ſich mit aller Macht
Zu ſchaffen eine große Pracht,
Man bauete manch langes Jahr,
Und wie das Haus vollendet war,
Und nur der Raum, der innre, leer,
Da rief man einen Maler her,
Der thürmet' an der Wand hinauf
Ein hoch Gerüſt und ſtand darauf
Und nahm den Pinſel in die Hand
Und ſchmückte die geweihte Wand
Und bildete mit Liebesſinn
Das Bild der hohen Königin,
Sowie er es lebendig nah
Mit innerlichem Auge ſah.
Und wie er eben fertig war
Und ſchaucte ſein Werk ſo klar
Und in entzückter Minne brannt',
Erkrachte der zu leie Stand.

Und tief hinab vom Brette nun
War ihm bestimmt, den Fall zu thun; —
Das Bildniß aber in der Wand
Streckt' eilig aus die weiße Hand,
Ergriff den Arm des Bebenden
Und ohne Haltung Schwebenden
Und hielt ihn also wunderbar
Bis Menschenhülfe nahe war.

O zarte Hand und mächtige,
Zu retten nie bedächtige,
Was unter deinen Schutz gestellt,
Dich küss' in Andacht alle Welt!

E. F. D

Der Schäfer von Haid.

Am Mainesufer in holdem Schein
Siehst du ein Kirchlein stehen,
Vom Himmel selbst für unsere Frau
An diesem Ort ersehen.

Es ward ein armer Schäfer einst
In drückender Tagesschwüle
Hier lieblich in den Schlaf gewiegt
Von des Ortes labender Kühle.

Die spendet' eines Baums Gezweig,
Und sein gebreiteter Schatten
Auf weichem Rasen, wie gemacht
Zur Ruhe für den Matten.

Das Auge schlaft, die Seele nicht;
Ein himmlisches Gebilde
Enthüllt sich ihr, herniederschwebt
Ein Bote Gottes milde:

Ein Himmelsfürst, so göttlich schön,
Daß selbst die klare Sonne
Erblaßten Scheines stark dahin
Vor seiner Strahlenwonne.

Der Engel sprach: „Ein Wort des Herrn
Hab' ich dir anzuzeigen,
Merk' wol darauf! Du sollst empor
Zu jener Höhe steigen:

Sollst das Gesteine lesen auf,
Das dorten in der Runde
Umhergestreut, und es allhier
Aufhäufen in dem Grunde

Zu sieben malen sollst du dich
So hin und wieder kehren,
Allhier zu gründen einen Bau
Zu Sanct-Mariens Ehren.

Die Steine, die du aufgehäuft —
Dies Wort, es soll nicht lügen —,
Sie werden, ein Kirchlein aufzubaun
Und einen Thurm, genügen."

Entzückten Ohrs vernahm er es,
Der Hirte tiefgebeten,
Sich selig preisend, daß ihn Gott
Zu solchem Amt erkoren.

Er eilt' erwacht den Berg hinauf
Und sammelte, der Rasche,
Die Steine, die er liegen sah
In seine Hirtentasche.

Und wenn sie von dem Schutte voll,
So trug er ihn zu Thale,
Er stieg zu Berge sieben mal
Und kehrte sieben male.

Dann aber holt' er Manner her,
Die sollten wacker bauen.
Den Leuten war es lächerlich,
Das Steingerüll zu schauen.

„Sag, Schafer, bist du hirnverrückt,
Das soll ein Kirchlein geben?
Da würde man ein Wundereing,
Wie keins geschieht, erleben."

Mit einem mal verstummet es,
Ihr Hohnen und ihr Hadern:
Der Hause wächst, vor ihrem Aug'
Erscheinen große Quadern.

Ein Wunderwerk in offenbar:
Sie sinken in die Knie,
Verehrend Gott und seine Magd,
Die heilige Marie.

Und nun beginnt der heilige Bau
Und iſt ſo raſch zu Ende:
Denn Menſchenhänden miſchten ſich
Wol auch der Engel Hände.

Maria-Haid, ſo heißt der Ort.
Die wunderbare Kunde,
Sie tönt noch heute glaubensvoll
Aus frommer Enkel Munde.

A. C

(Teutſch.)

Auf der Jagd war Graf von Ehrenfels
Seine Hunde waren gut, zu jagen
Flüchtige Rehe. Solch ein Thier, es nahm
Seinen Weg einmal zu einem Baum,
Der auf einer Bergeshöhe ragte.
Nachgeſprengt erſcheint der Graf daſelbſt
Und erblickt ein ſeltſames Mirakel.
Sich geſetzet auf die Hinterfüße
Vor dem Baume hat das Reh und ſtreckt
Zum Gezweig die vorderen empor.
Im Gezweige beut dem Auge ſich
Ein Marienbild. Der Graf, erſtaunt
Und gerührt durch dieſes ſchöne Wunder,
Schenket dem andächtigen Reh das Leben
Und gebietet, eine Kirche hier
Zu Mariens Ehren aufzubauen.

Oben an des heiligen Hauses Decke
Siehst du die Geschichte von der Jagd,
Von dem Bild und von dem Reh gemalt. *)

G. L. D.

*) Wallfahrtskirche Rebberg bei Berazhausen. Vergl. von Aretin, „Beschreibung des Herzogthums Neuburg", S. 142, und Schöppner, „Sagenbuch der bairischen Lande", I, 402. Es wird vom Interesse sein, hiermit folgende Erzählung aus dem Lateinischen des Martial zu vergleichen:

Der Hirsch, der gehetzte,
Zum Untergange nah —
Da er des Herrschers Majestät erkannt,
Stellt er sich ihm zu seines Heils Gewinn
Um Gnade flehend vor die Füße hin,
Und mit verständigem Sinn
Blieb hinter ihm die Meute,
Die hündische, zurück, und schonet' ihrer Beute.

Maria in der Schmiede.

(Czechiſches Motiv.)

Gottes Sohn im Schooſe trug Maria,
Kam vor eines Schmiedes ruß'ge Wohnung:
Laß mich ein, du guter Schmied! — „Jungfräulein,
Voll iſt ſchon mein Haus, im Stalle drüben
Findeſt du jedoch noch eine Ruheſtatt!"
In dem Stalle kam Maria nieder,
Rief des Schmiedes Kindlein: Gutes Mädchen,
Wiege mir ein bischen hier mein Kleines,
Daß ich geh' die Windeln ihm zu trocknen. —
„Ach, ich kann nicht wiegen, ſchöne Fremde,
Denn ich hab' kein Auge, um zu ſehen,
Keine Hand — ich kann's unmöglich wiegen!" —
Rühr' nur an die Krippe, du haſt Augen,
An die Windeln, und du haſt auch Hände! —
Kam der Vater: „Wer gab dir die Hände?
Wer die Aeugelein?" — „Jungfrau Maria." —
„So ich das gewußt, ſie hätt' in Golde
Ruhn mir ſollen prachtvoll, und ich ſelber
Wär' auf kälteſtem Geſtein gelegen!"

A. K.

Luſthilde.

Münchhauſen hieß die Feſte,
Drin Karl, der Kaiſer, lag,
Von grimmen Fieberqualen
Zerriſſen Tag für Tag:
Auf einer Jagd im Oening,
Bei voller Mittagsglut,
Hat er zu raſch getrunken
Aus allzu kühler Flut.
Von Achen eilte ſchleunigſt
Der Aerzte Schwarm herbei:
Sie ſchüttelten die Köpfe
Und brauten Arzenei,
Sie brauten Arzeneien
Und ſchüttelten den Kopf
Und wühlten doch vergebens
In Tiegel und in Topf.
Da ſprach ein alter Schöffe:
„Er ſtirbt, wenn ihr nicht bald
Ein beſſ'res Mittel findet!
Nicht weit von hier im Wald

Wohnt eine junge Aerztin.
  Das Volk glaubt feſt daran,
Daß ſie mit ihrer Spindel
  Den Tod verſcheuchen kann.
Kein Bauer iſt im Lande,
  Der krank an Herz und Haupt,
Nicht dort Geneſung ſuchte.
  Herr, wenn ihr an ſie glaubt,
So ſeid ihr halb geſundet
  Und ohne Arzenei."
Der Sieche glaubt an Alles —
  Das Mädchen kam herbei
Und wie die Zauberſpindel
  Den Kranken nur berührt,
Hat er in allen Gliedern
  Die alte Kraft verſpürt:
Als kehrte Jugendglühen
  Der narbenvollen Bruſt,
So blüht er auf, ſo flammet
  Sein Heldenaug' in Luſt.
Da ſprach er zu der Aerztin:
  „Du holdes Frauenbild,
Das mir Geneſung brachte,
  Wie nennſt du dich?" — „Luftbild." —
„So bitt' dir eine Gnade,
  Luftbilde, von mir aus."
Sie ſprach: „Ich baute gerne
  Dem Herrn ein Gotteshaus:

Als Himmelsblume ſollt' es
  In dieſen Gau'n erblühn,
Doch mein iſt keine Halde,
  Kein Stückchen Wieſengrün." —
„So komm, nimm deine Spindel,
  Und was an grünem Feld,
So lang' ſich im Palaſte
  Der Schlummer mir geſellt,
Du wirſt umſtochen haben,
  Soll all dein Eigen ſein!"
Das Mädchen ging zur Halde,
  Der Kaiſer ſchlummert' ein,
Und als in Heldenträumen
  Der Friſchgeneſ'ne lag,
Die Jungfrau ſich am Berghang
  Den ſchönſten Fleck umſtach.
Ein auserwähltes Plätzchen,
  Ringsum die vollſte Schau
Auf ſaatenreiches Kornland
  Im goldnen Ahregau!
Zwei junge Städtchen leuchtend
  Im lachenden Gefild,
Um das ſich Waldnacht bergend
  Hinzieht als grüner Schild,
Der Tomberg gegenüber,
  Der ſchon die Warte trug,
Zuletzt lichtblau und duftig
  Der Ahrgebirge Zug.

Hier baut Lufthild ihr Kloſter,
  Das Lüftelberg man hieß,
Drin man die gute Spindel
  Noch lang bewahrt' und pries.
Jetzt iſt ſie wol verloren,
  Lufthildens Kloſter ſchwand —
So knüpfe denn, o Sage,
  Das letzte, flücht'ge Band!

A. A.

Der ſchöne Mönch im Kloſter Bronnbach.

Ein junger Mönch lebt' einſt in Burnebach,
So ſchön wie keinen je das Land geſchauet,
Daß oft der Prior zu den Brüdern ſprach:
„Er iſt ſo ſchön, daß er mich ſtets erbauet!

Ein Sanct-Johannes kam in unſer Thal,
Dem Maler ſaß' er zu des Heilands Bilde —
In ſeinem Blick welch wunderbarer Strahl,
Und dennoch jeder Zug wie engelmilde!

Daß er ſo ſchön, er ſelber weiß es kaum,
Kein Spiegel wagt' es noch ihn zu bethören.
Sein Leben iſt ein ſchöner Unſchuldstraum —
O hütet euch den ſchönen Traum zu ſtören!"

So lebte lang' der ſchöne Jüngling fort,
Die Brüder ſtill an ſeinen Zügen hingen;
Da trieb's ihn einſt zu düſterm Waldesort,
Wo ſtille Erlen einen Quell umfingen.

Es gingen Märchen um von dieſem Quell,
Als ließ' ſich oft in ſchwülen Sommertagen
Ein Weib drin ſchaun, den Blick ſo zauberhell,
Daß Jedem müßt das Herz vor Liebe ſchlagen.

Auch habe Manchen ſchon ihr Reiz verführt,
Den ſie gelockt in jene grünen Fluten,
Der unten ſie zur Liebſten ſich gekürt,
Um dann in Qualen elend zu verbluten.

Dort ging er hin — warm ſengte Mittagsglut —,
Doch kam er Abends nicht zum Kloſter wieder.
Am Morgen fand man ihn in kühler Flut,
Zum Tod geſtreckt die ſchönen, keuſchen Glieder.

Viel munkelten die Brüder, manche Mär
Erzählten ſie von jenem Wunderreiche,
Auf ihren Seelen lag es nächtig ſchwer —
Da trat der Prior weinend zu der Leiche:

„Weiß Gott, dich hat kein Zauberweib verführt —
Das iſt ein Trug, vor dem nur Thoren grauet!
Die eigne Schönheit hat ſein Herz gerührt,
Der erſte Spiegel war's, drin er geſchauet.

Er war ſo ſchön — gewiß im eignen Schein
Glaubt' er ein Bild der Himmliſchen zu ſehen.
Ihr ſelber wißt, wie fromm und engelrein
Dies Jünglingsherz — o wollt mein Wort verſtehen:

Im eignen Bild winkt' ihm ein Engel zu,
Der Engel winkt' ihm und er folgt' dem Winken.
Gib ſeiner Seele, Herr, die ew'ge Ruh' —
Wann wird ein zweiter Stern ſo ſchön uns blinken?"

A. S.

Die Erfindung des Faſtens.

(Malachiſch.)

Zur Geliebten hatt' ein junges, ſchönes
Fiſchermädchen einſt der heil'ge Petrus,
Das gleich ihm erfahren in dem Fiſchfang
Täglich Hecht und Barbe reichlich einfing.
Eines Tags, als beſſrer Fang denn jemals
Ihr gelungen, ging mit ſtolzer Beute
Sie zu Markt, doch weil die Fleiſcher eben
Friſch geſchlachtet, ſaß ſie bis zum Abend
Ohne zu verkaufen nur ein Fiſchlein.
Traurig klagt ſpät Abends ſie dem Liebſten,
Wie's ergangen, und der kluge Peter,
Dem zu jeder Zeit ein Rath bereit ſtand,
Ordinirt' alsbald ein ſtrenges Faſten
Auf ſo lang', bis die geſammte Beute
Der geliebten Fiſcherin verkauft war.

Dorther ſtammt des Faſtens Brauch und Uebung
Und erhielt ſich bis zur heut'gen Stunde.

A. K.

Cigarrenlegende.

Einſt erwarb ſich den Himmel ein Zug Kaſtilier. Sie hatten
Wie die Spanier all', des Cigarros flammender Spitze,
Welche den Erdenbewohnern ſo manch Traumſtündchen verſüßet,
Eifrig im Leben gedient, und umgewandelt in Geiſter
Hingen als Heil'ge ſie noch treuwarm an der ſüßen Gewohnheit.
Leid'ge Gewohnheit, wie oft, quoll Dampf auf, daß er die Lichter
Löſchte, wünſcht' ich dich hin, wo der Pfeffer wächſt und noch weiter
Ueber die Erde hinaus — unſelige, wehe, den Himmel
Qualteſt du ſelbſt und benahmſt ihm der Luft ätheriſche Reinheit!
Wo mit Rauchwerk ſonſt, mit balſamiſchem, Alles geſchwängert,
Schwamm der entſetzlichſte Qualm; ach, wider die Frauengemächer
Wälzten die Wolken ſich gar, des Tabaks gräuliche Wolken,
Ohnmachtdräuend heran. Kaum wagte die heil'ge Cäcilie

Nur den leiſeſten Laut, nahm raſch der Huſten den Ton weg.
Ach, wol hat manch lieblicher Mund, wol donnerte Petrus,
Jener gefürchtete Mann, Thürhüter und Schlüſſelbewahrer —
Alles vergeblich, der Fluch unnütz wie die Bitte; zuletzt kam
Selbſt Gott Vater und wies, eindringlich mahnend, die trotz'gen
Schmaucher zu Sitten und Zucht — auch das umſonſt! Die Hidalgos
Dämpften gewaltiger nur, und alſo redete Mancher
Zornig erregten Gemüths: „Ei, Herr, wir gelangten mit Spielen
Nicht ins himmliſche Reich! Viel Mühſal galt's zu erdulden,
Viel Entbehrungen auch, bis der Eingang glücklich erſtritten.
Und nun wolltet ihr gar — nein, Herr, ihr könnt nicht, es wäre
Gräßlich — ihr dürfet es nicht — dies Einz'ge, das von der Süße
Früheren Lebens uns blieb, dies lumpige Rauchen, ihr wolltet
Dieſes letzten uns gar, grauſamen Entſchluſſes, berauben?
Geht, wir hätten's von euch und den Uebrigen nimmer erwartet!"
Sprachen's und ſtürmten davon, doch rathlos ſtarrten die Andern,

Zorn und Verzweiflung zugleich im erſchütterten Buſen — da plötzlich
Nimmt Sanct-Peter das Wort, des geängſteten Himmels Odyſſeus:
„Donner, da fällt es mir ein! Gott weiß, untrüglich erſcheint's mir,
Wie heut' Abend ſich noch die geſammte Paſtete hinaustrollt!
Gebt mir den Michael nur, und in tauſend Jahren, das wett' ich,
Soll kein Spanier mehr mir der Lichtwelt heilige Schwelle
Ueberſchreiten, ich ſchwör's, als lebendig ſchreckendes Beiſpiel
Allem geräucherten Pack, das des Tabaks Lüſten gefröhnet!“
Freudig horchten ſie All'; Gott Vater winkte Gewährung.
Und es erhob ſich die Nacht. Als die Heiligen, Kühle zu athmen,
Ueber die Flur ſich verſtreut, anſtürmten die Rauchenden wieder,
Laut aufjubelnd, wenn hoch ſich des Dampfs leicht ſteigende Kräuſel
Hoben und plötzlich dann herfahrend Wölkchen zur Wolke
Ballte der ſpielende Wind. Neugierig pochte den Einen,
Bange den Andern ihr Herz, in geſpannter Erwartung des Ausgangs.
Horch, da ſchallen mit Macht Trompetenſtöße, des Himmels

Thor, aufſpringt es mit Glanz, und alſo kündet der Engel,
Welchen als Herold flug der verſchlagene Pförtner gemuſtert:
„Kund und zu wiſſen hiermit, hochachtungswerthe Verſammlung,
Daß ein Stiergefecht vor den Pforten des Himmels bevorſteht
Und in kürzeſter Friſt, acht Uhr präciſe, beginnet!
Schnedderreddeng — es iſt die geſammte Geſellſchaft gebeten!“
Aber die Spanier, kaum den Ausruf hörend, entſtürzen
Sie wilddrängenden Schwalls dem geöffneten Thore, doch lachend
Schließt Sanct-Peter es jetzt und läßt ſeit dieſem Ereigniß
Keinen Spanier mehr zu des Himmels elyſiſchen Räumen.

A. K.

Die Wallonen.

Drückende Schwüle bei Tag, bei Nacht ſcharfſchneidender Nordwind,
Solch ein Wetter erträgt Sanct-Peter, der kraftige Thorwart,
Selbſt nicht lang: ihn verſehrt mit entflammendem Pfeile die Krankheit.
Mehre Tage mit Kraft vor des Siechthums Drange ſich wehrend,
Hat er getreulich geübt, was ſeines Berufes; zuletzt wuchs
Doch es ihm über den Kopf, Halsweh und Gebraus in den Ohren
Ließen das Schlimmſte befürchten und fiebriſch glüht ihm die Wange.
Kleinlaut trat er zu Gott und erbat ſich für einige Tage
Nöthigen Urlaub, ſtill des entzündeten Körpers zu pflegen.
„Herzlich gern", erwiederte Gott, „doch weißt du, mein Lieber,
Welche Gefahr uns dann vom Pack der Gehörnten bevorſteht.
Weißt du doch ſelber wol, wie arg uns der Satanas aufpaßt,
Wie er ſo manchen Geſellen uns noch an der Thüre gefapert
Und hohnlachend hinab in des Pechs Untiefen geſchlungen.

Siehe, du biſt es allein in der ganzen Verſammlung der Heil'gen,
Welcher mit jeglichem Volk in der eigenen Sprache" — „Verzeiht, Herr",
Fiel Sanct-Peter hier ein, „Sanct-Jürgen verſteht es noch beſſer,
Redet Franzöſiſch, wie ihr, ſpricht Engliſch und Spaniſch und Flamänd'ſch,
Schwätzt mit Heiden und Türken, als wär' er der ihrigen Einer.
Laßt Sanct-Jürgen ſolang ſtatt meiner die Pforte behüten!" —
„Gut, ſo ruf' mir ihn her!" — Sanct-Jürgen erſchien wie gewöhnlich
Waffenumſtrahlet, der Helm glühroth wie der hellſte Karfunkel.
„Jürgen", begann nun der Herr, „Sanct-Peter befindet ſich unpaß,
Sodaß Urlaub ihm für etliche Tage vonnöthen.
Daß indeſſen uns nicht ein Pförtner des Himmels gebreche,
Möchten wir dir — denn es nennt das Gerücht dich in Sprachen erfahren —
Interimistice gern vermeldeten Poſten vertrauen."
Tiefer ſenkte das Haupt, das ehrfurchtsvoll ſchon gebeugt war,
Noch Sanct-Jürgen und ſprach: „Viel Länder und Völker durchzog ich,
Als auf Erden ich einſt Linddrachen erlegt und Gewürme,
Lernt' auch Sprachen dabei — nur eine, Gewalt'ger, verzeiht mir,

Wollte mir nicht in den Kopf, ſo verzweifelt confus iſt der Miſchmaſch.
Drunten im Hainault redet man ſie, auch ſchwätzt in Namur man,
Wenn ich nicht irre, das Zeug und in Limburg, wo man den Kaſe,
Wißt ihr, den trefflichen, macht, und die Leute benennen's Wallonisch.
Dreißig Jahre ſtudirt' ich daran, doch immer vergebens,
Ob ich das Engliſche gleich in vierzehn Tagen erlernte.
Kämen Wallonen nun an und erſuchten ſie mich um den Einlaß,
Ließ ich die ſündigſte wie die erbaulichſte Seele paſſiren.
Schaut, das ginge doch nicht" — „Herr", fiel Sanct-Peter ins Wort hier,
„Heilig beſchwör' ich es euch, ſo lange mir ſchon bei der Pforte
Anvertrauet der Dienſt, ſo gewiß ich am Leben, noch wagte
Kein Wallone ſich nur an die äußerſte Grenze, ſie liefen
Alle der Hölle ſchon zu, noch ehe der Teufel ſie packte."
Lächelnd erwiederte Gott: „So geh' und verfüge zu Bett dich
Und Sanct-Jürgen verrichte den Thordienſt, bis du geneſen!"

A. K.

VIII.

Freie Phantasien und Erfindungen.

(Neugriechisch.)

Unwürdig am Gestade lag
Die allerschönste Leiche.
Ich warf mich in den Staub zu ihr
Und küßte sie, die bleiche.

Auf meinem Munde dies Gekos
Blutrothe Feuchte ließ es;
Ich wischt' es ab mit einem Tuch,
Da färbte sich auch dieses.

Ich wusch es aus in einem Fluß,
Er füllte sich mit Blute;
Von seiner Welle röthete
Sich auch der See Geflute.

Galeer' und Galeone glänzt'
In schauerlichem Glanze,
Es spiegelte den rothen Schein
Der Himmel ab, der ganze.

G. F. D.

Im Böhmerwalde.

Es war die böhm'sche Zigeunerin
Im stillen böhmischen Wald;
Es war die böhm'sche Zigeunerin
Eine wunderbare Gestalt.

Sie nahm mich mit ihrer braunen Hand,
Ihr Auge war schwarz und groß;
Sie schaute, den Blick zur Sonne gewandt,
Des jungen Gesellen Loos.

Sie sprach von dem hohen Weltenlicht,
Das im fernen Osten erglüht;
Ihre ganze Rede war ein Gedicht:
„Wie hell glüht dein Planet!

Du bist geboren in heiliger Stund':
Die schönste Perle wird dein!"
Wie lieblich sang es ihr Rosenmund,
Ihr Mündlein lächelte fein;

Ihr Mündlein lächelte wunderfein,
  Die Aeſ' am wogenden Strauch —
Sie floh, ein ſchwindender Elfenſchein
  In der Waldnacht würzigen Hauch.

Noch winkt und blinkt aus dem Grün hervor
  Der Ring an der ſchönen Hand —
Ich aber ſtand, ich blöder Thor,
  An die Scholle wie feſtgebannt.

A. A.

Enttäuſchung.

Ich fand einſt Bauern in der Schenke
Kneipen bei leiblichem Getränke;
Die ſchwuren hoch und ſchwuren theuer,
Auf dem Plateau ſei's nicht geheuer:
Da gehe bei Nacht ein ſeltſam Leben,
Man höre fragen und Antwort geben,
Leiſe plaudern und heftig lachen,
Und was erſtaunlich bei der Sachen,
Man habe bis jetzt trotz allem Spähen
Noch niemals einen Sprecher geſehen.

Ich trank meinen Schoppen in guter Ruh'
Und wandte mich dann der Straße zu.
Es lag der Schnee, ſo weit ich ſchaute;
Des Mondes volle Scheibe blaute,
Daß rings die Ebne klar erhellt.
Da glaub' ich fernher über's Feld

Ein luſtiges Geſchrei zu hören:
Ließ mich jedoch im Gang nicht ſtören
Und pfiff mein Wanderliedelein.
Da hör' ich lachen, hör' ich ſchrein,
Als käm' ein ganzer Zug von Leuten,
Die ſich genoſſ'ner Kirchweih freuten.
Ich mag nach rechts, nach links mich wenden,
Ins Weiteſte die Blicke ſenden:
Kein Menſch ſo weit das Mondlicht ruht!
Unheimlich ward mir doch zu Muth,
Als ich im erſt verworrnen Lied
Schon Einzelſtimmen unterſchied.
Da ging ja bei Nacht das eigene Leben,
Da war das Fragen und Antwortgeben,
Das heftige Lachen, das leiſe Plaudern —
Durch meine Glieder rann's wie Schaudern,
Denn immer näher kam's und näher.
Ich hielt, ſeltſam erregter Späher,
An einem Bildſtock. — Plötzlich, ſchau!
Fährt her ein Schatten dunkelgrau:
Doch als erſchreckt ich ſeh' nach oben,
Mit Einem iſt der Spuk zerſtoben:
Schneegänſe waren's — voila tout!

Nun pilgert' ich in guter Ruh',
Doch hat's nicht wenig mich verdroſſen,
Daß ſo der ſchöne Spuk zerfloſſen,
Und ſich mein bang erwartet Wunder
Gelöſt in ſchnöden Gänſeplunder.

Auch fiel die Lieb' dabei mir ein,
Wie oft ein roſig Mägdelein,
Das man ſich ſeenhaft erträumte,
Mit allem holden Schein umſäumte,
Statt einer aus der Engelſchar
Nichts als ein ſimpel Gänechen war.

A. S.

Meine Muſe.

Wärſt du meine kleine Muſe,
Mädchen mit den loſen Blicken,
Wollt' ich dir von Stund' zu Stunde
Duft'ge Liebesblüten ſchicken.

Denn die altberühmten Schweſtern,
Jene griechiſchen Kamönen,
Sind doch allzu ſehr vernutzte,
Allzu hochbejahrte Schönen.

Aber ich brauch' eine Muſe,
Jung und friſch, voll Wangenröthe,
Eine, deren luſtig Lachen
Gleich den flücht'gen Unmuth tödte:

Die im leichten Morgenröckchen
Durch die Wieſe käm' geſprungen,
Die mit Küſſen ſüß belohnte,
Was ich Fröhliches geſungen —

Eine liebe, luſt'ge Muſe,
Juſt wie du biſt, loſe Kleine,
Kleine Loſe — o, ich wollte,
Reimen dürft' ich auch: die Meine!

Keinen Tempel würd' ich bauen,
Meine Gottheit zu verehren:
Eine dunkle Rebenlaube
Wäre ſchöner zum Verkehren;

Eine Laube ſtill und traulich,
Sieh, das war' der rechte Tempel,
Drin zu opfern, drin zu beten —
Welch erbauliches Exempel!

Ärgern ſollten ſich die Leute,
Wenn ſie ſchauten, wie wir's trieben,
Und die Welt, die ſo vernüchtert,
Lernte dichten, lernte lieben.

Jener Muſen gab es neune,
Doch ich wollte kühnlich wetten,
Daß wir bald in jedem Oertchen
Neunundneunzig Muſen hätten!

A. K.

Traum und Deutung.

I.

Träume nicht von dunkeln Trauben,
Dunkle Trauben deuten Tod!
Hohne nicht den alten Glauben,
Fürchte, fürchte: Unheil droht!

Und ich träumte: Abendröthe
Flutete um Thal und Hain;
Bei dem Klang der Hirtenflöte
Zogen wir ins Thal hinein.

Durch verschwiegne Rebenlauben
Strömte bald die frohe Schar,
Wo die saft'gen Purpurtrauben
Lockend hingen Paar an Paar

Und der Frauen schönste pflückten
Die gefährlich süße Kost;
Als wir küssend sie zerdrückten,
Ward die Frucht zu dunklem Most.

Lüſtern tranken wir die Reigen;
  Wildbacchantiſch tobt's im Thal —
Plötzlich welch unheimlich Schweigen!
  Fort die Luſt mit einem mal!

Tiefſtes Dunkel — nur gewitternd
  Zuckt's im fernen Wolkenduft:
In den Händen hielt ich zitternd
  Noch den Becher einſt'ger Luſt

Da erwacht' ich: Kühlend wehte
  Friſche Morgenluft mich an —
Sprich, Poete, ſprich, Prophete,
  Was der Traum bedeuten kann?

II.

Ach, bedarf's da Traumeskunde?
  Liegt die Deutung doch ſo nah,
Seit ich hört' aus deinem Munde,
  Daß die Trennungsſtunde da!

Losgeriſſen von dem Blicke,
  Der beſeligt Leben gab —
Schon erfüllt ſind die Geſchicke,
  Und die Welt iſt mir ein Grab.

Kehr', o kehre — laß nicht länger
Mich dem Leben, das nur Tod!
Leucht', o leuchte deinem Sänger
Als begeisternd Morgenroth!

Frisch wie Morgenlüfte wehe
Deiner Lippe Hauch mich an —
Ach, es ist nur deine Nähe,
Die mich neu beleben kann!

A. K.

(Nach Bettina.)

Der Schütze, der nach Liebe zielet,
Hat tauſend Pfeile ſchon verſandt:
Doch weil er nie Ermattung fühlet,
So iſt's, daß er noch einmal ſpannt,

Und zwinget mit geſtrengtem Ziehen
Zum Aug' heran des Bogens Seil,
Und blicket ſcharf — mit raſchem Fliehen
Nach deinem Buſen ſchwirrt der Pfeil.

Allein trotz vollſtem Kraftergießen
All mein Geſchoß, es ſinkt dahin
Und häufet ſich zu deinen Füßen;
O ſieh' es an mit gnäd'gem Sinn,

Bewußt ja, welch allmächtig Minnen
Zu ſagen ſtets das Eine treibt! —
Ach, wird mir nie ein Pfeil entrinnen,
Der dir im Buſen haften bleibt?

BIBL. UNIVERS. LIPS.

E. ſ. D.

(Nach Leſſing.)

„Meine Furien werden alt und ſchwach“,
Sagte Pluto zu dem Götterboten;
„Neue brauch' ich. Gehe,
Suche mir auf Erden drei dazu
Taugliche Perſönlichkeiten aus!“
Dem Geheiße folgete Merkur.
Einige Zeit darauf begann zu Iris
Juno ſo: „Getrauteſt du dich wol,
Mir drei völlig unbeſcholtene
Frauen auszufinden? Merke wol,
Was ich ſage: völlig unbeſcholtne:
Nicht der kleinſte Mangel darf an ihnen
Zu entdecken ſein. Ich möchte ſolche,
Um Kytheren zu beſchämen, die
Sich ſo unbedingt geſammte Frauen
Zu beherrſchen rühmt. Verſuch's einmal;
Gib dir alle Mühe!“ Jene ging.
Aber ohne Beute, ganz allein
Kehrte ſie zu ihrer Herrin. „Wie“,
Zürnte dieſe, „nicht einmal drei völlig
Reine Frauen? O grundverderbte Welt!“

Ihr dagegen Iris: „Zu bekommen
Waren in der That drei solche Frauen;
Doch ich kam zu spät.“ — „Zu spät? Wie so?“ —
„Eben hatte sie der Sohn der Maja
Für den Pluto weggeholt.“ — „Warum?
Wozu braucht sie der?“ — Zu Furien.

E. f. P.

(Aus dem Volk.)

Nahm der Herr von Adam eine Rippe,
Machte draus ein Bild mit süßer Lippe,
Schuf ein Weibchen mit gewölbter Brust,
Das zu herzen eine Götterluſt.
Fragte dann den Adam, ob's ihn freue,
Oder ob ihn ſeine Rippe reue?
Sagte der: „Wie ſprichſt du wunderſam!
Meine Rippe macht mir keinen Gram.
Alle meine Rippen gäb' ich her,
Machſt du mir dergleichen Püppchen mehr.“

G. F. D.

(Magyarisch.)

Wer sind die Eltern meiner Phantasie? —
Donner und Blitz und wilde Wetterwuth.
Und welche Kost genoß sie? — Drachenmilch,
Und, wie sie älter wurde, Löwenblut.

So wuchs sie trotzig und gigantisch auf;
Nichts beugte sie auf dieser Erdenflur;
Allüberall zu aller Stunde kund
Ward ihre maßberaubte Stammnatur.

Sie brauste mit dem Meeressturm dahin;
Durch wilde Wüsten schritt sie riesengroß;
Im Waldgehege riß sie Eichen aus,
Und im Gebirge riß sie Felsen los.

Und jetzo, sieh, was hat sie festgebannt?
Welch' einem Zauber ist sie unterthan?
Was stillet ihren niegestillten Zorn?
Was hemmet ihre niegehemmte Bahn?

's iſt eine Blume, welche klein und zart
Und kaum bemerkbar blühet im Gefild;
Da kniet ſie hin, da bückt ſie ſich hinab,
Und ihr vom Auge träuft es ſtill und mild.

E. L. D.

(Magyarisch.)

Durch Wolken hin der Bursche der Nacht,
Der Mond, die himmlische Reise macht.
Ein Page hold, er ist nicht fern;
Wir nennen ihn den Abendstern.

Auch ich beschreite manchen Steg
Zum Liebchen auf dem Wanderweg.
Als Stern des Abends Schritt für Schritt
Geht meine goldne Liebe mit.

G. F. D.

Die Braut.

Wie drückt das enge, verfinſterte Haus!
Ich muß in den Wald, in den Wald hinaus,
Muß im Walde lauſchen, lauſchen,
Ob die Vöglein Zwieſprach tauſchen.

Ja, ſchlug ich auch nicht mit keckem Muth
Einen Drachen todt und trank ſein Blut,
Weiß doch, was ihr Schelme ſinget
Und was ihr für Kunde bringet.

Ihr ſingt: „Da wandert im fernen Tann
Und ſchaut herüber ein fremder Mann.“
O, ich möchte den Mann erſpähen,
Die Augen mir blind dran ſehen!

Mir iſt er ja längſt kein fremder Mann,
Meine ganze Seele gehört ihm an,
Ich möcht' ihn glühend umfaſſen,
Möchte nie, nie von ihm laſſen!

O Vöglein, die ihr hinüberſchwingt,
Er weiß es auch, was ihr ſagt und ſingt;
O ſingt ihm, was ihr vernommen,
Und er müſſe, er müſſe kommen!

Und er ſei mir ja längſt kein fremder Mann,
Meine ganze Seele gehöre ihm an,
Sie ringe nach ihm ſo mächtig,
Und die Wälder blühten ſo prächtig.

Und der Waldgrund dunkle ſo tief und traut,
Und im Waldgrund harre die Braut — die Braut?
Nein, ſingt — Gott, wie bin ich beklommen!
Singt, er müſſe, er müſſe kommen!

A. K.

Zwei Perlen.

Zwei himmliſche Perlen ſah ich
In deinen Augen ſtehn;
Ich ſah ſie nicht entrollen
Und doch ſo ſchnell vergehn.

Ich meine zu errathen,
Wie das gekommen iſt;
Es hat ſie dir ein Engel
So raſch hinweggeküßt.

Ein Engel, der ſo hehre
Schätze gen Himmel trägt
Und ſie allhier in Gottes
Juwelenſchreine legt.

A. G.

IX.

Thiersagen und Fabeln.

Der treue Schwan.

Trag über'n See mich, du getreuer Kahn,
Trag über'n See mich zu des Schwanes Bette,
Weil in dem Neste, drin geruht der Schwan,
Den liebsten Schatz ich gern geborgen hätte!

Dies Ringlein trug ich selber; jener Stein
Erglänzte lang' an meines Liebsten Finger —
O Schwan, in deinem Bett senk' ich sie ein,
Behüt' mir wohl die lieben, goldnen Dinger!

Wie oftmals sprach die Muhme: „Wollt ihr gut
Euch eurer Bursche treuen Sinn bewahren,
Gebt nur zwei Ringlein in des Schwanes Hut,
Und eure Liebe wird kein Leid befahren;

Gebt nur zwei Ringlein in des Schwanes Hut,
Von euch den einen und von ihm den andern;
So lang' der Hort im Schwanenneste ruht,
Bleibt fest die Lieb' und kann nicht weiter wandern."

O hüt' ſie wohl, du guter, guter Schwan,
Sind deiner Treue wir doch jetzt befohlen —
Trag' mich zurück, o flieg' dahin, mein Kahn,
Im liebſten Blick will neue Luſt ich holen!

A. M.

Was ein Wiedehopf nicht Alles kann!

Wiedehopf, du Kukuksküſter,
Wem's gelang, dich zu gewinnen,
Alles geht ihm wohl von ſtatten,
Und kein Glück mag ihm entrinnen.
Wer mit dir ſich treu verbündet,
Wag' ſich kühn in Sturm und Wetter,
Wag' ſich keck in Krieg und Schlachtlärm —
Wiedehopf, du biſt ſein Retter!

Legt er doch in ſeinem Neſte
Jenen Stein, den wunderbaren,
Dem ſich jegliches Geheimniß
Alſobald muß offenbaren.
Bargſt du ſolchen unter'm Kiſſen,
Wird der Schläfer Alles ſagen:
Wo er Schatz und Gut verſteckt halt,
Kannſt du ſonder Furcht ihn fragen.

Haſt du Augen jenes Vogels,
Magſt du jeglich Thier erlegen,
Und das Weib, das noch ſo ſpröd' iſt,
Kommt voll Liebe dir entgegen.
Salomo und Saba's Fürſtin,
Als ſie heiß in Sehnſucht brannten,
Brauchten drum den Vogel Hudhud
Als Vermittler und Geſandten.
Stehſt mit Wiedehopfenaugen
Wohlbewehrt du vor Gerichte,
Glaube ſicher, daß ſich Alles
Dir nach Wohlgefallen ſchlichte:
Zürnen noch ſo die Parteien,
Heute wird ein Wort ſie rühren.
Auch iſt's gut, wenn du Soldat biſt,
Solche Augen mitzuführen:
Keiner hält im Felde Stand dir,
Jeder Gegner muß erliegen.
Einen Kopf vom Hopf im Säckel,
Mag kein Jude dich betrügen.

Plagt dich Liebe, ſuch' ein Herzlein
Jenes Vogels zu erlangen,
Merken wirſt du mit Erſtaunen,
Wie dein Herzweh gleich vergangen.
Haſt du Kopfweh, ſchaff' dir Federn
Von beſagtem Wiedehopfen,
Und die heiß erglühte Stirne
Hört mit Einem auf zu klopfen.

Wenn bei Tag er ſo dich ſchützte,
  Braucht bei Nacht dir nicht zu grauen,
Blut von ihm auf deinem Pulſe,
  Läßt dich ſüße Bilder ſchauen;
Träumſt du einſam auf dem Bette,
  Wird dein Liebchen dich umfangen —
Kannſt von einem Wiedehopfen,
  Liebes Herz, du mehr verlangen?

Wiedehopf, du Kukukeküſter,
  Wem's gelang, dich zu gewinnen,
Alles geht ihm wohl von ſtatten,
  Und kein Glück mag ihm entrinnen.

A. K.

Der gute Storch.

Es ſprach der Storch: „Hier unter dem Dach
Die lieben, gemüthlichen Alten,
Die haben immer ein gutes Stück
Auf mich Stelzläufer gehalten.

Den Beiden mach' ich einen Spaß —
Ich will doch einmal fiſchen,
Für meine Alten ein Bübelein
Oder Mägdlein zu erwiſchen."

Zum Weiher ging Gevatter Storch —
Ein Pärlein kam geflogen —
Das ſah man, o Wunder, den andern Tag
In der Alten Bette liegen.

Die guten Alten, wie die geſchaut!
Halb weinten ſie, halb ſie lachten:
Der Pfarrer kam und das ganze Dorf,
Solch Wunder zu betrachten.

Die Muhmen, die Basen, die Christel, die Gret;
Es war ein Kichern und Schwätzen —
Keine Wiege war, keine Amm' im Haus,
Man mußte wie Schwalben sie atzen.

Neugierig guckte das Spatzenvolk,
Der Wind gar thät sich drehen —
Da hat's denn auch der Wetterhahn
Vom hohen Kirchthurm gesehen.

A. K.

Kukuksorakel.

Vor Zeiten, wenn ich den Kukuk gehört,
Was konnt' ich ihn Luſtiges fragen?
Da hab' ich beim erſten Kukuksruf
In Eil' an den Beutel geſchlagen.

Und war der Beutel juſt gefüllt,
Und gab's ein fröhliches Klingen,
So wußt' ich: noch mancher Dreier wird
In den hoffenden Säckel ſpringen!

Jetzt iſt es anders — o Herrlichkeit!
Ein Liebchen hab' ich erworben,
Bin nicht als dürres Einzelholz
Geſtorben und verdorben!

Jetzt frag' ich: „Kukuk, Kukuk mein,
Laß er mir unverſchwiegen,
Wie viel holdſel'ge Kindelein
Wird einſt mein Weiblein wiegen?

Eins — zwei — drei — vier — fünf — ſechs — halt ein!
Acht — zehn — halt ein, ich bitte!
Das iſt ja wider allen Brauch,
Iſt wider alle Sitte!

Noch mehr? — O Kukuk, Kukuk mein,
Halt ein mit deinem Segen!
Wie kann ich armer Jägerburſch
So viele Vöglein pflegen?

Das gibt 'ne ganze Compagnie
Pausback'ger, dicker Jungen —
O weh, nun heißt es im nächſten Jahr
Von neuem den Säckel geſchwungen!

A. S.

Die Metamorphose.

Buchnüße ſchmecken trefflich, doch Kind, iß nicht zu viel!
Hör' auf, es macht mich bange dein unbeſonnen Spiel!
Verlockt es auch wie Manna den allzu leckern Mund,
Iſt's doch Eichkätzchennahrung und Menſchen ungeſund.
Ja, glaubteſt du der Fabel, welch Schickſal harrte dein:
Du würdeſt ſelbſt, wie ſchrecklich, ein flink Eichkätzelein
Und ſprangſt von Zweig zu Zweige und höhnteſt mich noch aus,
Trabt' ich allein und troſtlos, ich armer Schelm, nach Haus
Und lebte künftig einſam. — Es gibt manch ſeltſam Ding
Im alten Wald von Böhmen! Hör' nur, wie's einſt erging
Vor wenig Jahren drüben dem Grafen: Schwarz und ſchwer
Lag Krankheit auf dem Lande und wühlte wild umher;
Kein Menſchenleben ſchonte der losgelaſſne Tod,
Und wär's das allertheurſte. Der Graf in ſeiner Noth

Rief Doctor und Quackſalber, nahm Pulver ein und Saft,
Die halbe Apotheke ward ihm ins Schloß geſchafft,
Es riethen die Zigeuner, es braute der Adept,
Bis endlich ihm ein Pfarrherr als ſchützendes Recept
Wachholderbeeren anpries. Nun ging's zum Wald hinaus,
Und ganze Körbe brachten die Kinder voll als Schmaus:
Am Morgen, Mittag, Abend, zu jeder Tageszeit
Verſchlang der Graf die Beeren. Nun weiß es noch in Haid
Jedwedes Kind, wie ſeltſam ſich nach und nach der Mann
Verwandelte: ſein Antlitz, einſt roth und glatt, gewann
Das wunderbarſte Anſehn, ward grau und dunkelbraun,
Als ſproßten kleine Federn, ſo flaumig anzuſchaun;
Krumm ward die Naſe, ſpitzig und wie von Horn; die Hand,
Um die ſich auch von Horne ein ſeltſam Häutchen wand,
Ward klein und kleiner, mälig ſich krümmend; ſelbſt die Zehn
Entwuchſen ſchon dem Stiefel, gleich Klauchen anzuſehn:
Es ſchwand der Unglückſelge von Tag zu Tage mehr,
Ward kleiner ſtets und dünner — nie weg er allzu ſchwer!
Die Stimme klang ſo zirpend, wie junge Vögel ſchrein —
Zuletzt war unſer Gräflein ein Krammetsvögelein
Und flatterte ins Weite: „Ade, mein Grafenhaus,
Ich flieg', von Noth und Sorge befreit, zum Wald hinaus!“

Da iſt er denn verſchwunden, vielleicht lebt er da noch,
Vielleicht briet ihn ſchon lange ein unbarmherz'ger Koch,
Vielleicht haſt du ihn ſelber geſpeiſt, den armen
Mann —
Denk', welch ein gräßlich Ende, und nimm ein Beiſpiel
dran!

A. K.

Maikäfers Freierei.

Maikäferlein wollt' freien gehn —
Maikäfer, flieg!
Goldkäfer sprach: „Ei, sei doch klug,
Bist ja noch lang' nicht schmuck genug."
Maikäfer, flieg!

„Wie sollt' ich denn noch schmucker sein?"
Maikäfer, flieg!
„Ei, wie man doch so fragen kann?
Schaff' erst dir goldne Flügel an."
Maikäfer, flieg!

Maikäferlein wollt' freien gehn —
Maikäfer, flieg!
Hirschkäfer sprach: „Ei, sei doch klug,
Bist ja noch lang' nicht schmuck genug."
Maikäfer, flieg!

„Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?"
Maikäfer, flieg!
„Schaff' dir zuvor ein Prachtgeweih,
Als ob dein Vater König ſei!"
Maikäfer, flieg!

Maikäferlein wollt' freien gehn —
Maikäfer, flieg!
Mißkäfer ſprach: „Oi, bei doch klug,
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug."
Maikäfer, flieg!

„Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?"
Maikäfer, flieg!
„Gib Acht und merk' auf meinen Spruch:
Hol' erſt die ſüßen Wohlgeruch!"
Maikäfer, flieg!

Maikäferlein flog weit und breit —
Maikäfer, flieg!
„Wo kauft man goldne Flügelein,
Wo Hirſchgeweih, wo Düfte fein?"
Maikäfer, flieg!

Maikäferlein flog lang' umher —
Maikäfer, flieg!
Und flog vergeblich manches Jahr
Und ward nicht ſchmucker, als es war —
Maikäfer, flieg!

Da hing es endlich trüb' den Kopf —
Maikäfer, flieg!
Und sprach: „Ich arm Maikäferlein!
Nun bin ich alt und kriege kein'."
Maikäfer, flieg!

Die Moral

Und was man lernt aus diesem Lied?
Maikäfer, flieg!
Wer alt ist, kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör', bedenk' dich nicht zu sehr,
Maikäfer, flieg!

A. G.

Vogelgespräch im Käfige.

Nach dem Malachischen.

Der junge Vogel sprach zum alten:
„Was wecket dir so tiefe Trauer?
Wir werden hier so gut gehalten;
Von Golde, sieh, ist unser Bauer.
Ich möchte nicht von hinnen gehn,
Die weite, wilde Welt zu sehn.“

Der alte sagte zu dem jungen:
„Der Kerker hier hat dich geboren;
Nie hast du, seiner Haft entsprungen,
Die Flügel in der Luft geschwungen;
Was weißt du du von meinen Wehn!
Ich pflegte durch den Raum zu schweben,
Im Unermeßlichen verloren;
Und jetzo muß ich mich ergeben
Und in so dumpfer Zelle leben!
Dich freut der goldne Gitterstab;
Mir ist die Knechtschaft Tod und Grab.“

A. C.

Ein Eſel, der Flöte ſpielt.

(Spaniſch.)

Aufgefunden hab' ich
Weder lang, noch ſchwer
Eine hübſche Fabel
So von Ungefähr.

Neulich auf der Aue
Trabt ein Eſel her;
Eine Flöte fand er
So von Ungefähr;

Bückte ſich danieder,
Schnaubte hin und her,
Töne gab die Flöte
So von Ungefähr.

Nie geworden war ihm
Irgend ein Belehr;
Seine Kunſt, ſie kam ihm
So von Ungefähr.

Solcher Viel gibt es
Auf der Erde mehr.
Schön gelingt es Manchem
Se von Ungefähr.

A. C.

X.

Phantasien,

Blumen und Bäume betreffend.

(Griechisch.)

Wohlauf, die lenzgeborne,
Erotische Rosenpracht
Dem Bromios gefellet,
Und heitere Lache gelacht!

O Rose, schöne Rose,
Du Königin der Blumen!
Auch sie, die himmlisch-hohen
Gottheitlichen Gewalten
Sind dir vor allen andern
Zierden im All gewogen;
Und er, der süße Knabe
Der goldenen Aphrodite,
Weiß keinen holdern Glanz,
Sein lieblich Haupt zu schmücken
Und mitzutanzen also
Des Charitinnenchores
Olympischen Wonnetanz.

C. L. D.

(Griechisch.)

Entfliehe nicht, o Mädchen,
Siehst du mein Haar so licht!
Erschrick, so jung, so blühend,
So rosenhold erglühend,
Vor meiner Umarmung nicht!

Denn siehe nur, wie schimmert,
Geflechten in einen Kranz,
So lieblich unter Rosenglut
Der weiße Lilienkranz!

E. L. D.

(Römiſch.)

Was, Liebſte, ſchickſt du mir
So friſcher Roſe Zier?
Schick' eine Roſe, die
An deinem Buſen welkte!
Noch werther, noch unendlich
Reizveller iſt ſie mir!

E. L. D.

(Perſiſch.)

Von deinem holden Lächeln
Entſprang der Roſe ſchöne Zier;
Von meinem heißen Blicke
Entſproßte die Granate hier.

E. ſ. D.

(Perſiſch.)

Wie glücklich iſt der Morgenwind!
Er ſchwingt ſich auf ſein Ambraroß
Und jagt zu dir und fleugt zu dir
So leicht, ſo raſch, wie ein Geſchoß.

Mich aber hält gebändiget
Ein unerbittlich Miegeſchick,
Wiewol mein ewig quellend Aug'
Weltmeere ſchon des Grams vergoß.

O pfui der Schmach, pfui über mich!
Ich lebe noch, ich athme noch,
So manche bittre Stunde ſchon
Mich ohne dich der Tag verdroß.

Allein, getroſt! Es ſtocken mir
Die Pulſe ſchon, die ſchmählichen,
Und bald bin ich der ewiglich
In Nacht Gehüllten Schlafgenoß.

Doch träumt gewiß auch dann Hafis
Von deiner Wange Rose noch:
Aufsteigen zum Beweise wird
Aus seiner Gruft ein Rosenstrauß.

E. L. D.

(Persisch.)

Es kam ein Hauch von oben,
Der mir ins Ohr die Worte blies:
„Nicht wähn', aus eignem Innern
Entströme dein Gesang, Hafis!

Vom Urbeginn der Zeiten
Auf Rosen und auf Lilien
Stehn seine Zauberformeln
Geschrieben hoch im Paradies."

E. F. D.

(Perſiſch.)

Lilie hat der Zungen zehne;
Doch es ſchlägt die Nachtigall.
Und da ſchweigt ſie vor Entzücken,
Und zum Dufte wird ihr Schall.

G. F. D

(Perſiſch.)

Wehn im Garten die Arome
Deines Haares ſüß und linde,
Zärtlich an die Bruſt der Roſe
Fällt die trunkne Hyacinthe.

G. L. D.

(Perſiſch.)

Ihre Locke kräuſelte
Hyacinthe, puzerfahren;
Doch der Oſt, er ſäuſelte
Ihr ein Wort von deinen Haaren.

G. F. D.

(Perſiſch.)

Kommſt du, Freund, gegangen
Mit den Tafeln Moſe,
O ſo lacht im Garten
Ueber dich die Roſe.

„Nun wohlan, ſo ruf' ich",
Sprichſt du, „dem Profoſe!" —
Auf die Wache ſchleppen
Wollteſt du die Roſe?

Nimm, o Freund, von Nieswurz
Eine ſtarke Doſe,
Und du ſelber denkſt wol,
Wie da denkt die Roſe.

„Viel zu frech, zu gottlos
Denkt ſie mir, die loſe." —
Daß du ſie begriffeſt,
Wie ſie denkt, die Roſe!

Nicht auf Erden hegt man,
Nicht im Aetherſchooſe,
Frömmere Gedanken,
Als da hegt die Roſe.

G. F. D.

(Perſiſch.)

Nimm dir ein Exempel an den Roſen!
Auf der Sonne klares Angeſicht,
Morgenthau und ſüßer Oſte Koſen
Thun ſie nun und nimmermehr Verzicht.

Siehe, wie ſie lachen, dieſe loſen!
Ja, ſo lang' ſie leben hell und licht,
Fragen ſie, die freudigen, nach Moſen,
Fragen ſie nach den Propheten nicht.

G. F. D.

(Perſiſch.)

Wenn vereinſt, wo ſie verſinken
Meine ſtillen Reſte ließen,
Myriaden rothgeflammte
Tulpen in die Höhe ſchießen —
Nicht zu dieſem ſchönen Wunder
Möge dich der Weg verdrießen!
Es beſchauend und beſtaunend
Magſt du ahnen, magſt du ſchließen,
Welche Flammen, als er lebte,
Dir gelodert in Hafiſen.

G. F. D.

(Serbiſch.)

Roſe du am Berne, rothe Roſe!
Was erblühſt du ſo in voller Schöne?
Wäre wol verſucht dich abzubrechen,
Doch für wen? — Das iſt die bange Frage.

Meine Mutter ruhet tief im Grabe;
In die Schlacht gezogen iſt der Bruder;
Mit dem Manne, welcher ſie erkoren,
Fortgezogen iſt mir auch die Schweſter.

Und der Liebſte — drei Gebirge ſcheiden,
Drei Gewäſſer ihn von meinem Buſen.
Blühe fort auf deinem Stock, o Roſe,
Thränenüberthaut und ungebrochen!

G. F. D.

(Serbiſch.)

Daß ich eine reiche Dame wäre!
Wüßte wol, was ich zu kaufen ginge:
Eine Landſchaft an der Sawe wär' es,
Schön geſchmückt mit einem Blumenhain.

Daß ich eine reiche Dame wäre!
Wüßte wol, was ich für Blumen hegte:
Rothe Roſen, dunkle Nelken wären's;
Bunte Tulpen miſchet' ich darein.

Daß ich eine reiche Dame wäre!
Wüßte wol, wen ich zum Gärtner machte:
Laſo, meines Herzens ſtille Wonne,
Laſo wär's, der ſüße Knabe mein.

G. F. D.

(Serbiſch.)

Komm, Geliebte, daß wir Küſſe tauſchen,
Trauter Luſt vereinte Wonne fühlen!
Aber ſprich, wo wollen wir uns treffen?
Böſe Blicke lauern, böſe Munde
Breiten es, wenn zwei Verliebte koſen,
Ihrem Glücke feind, in alle Welt aus.
Laß ſie uns durch Zauberkünſte täuſchen!
Du geſtalte dich zu einer Roſe,
Die ſoeben prächtig aufgebrochen;
Zum Verwechſeln ähnlich einer ſolchen
Biſt du ohnedies, du Roſenholde!
Ich will einem Schmetterlinge gleichen,
Will mich auf die ſchöne Blume ſtürzen,
Und die Leute, wenn ſie es gewahren,
Werden wähnen, daß ſich an den Blättern
Einer Roſ' ein Schmetterling ergötze,
Während ich von deiner Roſenlippe
Die begehrte Koſt der Liebe ſauge.

A. G.

(Serbiſch.)

„Süße Wonne, vielgeliebtes Mädchen,
Die du ähnlich biſt der Roſ' an Anmuth,
An Geſtaltung aber und an Haltung
Hochgewachſ'ner Tanne zu vergleichen!
Was beſchauend und zum Muſter nehmend,
Roſenanmuth oder Tannenhoheit,
Haſt du dich ſo reizend ausgebildet?" —

„Nicht beſchaute, nicht zum Muſter nahm' ich
Roſenanmuth oder Tannenhoheit:
Dich allein, du ſchöner, edler Jüngling,
Angeſchaut, ſo lang' ich denke, hab' ich.
Was dir hold an mir bedünkt und reizend,
Nur ein Abglanz deiner eignen Schöne,
Deiner eignen Anmuth iſt's, Geliebter'"

A. G.

(Ruthenisch.)

Es traten ein zu meiner Pforte,
Um mich zu freien, drei Gesellen;
Der Eine gab mir schöne Worte
Und schöne Bänder, zwanzig Ellen.

Süß tönet' auch des Andern Bitte,
Dazu beschenkt' er reich mit Golde;
Nur eine Rose gab der Dritte
Und sagte nichts, der Wunderholde.

Ich ließ die Bänder, ließ die Schätze;
Der war so häßlich, der so lose.
Ich merkte nicht auf ihr Geschwätze;
Ich wandte mich und nahm die Rose.

G. F. D.

(Lettisch-lithauisch.)

Eine blanke Blume,
Eine hochgeſtengelte,
Schaukelt auf der Flut.
Steig' ich in den Kahn ein,
Halt' ich in den Händen
Einen abgebrochenen
Blütenaſt und rudere
Hin damit in ſehnlicher
Minne kühnem Muth,
Hin zu jenem zarten Lieb,
Welchem ich mein Sein verſchrieb,
Das mir aus der Flut winkt,
Das ſich auf mit Luſt ringt,
Das ſich in den Kahn ſchwingt,
Das mir an die Bruſt ſinkt.
Eine blanke Blume,
Eine hochgeſtengelte,
Raubt' ich aus der trotzigen,
Ungefügen Flut.

E. F. D.

(Lettisch-lithauisch.)

Ich will, ich arme Dirne,
Im Lenze, wenn im Garten
Die Rauten um die Beete,
Die Lilien in der Mitten
In ihrer Blüte stehn,
Ich will sodann ein Sträußchen,
Ein Pfand der Liebe, binden
Und will es in die Ferne
Ihm, den ich liebe, senden;
Nicht kann ich es selber bringen
Und nicht durch Andre spenden;
Ich will die Stürme bitten,
Daß sie's hinüberwehn.

G. F. D.

(Deutſch-lithauiſch.)

Komm, theuere Maid,
Du Alle ſcheuten:
Komm, Blümchen am Pfad,
Das Alle treten;
Nicht thaue hinfort
So bittere Zähren:
Mein, dufte du künftig
Am Buſen mir.

C. F. D.

(Englisch.)

O wäre ſie die Roſe roth
Dort auf dem alten Burgverließ,
Ich aber eine Perle Thau,
Die ſtill der Abend ſinken ließ!

Ich tauchte mich in ihren Schooß,
Ich ſchwelgte' eine ſel'ge Nacht
Und wüßte doch, daß ich gelebt,
Verging ich in der Morgenpracht.

E. F. D.

(Deutſch.)

Auf ſeinem Hute
Der Liebſte mein
Trägt ſchon ſeit langem
Ein Röſelein.

Es iſt gewelket
An ſeinem Ort:
Er wirft es aber
Doch nimmer fort.

Ich hab's ihm blühend
Vom Strauch gepflückt,
Da er zuerſt mich
Ans Herz gedrückt.

E. ſ. D.

Die Roſe, die ich ſende,
Iſt ſchön, allein ſie lachet
Nur eine kurze Zeit.
Die ſchönere, die ich ſpende,
Die Roſe meines Herzens,
Die blühet dir ohn' Ende,
Heut, morgen und in Ewigkeit.

A. G.

Die Blume im Walde.

Im fernen, tiefen Forſt,
Wo nur Gräſer wachſen
Und Farrenkraut,
Blüht oft ein prächtiges,
Lieblich duftendes
Wälderkind,
Und die grauen Geſellen,
Eichen und Buchen,
Staunen drob,
Möchten in ſich trinken
Den ſüßen Duft
Und können ſich nicht ſatt ſehn
An der jungen Schönheit.

Und ich ſollt' unbewegt
An dir vorübergehn,
Die gleich der Wunderblume
Du plötzlich mir aufgingſt
In meiner Oede.

Als rings nur auf Gräser
Und feuchte Kräuter
Die matten, mürrischen
Blicke sanken?

Tiefe Kunde
Bergen graue Sagen,
Daß zu verborgenen,
Goldenen Schätzen
Nur eine Blume
Den Zugang öffne!

Genuß der Stunde.

Genieß, genieß die Stunde,
Noch iſt die Stunde ſo hold,
Obwol im tiefen Grunde
Der See ſchon zornig grollt!

Noch ſchaut von dem luftigen Stengel
Die Roſe hinaus in die Nacht;
Sie iſt ja der leuchtende Engel,
Der unſere Liebe bewacht

Genieß, genieß die Stunde,
Noch iſt die Stunde ſo hold,
Obwol im donnernden Grunde
Der See ſchon furchtbar grollt!

A. G.

Roſengruß.

Süß Lieb, ich geh' zu den Roſen hin,
Was ſoll ich den Roſen ſagen?
Du haſt mir gewiß an dem ſtillen Hag
Viel Schönes aufzutragen?

„Ja, melde den Roſen meinen Gruß,
Ich ließe ſie herzlich grüßen,
Sie möchten dir den Wanderpfad
Mit lieblichſtem Duft verſüßen;

Und gingſt du ſtill in dich gekehrt
Und dächteſt an deine Liebe,
So möchten ſie duftig und duftiger
Erſchließen die vollen Triebe;

Doch gingſt du froh und wohlgemuth,
Der Schweſter möchten ſie denken,
Auch dann noch hauchen den ſüßen Duft,
Doch trauernd die Häupter ſenken."

A. S.

Die Myrthe im Mondſchein.

Myrthe, die du blühest
Mir am Fenſterlein,
Wie du lieblich glühest
In des Mondes Schein!

Mag der Mond verbleichen,
Mag der Strauch verblühn,
Mir iſt frohes Zeichen
Dieſes Blühn und Blühn:

Zeichen künft'ger Tage,
Da mit neuer Luſt,
Da mit friſchem Schlage
Liebe rührt die Bruſt;

Liebe treu getheilet,
Liebe fromm und traut,
Die verſöhnt und heilet,
Drauf der Himmel ſchaut.

Drauf sich mild und milder
  Senkt des Friedens Schein —
In so süßer Bilder
  Vorgenuß — schlaf ein!

A. K.

Verrath.

Die Waſſerlilie flüſtert leiſ':
„Ich muß euch was verrathen,
Ich muß euch verrathen, was geſtern Nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

Die kamen mit Vetter und Baſenſchaft
Den Strom hinuntergeglitten,
Die ſahen, weil Lauſcher im Boot', ſo ſtill,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand ins Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu fühlen,
Er wollte zur ſelben Zeit einmal
Nach der Wärme des Waſſers fühlen.

Und unter dem Waſſer begegnen ſich
Verſtohlen die beiden Hände,
Und fliehen ſich und fangen ſich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Baien haben nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesstunde,
Ich aber hab' es wol gesehn
Tief her aus dem lauschenden Grunde."

A. S.

In der erhabensten der Himmelssphären,
Der Region der Engel und der Geister,
Der seligen, sproß eine Wunderblume.
Entfaltet' ihre königliche Pracht
Die überirdisch herrlichste der Rosen,
Die Lust und Liebe jener heiligen Schar.
Ein Dämon aus der Tiefe schlich sich ein,
Ein tückischer, und sahe diese Blüte
Gottvollster Art und brach sie ab und warf
Sie auf die Erde nieder, daß sie hier
Dem Gottesodem ihrer Heimat fern
Nie mehr erquickt vom reinen Aetherstrahl,
Unwürdiglich verwelk' und untergehe;
Doch wie sie fiel, da senkte sich mit ihr
Der Himmel auch, der sie gebar, herab,
Allringe verklärend dieser Erde Thal.
Seit dieser Zeit ist nicht dort oben mehr
Das selige Gebiet, zu welchem sich,
Wenn ihm zu trist der Erde dunkle Lovie,
Des Menschen ahnungsvoller Geist erhob.
Er ist, wo du, er trennt sich nie von dir;
Denn du, du bist sie ja, die hehre Zier,
Die hochgebenedeite Himmelsrose,
Die uns zu gut aus ihrem Aetherschoose
Herniedersank ins irdische Revier.

W. J. D.

(Spanisch.)

Rosen steckt mir an die Mutter,
Weil ich gar so traurig bin.
Sie hat Recht: die Rose sinket,
So wie ich, entblättert hin.

G. F. P.

(Spanisch.)

Ein Mädchen im Garten
Entwendete Rosen;
Der Gärtner, er sah es
Und zürnte der Losen
Und dachte zu zeigen
Den Eigner und Herrn.
„Doch nein", so erwog er
Im Geiste, der Feine,
„Dergleichen sei fern!
Es treibt sie die Liebe,
Die heiße; was triebe
Sie sonsten? Die Rosen,
Soviel sie entwendet,
Sie braucht sie, die Kleine;
Sie seien gespendet,
Ich misse sie gern!"

G. S. D.

(Spanisch.)

Hochbeglückter Tormes,
Laß die Vega prangen —
Blumen sich zu lesen
Kommt mein Lieb gegangen.

Daß die reiche Ebne,
Wie die dürre Haide,
Daß die nahen Felder
Lilienfarb bekleide!
Daß im Farbenschimmer
Duft'ge Nelken prangen —
Blumen sich zu lesen
Kommt mein Lieb gegangen.

Daß der Morgen lichte
Perlen niederstreue,
Daß des frischen Glanzes
Sich der Plan erfreue!
Mag's von Neid getroffen
Auch der Sonne bangen —
Blumen sich zu lesen
Kommt mein Lieb gegangen.

Daß gelinde Weste
  Um die Gräser gaukeln,
Auf erfrischten Zweigen
  Nachtigallen schaukeln.
Die mit süßem Laute
  Froh das Licht empfangen —
Blumen sich zu lesen
  Kommt mein Lieb gegangen.

A. K.

(Spaniſch.)

Aus dem Roſenhag, o Mutter,
Von den Roſen komm' ich.

Wo ſich Wäſſer dort ergießen,
Sah ich Roſenknoſpen ſprießen —
Von den Roſen komm' ich.

Wo der Fluß dort kommt gegangen,
Sah ich volle Roſen prangen —
Von den Roſen komm' ich.

Brach mit ſeufzendem Gemüthe
Mir der Roſen duft'ge Blüte —
Aus dem Roſenhag, o Mutter,
Von den Roſen komm' ich.

A. S.

Die Königswahl der Bäume.

(Aus dem Buche der Richter.)

Es wollten einſt die Bäume
Sich einen König wählen.
Sie ſprachen zu dem Oelbaum:
„Sei König über uns!
Wir wollen unter deinem Schirme leben.“
Der Oelbaum aber ſprach:
„Soll ich laſſen von meiner Fettigkeit,
Die mir ſo großen Ruhm verleiht,
Um über euch im Luftrevier zu ſchweben?“
Da ſprachen ſie, die Bäume,
Zum Feigenbaum: „Wohlan,
So ſollſt du uns befehlen!“
Es ſprach jedoch der Feigenbaum:
„Soll ich laſſen von meiner Süße,
Von meiner Früchte Köſtlichkeit,
Die Alle loben weit und breit,
Solch einen luftigen Herrſcher abzugeben?“
Da ſprachen ſie, die Bäume, zu dem Weinſtock:
„So ſei du unſer Herr und Hort!“

Der Weinſtock aber ſagte:
„Soll ich laſſen von dem Safte meiner Reben,
An dem ſich alle Welt erfreut,
Der Menſchen und Göttern Wonne beut,
Um über euch
Mich thronend in die Lüfte zu erheben?“
Da ſprachen ſie, die Bäume,
Am Ende zu dem Dornbuſch:
„So wollen wir uns in deine Hut begeben;
Sei du der König über uns!“
Und er darauf, der Dornbuſch:
„Ja, König ſein, das iſt mein Amt;
Dazu geſchaffen ganz und gar
Bin ich offenbar;
Vertrauet euch dem Schatten,
Den meine Gedörne geben!
Wo nicht, ſo ſoll von ihnen
Ausgehen ein Feuer, ein freſſendes,
Ein Grauſen, ein nicht zu meſſendes;
Es ſollen vor ihm
Die Cedern auf dem Libanon erbeben.“

A. C.

(Lettisch-Litthauisch.)

Ich hörete den Apfelbaum; er betete:
„Laß, gütiger Himmel, laß sie, jene Liebliche,
Die Früchte sammeln, welche mir die Sonne kocht,
Und trocknen ihre Garne hier auf meinem Ast!“

G. F. D.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hafis.

Eine

Sammlung perſiſcher Gedichte.

Nebſt

poetiſchen Zugaben

aus

verſchiedenen Völkern und Ländern.

Von

G. Fr. Daumer.

Zweite Ausgabe.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1856.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

	Seite
Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte	1
Schluß. Weſtöſtlich	173
Poetiſche Zugaben aus verſchiedenen Völkern und Ländern	177
Türkiſch	179
Arabiſch	189
Hebräiſch aus dem hohen Lied	203
Indiſch	217
Zigeuneriſch	227
Neugriechiſch	237
Aus der Moldau	251
Aus Krain	255
Lettiſch-Litthauiſche Volkspoeſie	259
Eſthniſch	301
Sprüche und Räthſel der Letten und Eſthen . . .	313
Deutſch	319
Der neue Himmel. Mit Benutzung eines franzöſiſchen Gedankens	339
Anmerkungen	345

Corrigenda.

Seite 5 Zeile 2 von unten ſtatt eig'nen lies eigenen.
„ 117 „ 1 „ „ „ Staube „ Raube.

Thereſen

in Frankfurt

zugeeignet.

Es weihet ein Poete, was er ſchuf,
Wohl einem machtbegabten hohen Herrn,
Wohl einer fürſtlichen Gebieterin,
Um ſich in einem Strahl der Huld zu ſonnen,
Der ſo erhabner Region entſtammt.
Mir ſind ſie, jene Höhen, allzu fern;
Im Thale wohn' ich, nur dem Volke lieb,
Und ihm alleine dankend, was ich bin.
Es iſt jedoch der äußern Ordnung Reich
Das einzige nicht in dem Bezirk des Seins;
Es giebt ein inneres, geheimes auch,
Und einen eignen, hohen Adel drin;
Giebt hocherlauchte, königliche Seelen,

Die, wenn das sternenhelle Diadem,
Das ihre Zier, sich auch dem blöden Sinne
Der Menge birgt, doch nicht dem Seherblicke
Des Dichterauges zu entgeh'n im Stande,
Dem keine selbstisch-weltliche Begier
Die angeborne hehre Schau getrübt.
Als einer Seele von so hohem Rang
In jenem unsichtbaren Gottesstaate,
Leg' ich zu Füßen diese Lieder Dir.

Vorrede
zur ersten Ausgabe.

Das hier erscheinende Werk besteht, was seinen hauptsächlichsten und interessevollsten Inhalt betrifft, aus einer Sammlung und Auswahl von Gedichten, welche den Zweck hat, die auf dem Gipfel ihrer Entwicklung stehende orientalische Poesie in unserem heimathlichen Sprachelemente so treu, wahr und wesenhaft, zugleich aber auch so zwanglos, verständlich und genießbar, als möglich, abzuspiegeln, und welche, um das, was sie ist und sein will, sogleich entschieden kund zu thun, den Namen des großen Geistes, der die poetische Kunst und Weltanschauung des Orientes bis zu jener bewundernswürdigen Höhe gesteigert, und der nicht nur als Dichter im engeren Sinne des Wortes, sondern auch als Denker und Polemiker von der größten Bedeutung ist, an ihrer Spitze trägt. Keinem unserer Leser wird dieser Name völlig unbekannt sein; da aber eine nähere historische Bekanntschaft mit der in Rede stehenden eminenten Erscheinung nur bei sehr Wenigen vorhanden sein dürfte, und eine solche in Beziehung auf Verständniß, Genuß und Wür-

digung dieser Liedersammlung doch nicht wohl zu entbehren ist, so werden folgende vorläufige Notizen nicht überflüssig sein.

Mohammed Schemseddin, die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis, der Bewahrer des Korans, weil er dies heilige Buch von einem Ende zum anderen auswendig wußte, war geboren zu Schiras und lebte daselbst von den ersten bis zu den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts hin, in Zeiten also, wo es bei uns im Occidente noch tief nachtete und an einen Luther, Voltaire, Göthe und Ähnliche, ein neues Weltalter großartig vorbereitende Genialitäten und Lichtaufgänge noch lange nicht zu denken war. Er gehörte zu einer Gemeinschaft von Derwischen und Sofis oder contemplativen Weisen und Mystikern, beschäftigte sich mit theologischen und philologischen Arbeiten, stimmte in seiner ascetischen Begeisterung die erhabensten, alles Irdische und Sinnliche unter die Füße tretenden Lieder an, wurde die mystische Zunge genannt, war ein großer, berühmter, eine Menge von Schülern um sich versammelnder Lehrer seiner Zeit, gab Unterricht am Hofe, und stand so hoch in Gunst, daß ihm der Großwessir Hadschi Kawameddin Mohammed Ali eine besondere Schule baute. Alle diese Bestrebungen, Leistungen und Errungenschaften seines Lebens, seine Weisheit und Wissenschaft, seinen Stand und Beruf, seinen Glanz und

Ruhm verhöhnt nun aber der einzige Mann in seinen, einer späteren, im Alter eingeschlagenen Richtung angehörigen Gedichten in der freiesten, kühnsten und heitersten Manier, so wie sie nirgend ihres Gleichen hat; er erscheint hier als der geschworene Feind aller Pfaffen, Mönche, Mystiker und Schulpedanten, einer Classe von Menschen also, deren Zunftgenoß und College er selber ist, zu der er aber innerlich den totalsten Gegensatz bildet; er offenbart eine so unendliche Fesselosigkeit nach jener Seite hin und eine so reine, ungetrübte, göttliche Seligkeit und Sicherheit in sich selbst; er entwickelt eine so herrliche, heitere, objektive Weltanschauung und ist zugleich so außerordentlich geistreich in Ausdruck und Form, daß man wohl sagen kann, Niemand in der Welt habe das tief wurzelnde Übel einer abstrakten und negativen Denkart, so wie sie in Orient und Occident ihre leidigen Repräsentationen hat und ihren lebensfeindlichen Einfluß übt, vollständiger überwunden, und den entgegengesetzten Standpunkt ingeniöser vertreten und verfochten, als dieser mit wunderbarer Umkehrung des gewöhnlichen Laufes der Dinge statt im Lenze des Lebens in dessen Winter erblühende und in glänzender Jugend des Geistes daste-hende Dichtergreis. Gehaßt, doch nicht beschädigt von Zeloten und Finsterlingen, geliebt und verehrt von den Edleren und Verständigeren, entschlief der so zu hohen Jahren Gekommene sanft und ruhig im Jahre 1389,

und wurde, wiewohl es die Eiferer versuchten, ihn der Ehre des Begräbnisses zu berauben, in Mosella, einer schönen Vorstadt von Schiras, wohin noch heute seine Verehrer wallfahrten, zur Erde bestattet. Da man es unmöglich fand, seine freisinnigen und lebensfrohen Gesänge und ihre verführerischen Wirkungen auf die Gemüther der Gläubigen durch äußere, brutale Gewaltstreiche zu vernichten, so erklärte man sie für geistliche Allegorien, die unter der Hülle des Sinnlichen und Irdischen ganz nur von dessen Gegentheile, vom Uebersinnlichen und Himmlischen reden, ohngefähr, wie sich unsere Theologen das hohe Lied, von dessen wundersamen Liebesgluthen in den Zugaben einige metrische Proben zu finden, zurecht zu machen gewußt. Die ascetische und ethische Abstraktion des Übersinnlichen und Himmlischen ist es aber gerade, was Hafis, wenigstens in dem größten Theile seiner Lieder und Äußerungen, entschieden verneint. Eine gewisse Mystik ist zwar allerdings auch hier zu erkennen, aber eine ganz andere, als jene mönchisch düstere, frömmlerische. Wenn er nämlich die Nüchternheit verdammt und die Trunkenheit preist, so versteht er unter jener die Zurückziehung der menschlichen Ichheit vom natürlich Realen und Objektiven in sich, ein abstraktes, subjektives Verhalten, das mit Recht als böse bestimmt und als der Quell alles Übels bezeichnet wird, unter dieser aber kein eigentliches, gemeines Berauschtsein durch Wein, sondern

die begeisterte Versenkung der Seele in Natur und Wirklichkeit, eine Trunkenheit, die sehr wohl ohne allen Weingenuß denkbar ist. Sprechen doch selbst wir von einer uns nicht behagenden Nüchternheit, und fordern ein Gegentheil derselben, das uns in etwas ganz Anderem, als in einem durch starke Getränke erzeugten sinnlosen Taumel besteht! Um den persischen Dichter nicht schief zu fassen, dazu gehört erstlich, daß man Scherz verstehe und nicht Alles, wozu eine fröhliche, neckische Laune in poetischer Darstellung fortzugehen reizt, für trocknen, prosaischen Ernst nehme; dann aber auch, daß man den gleichwohl vorhandenen, selbst hinter dem tollsten Muthwillen versteckten, feineren Ernst bemerke, um dessen willen man sagen kann, daß Hafis, trotz aller Verachtung, Verhöhnung und Zermalmung der Theologie, Speculation und Moral ein Theolog, Philosoph und Moralist in seiner Art ist. In einem Gedichte von Hölderlin kommt folgende hierher zu ziehende Stelle vor:

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste;
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende dem Schönen sich.

Es ist dies in Beziehung auf Sokrates gesagt; hier aber ist mehr als Sokrates, der, gegen Hafis gehalten, nur ein Philister ist.

Daß ein so unvergleichlicher Genius dem Publicum

näher gerückt zu werden verdiene, als bis jetzt geschehen ist, werden Geist- und Geschmackvollere nicht in Abrede stellen, und so sei denn der Wunsch gestattet, daß die hier gegebene auszügliche Darstellung einige Wirkung thun, und daß ich es nicht zu bereuen haben möchte, gewissen dringenden, selbst öffentlich ergangenen Aufforderungen und Mahnungen zur Herausgabe Folge geleistet zu haben *). Es ist ein Werk der innigsten Liebe und Hingebung, was man vor sich hat; ich habe mich eine ziemliche Reihe von Jahren hindurch im Stillen damit beschäftigt und die besten Momente meines Lebens darauf verwandt, und das läßt mich hoffen, daß es wenigstens nicht völlig mißlungen sei. Was meine Vorgänger auf diesem Felde betrifft, so konnten mir diese, so hoch sie übrigens in geistiger Kraft und poetischer Kunst gestellt sein mögen, im Ganzen nicht zum Vorbilde dienen; kaum, daß hie und da in einzelnen seltenen Fällen einiges ihnen Verdankte

*) Die bescheidenen Wünsche, die ich hier angedeutet, sind, wie ich dankbar anzuerkennen habe, bei Weitem übertroffen worden. Es wird hierbei nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß sich sechs Jahre lang kein Buchhändler fand, der ein Buch zu verlegen wagte, das sich dann doch einer so allgemeinen Gunst des Publikums und der Kritik zu erfreuen gehabt. Ich dachte gar nicht mehr daran, es drucken zu lassen, bis ich es endlich auf Ruge's öffentliche Anregung hin an Herrn Campe in Hamburg sendete, der es sofort der Welt übergab.

Anmerkung zur 2. Ausgabe.

zu bemerken ſein möchte. Den häufig vorkommenden Namen Hafis und andere ſolche habe ich überall mit der für Reim und Rhythmus ſo vortheilhaften Betonung der letzten Sylbe in Anwendung gebracht.

So viel ſpeciell über den perſiſchen Dichterfürſten und den aus ſeinem poetiſchen Zaubergarten in dieſen Blumenhain verpflanzten Roſenflor. Kürzer kann ich über die Zugaben ſein. Sie beſtehen aus einer Reihe von kleineren Sammlungen und Proben der Art, die in Betreff der ihnen zu Grunde liegenden Originalgedichte ebenfalls Produkte der Fremde und Ferne ſind, und die der Ehre, mit Hafiſens hochpoetiſchen Geſängen zuſammen ein Buch zu bilden, ſämmtlich wenigſtens einigermaßen würdig ſcheinen. Namentlich ſind die lettiſch-litthauiſchen Volkslieder von einer Schönheit, Zartheit und Lieblichkeit, die Staunen erregt. Man wird da zum Theil einer Mythologie begegnen, die in einer wunderlichen, aber höchſt anmuthigen Miſchung heidniſcher und chriſtlicher Vorſtellungen beſteht. Die Sonne hat Töchter, Gott aber Söhne, wobei ſich erotiſche Beziehungen ergeben; die Söhne Gottes lieben, voll jugendlichen Feuers, die ſchönen, herrlichen Sonnentöchter, nähern ſich ihnen bei jeder Gelegenheit, erweiſen ihnen Gefälligkeiten, fahren ſie im Schlitten und werfen ſie, zu raſch und wild hiebei zu Werke gehend, in den Schnee; die Sonne zürnt darüber, iſt unzufrieden mit dem lieben Gott, der ſeine Kinder

nicht besser im Zaume hält, blickt finster und es giebt einen trüben Tag u. s. w. Tiefer geht das Übrige; es findet sich hier Manches, was Jeden, der nur noch einigen Sinn für das Poetische und Menschliche im edleren Sinne des Wortes hat, im Innersten ergreifen muß. Zu denen, die solche Dinge in ihrem ganzen Werthe zu empfinden und zu erkennen vermögen, hat unser großer Lessing gehört, in dessen Literaturbriefen sich folgende Stelle findet: „Es ist nicht lange, daß ich in Ruhig's litthauischem Wörterbuch blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache eine hieher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte, einige litthauische Dainos oder Liederchen nämlich, wie sie daselbst die gemeinen Mägdlein singen. Welch ein naiver Witz, welche reizende Einfalt! Man kann hieraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gebildeter Menschen sind.“ Möchte sich unsere lettisch-litthauische Blüthenlese einiger ähnlicher Leser und Beurtheiler zu erfreuen haben, wie jener Unsterbliche war!

Es bleibt nun noch übrig, ein paar Worte über die in diesem Werke zur Anwendung gekommenen fremdartig metrischen Formen zu sagen. Hier ist erstlich die des Gasels und der Vierzeile bekannt genug, nur vielleicht der von uns gewählten Darstellung für's Auge wegen nicht Jedem sogleich erkennbar und vertraut. Sie besteht, wie

man weiß, aus Distichen oder Doppelversen, die alle durch den nämlichen Reim verbunden sind, so daß derselbe in dem ersten, dem sogenannten Königsdistichon, zweimal nacheinander, in den folgenden aber nur einmal anschlägt. Wenn nun die Einzelverse in sich selbst wieder in zwei oder mehrere Theile zerfallen, so werden sie füglich auch so geschrieben, wie wenn man statt folgender gedehnter Schreibart:

An der Pforte der Erbarmung klopft Hafis entschlossen an;
Glaube mir, sie wird ihm eher, als dem Heuchler aufgethan —

nachstehende wählt:

An der Pforte der Erbarmung
Klopft Hafis entschlossen an;
Glaube mir, sie wird ihm eher,
Als dem Heuchler aufgethan.

Werden dann weiter diese Distichen durch Zwischenräume auseinandergehalten, so tritt die befreundete und beliebte Gestalt eines einheimischen, in Strophen abgetheilten Liedes vor Augen, wobei nur die Reimart eigen. So wäre z. B. folgendes hafisische Gedichtchen in unserer Manier gereimt:

Gieb, o Gott, dem Mann der Zelle
Der Entsagung hehre Kraft;
Mache, daß er hoch im Äther
Schweb' ob aller Leidenschaft;

Mir jedoch, dem minder Edlen,
Spende, was mir frommt allein:
Eine Lippe, süß, wie Kandel,
Schöne Reime, Feuerwein!

Setzt man aber am Ende statt Feuerwein: Rebensaft, so bezieht sich der Reim nicht auf den ersten Theil derselben Strophe, sondern auf die ganze erste Strophe zurück und es entsteht eine Vierzeile, die sich indessen der gebrochenen und getrennten Schreibart wegen vielmehr als zweistrophige Achtzeile präsentirt. Künstlicher wird diese Form gehandhabt, wenn in den sonst leer ausgehenden Versen und Zeilen ein zweiter Reim durchgeführt wird, wie in den Nummern 112, 113, 165, 22, 107, 210 unserer persischen Sammlung der Fall. In den neugriechischen Gedichten findet sich der jambische Vers, der an die Stelle des antiken Hexameters und Pentameters getreten. Er zerfällt in zwei Theile, so daß sich der erste derselben auch wieder in sich selbst zu theilen im Stande ist, und zuweilen zwei dieser Theile oder alle drei zusammen mit demselben Worte oder derselben Wortverbindung beginnen, was einen besonderen Effekt macht, wie z. B. in folgenden Nachahmungen der Fall:

Nun blüht die Au, nun lacht die Welt,
Nun ist [illegible]

Drei Tage hält er kämpfend aus,
Drei Tage ringt der Brave;
Ohn' alle Rast, ohn' alle Ruh',
Ohn' alle Labe bleibt er.

Was das Übrige betrifft, so ist keine Erläuterung nöthig.

Und so seien denn diese meist wunderschönen Erzeugnisse der poetischen Menschennatur voll Leben und Geist, die ich, soferne Stoff und Gehalt nicht mein Eigenthum ist, ohne alle Unbescheidenheit und Anmaßung rühmen und empfehlen kann, dem Publikum vertrauend an's Herz gelegt!

Hafis.

Eine Sammlung persischer Gedichte.

I.

Als einſt von deiner Schöne,
O meine ſüße Wonne,
Ein Strahl entzückter Ahnung
Durch alle Himmel hin,
Durch die nun erſt erhellten,
Sich breitete — geboren
Ward eine neue Gottheit;
Die Liebe war's, der Herzen
Gewaltige Königin.

Und über die Himmel ſchwang ſie
Den flammenſprüh'nden Zepter
Mit ihrer ſtolzen Hand;
Allein die Engel ſtanden
Inmitten ihrer Feuer
Eiskalt und unentbrannt.
Da faßte Zorn die Göttin;
Sie flog zur Erde nieder,
Zu fühlender Menſchen Herzen
Die Fittige gewandt.
Seit jenem Tage ſprühen,
Seit jenem Tage glühen
Die Flammen ihres Zepters
Durch alles ird'ſche Land.

II.

Prachtberiadernte Herrſcher,
Ungeliebte, liebeloſe,
Nur gekrönte Bettler ſind ſie,
Arme Bettler im Ornat.
Liebevoll geliebte Bettler,
Fürſten ohne Krone ſind ſie,
Kaiſer ohne Kaiſerſtaat.

III.

Welch' ein eignes Reich iſt doch
Das der Liebe! ſeine Wunder
Werden nimmer ausgeſagt.
Nicht befremdlich iſt es uns,
Wenn gefürchtet ſtarke Löwen
Schüchterne Gazellen jagen;
Die Gazelle deines Auges
Macht jedoch auf Löwen Jagd.

IV.

Ich halte mich ſo ſtille,
Doch im Gemüth iſt eitel Zank;
Was für ein Streit hier innen? —
Ich fürchte, daß ich liebekrank.

V.

Die Freiheit iſt ein Meer
Und ſeine Fiſche Herzen;
Sie ſchwimmen ohne Schmerzen
Behaglich hin und her.
Doch dieſe Luſt, wie Schade!
Iſt von geringer Dauer;
Es wohnet am Geſtade,
Es ſtehet auf der Lauer
Liebe, die Fiſcherin.
Sie fiſcht mit eignen Angeln;
Sie fiſcht mit Ambralocken;
Die purpurrothen Fiſchchen,
Sie kommen unerſchrocken,
Sie laſſen von der argen
Sich gar zu gerne locken,
Und eines um das andre
Iſt ihrer Liſt Gewinn.

VI.

Was iſt der Lenz? Ein Commentar;
Er machet deine Schöne klar;
Er legt, ſo weit es ſeinem Müh'n,
Dem freilich unzureichlichen,
Doch eifrigen, gelingen mag,
Die Fülle deiner Reize dar;
Denn nur von ihnen handeln
Licht, Blume, Duft allüberall
Wo meine Füße wandeln.

VII.

Es werde Licht! So tönete
Ruf Gottes in die dumpfe Nacht,
Und ſiehe da, es wurde Licht,
Es wurde deines Auges Pracht.

VIII.

Durch der Sonne Strahl
Heiter allzumal
Wird der Erde Saal,
Blühen im Gethal
Blumen ohne Zahl;
Doch sie selbst, die Sonne,
All in ihrer Wonne,
Strahlt allein durch deines Auges Strahl.

IX.

Ich preise Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Den Tag, dein Antlitz und dein Haar, die Nacht.

X.

Ein göttliches Wunder ist dein Angesicht,
Und daß du es im Stande zu erblicken
Mit eig'nem Aug', will einen Spiegel ich
Gleich göttlicher Art, will ich mein Herze schicken.

XI.

Der Oſt gerieth in Streit mit der Natur;
Er wollte nicht mehr auf der Roſenflur,
Er wollte weh'n auf einer ſchöneren,
Er wollte weh'n auf deiner Wange nur.

XII.

In's Grübchen deiner Wange fiel die Seele mir;
Da langte ſie nach deines Haares Schlängel-Zier.
Ach, armer Juſſuf! Da du aus der Grube kamſt,
Umſtrickte dich das Feſſelband der Locke hier.

XIII.

Entzücket dich ein Wunderhauch,
Der einzig iſt im Weltenringe? —
Ich fülle die geſammte Luft
Mit Moſchus an und Ambraduft,
Weil ich von Liebchens Locke ſinge.

XIV.

Die ſchönen Haare flicht,
O, meine Selma, nicht!

Es wohnt darin ein Hauf
Von Seelen, o wie dicht!

Worunter, wie du weißt,
Die meine nicht gebricht.

Nicht tödte mit der Hand
Die Zarten, o mein Licht!

XV.

Wir zieren, ich und du,
Den Himmel, den geſtirnten,
Der Liebe wunderbar:
Du als der Mond, der volle,
Stolzfreudige der Anmuth,
Als thränende Plejaden
Mein feuchtes Augenpaar.

XVI.

Von deinem holden Lächeln
Entſprang der Roſe ſchöne Zier;
Von meinem heißen Blicke
Entſproßte die Granate hier.

XVII.

In's Auge, das entzückte, mir
Kam ein Beſuch, ein fürſtlicher,
Dein wunderherrlich Bild, o Lieb!
Ich zog davor, zu ehren es,
So viel ich immer kann, beſtrebt,
Purpurener Gardine Zier,
Aus blutiger Thräne Stoff gewebt.

XVIII.

Es reißen Sturmgewalten
Aus mit der Wurzel Bäume;
Das im Naturbereiche
Iſt der gemeine Brauch.
Aus mit der Wurzel riß mich —
O ſprich, wie war es möglich? —
Der melodieenreiche,
Der gar zu linde, weiche,
Von deinem Mund der Hauch.

XIX.

Was prahlſt du ſo, o Himmel,
Mit deinen hehren Prachten,
Was hegſt du ſtolzen Sinn?
Für einen Blick der Gnade,
Für eine Lächelſpende
Faßt Liebe deine ſchönſten
Goldfunken in die Hände,
Entraffet dir, die kühne,
Orion und Plejade
Und ſtreut ſie vor die Füße
Dem, was ſie liebet, hin.

XX.

Mich in ein arm Geſtiebe
Verwandelt hat die Liebe,
Und alſo deine Schöne
Umwirbel' ich und höhne,
So leicht und zart beſchaffen,
Der Winde Sturmgewalt.
Denn mich hinwegzuraffen
Aus deiner Reize Schlingen,
Nie wird es ihr gelingen,
So ſchrecklich ihre Wege wallt.

XXI.

O wär' ich ein See, ſo ſpiegelhell,
Und du die Sonne, die ihm blickte!
O wär' ich ein klarer Wieſenquell,
Und du die Blume, die ihm nickte!

O wär' ich ein grüner Roſendorn,
Und du die Roſe, die ihn ſchmückte!
O wär' ich ein ſüßes, ſüßes Korn,
Und du der Vogel, der es pickte!

XXII.

Das Aethermeer, das nächtige,
Erglänzet in des Mondes hehrem Glanze;
Schon blicket er, der prächtige,
Durch's dunkle Laub als goldne Pomeranze.

Es ſtreuet ihm die Lilie
Weihrauch empor; es hangt an ihm bezaubert
Bülbül, die tonkunſtmächtige,
Und grüßet ihn mit ihrer ſüßen Stanze.

Doch, ach, wie ſtolz erhebt er ſich,
Damit er nie zu Hoffnungen, zu ſchönen,
Die Sängerin berechtige,
Und nie die ſtille, liebevolle Pflanze! —

Du biſt der Mond, die Lilie
Iſt mein Gemüth und Nachtigall die Lippe,
Die dir umſonſt andächtige
Gebete weiht die Sommernacht, die ganze.

XXIII.

Siehe der arme Geſelle,
Der da wallt von Haus zu Haus,
Seine Fluth vom Quelle
Schreiet er mechaniſch aus.

Doch es ſtockt der Schrei ihm,
Sein Geſchäft, vergeſſen iſt's,
Nahet deiner Schwelle,
Stehet er an deinem Haus.

Nicht die Fluth, die helle,
Gießet der Verliebte hier,
Nein, die trübe Welle
Seines heißen Auges aus.

XXIV.

Wenn der Oſt durch deines Hauptes
Duftiges Gelocke ſtrich,
Rein geneſen, wo er hauchet,
Heben arme Kranke ſich. —

Singen Engel vor des Himmels
Hohem Herrſcher ihren Preis,
Feiern ſie als ſeine ſchönſte,
Wundervollſte Schöpfung dich. —

Wären Myriaden Seelen,
Myriaden Herzen mein,
Alle dir zum Liebesopfer
Vor die Füße ſtreuet' ich. —

Die zu dir gewandte Sehe,
Unverwendet ſtarrte ſie,
Ob in ungeheurem Sturze
Beider Welten Fuge wich. —

Ach warum zu dir, o Kaba
Frommer Liebe, geht der Weg
Durch verbrannter Wüſteneien
Mörderiſchen Sonnenſtich? —

Auf die Blätter meines Harmes
Einen Blick der Gnade wirf!
Mit des Auges Blute malt' ich
Jeden Zug und jeden Strich.

XXV.

Gieb ihr, Oft, die Kunde meiner Leiden,
Aber gieb ſie ſchwach! Es wird genügen.
Malteſt du in vollen, ächten Zügen —
Ach, du würdeſt ihr den Tod bereiten.

XXVI.

Unendlicher Liebe Gewicht,
Die Himmel ertrugen es nicht;
Und ſiehe, die ſämmtliche Laſt,
Die hehre, ſie ſenkete ſich,
Sie ſtürzete nieder in Haſt,
Sie ſtürzete, weh, auf mich.

XXVII.

Finſtere Schatten der Nacht,
Wogen- und Wirbelgefahr!
Sind wohl, die da gelind
Raſten auf ſicherem Lande,
Euch zu begreifen im Stande?
Das iſt der nur allein,
Welcher auf wilder See
Stürmiſcher Oede treibt,
Meilen entfernt vom Strande.

XXVIII.

Schon häufig an der Pforte meines Herzens
Hat angepocht der Gram;
Doch es verſchloß ſich riegelfeſt, ſo oft es
Den Widrigen vernahm.

Auf's neue pocht' er neulich, und es wurden
Ihm ohne Zögerung
Die Thore weit — warum? Weil er geſendet
Von deinem Auge kam.

XXIX.

Ich grüßte früh am Morgen
Die thaubeperlte Flur;
In Myriaden Roſen
Auflachte die Natur.

Da höret' ich das ſüße
Geſtöhn der Nachtigall;
Sie meldete die Qualen,
Die ihr Gemüth erfuhr.

Hier im Bezirk der Wonne,
Wo ſo viel Reize blüh'n,
Von Hoffnung und von Troſte
Nicht eine leiſe Spur!

Das Roſenherz, das harte,
Zog zwiſchen ihr und ſich
Kaltſinniger Entfremdung
Unendlich herbe Schnur.

O Nachtigall, dein Jammer —
Wie ganz verſteh' ich ihn!
Für mich und dich, die beiden,
Iſt Liebe Leiden nur.

XXX.

Die Flamme hier, die wilde, zu verhehlen,
Die Schmerzen alle, welche mich zerquälen,
Vermag ich es, da alle Winde ringsum
Die Gründe meiner Traurigkeit erzählen?

Daß ich ein Stäubchen deines Weges ſtäube,
Wie magſt du doch, o ſprich, wie darfſt du ſchmähen?
Verklage dich, verklage das Verhängniß,
Das waltet über alle Menſchenſeelen!

Da ſelbiges verordnete, das ew'ge,
Wie alle ſollten ihre Wege wählen,
Da wurde deinem Lockenhaar der Auftrag,
Mir Ehre, Glauben und Vernunft zu ſtehlen.

XXXI.

Es ſchmückt die Herrſchaft hohe Throne nicht;
Sie wohnt, o Lieb, in deinem Angeſicht.

Den Tag erſchafft die Sonne nicht; es tagt
Durch deiner Augen zauberiſches Licht.

Dir huldiget gefeſſelt alles Sein,
Und keines iſt, das ſeine Bande bricht.

In deiner Hand iſt Leben und Verderb,
Wie deine Willkühr unſer Urtheil ſpricht.

Zwar wenig iſt des Guten, das du thuſt,
Des Böſen ein unendliches Gewicht;

Doch morde nur und trinke Blut auf Blut!
Nicht geht mit dir der Himmel in's Gericht;

Nicht ſchreiben Engel deine Schulden auf;
Sie ſelbſt entflammt, ſie brechen ihre Pflicht.

XXXII.

Für die böſe Liebe braucht' ich
Schon ſo manche Medicin;
Doch es wurde mir die Ruhe,
Die erſehnte, nicht verlieh'n.

Denn es iſt in mir die Liebe
Nicht ein bloßer Gaſtbeſuch,
Wie er wohl in andern Herzen
Pfleget ein- und auszuzieh'n;

Iſt mir Odem, Geiſt und Seele —
Werden Odem, Seele, Geiſt,
Meine letzten Hauche ſchwinden,
Wird dahin auch jene flieh'n.

XXXIII.

Drinnen im Gemache ſchmiegt ſich
Ihrer Bruſt ein Fremder an,
Und ich lieg' auf ihrer Schwelle,
Preisgegeben dem Orkan.

Dieſe Stelle zu verlaſſen,
Riethe mir der Brauch der Welt,
Riethe mir das Ich, das kalte,
Riethe der Verſtand mir an.

Doch ſo groß die Welt, die weite,
Eine Stelle giebt ſie mir,
Dieſe nur, es geht von dieſer
Nur zum Grabe meine Bahn.

XXXIV.

Die Liebſte ging vor mir vorbei
Und wandt' ihr Auge nicht zu mir —
Mein Leben ging mit ihr vorbei,
Die Seele meines Seins mit ihr.

XXXV.

Mein Weinen, es iſt zu gleichen
Dem Regen im Lenz, dem reichen,
Nicht von der Tafel des Buſens
Im Stande, dein Bild zu ſtreichen.

XXXVI.

Sie, welche nicht an Liebe glauben,
Ich lade ſie zu meinem Grabe.
So wie ſie deinen Namen nennen,
Wird hell empor aus meinem Sarge
Ein Klageton die Luft durchzieh'n.

XXXVII.

Freue dich, o Seelenvogel,
Laſſe deine Jubel ſchallen,
Daß du in der Roſe zarte,
Liebe, ſüße Haft gefallen!

Nicht in eines Vogelſtellers
Rohe Netze wirſt du ſinken,
Nicht ergriffen wirſt du werden
Mörderiſch von Räuberkrallen.

Zwar es hat der Dorn der Roſe
Tief genug dein Herz verwundet,
Und ſo wirſt du dich verbluten
Und hinab zu Grabe wallen.

Doch der Tod, der dich erwartet,
Iſt der ſchönſte Tod von allen;
Sterben wirſt du nach dem edlen
Sterbebrauch der Nachtigallen.

XXXVIII.

So halt' ich es mit meiner Liebe,
Daß ich mein eignes Sein vergeſſe,
Daß ich mein Ich, mein ganzes, opfre;
Zehntauſend Seelen, wenn ich hätte,
Ich würde ſie vor dir verſtreu'n.

So halt' ich es mit meiner Liebe:
Treu bin ich ohne Wank und Wandel.
Laß jeden höchſten Reiz der Erde
Vorüberzieh'n vor meinem Auge,
Nicht weckt er eine leiſe Regung;
Ich ſehe dich, nur dich alleine,
Und jedes andre Bild verweht.

Ich bin Medſchnun, der, lieberaſend,
Nicht Perſien und nicht Arabien,
Die Erde nicht mit ihren Blumen,
Den Himmel nicht mit ſeinen Sternen,
Für ſeine ſüße Leila nimmt.

Man drohe mit gehobner Klinge,
Man laſſe Wund' auf Wunde bluten,
Man ſchlage mir das Haupt herunter!
Ich weiche nicht von deiner Schwelle,
Ich liefere dem Schwertbewehrten
Nicht aus das einzig edle Kleinod,
Das ich beſitze, meine Liebe;
Mit eiſiger, erſtarrter Hand noch
Halt' ich die ſchöne Perle feſt.

XXXIX.

Fort mit dem Ich und ſeiner Kraft,
Gebeut die Liebe, fort damit!
Vor jenem Auge ziemet ihm,
Daß es verſtiebe; fort damit!

Nein, geize nach der Ehre nicht,
Dir ſelber ewig gleich zu ſein;
Woferne nur ein Schein davon
Zurückebliebe, fort damit!

Sich aufzulöſen iſt ſo ſchön
In ungemeſſ'ner Leidenſchaft,
Und deiner Ichheit ſtolze Pracht
So triſt und trübe; fort damit!

Zu Aſche brenn' ein liebend Herz,
Und in die Lüfte ſtreu's der Wind,
Beweiſend aller Welt, wie groß
Die Macht der Liebe; fort damit!

XL.

Wo iſt der Ort, an dem du weilſt?
An dieſem Orte will ich ſterben.
Kein andrer Port auf wildem Meer;
In dieſem Porte will ich ſterben.

Es läßt Karun von ſeinem Gold,
Der Reiche nicht von ſeinem Horte;
Wo wäre mir ein Hort, wie du?
Bei dieſem Horte will ich ſterben.

Und wenn du dich vor mir verbirgſt,
Und wenn du deine Pforte ſchließeſt,
An dieſer Pforte lager' ich,
An dieſer Pforte will ich ſterben.

Das letzte Wort aus meinem Mund,
Was wird es ſein? Dein ſüßer Name.
Wie fiele mir ein andres ein?
Mit dieſem Worte will ich ſterben.

XLII.

Dein ohne Wank und Wandel,
So lang ich athme, bin ich;
Wenn ich des Grabes Raub,
Anfliegen an den Saum dir
Werd' ich als Grabesstaub.

XLIII.

Lieben ohne Maaß entflammt,
Lieben ist mein einzig Amt,

Ob sie meine Bitte hört,
Ob sie meinen Trieb verdammt,

Ob sie mich in Dorne legt
Oder in der Gnade Sammt;

Lieben ohne Maaß und Ziel
Lieben ist mein einzig Amt.

XLIII.

Bitteres zu ſagen, denkſt du;
Aber nun und nimmer kränkſt du,
Ob du noch ſo böſe biſt.
Deine herben Redethaten
Scheitern an korallner Klippe,
Werden all' zu reinen Gnaden;
Denn ſie müſſen, um zu ſchaden,
Schiffen über eine Lippe,
Die die Süße ſelber iſt.

XLIV.

So ſteh'n wir, ich und meine Weide,
So leider mit einander beide:

Nie kann ich ihr was thun zu Liebe,
Nie kann ſie mir was thun zu Leide.

Sie kränket es, wenn ich die Stirn ihr
Mit einem Diadem bekleide;

Ich danke ſelbſt, wie für ein Lächeln
Der Huld, für ihre Zornbeſcheide.

XLV.

Nur darum iſt mein Auge, daß es deinem Glanz
Den Spiegel halte;
Nur darum iſt mein Buſen, daß er deinem Bild
Ein Zelt entfalte.

XLVI.

Ich möchte dir ſo gern die Seele geben;
Doch haſt du ſie durch ewigen Beſchluß
Schon ohnehin, und nicht bin ich im Stande
Zu ſagen, daß ſie je mein eigen war.
Geſchaffen hat, ſo viel ich mich beſinne,
Der Himmel ohne Seele mich und die
Mir zugehörige Seele dir geſchenkt.

XLVII.

Ich bin der Liebe Morgenflur,
Harr' auf der Sonne prächtiges Erſcheinen,
Und werde, ſchmückt ſie den Azur,
Den Morgenthau der Luſt und Freude weinen.

XLVIII.

Ich bin ein armes Lämpchen nur,
Ein dämmerndes in dunkler Nacht;
Du biſt die lichte Morgenpracht
Aufſtrahlend im Azur.
Du ſtrahle nur, du prange nur!
Wiewohl vor deinem Angeſicht
Des armen Lämpchens Auge bricht,
Ich bebe nicht, ich bange nicht;
Du leuchte nur,
Und ich vergehe gern in deinem Licht.

XLIX.

Wähne nicht, ich ſei noch!
Ging ja doch in deiner Liebe Feuer
Auf in hellen Flammen
Meines Seins entzündlich arme Scheuer!

Nur ein Häufchen Aſche
Blieb zurück; das ſtäubet in die Lüfte,
Sinkt herab und legt ſich
Vor die Füße dir als Liebesſteuer.

2.

Nichts iſt dumpfer Gemüther
Träumenden Heerden wunderbar;
Doch mir dünket am Ende
Alles auf Erden wunderbar.

Iſt nicht Leben und Athem,
Himmel und Licht und Roſenflur,
Iſt nicht ſchwellender Jugend
Liebliches Werden wunderbar?

Schönheit, welche Mirakel
Stellſt du betroffnem Auge dar!
Sind nicht, ſage, Suleima's
Holde Geberden wunderbar?

Welch ein Wunder die Liebe!
Ach, um ein einzig Lächeln nur
Trägt die Seele Hafiſens
Welche Beſchwerden wunderbar!

LI.

Holder Oſt, beſchwingter Bote,
Den die Liebe wandeln heißt,
Grüße mit dem ſchönſten Gruße
Jene Schöne, die du weißt.

Melde, daß mir in die Lüfte
Schwinde der gequälte Geiſt,
Wenn ſie nicht zu ſpenden eile
Jene Spende, die du weißt.

Denn zu kennen und zu miſſen,
Was mit Edens Wonne ſpeiſ't,
Es gebiert die tiefe Trauer,
Die gefähre, die du weißt.

Ja, was ſind die Paradieſe,
Welche der Verzückte preiſ't,
Lacht ſie, jene Flur der Liebe,
Jene zarte, die du weißt!

Nicht der Aar zu ſein verlangt mich,
Der hinauf zur Sonne reiſ't;
Nachtigall Hafis vergöttert
Jene Roſe, die du weißt.

LII.

Eine tröſtlich holde Kunde weigre nicht!
Eine traute Wonneſtunde weigre nicht!

Heilbeſcheer, balſamiſchen, mein ſüßer Arzt,
Für ſo manche böſe Wunde weigre nicht!

Deiner Lippe Kandel, daß von jeglicher
Thräne mir das Aug' geſunde, weigre nicht!

Der da bis zum Kaſe deine Schöne preiſ't,
Seine Koſt dem Liedermunde weigre nicht!

Jene Bruſt, aus Lilienſchimmer aufgeballt,
Schwellend in vollkommner Runde, weigre nicht!

Was mit eiferſuchtentflammtem Auge ſieht
Die geſtirnte Weltrotunde, weigre nicht!

Was zu vollgehaltiger Aeonen Werth
Stempelt eine Luſtſekunde, weigre nicht!

Was allein empor zu halten fähig iſt
Ueber'm öden Grabesſchlunde, weigre nicht!

LIII.

Beim Strahle deiner Augen,
Dem Meiſter aller ſüßen Zauberei!
Bei deiner Lockenſchlange,
Dem Spielgeräthe holder Tändelei!

Bei deinem Mundrubine,
Der, ein Meſſias, Leben haucht und Heil!
Bei'm Flore deiner Wange,
Wovon der Lenz das ſchwache Conterfei!

Bei'm Baue deiner Glieder,
Deß Architekt der Geiſt der Liebe war!
Bei deiner Buſenwoge
Dem Wonnebett berauſchter Phantaſei!

Bei'm Reize deines Wandels,
Der Grazie ſelbſt eine Peri lehrt!
Bei'm Klange deiner Stimme,
Dem Urbegriffe ſanfter Melodei!

Bei'm Ambra deiner Düfte,
Der eines Engels reine Sinne raubt!
Bei'm Staube deines Weges,
Der meines Hauptes Ehrenkrone ſei!

Erbarme dich Haſiſens,
Eh' ihm der Kräfte letzter Reſt verſiegt;
Ihm einen Blick der Gnade,
Ihm einen Schimmer deiner Huld verleih'!

LIV.

Wie Melodie aus reiner Sphäre hör' ich;
Wie Harmonie aus ewiger Kläre hör' ich;

Ein Weh'n, ſo ſanft, als ob mir eines Engels
Gelinde Schwinge nahe wäre, hör' ich.

Erzählt der Oſt von deiner Bruſt Geneigtheit?
Denn eine wunderſüße Mähre hör' ich.

Verkündet er die ſeligſte der Stunden?
Denn was da ſcheucht jedwede Zähre hör' ich.

LV.

Mit ſeinem Mohrenheer erſchien der Gram,
Mein Blut vergießend grauſam und verrucht;
Ein lichtgeborner weißer Engel kam
Und ſchlug den Unhold plötzlich in die Flucht.

LVI.

Ich will bis in die Sterne
Die Fahne der Liebe tragen;
Sie ſoll auf einer Wolke
Ob ſämmtlichen Himmeln ragen.

Ich will im hohen Aether
Anſtimmen erhabene Lieder,
Will rühmend eine Pauke
Unendlicher Ehre ſchlagen.

Orion und Plejade
Sie ſollen im Tanze kreiſen,
Und Sohre freudig horchend
Das eigene Spiel vertagen.

Tief unter mir die Wüſten,
Die ſandigen, ungeheuern,
Sie ſollen blüh'n und grünen,
Gleich himmliſchen Roſenhagen.

„Warum Hafis?“ ſo fragſt du.
Wie magſt du ſo thöricht fragen?
Es lächelte mir die Freundin,
Es endeten alle Klagen.

LVII.

Wie biſt du, meine Königin,
Durch ſanfte Güte wonnevoll!
Du lächle nur — Lenzdüfte weh'n
Durch mein Gemüthe wonnevoll!

Friſch aufgeblühter Roſe Glanz
Vergleich' ich ihn dem deinigen?
Ach, über alles, was da blüht,
Iſt deine Blüthe wonnevoll!

Durch todte Wüſten wandle hin,
Und grüne Schatten breiten ſich,
Ob fürchterliche Schwüle dort
Ohn' Ende brüte, wonnevoll.

Laß mich vergeh'n in deinem Arm!
Es iſt in ihm ja ſelbſt der Tod,
Ob auch die herbſte Todesqual
Die Bruſt durchwüthe, wonnevoll.

LVIII.

Es hält der Oft, der eitle, ſich
Für ſämmtlicher Geſchöpfe Geiſt:
Doch höre deines Haars Arom,
Das ihn mit Fug zurechte weiſ't:

„Ich bin die Seele der Natur,
Da ohne mich die Welt zerfällt,
Und ihren öden Trümmerhauf
Des Chaos alte Nacht umkreiſ't.“

LIX.

Mein ſüßer Schatz! Du biſt zu gut;
Du nährest meinen Uebermuth;
Es ſtrahle nicht ſo reich an Huld
Mir deiner Augen ſchöne Gluth!

Erlaube nur, daß meine Hand
Den Staub, worauf dein Fuß geruht,
Mir auf die Scheitel legen darf,
Wie mit der Kron' ein Kaiſer thut!

LX.

Ich dachte dein in tiefer Nacht;
Da leuchtete mit heller Macht,
Mit plötzlicher, die Finsterniß,
Und wurde klar, wie Morgenpracht.

Zu jener Stunde hat gewiß,
Dein Auge, Liebchen, auch gewacht,
Zu jener Stunde hat gewiß
In Liebe mein dein Herz gedacht.

LXI.

Wie glücklich ist der Morgenwind!
Er schwingt sich auf sein Ambra-Roß
Und jagt zu dir und fleugt zu dir
So leicht, so rasch, wie ein Geschoß.

Mich aber hält gebändiget
Ein unerbittlich Mißgeschick,
Wiewohl mein ewig quellend Aug'
Weltmeere schon des Grams vergoß.

O pfui der Schmach, pfui über mich!
Ich lebe noch, ich athme noch,
So manche bittre Stunde ſchon
Mich ohne dich der Tag verdroß.

Allein getroſt! Es ſtocken mir
Die Pulſe ſchon, die ſchmählichen,
Und bald bin ich der ewiglich
In Nacht Gehüllten Schlafgenoß.

Doch träumt gewiß auch dann Hafis
Von deiner Wange Roſe noch;
Aufſteigen zum Beweiſe wird
Aus ſeiner Gruft ein Roſenſproß.

LXII.

Klagen ob der Trennung Pein,
Melden nicht ihr Leid, ihr wahres;
Tauſend Bände ſind nur ein
Abſchnitt ihres Commentares.

LXIII.

Wiſſe, Verliebter, und prüfe dich
Ob dein Lieben ein ächtes ſei,
Ob ſein Weſen erdichtet:
Vor dem Muſti der Liebe gilt,
Dein Gebet nur in einem Fall,
Wenn du geſetzlicher Reinigung
Pflicht mit lauterer Welle nicht,
Nein, mit Blute verrichtet.

LXIV.

In die gramentladne Bruſt
Zog herein
Welche Luſt!
Sie zu bergen ohne Laut
Sollt' ich es im Stande ſein?
Nein, o nein, ſie ſoll vertraut
Freundlichem Gehöre ſein!
Aber nicht dem Menſchenkinde
Meine ſüße, ſüße Poſt,
Ich verkünde ſie dem Winde,
Ich vertraue ſie dem Oſt.

LXV.

Wehre nicht, o Lieb,
Wühlen in den Locken
Deines holden Hauptes
Laß mich ohne Stocken!
Denn ein eigner Trieb
Waltet, es bewältigt
Eine ſympathetiſch
Eigne Zaubermacht.
Wiſſe, meine Seele
Such' ich auf, die arme,
Die ſich in die dunkle,
Labyrinth'ſche Pracht,
Tief hinein verloren
In die ſchöne Nacht.

LXVI.

Ich höhne der Vernichtung
Furchtbaren Schlund
Feſt hangend an Suleima's
Rubinenmund.

Dem Ruhenden im Centrum
Des Lebens hier
Wie zeigte ſich zu beben
Der kleinſte Grund?

LXVII.

Weißt du noch, mein ſüßes Herz, wie Alles ſich
Hold begeben zwiſchen dir und mir?

Wie der Liebe Siegelring auf meine Stirn
Drückte ſchon der erſte Blick von dir?

Wie zu ſchelten deine Lippe rang und doch
Honigküſſe träufelten von ihr?

Wie auf uns der ſtille Blick des Monds geruht
Und in ſeinem ſtillen Blicke wir?

Wie, was ſich kein gläubiges Gemüthe träumt,
Uns die Huld des Himmels ſchenkte hier?

Und wie dann Hafiſens Verſeperlenſchatz
Tauſendfach an Werth gewann und Zier?

Weißt du noch, mein ſüßes Herz, wie Alles ſich
Hold begeben zwiſchen dir und mir?

LXVIII.

Es kam ein Hauch von oben,
Der mir in's Ohr die Worte blies:
„Nicht wähn', aus eignem Innern'
Entſtröme dein Geſang, Hafis!

Vom Urbeginn der Zeiten
Auf Roſen und auf Lilien
Steh'n ſeine Zauberformeln
Geſchrieben hoch im Paradies."

LXIX.

Der Schah von Ormus ſah mich nie,
Er, welcher mir Geſchenke beut;
Der Schah von Jesd kennt mich ſo gut,
Er ſchenkt mir aber keinen Deut.

So iſt es in der Welt, o Herz;
Sei wohlgemuth zu aller Friſt,
Und ſegne, wie die offne Hand,
So jene, die verſchloſſen iſt!

LXX.

Dornen in den Weg geſchleudert
Werden uns von frommen Händen;
Laſſet uns dafür die Roſen
Allgemeiner Liebe ſpenden!

LXXI.

Zerriſſen wird der Erde Bauch, und ſieh', er giebt
Dem, welcher ihn zerriſſen hat, Goldſchätze Preis;

Steinwürfe fliegen auf den Baum und er gewährt
Dem, welcher ihn geworfen hat, Fruchtlabungen;

Zerſchlagen wird der Muſchel Leib, ſie aber ſchenkt
Dem, welcher ſie zerſchlagen hat, ihr Perlenherz; —

Was willſt du, Menſch, unedler, als der Erde Bauch,
Unedler, als der Baum und als die Muſchel ſein?

LXXII.

Ob feindſelige Winde
  Schreckhaft toſen, o gräme dich nicht!
Denn hold werden im Lenze
  Lüftlein koſen, o gräme dich nicht!

Ob erſtorbne Gebüſche
  Rings dein Auge beleidigen,
Aus dem Tode lebendig
  Blüh'n einſt Roſen, o gräme dich nicht!

Ob durch ſtachlige Wüſte
  Hin zur Kaba die Reiſe geht,
Laß dich Dornen und Diſteln
  Nicht erboſen, o gräme dich nicht!

Ob glückſeliger Heimath
  Juſſuf grauſam entriſſen weint,
Hoch in Glorie prangt einſt,
  Der verſtoßen, o gräme dich nicht!

Alles kreiſet und wechſelt,
  Auch dein Leiden, es wandelt ſich;
Nicht erliege den herben
  Schickſalsloſen, o gräme dich nicht!

LXXIII.

Giere nicht nach Golde,
Geizig aufgehäuftem,
Andere verlocken
Laß die Pracht der Ehren,
Anderen mißlingen
Laß erhabne Müh'n!
Lieblicher, zu trinken,
Seliger, zu ſingen
Und geliebte Locken
Durch die Hand zu zieh'n..

LXXIV.

Trage nicht ſo grelle Töne vor,
Prediger! Zu weichlich iſt mein Ohr,
Iſt zu muſikaliſcher Natur,
Und die ſüße Sängerin der Flur,
Der es horcht, hat es ſo ganz verwöhnt,
Daß es ſchmerzt, wenn deine Stimme tönt.
Willſt du nicht, daß ich in's Weite flieh',
So verſuch' es und verwandle ſie
In gelinde, zarte Melodie!

LXXV.

„Führe mich zum Purpurrand
Einer Lippenhonigquelle!
An geneigter Roſe Bruſt
Gieb mir eine Ruheſtelle!“
Dies, nur dies,
Fleht Hafis
Still zu Gott in ſeiner Zelle.

LXXVI.

Erd' und Himmel und all ihr Gut
Iſt mir ohne Wichtigkeit,
Denn der Preis iſt allzu hoch
Und die Waare Nichtigkeit.

Meine Selma begehr' ich nur
Und in ihrer Ermangelung
Sie zu preiſen ein Lautenſpiel,
So iſt Alles in Nichtigkeit.

LXXVII.

Es hat die Flur ein Sturm verheert,
All ihre Blüthen abgekehrt —
Ein ſchreckliches Geſtiebe!
Die Lilien indeſſen,
Die Roſen und Cypreſſen
Der Schönheit und der Liebe,
Gottlob, ſie blieben unverſehrt.

LXXVIII.

Wie könnte man Verzicht auf Liebe,
Auf holder Anmuth Schimmer thun?
Wohl mehr, denn hundertmal verſucht' ich's,
Doch jetzo will ich's nimmer thun.

Zwar grollt der Scheich, der ernſte Mahner,
Und deutet in die Sternen-Au;
Dagegen ich: „Mein Gott, was ſoll ich
Mit einem hohlen Flimmer thun?

Ein Vivat unſerm alten Wirthe!
Denn was wir immer ſündigen,
Ihm ſind es eitel gute Thaten,
Und ob wir auch noch ſchlimmer thun."

LXXIX.

Es betet Hafis — merkt auf und saget Amen,
Ihr Heiligen all' in unserem Zecherrunde:
Herr, gieb uns unser täglich Brod vom Zucker
Holdseliger, geliebter, süßer Munde!

LXXX.

Selige Kunde tönt:
Der Lenz beginnt den Wonnelauf;
Geht die Besoldung ein,
Sie geht für Wein und Rosen auf.

Himmel und Erde fragt:
„Wo ist der beste Keller, wo?"
Selber die Kutte lechzt;
Wohlan, es regne Wein darauf!

Aber in Anbetracht
Der Rosen fällt mir dieses ein:
Selbige sammeln wir
Von diesen Wangen ohne Kauf.

Einzig erschien Hafis
Auf dieser Erde deinethalb;
Reiche den süßen Mund!
Bald muß er wieder himmel-auf.

LXXXI.

Es hauset der Gedanke
Im unendlichen Weltensaal;
Nicht bannt ihn eine Schranke,
Nicht hemmt ihn eine Kette,
Es ringet Höh' und Thal
Sein Fittig aus, verbrannte Zon' und Pol,
Und fleugt mit allen Stürmen in die Wette.
Doch, ach, es stöhnt in friedeloser Qual,
Lebt mit sich selbst im Zanke,
Der Kranke,
Fühlt, daß die Welt ihm ewig leer und hohl
Und findet nirgend eine Ruhestätte. —
Der Lieb' in ihrem kleinen Kabinette
Ist himmlisch wohl.

LXXXII.

Ich bin so fromm, ich bin so rein;
Bald ist das höchste Ziel erklettert. —
Doch o wie schön, ein Mensch zu sein!
Drum, Freunde, sagt, wo ist der Wein,
Der fromme Seelen niederschmettert?

LXXXIII.

Zur Wüſte grimmig ausgebrannt
Von heißer Buße Sonnenſtich,
War meines Seins verlorne Flur;
Da ſtäubet' ich, da wirbelt' ich,
Ein aufgewühlter Wüſtenſand,
Hoch in die Luft getragen
Vom Winde, zum Azur.
Gott ſei gelobt! Er hat mir
Die mörderiſche Gluth gedämpft,
Mir einen Regen herabgeſandt,
Mich mild zurückgeſchlagen
Zu meinem alten Ruheſtand,
Hat mich gemacht zu fröhlichem,
Friſch aufgeblühtem Land.

LXXXIV.

Viel bin ich umhergewandert,
Um zum Heile zu gelangen,
Mit Betagten und Erfahrnen
Bin ich eifrigſt umgegangen,
Stillte nicht der Seele Bangen,
Reifte nicht zum Lichte ſo;
Und am Ende blieb ich, wo? —
An Suleima's Lippe hangen,
Meines Seins erſt jetzo froh.

LXXXV.

Auf des Sidra heiligen Aeſten
Hoch im himmliſchen Revier
Niſtete mein Seelenvogel
Sonder irdiſche Begier.

Einen einzigen Blick, Geliebte,
Sandteſt du zum Himmel auf,
Und getroffen ſank der Vogel
Himmel-ab zu Fuße dir.

Strebt er in die Höhe wieder? —
Ach ſein einzig Leben iſt
So der Erde Staub zu küſſen,
So im Staub zu ſterben hier.

LXXXVI.

Hingeworfen zum Gebete,
Wollt' ich in die Höhe ſchauen;
Aber, ach, vor meinen Augen
Standen einzig deine Brauen.

Und es raubten dieſe beiden
Kleinen, holden Himmelsbogen
Mir den einen, mir den großen,
Mir den unermeßlich blauen.

LXXXVII.

Ich roch der Liebe himmliſches Arom
Und möcht' in ihrem Weh'n,
Sanft aufgelöſt mit Seele, Geiſt und Leib,
Verſchwinden und vergeh'n.

LXXXVIII.

Kloſter und Schenke —
Heilige Räume
Sind ſie und gänzlich
Eins für mich,
Dieſe, die beiden.
Glühend in mir
Dort, wie hier,
Waltet derſelbe
Göttliche Trieb,
Weil ich an dich nur
Ueberall denke,
Kaba der Liebe,
Himmliſches Lieb!

LXXXIX.

Es ſind die Wege Gottes wunderbar,
Und ich erprob' es in beſonderm Grade;
Doch ſpür' ich auch im Wirbel der Gefahr,
Der lichtberaubten, ſeine reiche Gnade;
Es irrt mein Herz in deinem Lockenhaar,
Da leitet es der Herr die dunkeln Pfade.

XC.

Was ſprichſt du mir vom Alkoran?
Studir' ich ihn ſo eben nicht?
Ich ſtarre nach der Liebſten Aug'
Und leſ' in ihrem Angeſicht;
Die Sure „Nachtſtern" leſ' ich hier,
Ich leſe hier die Sure „Licht."

XCI.

Horch', hörſt du nicht vom Himmel her,
Ein wunderherrlich Muſiciren? —
Du hörſt die lieben Engelein
Hafiſens Lieder einſtudiren.

XCII.

Erſchlagen iſt Hafis. Wer ihn erſchlagen,
Das mußt du, Kind, dein ſchwarzes Auge fragen.

Der böſe Mohr! Wie grimmig iſt ſein Eiſen!
Der Tod umröchelt ihn in tauſend Lagen.

Ach hat der Vogel Edens eine Seele,
Strebt nicht zu dir ſein heißes Flügelſchlagen? —

Nicht ſchrecke mich mit der Vernunft! Denn dieſe,
Nichts hat ſie hier zu ſchaffen und zu ſagen.

Der Liebe Weg iſt unbegrenzt, ſie halten
So kalte Schranken nicht und enge Hagen.

Barmherzigkeit — welch' edle Tugendübung!
Was haſt du hier zu zaudern und zu zagen?

Du biſt aus einem eignen Stoff gebildet;
Dich rühren nicht Hafiſens ſchöne Klagen.

XCIII.

Ungläubige macht und Gläubige dein Lockenhaar
Zu einer und derſelben armen Sünderſchaar.

In's Grübchen deiner Wange fällt ein ſchwach Gemüth;
Es fällt darein der große, ſtarke Geiſt ſogar.

Dein ſchwarzes Aug', ein Meiſterſtück der ſchwarzen Kunſt,
Es zeucht zurück vom Aetherflug den Sonnen-Aar.

Wie ſollte nicht die Nachtigall verloren ſein,
Die zärtliche, die aller hohen Flüge baar?

Vergeſſen hat durch dich Hafis ſein Frühgebet
Und Nachtgebet, und ſein Verderb iſt offenbar.

XCIV.

Ein doppelter Rubin iſt mein Ruin;
Denn nimmermehr zu meiden und zu flieh'n
Iſt, was mir auch Vernunft und Glaube ſagt,
Des Weines hier und deines Munds Rubin.

XCV.

Ihre Locke kräuſelte
Hyacinthe, putzerfahren;
Doch der Oſt, er ſäuſelte
Ihr ein Wort von deinen Haaren.

XCVI.

„Lockenſtricke
Sollſt du wiſſen,
Sind voll arger
Liſt und Tücke;
Zarte Munde,
Schöne Blicke,
Auf ſie halten
Große Stücke,
Auf ſie bauen
Sein Geſchicke
Wird der Weiſe
Nimmermehr.“ —

Und es wäre
Gut, wenn ich ein Weiſer wär'.
Aber, ach, ich bin ein Thor,
Bin ein Rohr,
Welches in der Liebe Sturm
Schwankend allen Halt verlor,
Doch um Antwort nicht verlegen.
Mich beſtricke
Lockentücke,
Mir berücke
Geiſt und Sinn,
Mich entzücke
Schöner Blicke,
Zarter Munde
Süße Falſchheit
Immerhin!
Welch ein Glücke,
Welch ein Segen
In dem ſeligen Augenblicke,
Wo ich ihrem Trug erlegen,
Wo ich traue,
Wo ich baue,
Mich getroſt an ſie verkaufe,
Jene ſchöne Mörderin!

XCVII.

In der Anmuth Schule ging ich,
Um ihr Alphabet zu lernen,
War ein ungeſchickter Lehrling,
Denn ich faßte nur das Elif,
Blieb beim erſten Zuge ſtehen;
Wollt' ich mich von ihm entfernen
Und zu andern übergehen,
Ohne Frucht war alle Plage,
Voll Verwirrung meine Lage,
Nicht zu tragen meine Pein.
Und ſo prägte ſich allein
Dieſer König aller Ziffern,
Aller Züge ſchlank und fein —
Deine ſchöne Form mir ein.

XCVIII.

Aus der Welt zu fliehen,
Mich zurückzuziehen
In geweihte Stille,
War mein ernſter Wille;
Eilig aus dem Grauſe,
Welchem ich mein Leben,
Mein Gemüth entſchwor,

Wallet' ich nach Hauſe,
Schloß mich in die einſam
Abgelegne Klauſe,
Sandte meine Seele
In die reine Wohnung
Himmliſcher Naturen
Feierlich empor.
Wehe, welch ein Aufruhr!
Wehe, welch ein ſtörend
Weltliches Getöſe
Tönte mir in's Ohr!
All um meine hehre
Wonne war's geſchehen;
Denn hereinbegleitet,
Schleichend auf den Zehen,
Hatte mich die Liebe,
Hatte meinem Triebe
Nach Ascetengröße
Spott und Hohn bereitet;
Mächtig ohne Schonung
Ihre Trommel ſchlug ſie,
Kräftig ohne Pauſe,
Eine Virtuoſin,
Ihre Wirbel trug ſie,
Ihre raſchen, vor.

XCIX.

Meine Lebenszeit verſtreicht,
  Stündlich eil' ich hin zu Grabe,
Und wie wenig iſt's vielleicht,
  Daß ich noch zu leben habe!

Drum, Geliebte, ſäume nicht,
  Spende mir mit holdem Munde,
Ehe mir die Seel' entweicht,
  Eine letzte ſüße Labe!

C.

Weh mir armen Kuttenträger!
Denn ich habe böſe Schwäger,
Denn ich habe ſchlimme Vettern:
Mönche, Pfaffen, Kirchenpfleger.
Ach, wie taug' ich doch zu dieſen,
Ich verliebter Verſejäger? —
Wein, o Schenke! Denn zur Buße
Werd' ich alle Tage träger,
Und die Sonne hoher Tugend
Steht mir alle Tage ſchräger;
Nimmer auch mich ſchwärzer färben
Wird die Zunge der Verkläger,
Denn ich bin ja ſchon ſo dunkel,
Wie ein afrikan'ſcher Neger.

CI.

Lieblich in der Roſenzeit
Hält die Liebe Schule;
Es docirt die Nachtigall
Vom Doktorenſtuhle.

Ihrem Worte horcht Hafis
Mit Scholarentreue,
Früh und ſpat diktirt ſie ihm
In die Federſpule.

Meine Meinung, könnte ſie
Wohl verborgen bleiben?
Wein an einem ſchönen Ort,
Eine zarte Buhle!

Ohne dieſen Aechtgewinn
Sind die Weltgebiete
Wüſteneien, angefüllt
Vom Geſchrei der Ghule.

Darum heiß zum Himmel auf
Fleh' ich im Gebete:
Nie, o nie errette mich
Aus dem Sündenpfuhle!

CII.

Höre mir den Prediger,
Deſſen hohler Redeſchwall
Deinem Geiſte Bande flicht,
Höre mir den Pfaffen nicht!
Höre du die Nachtigall,
Die auf ihrer grünen Kanzel
Ueber Roſenſchöne handelt,
Ueber Lenz und Liebe ſpricht!

CIII.

Lilie hat der Zungen zehne;
Doch es ſchlägt die Nachtigall,
Und da ſchweigt ſie vor Entzücken
Und zum Duſte wird ihr Schall.

CIV.

Weh'n im Garten die Arome
Deines Haares ſüß und linde,
Zärtlich an die Bruſt der Roſe
Fällt die trunkne Hyacinthe.

CV.

Eiferſüchtig würden Töpfe
Sich die Hälſe brechen,
Wenn du ihrer einem würdeſt
Einen Kuß verſprechen.

CVI.

Ach, wie ſüß, wie ſüß ſie duftet,
Deiner Locke krauſe Zier!.
Doch ſie duftete noch ſüßer,
Duftete dein Herz mit ihr.

CVII.

Nicht, was hehr,
Weil ich es nicht faſſen kann;
Nicht, was ſchwer,
Bürde mir auf, mir armen Mann!

Da ſo viel
Schon mir ein Löckchen zu ſchaffen macht,
Wie vielmehr
Stöhnt' ich erliegend in ſolchem Bann!

CVIII.

Nicht in meinem armen Hirne
Suche Rath und gute Lehren!
Denn du wirst darin nur Lauten,
Flöten nur ertönen hören.

CIX.

Ich wollt' erhabne Dinge melden;
Die Märtyrer des wahren Glaubens
Lobpreisen im Gesange wollt' ich;
All ihre Thaten, ihre Wunden,
Die heiligen und glorioſen,
Wollt' ich besingen hell und hehr.
Zu Hülfe bei so großem Werke
Rief ich den Ost, der um die Rosen
Und Veilchen im Gefilde buhlte,
Und bat ihn um die Wunderkunden,
Die im Betreffe der besagten
Materien sein Geist bewahre;
Doch übel unterstützte der.
Er sprach: »Hafis, wir beide sind

Für ſolche Dinge nicht geſchaffen;
Dazu gehören andre Helden,
Denn unſer Weſen iſt zu luftig
Und jene Dinge ſind zu ſchwer.
Erzähle du die Heroismen,
Die du gethan beim Weinpokale;
Beſchäftige dich mit ſüßem Tande;
Berichte, wie viel Seelen-Angeln
Du in Suleima's Locke zähltest;
Beſchreibe deines holden Schenken
Rubinenlipp' und Schelmenauge
Et caetera; daneben mache
Dem lieben, alten Herrn der Schenke,
Dem würdigen und vielerfahrnen —
Sein treuer Sklave bin auch ich —
Ein Compliment, denn er verdient es;
Und haſt du das zu hundert Malen,
Zu tauſenden, gar ſchön verrichtet,
Verricht' es immer, immer wieder;
Dergleichen hört man immer gerne;
Des Weiteren entſchlage dich!

CX.

Fern ſei die Roſ' und ihre Pracht!
Ein Roſenmündchen iſt genug;
Fern ſei der Bund mit Glück und Macht!
Ein Koſebündchen iſt genug.

Ach ſchicke mich nach Eden nicht
Aus deiner Kammer, ſüßes Kind!
Ein Räumchen hier, zu ſündigen,
Ein trautes Sündchen, iſt genug.

Mir wurde kein erhabner Geiſt,
Den großer Dinge Fund beglückt;
Doch find' ich einer Schenke Thür',
O dieſes Fündchen iſt genug.

Zu ewig iſt die Ewigkeit
Für meine ſchwache Phantaſie;
An einer warmen Wogebruſt
Ein Wonneſtündchen iſt genug.

Aus welchem Grunde bin ich hier?
Sei's ohne weitern, ſei es nur,
Zu küſſen deiner Füße Staub!
Denn dieſes Gründchen iſt genug.

CXI.

Wohl iſt Hafis ein Schwätzer,
Der Nichtiges zu Markte bringt;
Wohl iſt Hafis ein Sänger,
Der immer nur daſſelbe ſingt —

Doch darfſt du ihm nicht ſagen:
„Du halte deinen Odem an!“
Geh' auf die Flur und höre,
Wie's im Gebüſche ſingt und klingt!

Was hemmet dort dem Vogel,
Die Triller- und die Schmetterluſt,
Die ihm, ſo lang er lebet,
Aus ewig heller Kehle dringt?

CXII.

Wo nehm' ich Kunde vom Geliebten her?
Wer giebt ſie mir, Unglücklichen, o wer?

Zwar kam der Oſt mit eiligem Geſchwirr
Zu meinem Ohr und liſpelte Belehr;

Allein zu ſtammelnd war und allzu wirr
Sein Unterricht und zu verſteh'n zu ſchwer;

Denn ſelber, ach, verwirrt und geiſtesirr
Iſt durch die Schöne des Geliebten er.

CXIII.

Zu der Roſe, zu dem Weine komm!
Her zu dieſem ſtillen Haine komm!

Mild zu ſtillen meiner Sehnſucht Ach,
Denn es rührt ja ſelbſt die Steine, komm!

Hold zu hemmen meiner Zähre Bach,
Die ich ſchon ſo lange weine, komm!

Mir zu ſpenden hier im Laubgemach
Edens Heil in aller Reine, komm!

Bald, o bald, daß nicht in Aſche jach
Falle mein verkohlt Gebeine, komm!

Aber erſt, wenn Tag und Sonne ſchwach,
Aber heimlich und alleine komm!

CXIV.

Stehl' ich mich aus der Moſcheee — hadre nicht!
Wenn ich in die Schenke gehe — hadre nicht!

Denn die Predigt iſt ſo trocken, iſt ſo lang,
Daß ich gar kein Ende ſehe — hadre nicht!

Wenn ich mich, o meine Sonn', in deinem Strahl
Als ein armes Stäubchen drehe — hadre nicht!

Wenn ich, armer Papagei, zu deinem Mund
Um ein wenig Zucker flehe — hadre nicht!

Ach, du biſt ſo ſchön, ſo ſchön, ſo wunderſchön!
Taumel' ich in deiner Nähe — hadre nicht!

Sonder Ende klagt die Nachtigall ihr Weh,
Sing' ich ewig Ach und Wehe — hadre nicht! —

Krächzen, o Hafis, dich fromme Schnäbel an,
Stille, ſtill, mit Rab' und Krähe — hadre nicht!

CXV.

Nicht kirre mich, o Scheich, mit Betkorallen!
Ich werde nicht in deine Netze fallen;
Denn ich gehöre zu der Ketzerſekte
Der roſenhauchberauſchten Nachtigallen.

CXVI.

Was willſt du, daß ich bete?
Was willſt du, daß ich büße?
Ich bin nur eine Fliege
Und ſchwirre nach der Süße.

CXVII.

Bin ja nur ein armer Schwamm,
Bin ja nur ein Zunder,
Und die Schönheit ein Vulkan —
Brenn' ich, iſt's ein Wunder?

CXVIII.

Ich mühte mich, ein Stein zu ſein,
Von dumpfer Zelle Nacht umfangen;
Was half es, ach, da aus dem Stein
Der Liebe helle Funken ſprangen?

CXIX.

Was exiſtirt in dieſer Welt? —
Die Taube mit dem Taubr.
Denn Exiſtenz hat Liebe nur,
Nur Liebe Werth und Zauber.

CXX.

Wohl hatt' ich eine ſchöne Zeit,
Wohl eine Zeit, in der ich lebte,
In der ich Lieb' und Seligkeit
An hold gegönntem Munde bebte.

Kein Leben war das Uebrige,
Nur ſinnberaubte, dumpfe Leere,
Nur eine Zeit, in welcher ich,
Das leere Nichts, den Tod erlebte.

CXXI.

O wie ſüß ein Duft von oben
Meinen Geiſt umwittert!
Wie ein Blick in jene Klüre
Mir das Hier verbittert!

Breit', o Seele, deine Flügel,
Schwinge dich nach Eden! —
Wehe, wehe, daß du ringsum
Schmählich eingegittert! —

Aber nein, ich will nicht klagen,
Nein, ich will nicht fliegen,
Ob mir auch, in's Freie winkend,
Jede Schranke ſplittert.

Alles Schönſte, Liebſte, Beſte
Blühet auf der Erde,
Und es iſt ein hohler Flitter,
Der dort oben flittert.

Nur ein Schatten ird'ſcher Wonne,
In der Höhe ſpiegelnd,
Macht, daß unſre Bruſt ſo ſehnlich
Ihr entgegenzittert.

Um das Heil, das uns von dorther
In die Leere ladet,
Sei auf Erden nicht ein einzig
Roſenblatt zerknittert!

CXXII.

Die Weiſen mit ihrem ſauren Rath,
Sie machen uns das Herz ſo ſchwer;
Und wäre nicht mein alter Wirth,
Ich lebte wohl ſchon lang nicht mehr.

CXXIII.

Ich hatte geſtern Skrupel
  Und ging zu meinem alten Wirth;
Der löſ'te jede Frage,
  Er iſt ein ächter Seelenhirt.

Sogleich zu ſeinem Stalle
  Zeucht er zurück ein jegliches
Der Schafe ſeiner Heerde,
  Das ſich vom rechten Weg verirrt.

Er zeigte mir im Glaſe
  Den Becher Dſchem's, den magiſchen;
In ſeiner Tiefe ſah ich
  Das Wahre klar und unverwirrt.

Ich ſahe, daß voll Weisheit
  Nur, was die ſüße Nachtigall
Auf ihrem Aſte flötet,
  Die Taube, die verliebte, girrt.

Ich ſahe, daß voll Tiefſinn
  Die wunderliche Stanze nur,
Die uns der Käfer murmelt,
  Der um den Kelch der Lilie ſchwirrt.

CXXIV.

Es bietet der Lenz
  Auflachender Freude Strauß;
Es bricht die Natur
  In Jubel unendlich aus.

Nun meide Gefahr
  Und ſchließe dich ängſtlich ein,
Und fliehe der Luft
  Verderblichen Saus und Braus!

Nicht äugle bethört
  Nach Lippen- und Wangenroth,
Jungſchwellender Bruſt
  Und Zierde des Gliederbau's.

Aufſchmachte zur Höh'
  Und Becher- und Lautenklang
Und Roſen-Arom,
  Sie ſei'n dir ein Höllengraus!

Denn was du verlierſt
  An wirklichem Heil und Glück,
Der Todte gewinnt's
  Im himmliſchen Freudenhaus. —

„Ich wittre, Hafis,“
So ſprichſt du, „Verſtellungsduft.“ —
Gut ſpürſt du, o Freund,
Den heimlichen Schalk heraus.

CXXV.

Der tadelloſe, große Herr
Des ewigen Weltenbau's,
Schloß unſre Seele feſt hinein
In dieſes ird'ſche Haus.

Und nimmermehr, ſo ſehr du dich
Entlebeſt und entleibſt,
Entringſt du dich, entſchwingſt du dich
Aus ſeinem Bann hinaus.

So ſorge denn um Sünde nicht
Und nicht um Ketzerei,
Wenn es in dir, wenn du in ihm
Lebendig und zu Haus.

Die wahre Sünde, glaube mir,
Die wahre Ketzerei,
Iſt finſterer Entſagungen
Liebloſer Leichengraus.

CXXVI.

Wehe mir, mein Roſenkränzlein,
Weh, es iſt entzwei geſprungen,
Denn zu heiß um deine Hüfte
Hatte ſich mein Arm geſchlungen.

Ach, wie ſoll ich zelleneinſam
Läppiſche Gebete murmeln,
Der ich alſo glüh' und ſprühe,
Von verliebten Huldigungen!

Alſo hat kein Herz gelodert,
Seit geboren ward die Liebe;
Seit in alten Wundermähren
Thaten ihrer Macht erklungen;

Seit Cosroen und Schirine,
Leila's und Medſchnune waren;
Seit Ferhade voll Verzweiflung
Ihre Hände wund gerungen.

Von der unerhörten Flamme,
Welche mir im Buſen wüthet,
Iſt die Sonne nur ein Funke,
Der ſich in die Luft geſchwungen.

CXXVII.

Für die Liebe ſind geſchaffen
  Dieſer Welt geſchmückte Hallen;
Es bezeugen's aller Orten
  Roſen uns und Nachtigallen.

Dennoch, ach, mit Pfeil und Bogen
  Droh'n der Liebe tauſend Schützen,
Und gelegt ſind ihrem Fuße
  Schlingen und verborgne Fallen.

Eine Stunde lachte geſtern,
  Die der Sterne Gunſt geboren,
Denn es ruht' auf mir dein Auge
  Mit gelindem Wohlgefallen.

Doch es wachten Schlangenaugen,
  Und, geſchreckt von ihrem Blitze,
Mußte ſchmachtend ohne Labe
  Deine Bruſt und meine wallen.

CXXVIII.

In des Geliebten Haare wühlt ein wilder Wind —
Unwürdiges Schickſal, dem wir unterworfen ſind!
Zu gleichen nicht vermag ich einem Hauch der Luft,
Zu ſpielen nicht an jene Wange leis und lind!

CXXIX.

O harte Sterne! Nie verſöhnte, rauhe Welt!
Kaum raſtet einmal ſelig in der Liebe Zelt
Das müde Herz, von ſehnlicher Begier geſchwellt, —
Da, horch, der Karawanenglocke Stimme gellt,
Und wieder in das weite, wüſte, wilde Feld
Des Lebens iſt die heißbethränte Fahrt geſtellt.

CXXX.

Tief in Nacht und Dunkel
Sei der Liebe Poſten,
Sei der Wonne Port!
An verrufnem Ort,
In der Geiſterſtunde
Deine Süße koſten
Laß mich, o mein Hort!
Der ich ohne dich
In der Sonnenhelle
Wandel' als ein blaſſer,
Trauriger Geſelle,
Geiſterhaft zu ſeh'n,
Dorten in dem Grauſen,
Wo die Geiſter hauſen,
Werd' ich in das Leben,
Warm zurückekehren,
Werd' ich als ein Jüngling
Blühend auferſteh'n.

CXXXI.

Kommſt du, Freund, gegangen
Mit den Tafeln Moſe,
O ſo lacht im Garten
Ueber dich die Roſe.

„Nun wohlan, ſo ruf' ich,“
Sprichſt du, „dem Profoſe.“
Auf die Wache ſchleppen
Wollteſt du die Roſe?!

Nimm, o Freund, von Nieswurz
Eine ſtarke Doſe,
Und du ſelber denkſt wohl,
Wie da denkt die Roſe.

„Viel zu frech, zu gottlos
Denkt ſie mir, die loſe.“
Daß du es begriffeſt,
Wie ſie denkt, die Roſe!

Nicht auf Erden hegt man,
Nicht im Aetherſchooſe,
Frömmere Gedanken,
Als da hegt die Roſe.

CXXXII.

Wehe meiner Trunkenheit!
Wehe meinem Liebebeben!
Biete mir für einen Gran
Heuchelei und Schlechtigkeit
Tauſend Tonnen Goldes an —
Keinen hegt der Buſen mir,
Keinen hab' ich hinzugeben.
Denn was auch vielleicht dahier
In des Herzens dunkler Hut
Raſtete von jenem Gut,
Es zerſchmolz in Minnegluth,
Es zerfloß im Saft der Reben.

CXXXIII.

Lieb' und Rauſch' iſt ein Geheimniß;
Stille mit Erläuterungen!
Es der Menge klar zu machen,
Nicht genügten Engelzungen.

CXXXIV.

Willſt du in das Wahre dich
Rein vertiefen,
Höre mich;
Aber ich beſchwöre dich,
Nichts verrathe jenen Schiefen!

CXXXV.

Auf geſpanntem Fuße ſtehen
Mit einander Welt und ich;
Liebſt du deinen guten Namen,
Lieber Freund, ſo meide mich!

Doch wofern du aufgekündigt
Jener alten Bettel haſt,
O ſo komm' in dieſe Roſen,
Zu Hafiſen lagre dich!

Wunderklänge wirſt du hören,
Fühlen nie gekannte Luſt,
Denn von Liedern träuft Hafiſens
Trunkne Lippe wonniglich.

Sehre ſelbſt vermählet ihnen
Den erhabnen Lautenſchlag;
Um ihn her im Sphärentanze
Drehen alle Himmel ſich.

CXXXVI.

Tief um Mitternacht — ich ruhte
Lange ſchon auf meinem Lager —
Da begann es ſchön zu ſpuken,
Da — ich hatt' es nicht erwartet —
Stellte ſich das holdeſte
Der Geſpenſter bei mir ein.
Mit Gelächter und Geſange,
Schelmiſchen, verliebten Auges,
In der Rechten einen Becher,
Trunkne Gluthen auf der Wange,
Nahte meine traute Worne,
Setzte ſich an meine Seite,
Faßte mich bei meinem Arme,
Neigte ſich mit ihrem Munde
Meinem Ohr und rief hinein:
„Schläfſt du ſchon, mein fauler Alter?
Mußt du ſchon ſo frühe ſinken?
Haſt du keine Luſt zu trinken,
Haſt du keine Luſt zu küſſen?
Werde doch ein wenig munter,
Koſte dieſen Becher Wein!“
Wenn der Sofi, dem ein Nachttrunk
Dieſer Art wird zugetrunken,
Nicht den Wein anbetet, iſt er
So beſeelt, wie todte Klötze,
So lebendig, als ein Stein.

CXXXVII.

Kommt, o kommt, betrübte Seelen,
Wollen uns nicht länger quälen,
Faſſen einen ſtarken Muth,
Mit Koranen und Brevieren
Ein gewaltig Feuer ſchüren,
Nichts von all dem Tande ſchonen,
Lachen ob der Mönche Wuth,
Schleudern unſers Grams Dämonen
In die flackernd helle Gluth!

CXXXVIII.

Lern', o Schüler, ächte Gnoſe!
Siehe da, der Buſch der Roſe
Brennet dir mit hellen Gluthen
Als der Feuerbuſch des Moſe.

Und aus ihm, wofern du nehmlich
Nicht zu dumpfe, ſeelenloſe
Sinne haſt, wie lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der große!

CXXXIX.

Führer auf dem Weg des Heils,
Nicht zu dieſem Thor hinaus!
Denn es liegt am Wege hier
Der Geliebten theures Haus.

Hier vorüber kann ich nicht,
Was ich auch verſäumen mag;
Laß mich auf der Schwelle hier;
Wandle du zum Geiſterſchmaus!

CXL.

Ich habe mich dem Heil entſchworen,
Da wurd' ich in das Heil geboren.

Nicht bei den Weiſen fand ich Weisheit,
Ich fand ſie aber bei den Thoren;

Ich fand ſie nicht in Bücherſälen,
Ich fand ſie unter Blumenfloren;

Ich habe mich erſt ſelbſt gefunden,
Da ich mich ganz in dich verloren.

CXLI.

Hoher Geiſt, bei'm Himmel, ward Haſiſen;
Denn von dieſer Welt und von der andern,
Welche Pracht und welche Wonn' in ihnen
Eine minder edle Seele rühre,
Nichts von Allem ſpringet ihm in's Auge,
Als der Staub der Schwelle deiner Thüre.

CXLII.

Ein Simſon iſt mein Herze;
Jedwede Feſſel ſprengt es,
Und wäre ſie von Eiſen,
Nur eine nicht — nur deine Locke nicht.
Darin verhaftet hängt es,
Und nicht die Kräfte ſtrengt es,
Die Schlinge zu zerreißen,
Die es ſo ſüß, ſo wunderſüß umflicht.

CXLIII.

Es ſchmelzt mein Ach die Steine,
Schmelzt jegliches Metall;
O ſage, ſüße Kleine,
Aus welchem Stoff im All
Ward deiner Seele Spiegel?
Ich hauch' ihn glühend an;
Doch in gewohnter Reine
Strahlt fort und fort ſein leuchtender Kryſtall.

CXLIV.

Zu gleichen einer Knospe dich,
Nie fall' es einem Dichter ein,
Denn eine Knospe hatte nie
Ein gar ſo niedlich Mündelein.

CXLV.

Es iſt die Liebe wunderlich
In Weſen und Gedank' und Wort;
So preiſ' ich itzt dein ſchwarzes Aug',
Weil es ſo ſtark im Seelenmord.

CXLVI.

Ach nur einmal deine Lippe,
Alſo ſprach ich zur Geliebten,
Reiche mir zum Feſtgenuß!
Denn es bricht ja ſonſt mein Herze. —

Gerne thät' ich's, o Hafis,
Sagte ſie, allein ich fürchte,
Daß dein allzu heißer Kuß
Mir die zarte Lippe ſchwärze.

CXLVII.

Streit hat mein Herz
Mit deines Haares
Gelockter Tücke —
Welch ein Prozeß!
Mein Geiſt verweht,
Mein Sein, es ſinket
Dahin zum Grabe,
Eh' er, der böſe,
Zu Ende geht.

CXLVIII.

Nur Räuber und Mörder ſchlägt man in Bande ſonſt;
Ich bin beraubt, gemordet und überdies
Geſchlagen in Lockenbande wunderlich,
Und frei umher geht jene, die Thäterin!

CXLIX.

Zu üben eine gute That vermeinſt du,
Dem Dürftigen eine kleine Spende reichend,
Zu üben eine gute That zugleich,
Mir Armen eine kleine Labe weigernd.

Urtheile beſſer, denke richtiger,
Nicht huldige ſo ganz dem Widerſpruche,
Und wiſſe, daß ein Kuß, dem Minnebettler,
Dem ſterbenden in ſeiner Sehnſucht Weh,
Mit lindem Mund geſpendet, hehrer iſt
Und heiliger, als jeder andere
Der Dürftigkeit entrichtete Tribut!

CL.

Der Kerze gleich
Aufrecht beharr' ich
In meinem Brande
Und wanke nicht.
Der Kerze gleich
Hinſchmelz' auch ich
In meinem Schmerze,
Und hell und heiter,
Wie das der Kerze,
Iſt doch ohn' Ende
Mein Angeſicht.
Ein hoher Geiſt
Beſeelt die Liebe;
Sie kümmert ſich
Um Gluth und Flammen,
Um tödtlich heiße,
Die kühne, nicht.

CLI.

Mein Morgenſegen, er hat mir endlich doch genützt;
Mein Abendſegen, er hat mich vor dem Tod geſchützt.
Ein endelos Gebet zur Liebe betet' ich,
Nun hat mir endlich Liebeshuld in's Aug' geblitzt.

CLII.

Bitter iſt die Welt und nicht
Ohne Kandel zu genießen;
Doch ich kenne Lippen, die,
Dieſe ganze Welt verſüßen.

CLIII.

Ach, wie richtete, ſo klagt' ich,
Saure Weisheit, Alter, Tugend
Mich ſo ganz und gar zu Grunde!

Komm und ſauge, ſprach mein Liebchen,
Süße Thorheit, Sünde, Jugend
Leiſe mir vom Roſenmunde,
Linde mir vom Lilienbuſen,
Und zu neuem Tag geſunde!

CLIV.

Schön, wie Peris, iſt mein Kind,
Und ſo gut, wie Engel ſind,
Fern von allem Uebermuth,
Und für alle Fehle blind.

CLV.

Die ſubtilſte Quäſtion,
Ein Problem, ſo ſchwer, wie keines,
Iſt Suleima's Taille mir.
Denn ſie iſt ſo wunderfein,
Daß ſie als ein Nichts erſcheinet,
Und doch iſt ſie auch ein Etwas;
Sein und Nichts, die Gegenſätze,
Bilden hier ein einfach Eines —
Mein Verſtand, was ſagſt du hier?

CLVI.

Vom Geſchlechte der Ceder iſt mein ſchönes Kind;
Macht mir einen Sarg aus Cederholz!
So begraben, o wie werd' ich wunderlind
Raſten, o wie freudig und wie ſtolz!

CLVII.

Nie wallte ſie zur Schule;
Nie führte ſie die Spule,
Die kritzende, der Feder;
Nie vor dem Lehrerſtuhle
Auffagte ſie ihr Sprüchlein,
Hafiſens ſüße Buhle;
Doch dieſe Feine meiſtert
Die Meiſter all' der Schule.

CLVIII.

Wie ſtimmſt du mich zur Andacht,
Der ich ſo arm an Frömmigkeit erſcheine,
Und doch dem Herrn der Welten
Die heiße Thräne meines Dankes weine,
Daß in die Welt geſendet
Solch eine Schönheit wurde, wie die deine!

CLIX.

Willſt du mit einem Male
Zeigen uns das ew'ge Leben,
O ſo befiehl dem Oſte,
Dir den Schleier aufzuheben!

CLX.

Streuet' ich die Perlen
Meiner Seele nicht vor deine Füße hin,
Hätte meine Seele,
Hätten ihre Perlen einen Zweck und Sinn?

CLXI.

Wüthewind,
Kommſt du, zu verwüſten dieſe Blüthenflur —
Sei gelind,
Schone dieſe Roſe, dieſe Roſe nur!

CLXII.

Den Mundrubin, der mich berücket,
In deinem Auge dieſe Pracht,
Die klarer, als die Sonne blicket,
Das Lockenhaar, das mich beſtricket,
Das ſchwärzere, denn Mitternacht,
Den Lilienſchnee, woraus geworden
Dein Buſen iſt, o mein Idol,
Beſchreib' ich ihn dem Feinde wohl,
Dem dumpfen aus verrücktem Orden,
Dem gleichen einem Klotze ſchier?
All' dieſe zarte, ſüße Zier,
Die göttlicher Natur Magie
Aus Seele, Duft und Lichte wob,
Beſchreib' ich ſie dem Schulpedanten,
Dem ſich Gehirn und Herz verſchob?
Was wiſſen ſie, die Ignoranten,
Des kraſſen Unſinns Hierophanten
Voll abgeſchmackter Prüderie,
Die Wühler in gelehrtem Schunde
Mit ſtierem Aug' und trocknem Munde
Die traurigen, was wiſſen ſie
Von der Phyſik der Poeſie,
Was von der Liebe Pflanzenkunde,
Von ihrer Mineralogie,
Von ihrer Farbentheorie?

CLXIII.

Komm, komm, o du, der Anmuth
Hellleuchtendes Geſtirne,
Entſende deine Strahlen,
Entfalte deine Zauber,
Entraffe die Beſinnung
Den Selbſtbeherrſchungseitlen,
Beweiſe, daß die Schönheit
Gewaltiger, denn Alles,
Was ſich hinieden ſtark nennt,
Ein übermächt'ger Fallſtrick
Für jede ſtolze Tugend
Und ſteife Sitte ſei!
Beſchäme mir der Schule
Geſpreizte Majeſtäten,
Verwirre mir der Frömmler
Geſchraubte Puritäten,
Vernichte mir der Heuchler
Erlogne Dignitäten,
Zu deinen Füßen liege
Weltoffenbar und bettle
Um einen Blick der Gnade
Die ganze Cleriſei!

CLXIV.

Was meines Herzens Pochen,
Das mächtige, bedeute?
Es liebt Hafis, der alte,
Wie ehedem, noch heute.

Und Selma's ſüßes Aeugeln
Inmitten aller Leute?
Er wird geliebt, der gute,
Wie ehedem, noch heute.

„Du biſt ja bald, du biſt ja
Faſt ſchon des Grabes Beute!“
Jung iſt das Herz, das heiße,
Wie ehedem, noch heute.

Und ob die Trauerglocke
Mir ſchon zu Grabe läute —
Ich ſinge, trinke, küſſe,
Wie ehedem noch heute.

CLXV.

Sollte mich in plötzlichem Ruin
Feuerblick und heitre Laune flieh'n,

Sollte ſich durch Ader und Gebein
Bange Qual und dumpfe Schwere zieh'n —

Nicht, o nicht mit herben Arzenei'n,
Denn ich haſſe dieſe Medicin,

Komm zu mir mit einem Becher Wein,
Komm mit Laute, Flöte, Tamburin!

Wirket das zu wenig auf mich ein,
Komm mit einem ſüßen Mundrubin!

Wird umſonſt auch dieſe Mühe ſein —
Dann Ade! dann ſprich: Begrabet ihn!

CLXVI.

Nicht mit triſter Miene,
Nicht mit Thränentrübe
Komm zu meinem Grabe;
Komm mit einem Becher,
Komm mit einem Liede,
Angeſtimmt aus voller
Jubelheller Bruſt!
Steigen aus dem Duft
Wird der alte Zecher,
Trinken aus dem Becher,
Stimmen in dein Lied ein,
Sich im Tanze heben,
Springen hoch vor Luſt.

CLXVII.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfah'n;
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
Und o, wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

CLXVIII.

Es eilt die Roſ' aus ihrem Nichts
In's wundervolle Sein zu treten,
Und die Viole neigt ſich ihr,
Sie tief in Ehrfurcht anzubeten.

Komm, trink' ein Gläschen Morgenwein
Bei Tamburin und Lautenklange,
Und hüte dich, des Seins Genuß
Bis auf das Ende zu verſpäten!

Erhaſche dir ein holdes Kind,
Verſuch' ein Küßchen zu erſchmeicheln!
Nicht eine taube Hülſe werth
Iſt all' dein Faſten, all' dein Beten.

Bekehre dich zum Feuerdienſt!
Denn flammenheiß iſt Lieb' und Leben,
Und Leichenhauch und Schauderfroſt
Durchweh'n die Zelle des Asceten.

Nicht hör' auf abgedroſchenen
Legendenkram und fromme Lügen;
Hör' auf des Lenzes Unterricht,
Des ewig jungen Urpropheten!

Er weht — o öffne deine Bruſt
Dem einzig ächten Duft des Heiles! —
Der Liebe Geiſt, der Liebe Luſt
Von Myriaden Blumenbeeten.

CLXIX.

Ich bin ein Salamander
Und leb' in eitel Gluth;
Mir iſt allein das Feuer,
Das heiße, heiße, theuer,
Mir nur die Flamme gut.

CLXX.

Gehſt du vorüber, o du mein Licht,
Blühend am Kloſterthor,
Raſch zu des Auges Fenſterlein
Springet das Herz empor.

CLXXI.

Das Kloſter hat, das traurige,
Uns keinen Nutz gebracht;
Nun ſteh'n wir an der Schenke Thor
Und rufen: Aufgemacht!

CLXXII.

Zechen will ich Glas auf Glas,
Küſſen will ich Kuß auf Kuß,
Lieben will ich ohne Maß,
Trinken will ich ohne Schluß.

CLXXIII.

Mit der Kutte, das iſt wahr,
Reimt ſich unſer Wandel ſchwer;
Aber unſre Seele trägt
Lange keine Kutte mehr.

CLXXIV.

That ich in der heiligen Nacht
Einen guten Schluck —
Sage nichts und fühle hier
Meinen Händedruck!

CLXXV.

Frage nicht: »Welch einen Nutz
Schafft die Trunkenheit?«
Vom Verstande, wenn du trinkst,
Bist du rein befreit.

CLXXVI.

Wüßte der Verſtand, wie ſelig
Herzen ruh'n im Lockenband —
Es verlöre der arme Teufel
Auf der Stelle den Verſtand.

CLXXVII.

Ein Wohlerfahrner giebt die Lehre:
„Statt dich auf Studien, ernſte, ſchwere
Und tiefe, gründlich zu verlegen,
Trink' und erwarte des Himmels Segen!“

CLXXVIII.

Wein, o Schenke, das reine, das himmliſche Gut bring' her!
Flüſſige Flammen und flammenenthaltende Fluth bring' her!

Wein, der jeglichen irdiſchen Harms Medicin und Troſt,
Der meſſianiſche Wunder, unendliche, thut, bring' her;

Für den ſtörrigen, grilligen Kopf die gewaltigen Stricke des Weins, bis er raſtet in ihnen und ruht, bring' her!

Schweigt Bülbülengeſang, das erbebende Saitenſpiel, Gläſergeklirr und der Reben erregendes Blut bring' her!

Schein' ich ein Trunkener ſchon, o in Eile noch mehr des Weins,
Daß ſich in Eile vollende mein trunkener Muth, bring' her!

Ein, zwei köſtliche Flaſchen annoch für Hafis, den doch
Nie verſöhnten mit giftiger, mönchiſcher Brut, bring' her!

CLXXIX.

Bringe mir den Stein der Weiſen,
Bringe mir den Becher Dſchemſchid's,
Mir den Spiegel Alexander's
Und das Siegel Salomonis,
Bringe mir mit einem Worte,
Bring', o Schenke, bringe Wein! —

Wein, daß ich die Kutte waſche,
Die befleckte von des Hochmuths
Und des Haſſes ſchwarzem Makel;
Wein, daß ich das Garn des Unſinns,
Welches über Welt und Leben
Pfäffiſcher Betrug gebreitet,
Mit geſtärktem Arm zerreiße;
Wein, daß ich die Welt erobre;
Wein, daß ich den Himmel ſtürme;
Wein, daß ich mit einem Sprunge
Ueber beide Welten ſetze;
Bring', o Schenke, bringe Wein!

CLXXX.

Den Pokal her, daß in ſeinem Glanze
Mir die triſte Leuchte, die ich haſſe,
Mir die Lampe der Vernunft erblaſſe:
Daß ich von Brevier und Roſenkranze,
Alkoran und Commentarenmaſſe
Keine Sylbe wiſſe mehr und faſſe,
Daß, ſo wie ich ſinge, wie ich praſſe,
Sich der Himmel dreh' im Sphärentanze,
Daß ich auf die ganze
Welt die Fahne meiner Herrſchaft pflanze!

CLXXXI.

Als Fackel, o Schenke, den Weinpokal
An jedem Morgen der Sonne mir
Entgegenhalt' und ſprich zu ihr:
Dein Weltenlicht, entzünd' es hier,
Und doppelherrlich leuchte
Dein ſonſt zu matter Strahl!«

CLXXXII.

„O Düſterniß, o Trauerflor!
Der iſt fürwahr der größte Thor,
Der ſich für heller Sonne Strahl
Solch eine tiefe Nacht erkor.“

So rief ich aus, geradewegs
Gekommen aus der Schenke Thor;
Da kam dem Auge Kloſterraum
Und Schule gar ſo dunkel vor.

CLXXXIII.

Es flucht Hafis den Waſſerfluthen;
Er trieft von Lippenhonigſeim;
Er flammt in eitel Minnegluthen,
Und wenn er ſpricht, ſo iſt's ein Reim;
Er lacht der Zucht und ihrer Ruthen;
Er iſt ſo träg zu allem Guten;
Erſtickt iſt aller edle Keim —
So kommt man aus der Schenke heim.

CLXXXIV.

Im Begriff zu reiſen,
Thu' ich ein Gelübde,
Werd' es ſicher halten:
Wird die Huld des Himmels
Ihre Macht beweiſen,
Werd' ich wohlbehalten
Der geliebten Heimath
Wonne wiederſeh'n —
Auf der Stelle werd' ich,
Meinen Gott zu preiſen,
In die Schenke geh'n.

CLXXXV.

Wenn Alles, Alles ewig vorbedacht,
Was ſoll ich machen?
Beſtimmte mich zum Trunk die ew'ge Macht,
Was ſoll ich machen?

Der Vogel liebt die Flur, den Wald der Leu,
Hafis die Schenke;
So wollte Gott, der Alles wohlgemacht;
Was ſoll ich machen?

CLXXXVI.

Wenn auf ein Haupt im Staube
Der Schwelle der Taberne
Dein Auge fällt, das ſtolze,
Tritt nicht darauf, ich flehe;
Es iſt das Haupt Hafiſens,
Der ſeiner ſelbſt nicht Meiſter;
Ach, mäßige der Reden,
Ach, zügele der Thaten
Entehrende Gewalt!
Es bildete, ſo ſcheint es,
Der Hochgebenedeite,
Der thut, was ihm gefällig,
Ganz aus Tabernenſtaube
Dies Weſen ohne Halt.
Wofern du das bedenkeſt;
Verzeihlicher bedünken
Und würdiger der Nachſicht
Wird dir des armen Alten,
Des ſchmählich hingeſunknen,
Entadelte Geſtalt.

CLXXXVII.

So viele Jahre bracht' ich in der Schenke zu;
Nun ziemt es ſich, daß ich mein Heil bedenke.
Wo iſt es nun hinfüro gut für meine Ruh',
Mein Leben hinzubringen? — In der Schenke.

CLXXXVIII.

Jetzo gilt es; ſei'n wir fleißig
Und vertrinken alle dreißig
Tage, die die Faſte zählet,
Wie Hafis, der lockre Zeiſig!

CLXXXIX.

»Wie ſteht's auf eurem Markte?
Sag' an, Hafis, wie kauft man ein?« —

Man giebt bei uns der Dſcheme
Zweitauſende für ein Glas Wein.

CXC.

Der jüngſte Tag bricht an,
Der in ein ernſt Gerichte
Mit ſämmtlichen Geſchlechten
Auf dieſer Erde geht.
Auf hohem Stuhle ſitzet
Hafis, der Weinprophet.
Wie wird er richten? Höret!
„Ihr Trunkenen, ihr hoch mir
Geſegneten zur Rechten!
Ihr Nüchternen, ihr Schlechten,
Zu meiner Linken ſteht!“

CXCI.

Du ſpiele mir den Alten nicht, o Knabe!
Nicht haſt du noth, mir einen Text zu leſen,
Den ich geleſen hundert Andern habe.
Lang bin ich alt und ernſt, ich ſelbſt, geweſen;
Dann hat von oben eine Gnadengabe,
Gemacht hat endlich dieſe Purpurlabe,
Daß ich zu Jugend und zu Glück geneſen.

CXCII.

Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab in's irdiſche tolle Getümmel gefallen.

Da ſah er umher die Kräuter und Blumen der Wieſe;
Ihm hat das luſtige, bunte Gewimmel gefallen.

Er hörte die Glöckchen am Halſe der Herde läuten;
Ihm hat das klingende kleine Gebimmel gefallen.

Er ſah, wie ein Roß leicht über die Heide dahinflog;
Ihm hat der herrliche, fliegende Schimmel gefallen.

Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm ſelber im Wald ein ärmlicher Stümmel gefallen.

Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt' er;
Er blieb, was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

CXCIII.

Ich trübte mir die Seele
  Mit dem finſteren Hauche der Myſtik;
Valet will ich nun geben
  Dem ſchwarzen Rauche der Myſtik.

Ich will ſofort den Nektar
  Der Weintaberne ſchlürfen,
Nie mehr die Lippe netzen
  Mit dem Waſſerſchlauche der Myſtik.

Mein Lied, es ſoll ſich ſchwingen
  Um Lilien und um Roſen,
Nicht mehr verſtrickt beharren
  Im Dornenſtrauche der Myſtik.

Ein neuer Jonas bin ich,
  Ein jämmerlich verſchlungner,
Doch glücklich ausgeſpie'ner
  Vom Wallfiſchbauche der Myſtik.

CXCIV.

Schön iſt der Erde Thal;
Smaragdner Grüne Pracht,
Die goldne Roſe lacht;
Es laben Ambradüfte;
Es woget durch die Lüfte
Von Nachtigallentönen
Ein lieblicher Choral;
Es blinket der Pokal
Und tauſende von Schönen,
Die dieſes Luſtgewimmel
Mit ihrem Reize krönen,
Ermüden deine Wahl.
Was alſo willſt du weiter,
Betrogne Phantaſei?
Es iſt, ich ſag' es frei,
Vonnöthen uns kein Himmel
Und keine Himmelsleiter,
Nur daß die Seele heiter,
Nur daß die Sehe frei,
Zu blicken ohne Hülle
In dieſe reiche Fülle
Von Glück und Wonne ſei.

CXCV.

Sieh, es iſt Meſſiashauch
In die Lande gekommen;
Um zu ſprengen iſt der Lenz
Alle Bande gekommen.

Eine Schrift von Gottes Hand,
Deren zierliche Lettern
Wunderſchöne Blüthen ſind
Iſt zu Stande gekommen.

Nachtigallen üben, horch,
Ihre Coloraturen;
Von Verführern iſt, o weh,
Eine Bande gekommen. —

Brenne, brenne, liebes Herz,
Was nicht brennet, es lebt nicht.
Sieh, wie todt die Kerze ſtarrt,
Aus dem Brande gekommen. —

Unſern holden Jugendtag
Trübte grillige Tugend;
Doch mit dieſem Harme ſind
Wir zu Stande gekommen.

Aus dem Kloſter geht Hafis
In die Schenke, der alte,
Von verrücktem Frömmler-Rauſch
Zum Verſtande gekommen.

CXCVI.

Ein Geheimniß ſei entdeckt,
Eine Fackel aufgeſteckt!
Unter Edens Luſtmirakel,
Unter höchſtem Tabernakel,
Iſt — ſo ſehr die Mythe neckt —
Ein realer Sinn verſteckt.
Bilder ſind es, die da ſagen,
Wie der Erde Roſenhagen,
Wenn der Lenz die Blüthe weckt,
Wie der Sonne reines Tagen,
Düfte, die der Oſt entführte,
Wie Pokale wohlbehagen,
Welche Wonne der Berührte
Von Suleima's Lippe ſchmeckt.

CXCVII.

Schon beſchloß ich, mit der Tugend
Einen feſten Bund zu machen —
„Welch ein Einfall“, ſprach der Frühling,
„Einen armen Hund zu machen!“

Sollte mir an einem kranken
Tage dieſe Grille kehren,
Eilt, mit einem Becher Weines
Meinen Geiſt geſund zu machen! —

Ei, wie ſchön hat es getroffen,
Da er ſchuf, der große Meiſter,
Daß es ihm gefiel, die Buſen
Junger Mädchen rund zu machen! —

Küſſe, trinke, ſchenke trunken
Weg der Welt geſammte Güter!
Denn was wäre ſonſt auf dieſer
Tollen Erde Rund zu machen? —

Schmerzlich iſt es für Hafiſen,
Nur ſo heimlich Wein zu naſchen;
Eilet, es mit Pauk' und Pfeife
Jedem Ohre kund zu machen!

CXCVIII.

Meine Verſe hab' ich immer
Spielend ohne Zwang gemacht,
Nimmer aber hab' ich etwas
Ohne ſüßen Drang gemacht.

Darum iſt ſo wohlgelitten
Schemſeddin mit ſeinem Lied,
Darum hat ihn oft ſo glücklich
Traulicher Empfang gemacht.

Jene ſchöne Roſenknoſpe —
Wenn ſie ſich für mich erſchließt,
Hat es einzig meiner Lieder
Wonneveller Klang gemacht.

Wurde je die Welt gebeſſert,
Wurde je ein Herze froh,
Hat es einzig Lenz und Liebe,
Becher und Geſang gemacht.

Lange nach dem Rath der Myſtik
Harret' ich auf Heil und Licht;
Aber dieſe trügeriſche
Hat es mir zu lang gemacht.

Reich belohnt ſtudir' ich jetzo
Nur der Anmuth Alkoran;
Ihn ſtudirend hab' ich Alles,
Was mir je gelang, gemacht.

CXCIX.

Still zu deinem Buche greifſt du,
Zum Pokale greift Hafis;
Zur Vollendungskrone reifſt du,
Zum Verderben reift Hafis.

In gewohnter Schranke bleibſt du,
Ein geduldig frommes Schaf;
Als ein Leu aus ſeinem Gitter
In die Wilde ſchweift Hafis.

Eitel gute Werke häufſt du,
Strahlender Verdienſte Berg;
Fürchterlich zu aller Stunde
Seine Sünden häuft Hafis.

Viele fromme Herzen ſtärkſt du
Durch gelehrten Unterricht;
Mächtiglich in aller Thorheit
Alle Thoren ſteift Hafis.

Mörderiſche Klingen ſchleifſt du,
Ziehend in den Ketzerkrieg;
Seine Verſediamanten,
Seine ſchönen, ſchleift Hafis.

Hoch hinauf zum Himmel ſteigſt du
Als ein qualmend Rauchgewölk;
Eine friſche Felſenquelle,
Tief zu Thale läuft Hafis.

Faſſ' ich es in eine Stanze;
Ewig, o du armer Mann,
Träufſt du nur von Bitterkeiten,
Und von Süße träuft Hafis.

CC.

Hört, Freunde, die Sage von Roſen,
Narciſſen, Lilien, Tulipanen geh'n!
Nicht möge ſie ohne die fromme
Sprenge des Weines ihre Bahnen geh'n! —

O ſeht dies reizende Schelmchen,
Wie's gläubige Seelen ketzeriſch berückt,
Und wie ſie, ihm zu Gefallen,
In liebetrunknen Karawanen geh'n!

Geſchmacklos iſt der berühmte
Perſiſche Kandel ihrem Zungenſchmack;
Sie wollen allein nach ſeines
Lieblichen Mundes Marzipanen geh'n.

Mit ihnen wir! Es walle
Nach Mekka, wen Arabiens Wüſte freut!
Wir werden allein — o Heil uns! —
Mit deinen allerliebſten Fahnen geh'n.

CCI.

Selbſt Ketzer ärgern ſich
An einer Ketzerei, die keine Pflicht
Und keine Satzung ehrt,
Und mein geliebter Chriſtenknabe ſpricht:

„Bei'm Himmel, es iſt Schad'
Um einen ſolchen Mann, wie du, Hafis!
Wie wird es dir ergeh'n,
Hält einſt der Herr ſein ſchreckliches Gericht!“

Sei ruhig, gutes Kind!
Denn unermeßlich iſt des Himmels Huld,
Und geſtern wurde mir
Ein Engel zugeſandt mit dem Bericht:

„Am jüngſten Tage gilt
Kapuze, Scheich und Mufti keinen Deut.
Du, bete Gott den Herrn
In Weinſpelunken an und zittre nicht!“

CCII.

Ungeſäumt erlöſche mir
Meines Lebens Funke,
Giebt es einen beſſern Ort,
Als die Weinſpelunke.

Hier herein im Sturme flieht
Nachtigall und Taube;
Dorten in der Zelle duckt
Schlange, Molch und Unke. —

Traue keinem Heiligen!
Süße Worte ſpricht er;
Aber in der Kutte ſteckt
Immer ein Halunke.

Nicht der Inſpiration
Raſende Geberde,
Nicht ein heilig Fabelbuch,
Nicht ein alter Schunke —

Aechte Revelation
Lehret dich der Becher,
Lehret dich Hafiſens Mund,
Aufgethan im Trunke.

CCIII.

„Mir einen Satz, der etwas ſetzt, ergründe!
Wahrheit, Hafis, ohn' alle Furcht verkünde!

Ein Weltenlicht, das von bewölkter Erde
Wegſcheuche jede Finſterniß, entzünde!"

So höre denn, o Schüler, meine Rede,
Und nütze ſie, als eine gute Pfründe!

Ein Schatte nur ganz ohne Weſen wäre,
Wer vor dem Herrn in aller Reine ſtünde.

Lebendig iſt die Sünde nur im Leben;
Das Leben, es beſtehet in der Sünde.

CCIV.

Und will's der Mönch verdammen,
Zu brennen in zarten Flammen,
Zu ſtöhnen in ſüßer Qual —
Ihm über's Haupt zur Stunde,
Damit ſein Hirn geſunde,
Geuß einen Weinpokal!

CCV.

Viel Bitteres geſprochen
Hat wider mich der Pfaffe —
O Gott, wie gern verzeih' ich
Ihm ſeine wilde Wuth!
Das ſchöne Kind des Unholds
Hat mir die ſüße Lippe
Geboten hold und gut.

CCVI.

Immerhin, ſo viel ſie mag
Wider dich zum Streit
Rüſte ſich zelotiſche
Pöbelhaftigkeit!

Hege keine Furcht, Hafis!
Gnädig ohne Maß
Hält dir Allah ſeinen Schirm,
Seinen Lohn bereit.

Selſebile ſpendet er,
Welche deinem Mund
Seine hohe Sonne kocht
In der heißen Zeit.

Manchen ungeflügelten
Engel ſendet er,
Dir zu ſcheuchen wunderſüß
Jede Bitterkeit.

Nicht genug; ein Ueberſchuß
Seiner Gnaden iſt,
Daß er auch des Dichterrangs
Schöne Krone leiht.

Sina lernt und Griechenland
Deine Melodei,
Neidet deinem Liede ſchon
Die Unſterblichkeit.

Eine Wallfahrtſtätte wird
Deine Gruft dereinſt,
Lockerem Geſindel ſtets
Heilig und geweiht.

Ja du ſteckſt, ſo wie du todt,
Dein verklärtes Haupt
Mitten aus der Sonne Pracht
In die Zeitlichkeit.

CCVII.

Wonach Hafis verlanget
Nur er allein und Gott im Himmel weiß es;
Denn ihm allein vertraut er
Sein ſchwaches Herz, ſein ſündiges, ſein heißes.

Und nicht allein verzeihet
Der Gütige, nein, ſchonet auch und ſchweiget;
Nicht Menſchen und nicht Engeln
Sagt er davon ein Wörtchen nur, ein leiſes.

CCVIII.

Mein Liebchen will und es geſchieht,
Daß ich geduldig bis zum Grabe,
Die Liebenden, die ihr genehm,
So lieb, wie meine Seele habe.

Gleicht eines Andern Minnedienſt
Dem meinigen? Sie darf nur wollen,
Und was ſo bitter, als der Tod,
Es wird ſo ſüß, wie Honigwabe. —

Ob wider mich zum Streite zieh'n
Viel tauſend Heere ſchöner Kinder,
Sie alle, wie ſie ſind, ſie flieh'n
Vor ihr, die meiner Augen Labe. —

Mir perlt im Becher edler Wein,
Mir lacht ein Liebchen, ſchön zum Malen;
Rühmt einer ſich auf dieſer Welt
Noch köſtlicherer Doppelhabe? —

Lang war Hafis ein ſtiller Menſch,
Nun aber iſt er trunkberüchtigt;
Je nun, was kümmert ihn ſein Ruf!
Noch eine Flaſche Wein, o Knabe!

CCIX.

Ich und Sinnesänd'rung —
Himmel, welche Träumerei'n!
Einiger Verſtand doch
Wird mir ja geblieben ſein.

Ich, ſo manches Jahr durch
Stärkend meinen Geiſt mit Wein,
Sollte nun ſo ſchwach ſein?
Welch abſurde Fabelei'n!

Mich geheilt von Dummheit
Hat für alle Zeiten mein
Guter, alter Schenkwirth;
Stets will ich ſein Sklave ſein.

CCX.

Mich zu warnen, mich zu mahnen,
Frommer, unterlaß!
In das Land der guten Namen
Hab' ich keinen Paß.

Euere Moralſyſteme,
Die aus einem ſchwarz
Angelaufnen Herzen kamen,
Sind mir allzu graß.

Nimmer haben ſchöne Kinder,
Was mich irgend ſchreckt;
Nimmer regen ſchöne Damen
Meinen Harm und Haß.

Vor der Flaſche mich zu neigen,
Meinem kleinen Gott
Trotz Kapuzen und Imamen,
Bin ich auch nicht laß.

Lang genug im Trauermeere
Schwamm ich als ein Fiſch,
Doch der Liebe goldner Hamen
Zog mich aus dem Naß.

Eure Ränke hab' ich alle
Trefflich einſtudirt;
Leicht jedoch macht mein Examen
Eure Wange blaß.

Miſchet eure falſche Karte,
Wie ihr immer wollt!
Immer werf' ich euch zum Amen
Ein gewinnend Aß.

Nimmer hofft, mich ſchwach zu ſehen!
Nimmer macht mein Aug',
Arme Tröpfe nachzuahmen,
Eine Wimper naß.

In die Schenke weiß ich blind noch
Meinen Weg zu geh'n;
Ihn zu geh'n werd' ich erlahmen,
Sterbend unter'm Faß.

CCXI.

Kehr' ich einmal aus der Erde
Moderigem Schlunde wieder,
Eilig, eilig in die Schenke
Wander' ich zur Stunde wieder.

Hier die wohlbekannten alten,
Oder neue gute Brüder
Treff' ich an und zeche jubelnd
In gewohntem Runde wieder.

Sind sodann auch noch vorhanden,
Liebliche Rubinenmunde,
O so küss' ich ohne Zweifel
Auch dergleichen Munde wieder.

Sollte noch Kapuz' und Kutte
Die betrogne Welt verdüstern,
O gehaßt werd' ich gewißlich
Auch von diesem Schunde wieder!

Tödtet dich, Hafis, die Liebe,
Richtet dich der Wein zu Grunde,
Geh', so oft du lebst, durch diese
Süßberauscht zu Grunde wieder!

CCXII.

Die Schuld — ein Kind mit voller, runder Bruſt;
Die Tugend — ein angrinſendes Gerippe.
Die Schuld daher, wir küſſen ſie mit Luſt;
Doch vor der Tugend ſchaudert unſre Lippe.

CCXIII.

Sachte, ſachte, denn der Welt
Auge wacht, das finſtre, ſtrenge;
Gute Werke muß man thun
Heimlich ohne viel Gepränge.

CCXIV.

Und will mich auch die ganze Welt verhindern,
Geiſt und Gemüth zu opfern ſchönen Kindern,
Nie wird ſie doch in mir die Stimme Gottes
Und meinen freudigen Gehorſam mindern.

CCXV.

Gerne dien' ich dem Verliebten
Mit der Bruſt voll Liebesſchmerzen,
Aber nicht dem blauen Heuchler
Mit dem ſchwarzen Pfaffenherzen.

CCXVI.

Des Feuers werth
Sind alle Kutten;
Dem guten Geiſte
Der Welt zum Opfer,
Laßt hell in Brand
Aufgeh'n ſie alle!
Dies ſüße Sein —
In bittre Galle
Verwandelt wird es
Durch ſie allein.

CCXVII.

Nimm dir ein Exempel an den Roſen!
Auf der Sonne klares Angeſicht,
Morgenthau und ſüßer Oſte Koſen
Thun ſie nun und nimmermehr Verzicht.

Siehe, wie ſie lachen, dieſe loſen!
Ja, ſo lang ſie leben hell und licht,
Fragen ſie, die freudigen, nach Moſen,
Fragen ſie nach den Propheten nicht.

CCXVIII.

Von unbändigem Hader o wie ſchallen
Widerlichſt akademiſche Meiſterhallen!

Blinde ſchrei'n ſich allhier mit Blinden heiſer,
Es erſchreckt Anathem und Fäuſteballen.

Laß uns flüchten in Allah's Dom, den ſtillen,
Aus unſinniger Rede Tollhauskrallen!

Dem Gekoſe der Oſte laß uns horchen
Und kryſtallener Woge leiſem Wallen;

Horchen uns der Erörterungen ſchönſter,
Dem Geſange verliebter Nachtigallen!

CCXIX.

Waſſer und Wogenſchwall — o weh der Sündfluth!
Flieh'n wir ohne Säumen in die Arche —
In die Schenke! Da ſitzt mit ſeinen Kindern
Vater Hafis, der fromme Patriarche.

Heil dir, Heil, du Noah unſrer Zeiten!
Haſt noch einmal dieſe Welt gerettet.
Und begraben liegen im Waſſerſchlunde
Mufti, Scheich, Magiſter und Scholarche.

CCXX.

Nie, Hafis, du lieblicher Papagei
Aus der Liebe goldenem Dſchinniſtane,
Fehl' es deinem Schnabel an Roſenglücks,
Näſcherei und ſüßem Marzipane. —

Wehe, weh uns Armen! Ach, es geht
Mit dem Turban auch der Kopf verloren!
Doch, ſo wie er uns vom Rumpfe rollt,
Gegen uns, was ſind die Tamerlane? —

Fernehin aufſuchte des Lebens Quell
Alexander — er hat ihn nicht gekoſtet;
Wir, wir koſten ihn im Vaterland
Bei der Schenke grauem Guardiane. —

Lüſtet dich zu wühlen im Lockenhaar
Eines holden, jugendlichen Hauptes,
Nicht um Urlaub flehe die Vernunft!
Nichts erflehſt du von dem Paviane. —

Dünken ein allzu leichtes, luftiges,
Luftiges Geſindel dir Poeten —
Mit dem Blute des Herzens füttern ſie
Ihre Verſebrut, die Pelikane. —

Singt Hafis ſein zauberiſches Lied,
Nüchterne taumeln ihm und Trunkne tanzen;
Auf dem Reichspalaſte der Poeſie
Wehet er als Pracht- und Ehrenfahne.

CCXXI.

Siehe, ſieh, die Tulpenſtengel,
Dieſe frechen Ketzerlein,
Heben ihre bunten Becher
Und begehren Trunk und Wein.

Sieh, der Oſt, der freche Buhle,
Jeder Roſe, wo er weht,
Schmeichelt er den jungen Buſen
Aus dem engen Miederlein.

Dieſes lockere Geſindel
Fördert meine Tugend nicht;
Es erſchüttert meine guten,
Frommen Sitten ungemein. —

Nur des Edlen, nur des Reinen,
Liebe Freunde, ſeid beſtrebt;
Trinkt allein von edlen Weinen,
Trinket eure Weine rein! —

Ausgelöſ't ſind alle Kutten,
Welche man um Wein verſetzt;
Eine nur, es iſt die meine,
Lieber Wirth, ſie bleibe dein! —

Stirbt Hafis, o nicht begrabt ihn
In die dumpfe Gruft hinein;
Nein, begrabt ihn in den Keller,
Werft ihn in ein Faß voll Wein!

CCXXII.

Bezähme die Begier, ſo iſt es wohlgethan;
Leb' als ein Engel ſchier, ſo iſt es wohlgethan.

Doch weiß ich einen Rath, der iſt noch köſtlicher:
Verkaufe dein Brevier, ſo iſt es wohlgethan.

Bei Weinpokal und Flötenhauch und Tamburin
Aufſchlage dein Quartier, ſo iſt es wohlgethan.

In offnem Aufruhr wider alle Heuchelei
Aufſtecke dein Panier, ſo iſt es wohlgethan.

Es bete fromm der Eine da, der Andre dort
Und denke: „Bet' ich hier, ſo iſt es wohlgethan.“

Knie'n wir in Andacht vor geliebtem Angeſicht,
Vor ſchönem Auge wir, ſo iſt es wohlgethan. —

Nein, denke nicht: „Behandl' ich ihn in froſtiger,
Unfreundlicher Manier, ſo iſt es wohlgethan!“

Preiswürdig iſt die Milde nur, es werd', o Kind,
Ein Kuß der Milde mir, ſo iſt es wohlgethan.

Zwar wenn du dich in doppelt dichte Schleier hüllst,
Naht das Gemeine dir, ſo iſt es wohlgethan.

Entflerſt du aber lichtgebornem Dichterblick
All deine ſüße Zier, ſo iſt es wohlgethan.

CCXXIII.

Wißt, daß ich alle Feſſeln der Geduld
Zerriſſen habe;
Wißt, daß ich mich der Ungebundenheit
Befliſſen habe;

Wißt, daß ich aller heiligen Bräuche mich
Entbunden habe,
Und doch die allerreinſte Seelenruh'
Zum Kiſſen habe!

Was thut es auch, daß ich der Kaba mich
Entfremdet habe,
Da ich zur Kaba ihres Angenlichts
Narciſſen habe?

Wenn ich die Hyacinthen ihres Haars
In Händen habe,
Sagt, Freunde, was ich an dem Roſenkranz
Zu miſſen habe?

Wißt, daß ich ſelbſt nach Edens Früchten kein
Verlangen habe,
Weil ich in meines Liebchens Apfelkinn
Gebiſſen habe.

Doch nun Ade, da ich zur Schenke nun
Zu eilen habe,
Und in Betreff des Kirchengangs ein zart
Gewiſſen habe.

CCXXIV.

Wir haben allen Glanz der Heiligkeit
Hinweggeworfen;
Wir haben jegliche Verſtellung weit
Hinweggeworfen.

Der hohen Schule Porticus und Saal
Und Quäſtionen,
Wir haben all gelehrten Zank und Streit
Hinweggeworfen.

Den guten Namen von ſo manchem Jahr,
Den ſchwer errungnen,
Wir haben ihn, wie eine Kleinigkeit,
Hinweggeworfen.

Wir haben unſer altes, ernſtes Haupt,
Es vor die Füße
Dir rollend in den Staub der Niedrigkeit
Hinweggeworfen.

Wir haben Alles, was da löblich iſt,
Wir haben Glauben,
Schaam, Sitte, Tugend und Beſcheidenheit
Hinweggeworfen.

Wir haben, der Narciſſe deines Augs
Die Seel' empfehlend,
All andrer Hoffnung Troſt und Süßigkeit
Hinweggeworfen.

CCXXV.

Nicht düſtre, Theoſoph, ſo tief!
Nicht blicke, Moraliſt, ſo ſcheel!
Wir möchten gerne ſelig ſein,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Hinſchmachtend in der Wüſte Sand,
Gleichwie die Kinder Iſrael,
Schrei'n wir zu Gott um Labungen,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Was kümmert uns der Tuba-Baum
Und was der Engel Gabriel?
Wir ſuchen einer Schenke Thür',
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Wir lieben unſern alten Wirth
Und haben deß auch keinen Hehl;
Wir fliehen alle Heuchelei,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Nicht Menſchenblut vergießen wir
Auf wilden Haſſes Wuthbefehl;
Der Rebe Blut genießen wir,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Wir öffnen unſern Buſenſchrein,
Der Liebe köſtliches Juwel
Mit vollen Händen auszuſtreu'n,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Wir preiſen unſer ſüßes Herz
Vierzeilig oder im Gaſel;
Dem Holden iſt der Dichter hold,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Du trage keuchend jede Laſt,
Dem Eſel gleich und dem Kameel!
Wir ſchütteln unſre Bürden ab,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

CCXXVI.

Die fromme Taub' in meinem Herzen hie,
Ergebung in den Willen des Geſchickes,
Erlegt, o meine Sonne, haſt du ſie,
Verbrannt mit einem Blitze deines Blickes.

Und es erſteht aus ihrer Aſche, ſieh,
Und hebt zum Hohne jedes Erdenſtrickes,
Sich eines Adlers göttliches Genie
Zu den Genüſſen eines Aetherglückes.

CCXXVII.

Nicht, o Freund,
Heiligen des Bechers einen ſolchen Blick!
Einen beſſern!
Einen Schritt
Und noch einen der Taberne näher rück',
Einen beſſern!

Achte ſie,
Deine Tugend, deine ſelbſtiſch eitele,
Keinen Deut werth!
Einen Schlag
Gieb ihr und noch einen in ihr ſteif Genick,
Einen beſſern! —

Bärtiger,
Ruhmgekrönter Forscher alles Heimlichen,
Großer Denker!
Uns der Nacht
Dieses Seins durch einen neuen Fund entrück',
Einen bessern! —

Dieser Arm
Hebe den Pokal und dieser schmiege sich
Um ein Liebchen!
Mein Gemüth,
Wenn du kannst, durch einen andern Rath beglück',
Einen bessern! —

Wenn du dich
Hängen willst, so greife nicht nach schmählichem,
Rohem Stricke;
Winde dir
Aus gelocktem Ambra-Haar den Hänge-Strick,
Einen bessern! —

Krankt Hafis,
Mit gelahrtem, graubehaartem Medicus
O verschon' ihn;
Ihm sogleich
Einen blutjung rosenwangigen Arzt beschick',
Einen bessern!

CCXXVIII.

Eben kam mir ein ächter Bußgedanke;
Kehren wollt' ich in heilſam enge Schranke;

Doch mein Liebchen, es lugt herein mit hellen
Schelmenaugen und merket, daß ich kranke,

Schleicht dann näher und lacht mich aus und ſchmeichelt
Und umgarnet die Seele mir, die ſchwanke.

Ach, wie lacht mich ihr Mündchen an, das rothe,
Ach, wie reißt mich ihr Brüſtchen hin, das blanke!

Sag', o Himmel, o ſage ſelbſt, wie bliebe
Frei das Innere hier von argem Wanke?

Du, das Gold der realen Wonne heiſchend,
Giebſt ſo luftige Waare nur zum Danke!

Drum erlaube mir immer noch ein wenig,
Daß ein traulicher Arm mich ſüß umranke!

CCXXIX.

Wenn einer mäßig trinket,
So ſoll ihm das gedeihlich ſein;
Wenn ohne Maß, ſo ſoll es
Ihm ohne Maß gedeihlich ſein.

Der Scheich, der alte Vater,
Wenn er zu Glas und Flaſche greift,
Laß Himmel ihm die Flaſche,
Laß ihm das Glas gedeihlich ſein!

Den Kuß auf zarte Munde
Laß in Palaſt und Hütten uns,
Auf Kiſſen und auf Polſtern
In Buſch und Gras gedeihlich ſein!

Doch ſperrt die Erde hungernd
Zehntauſend ſchwarze Rachen auf,
Laß ſie Zeloten freſſen
Und ihr den Fraß gedeihlich ſein!

CCXXX.

Die Liebe, ſie zerbreche mich;
Es raſſe meine Kraft der Wein!
Nicht ſtark will ich und tapfer ſein;
Ich freue meiner Schwäche mich.

CCXXXI.

Es kommt, o Mönch, bei'm Beten nichts heraus;
Es ſteigert das nur innrer Aengſte Graus.
Weit beſſer iſt's, die Kutte zu vertrinken
Und trinkend in ein Meer von Seligkeit zu ſinken.

CCXXXII.

Was du forderſt, es geſcheh'!
Rede nur, o Lieb, ich geh',
Ob es auch ein ſaurer Gang,
Alſofort in die Moſchee.

CCXXXIII.

Durſtig ſind wir, lieber Wirth,
Doch im Bankerutte;
Nimm, o nimm für baares Geld
Unſre blaue Kutte!

Buße, Contemplation,
Kanzel und Katheder,
Lieber Gott, was ſind ſie werth?
Keine Hagebutte.

Aber hoch geprieſen ſei
Rebe mir und Winzer,
Kelterfaß und Kelterer
Und die volle Butte!

Das reale Reſultat
Dieſer edlen Mühen,
Es gedeih' uns früh und ſpat,
Wie dem Kind die Dutte!

„Das Gebäude deines Seins
Stürzet es!“ Es ſei ſo!
Einen ſchönen Schatz vielleicht
Find' ich in dem Schutte.

CCXXXIV.

Was Hafiſen in der Welt das Beſte däuchte?
Lautenklang und Weinpokal und ſchöner Reigen,
Vielgeliebter Augen hellliebend'ge Leuchte,
Und zuletzt ein nachtbedecktes Wonneſchweigen.

CCXXXV.

Es dünket dir, ich wäre nichts; ich aber
Ein Mann im Staat,
Ein Mann von Rang, ich bin im Reich der Liebe
Geheimer Rath.

Dann bin ich auch im Kreiſe der Betrunknen
Ein Veteran,
Der hier ſo manche Jahre ſchon die Wege
Des Herrn betrat.

Es iſt ein Ausbund adeliger Geiſter
Allhier vereint;
Ein jeder iſt Prophete, Sofi, Seher
Und Potentat.

Sie ſitzen und ſtudiren freudeſtrahlend
Im Glaſe Dſchem's,
Und beſſer iſt, als das der Philoſophen,
Ihr Reſultat.

Doch fehlet Einer und mit ihm die reinſte
Beſeligung.
Wo bleibt Hafis? Wo lieber, als bei'm Becher
Weilt er ſo ſpat?

Verſchmähet er des Weines edle Labe
Weil er entzückt
Von einer Huri-Lippe juſt den Nektar
Der Huld empfaht?

Doch nein, er kommt; er eilt mit raſchem Fuße
Der Schenke zu;
Ein Jubelruf begrüßt den alten Meiſter,
So wie er naht.

Ja, wenn du ſehen willſt, was ich bedeute,
Komm in mein Reich,
Mein jauchzendes! Du weigerſt meiner Größe
Kein Atteſtat. —

Mir auf die Kutte deuteſt du, die alte,
Die ſchäbige?
Du Ignorant! So prangen ächte Kaiſer
Im Feſtornat.

CCXXXVI.

Es gab um einen Apfel einſt
Mein Vater Edens Wonneſtand;
Es giebt ihn um die Aepfelchen
Im Buſen hier mein Minnebrand. —

Entſchwinden in die leere Luft
Laß eine weiſe Lehre dir;
Dein Liebchen, nicht entſchlüpfe dir's
Aus deiner Arme Feſſelband. —

Wer nie der Schönheit Reiz genießt
Und Seele ſich und Geiſt erfriſcht,
Der gleichet einem Dorngebüſch
In ſchauerlicher Wüſte Sand. —

Es irren in der tiefſten Nacht
Die zwei und ſiebzig Sekten all,
Die Sekte nur des Sektes iſt
Befreit von allem Unverſtand. —

Gefeiert in der Schenke Reich
Iſt hoch Hafis, wiewohl du ſagſt,
Der Glorie des Ruhms beraubt
Sei ein Prophet im Vaterland. —

Ein Götzentempel iſt mein Herz,
Von Silber iſt der Götze drin;
Umſchloſſen einen ſchöneren
Hat nimmer eine Tempelwand. —

Wir alle ſind verliebter Art,
Und brennſt du nicht für Andere,
Hat ſich der Liebe Luſt und Trieb
In's eigne hohle Selbſt gewandt. —

Jüngſt reichte mir ein Heiliger
Die gelbe Hand zum Kuſſe hin;
Ich bückte meinen Mund hinab
Und koſete den Becherrand.

CCXXXVII.

Hafis iſt einer von den Heuchlern
Der Zelle zwar,
Doch legt er euch berauſcht ſein ganzes
Gemüthe dar.

Oft aus dem Haus der Zucht und Buße
Schleicht er hinaus
Und ſchwelget in der Weinſpelunke
Ganz ſchauderbar.

Doch nicht allein der Trunk befleckt ihn;
Es macht die Lieb'
Ihn vollends aller edlen Tugend
Und Sitte baar.

Ein Augenſtern, aus Geiſt geweben,
Ein Mundrubin,
So ſüß, wie Kandel, überwältigt
Ihn ganz und gar.

Beugt er die Knie' an heil'gem Orte,
So ſtellet er
Im Geiſte ſein Idol, ſein ſchönes,
Auf den Altar.

Ja, um zu kehren der Geliebten
Beſtaubt Gemach,
Raubt er den Huri's in der Höhe
Ihr Lockenhaar.

CCXXXVIII.

Das Geſchehʼne, nicht bereut's Hafis,
Er bedauert, was er unterließ.

Schmerzlich iſt ihm jeglicher Moment,
Den er in asceticſchem Verlies,

Den er nicht beiʼm Klange des Pokals,
Den er nicht im Glanze des Genies,

Den er nicht an holder Liebe Bruſt,
Den er nicht gelebt im Paradies.

CCXXXIX.

Ach, wie ſchön iſt Nacht und Dämmerſchein!
Ach, wie traulich unſer Trinkverein!

Höret den muſikiſch hellen Ton!
Was verkünden Lauten und Schalmei'n?

„Laſſet den Myſterien der Luſt
Ein verſtändig Ohr geöffnet ſein!

Rettet eure Seele, werfet ab
Des Betruges eckle Mummerei'n!

Aller andern Bande ledig, ſchlingt
Euch in Lockenbande lieblich ein!“ —

Sollte wohl in dieſem Kreiſe wer
Unbelebt vom Hauch der Liebe ſein?

Grabgebete betet über ihn;
Segnet ihn als einen Todten ein! —

Windet euren Arm um ſilberne
Hüften her in einem Bad von Wein!

Alles Andre, predigt Schemſeddin,
Iſt verlorne Mühe, Qual und Pein.

CCXL.

Laßt, Freunde, das Superne,
Das Hohe, Tiefe, Ferne!

Kommt zu Verstande, pilgert
In eine Weintaberne!

Da funkeln in den Bechern
Die schönsten Himmelssterne;

Da leuchtet auf den Tischen
Die klarste Denklucerne;

Da webt ihr in des Lebens
Tiefinnerlichem Kerne;

Drum kecklich in den Winkel
Stellt eure Nachtlaterne!

CCXLI.

Fort, himmliſche Wonn'
Und ewiges Heil!
Das irdiſche hier iſt beſſer!
Ein einziger Blick,
Ein Lächeln, ein Kuß
Der Liebe von ihr iſt beſſer. —

Der Freiheit Glück,
Es iſt edel und groß;
Doch wenn ich es recht bedenke,
Verſtrickt mit der Seel'
Und gefangen zu ſein
Im Lockenrevier, iſt beſſer. —

Weit beſſer erſcheint
Dein geiſtlicher Trieb,
Als unſre Begier, doch dieſe
Iſt ohne Geprahl,
Anmaßung und Zank,
Und dieſe Begier iſt beſſer. —

Doch o wie gefehlt
Die Rede mit dem,
Der myſtiſchem Unſinn erfert!
Zu reden in klar
Verſtändlicher Art
Mit Hammel und Stier, iſt beſſer. —

„O ſieh doch, Hafis,
Wie hier mir am Hals
Das ſchönſte Geſchmeide funkelt!
Kein Schmuck in der Welt,
So köſtlich er iſt,“
So ſprach ſie zu mir, „iſt beſſer.“ —

„Vergleiche, mein Lieb,“
Antwortet' ich ihr,
„Die poetiſchen Perlenſchnüre,
Die dir zum Schmuck
Mein Finger gereiht!
Denn ſelbige Zier iſt beſſer.“

CCXLII.

All, was da Süßes unſer Herz beſtrickt,
Belegt es immer mit dem Interdikt!
Ihr ſelber, ihr vermögt es nimmermehr,
Zu folgen eurem grauſamen Edikt.
Mit einer Macht, die nicht zu bändigen,
Mit der Natur in ewigem Conflikt —
Was hilft es euch, wenn ihr den Leib kaſteit,
Wenn ihr die Seele zu dem Himmel ſchickt?
Weit ſchlimmer noch, als wir frivoles Volk,
Seid ihr vom Netze der Begier umſtrickt.

CCXLIII.

Komm, Sofi, komm, und laß uns aus der Heuchler
Befleckt Gewand zieh'n,
Uns über ihre freche Lügentafel
Die naſſe Hand zieh'n!

Laß, öder Zelle Dunkelheit verfluchend,
Den Weinpokal uns
Aufſtecken als Panier und alſo jauchzend
Durch's weite Land zieh'n!

Junghold're Weſen, welche ſcheu und ſchüchtern
Die Wonne meiden,
Laß uns herbei an einem Strick von Roſen
Zum Heilverband zieh'n!

Wir wollen nichts, als gute Thaten üben;
Laß zwiſchen ſie uns
Und nachtgeborne Fanatismen endlich
Die ſcharfe Wand zieh'n!

Laß uns der Liebe ſüße Fackel ſchleudern!
In jede Seele
Soll ein die Luſt und aus Entbehrungstrauer
Und Unverſtand zieh'n!

Glanzhelle von Palaſte zu Palaſte,
Von Hütte lodernd
Zu Hütte ſoll der weltreformatoriſch
Entfachte Brand zieh'n.

CCXLIV.

Ich gebe dir ein gut Geſetz,
Ein redliches und reines hie:
Genieße, was dein Herz erfreut,
Doch Bruderherzen kränke nie! —

Die Flaſche trug ich unter'm Arm,
Da meinte man, es ſei ein Buch
Und irrte nicht; ich lerne draus
Rhetorik und Philoſophie. —

Lang an der Schale klebet' ich
Da zog der Liebe ſtarke Hand
In's flammenheiße Centrum mich
Aus froſtiger Peripherie. —

Wohin gehörſt du, ſtrenge Maid?
In's unbelebte Pflanzenreich.
Die Meine, weil ſie lebt, verlacht
Der Sitte ſtrenge Deſpotie. —

Des Scheltworts Beleidigung
Verzeihet dir kein Nüchterner;
Mich mag ſie treffen ohne Scheu,
Ich Trunkner überhöre ſie. —

Schön mag es in der Höhe ſein,
Doch auch hier unten iſt es ſchön;
Lenz, Liebe, Becher, Lautenklang —
Was willſt du, daß ich ferne zieh'? —

Nicht ſprich, Hafis, daß ungerecht
Die Welt getheilt! Du haſt genug;
Haſt deinen ewig heitern Geiſt
Und deiner Reime Melodie.

CCXLV.

Nicht verleiht dir Heuchelei
Heiterkeit und ſüße Ruhe;
Lebe lieber frank und frei,
So wie ich, der Ketzer, thue.

CCXLVI.

Sprachen ſeien viele, viele,
Aber einfach unſre Triebe;
Sei's auf türkiſch, auf arabiſch,
Reimt nur immer Wein und Liebe!

CCXLVII.

Von Liebe ſpricht der Myſtiker,
Von Liebe flötet auch Hafis;
Du aber höre dieſen nur!
Denn ſein Geſang, ſein lieblicher,
Haucht Leben und Natur;
Der Myſtiker, ſo prangend auch
Sein ausſtudirter Redebrauch,
Driſcht leere Halme nur.

CCLXVIII.

Stehe, ſteh',
Flüchtiges Reh!
Nicht, wie der Wind,
Eile hinweg,
Liebliches Kind;
Scheue zu grüßen nicht,
Fürchte Haſiſen nicht!
Glaub', er iſt fromm,
Glaub', er iſt gut,
Heget und pflegt
Schöne Gefühle,
Klappert er auch
Nicht, wie die Mühle,
Plappert er auch
Hohle Gebete nicht.
Blicke du ihm
Kecklich in's Angeſicht,
Und du verlachſt,
Was der Zelote ſpricht.

CCXLIX.

Blick' auf, beſchränkte Tadlerzunft,
An Witz unendlich arme du!
Sieh, was erhabner Urvernunft,
Die beſſer urtheilt, als die Welt,
Die blinde hier, zu thun gefällt!
Sie wirft vom hohen Lichtgezelt
Mir hunderttauſend Küſſe zu.

CCL.

„Geh, meide mich!“ ſo ſprach im Zorne
Mein Lieb zu mir: „ich muß dich haſſen;
Du biſt der Aergſte von den Argen,
Die je der gute Geiſt verlaſſen.“

Doch fand ſie bald der Finſterlinge
Abſurde Moden unerträglich;
Da hat ſie ſich von meinem Werte
Verſtändiglich bedeuten laſſen.

CCLI.

Wir, Vater Schemſeddin und ſeine Kinder,
Wir, Scheich Hafis und ſeine frommen Mönche,
Wir ſind ein eignes, wunderliches Volk.
Von Gram gebeugt und ewiger Klage voll,
Ohn' Unterlaß in unſerem Trauerjoch
Des feuchten Auges heiße Perle ſtreuend,
Und ewig hell und ewig heiter doch;
Der Kerze gleich hinſchmelzend und vergehend,
Und doch, wie ſie, in lichter Wonne lachend;
Gemordet allezeit von Wimperdolchen,
Von grauſamen, die nur nach Blute dürſten,
Und juſt hierinnen unſeres Seins gewiß;
Verſunken in ein Meer von Schuld und Sünde,
Ganz unbekannt mit dem Gefühl der Reue,
Und fromm zugleich und frei von allem Argen,
Des Lichtes Söhne, nicht der Finſterniß,
Und ſo der Menge völlig unbegreiflich.
Denn dieſe kennt nur dreierlei Naturen:
Den Frömler erſtlich, den Fanatiker,
Den finſteren, blödſinnigen Barbaren;
Den Wüſtling ohne Geiſt und Herz ſodann,
Den ſelbſtiſchen, unedelen, gemeinen;
Den endlich in gewohnter Schranke dumpf
Beharrenden. Für Leute ſo, wie wir,
Gebricht es ihr an Namen und Begriff.

CCLII.

Weißt du, warum ich trinke?
Von Hochmuth ſtrotz' ich und Eitelkeit,
Und die will ich erſäufen
Im Meere der Betrunkenheit.

CCLIII.

Reicht meiner Sünde den Tugendpreis!
Wer ſo, wie Hafis, zu ſündigen weiß,
Tief in der Gottheit Gnadenmeer,
Der Selige, verſinket er.

CCLIV.

Sing', o lieblicher Sängermund,
Stets von neuem und ende nicht!
Spend' uns herrlicher Reime Fund
Stets von neuem und ende nicht! —

In holdſeligem Minneſpiel
Ueb', o Schüler Hafiſens, dich,
Weil nur alſo das Herz geſund,
Stets von neuem und ende nicht!

Sieh, o Schenke, die Becher leer;
Bring' uns, um zu bekräftigen
Mit dem Weine den edlen Bund,
Stets von neuem und ende nicht! —

Daß ich theuer und werth dir ſei,
Sag' es, Liebſte, denn nimmermehr
Ward mir ſüßere Mähre kund,
Stets von neuem und ende nicht! —

Raſ' und tobe, du ſchwarzes Herz,
Wenn es alſo gefällig iſt,
Unvernünftig und ohne Grund
Stets von neuem und ende nicht!

Du, o Quelle des Lichts, jedoch
Scheuch', o Sonne, die finstre Nacht,
Hell durchstrahle das Weltenrund
Stets von neuem und ende nicht!

Schluß.

West-östlich.

I.

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geiſt;
Dieſe Hochzeit hat gekannt,
Wer Hafiſen preiſt.

Göthe.

II.

Und mag die ganze Welt verſinken!
Hafis, mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern; Luſt und Pein
Sei uns, den Zwillingen, gemein!
Wie du, zu lieben und zu trinken,
Das ſoll mein Stolz, mein Leben ſein.

Göthe.

III.

Daß ſich in Oaſen-Grüne
Eine Quelle Weins ergöſſe,
Deren unbekanntes Eden
Eine Wüſtenei umſchlöſſe!

Hin zu dieſer Quelle zög' ich,
Bauet' eine kleine Hütte,
Daß ich hier in aller Stille
Segen ohne Maß genöſſe.

Triſte Menſchen unſres Schlages,
Traurige Philiſterſeelen,
Müßten nicht hinzugelangen,
Daß ſie mein Genuß verdröſſe.

Nachtigallen müßten ſchmettern
Und Gazellen müßten ſpringen,
Liebe, zarte, fromme Thiere,
Welche niemand niederſchöſſe.

Und da wollt' ich Wonne ſchöpfen
Und Hafiſens Reime ſingen,
Daß von Luſt und Liederhonig
Meine trunkne Lippe flöſſe.

Nach Rückert.

Poetiſche Zugaben

aus verſchiedenen Ländern und Völkern.

Türkisch.

I.

Wer kein geliebtes Weſen
In ſeine heißen Arme ſchleußt,
Der iſt, ſo viel er prahle,
Ein Körper ohne Seel' und Geiſt

II.

Wiſſenſchaft iſt leerer Schaum
Vor der Liebe göttlicher Natur,
Iſt ein kleiner Schüler kaum,
Iſt ein läppiſch ſchwacher Greiſe nur.

III.

Ungütiges Geſchick, wie viel
Giebſt du dem Herzen des Begehrens!
Und ſchreit zu dir das flammende,
Welch eine Karge des Gewährens!

IV.

Es hat das Schickſal, wie es ſcheint,
Nichts Anderes in der Welt zu thun,
Als daß es treue Herzen trennt,
Die ſelig aneinander ruh'n.

V.

Verzicht', o Herz, auf Rettung,
Dich wagend in der Liebe Meer!
Denn tauſend Nachen ſchwimmen
Zertrümmert am Geſtad' umher!

VI.

Die Trennung vom Geliebten ſoll von Höllenpein
Die Probe ſein?
Daß Höllenpein die Probe ſei von Trennungspein,
Hat größern Schein.

VII.

Der Märtyrer der Liebe,
Maaßloſem Harm erlegen,
Wie herrlich und wie hehr
Im Tode raſtet er!
Der heilige Geiſt ſpricht ihm den Grabesſegen.

VIII.

Nicht Würde, Macht und Hoheit,
Goldſchätze nicht, noch Ruhm und Ehre will ich;
Nur einen trauten Buſen
Zum überreichen Heilbeſcheere will ich.

In's Paradies der Liebe
Strebt meiner Sehnſucht nie geſenkte Schwinge;
In keines andern Edens
Zu ſtolze mir, zu kalte Sphäre will ich.

Geliebter Hand balſam'ſche
Beſchwichtigung für ſo viel herbe Wunden,
Die mir das Leben bohrte,
Das grauſame, mit ſeinem Speere, will ich.

Für meine heißen Sinne
Mitheiße Sinn' und glühendes Verſchmelzen,
Auf meiner Gruft Gedenkſtein
Aus treuen Augen eine Zähre will ich.

Durch Feld und Aue ſchweif' ich,
Durchringe Berg und Thal und dürre Steppe;
Das ſtille Ruheplätzchen
Aufſpüren, ach, das ich begehre, will ich.

IX.

Von deinem Reize wollte reden
Der dichtende Verſtand;
Da fiel er in ein Meer des Staunens
Und die Beſinnung ſchwand.

Die Perle dieſes Verſes endlich
Aufgriff er in der Fl..:h;
Die legt anitzt der aufgetauchte
In deine ſchöne Hand.

X.

Sultanin der Herzen iſt
Dieſe fränkiſche Louiſe;
Quelle welcher Schmerzen iſt
Dieſe fränkiſche Louiſe!

All mein Islam iſt dahin,
Denn ich denke nur an dieſe
Wunderſchöne Ketzerin,
Dieſe fränkiſche Louiſe.

Krank bin ich, dem Tode nah,
Wie geſpießt an tauſend Spieße,
Denn mein Aug' erblickte ja
Dieſe fränkiſche Louiſe.

Doch wie bald wär' ich geſund,
Wenn ſie mich zum Kuſſe ließe!
Denn Herr Jeſus iſt der Mund
Dieſer fränkiſchen Louiſe.

XI.

Es gaukeln die Gedanken mir,
An Künſten reich,
An deiner Lockenringe Zier
Seiltänzern gleich.

XII.

Der Bouſſole Nadel ſoll
Mir die Kibla zeigen;
Doch zu deiner Thüre nur
Pflegt ſie ſich zu neigen.

XIII.

Eine Rieſenmuſchel
Iſt die Welt,
Die als einzige Perle
Dich enthält.

XIV.

Umarmſt du nicht, ſo biſt du ſchön; jedoch
Umarmſt du mich, ſo biſt du ſchöner noch.

XV.

Unterſuche meinen armen Kopf!
Denn es ſcheint, als ſei es hier nicht richtig.
Alles, Alles ſcheint mir ohne Werth;
Und nur eine liebe Locke wichtig.

XVI.

Eiferſüchtig ſchwillt der Mond,
Sieht er unſerem Kuſſe zu,
Kommt nach einem Monat erſt
Wieder in die alte Ruh'.

XVII.

Ob mir ohne Raſt mein Ende droht,
Ewig iſt mein Auge hell und heiter.
Beißen mich die Lockenſchlangen todt,
Blüh'n an meinem Grabe Lebenskräuter;
Küſſe ſind's, die tilgen alle Noth,
Und ſo leb' ich immer, immer weiter.

XVIII.

Der Recht behaltende Derwiſch.

1.

Es ſtritten miteinander
Ein Denker und ein Derwiſch,
Und ſchmählich unterlegen
Iſt bald genug der Derwiſch;
Denn mißlich iſt das Streiten
Mit der Philoſophie.
Allein es hat der Derwiſch
Doch Recht behalten — wie?
Er ballte ſeine Fäuſte
Und prügelte den Denker,
Daß er um Gnade ſchrie.
Denn ſo wird aller Orten,
Wird ſtets der Glaube fertig
Mit der Philoſophie.

2.

Der Denker ging, dem Kadi vorzuklagen,
Daß ihm der Derwiſch Arm und Bein zerſchlagen.
Der Kadi ſprach: „Da dämpfe deinen Trutz!
Da kann man nichts, als ſchweigen und ertragen;
Denn nehm' ich die Philoſophie in Schutz,
Werd' ich und du vom Volke todtgeſchlagen.“

Arabisch.

I.

1.

Die Blicke deiner Augen,
O meine ſchöne Freundin,
So wie ſie ſich nur einmal
Den meinen zugelenkt, —
Ach dieſe Zauberblicke,
Die leuchtenden Geſchoſſe,
Die mörderiſchen Pfeile
Mit ſüßem Gift getränkt! —
Sie haben ohne Zorn mich,
Sie haben ohne Feindſchaft
Mich alſo ſchwer verwundet,
Mich alſo tief gekränkt,
Daß ſchon von Sterbedunkel
Mein irres Auge flimmert,
Daß ſich mein Haupt ermattet
Zu Tod und Grabe ſenkt.

2.

O du mein theures Leben,
Du, mein geliebter Tod!
O ſähſt du meine Thränen,
Die ohne Maß vergoßnen
In meiner heißen Noth!
Zu ſchmelzen harte Steine,

Uralte Felſenblöcke,
Vermöchten dieſe Gluthen,
Vermöchten dieſe Fluthen,
Mit welchen meine Seele,
Mit welchen Kraft und Daſein
Hinſtrömet harmzerfloſſen
Aus ſchwimmender Augen Roth.

3.

Wie brennt ſie, meine Wunde!
Wie fiebern meine Schläfe!
Mein Athem, ach, wie ſchöpft er
So ängſtlich und ſo ſchwer!
Und rings in meinem Jammer,
Allrings in meiner Bange,
Nach einem Arzt der Liebe,
Nach Arzenei'n der Sehnſucht
Forſch' ich im Land umher.
Da wird mir aus dem Munde
Der Leute dieſe Kunde:
„Für ſolche ſchlimme Wunde,
Für ſolche böſe Krankheit,
Sind alle Weltenrunde
An Rath und Hülfe leer;
Wenn nicht vielleicht durch jene
Dein ſieches Herz geſundet,
Die dich ſo tief verwundet,
Die dieſe Noth geſtiftet,

Die deine Bruſt vergiftet
Mit dieſer Gluthbeſchwer.“

4.

O du, von der getrennt mich
Unbeugſame Gewalten,
Feindſelige Schrecken halten,
Die deiner Tage Herrn!
O ſprich, wie kann ich athmen,
Wo deines Hauches Ambra,
Nicht alle Lüfte würzet,
O ſprich, wie kann ich athmen,
Von deinem Munde fern?
O ſprich, wie kann ich leben,
Getrennt von einem Lichte,
Dem ſeine Strahlenwonne
Zu danken hat der Sonne
Lichtloſer dunkler Kern?
O ſprich, wie kann ich leben
Fern deinem Angeſichte,
Fern deinem Augenſtern?

5.

Allein bei dieſen Augen,
Bei'm Ambra dieſes Mundes,
Bei deines Angeſichtes
Geweihter Kaba ſchwör' ich:
Nicht lange mehr, ſo bin ich

Verloren oder ſelig,
Vernichtet oder heil.
Nicht lange mehr, ſo wird man
In meiner Hand erblicken
Ein wuthgeſchwungnes Beil.
Damit werd' ich die Thore,
Die prangenden, zerſchmettern,
Die meiner Thräne ſpotten,
Verhöhnen alle Leiden,
Von deiner Bruſt mich ſcheiden,
O meiner Seele Heil!
Dann ſei der Taumel Edens,
Sei namenloſe Wonne,
Wo nicht, die Pein der Hölle,
Sei Untergang mein Theil!

II.

Beſtieg ein edles Roß,
Um eilig heimzukehren;
Es ſtand mir einſt in Ehren
Ein traulicher Genoß.
Nun dünkte mir, es wären
Viel beſſer als dies Roß
Die ſchlechteſten der Mähren
In ſchlechter Gäule Troß.
Je mehr es brauſt' und brannte
Und durch die Lande rannte
Und über Klüfte ſchoß —
Je mehr ich es mit Harme
Aus meinem Herzen bannte,
Das leidig edle Roß.
Denn aus geliebtem Arme,
Aus meiner Freuden Schloß
Von ſeinem Braus getragen,
Wie mochte mir's behagen,
Im Fluge hinzujagen
Nach minneleeren Hagen,
Wo mich die Welt verdroß!

III.

Es rast im Schmerze
Mein liebend Herze;
Da senden Tadler
Und kalte Spötter
So harte Rügen
Und herbe Scherze,
Wie böse Bienen,
Nach meinem Busen
Unedel aus.
Sie kehren ihnen
In raschen Flügen
Zurück in's Haus.
Dort, sagen sie,
Bedeckt mit Schweiße,
Dort schreckt im Kreise
Ein Flammengraus.
Wer wagt zu nahen,
Wer hält es aus?

IV.

Eine Magd, mit wunderbarem Reiz geſchmückt,
Der es Leid iſt, daß ſie unſer Aug' entzückt!

Wenn du ihr zu nah'n befiehlſt, ſo naht ſie dir
Kalt und ernſt, von Freude nie das Herz beglückt.

Wenn du ihr zu geh'n gebeutſt, ſie wallt dahin,
Und du ſiehſt ihr Weſen nicht von Harm gedrückt.

Welch ein Eden wäre dieſe ſtolze Magd,
Von der Liebe Leidenſchaft und Luſt berückt!

V.

Es graut die Nacht; mit einer Kanne Wein
Tritt Allia zu mir und ſchenket ein.

Aus ihrem Munde träufen Honige,
Purpuriſch aus der Kanne quillt der Wein.

Komm, Allia, und laß dem Wein gemiſcht
Die Honige von deinem Munde ſein!

Bald reiche mir die purpurrothe Fluth,
Bald dieſen Mund in köſtlichem Verein!

Die Flamme meiner Bruſt und dieſes Weins
Beſchwöre mild die ſüße Lippe dein!

VI.

Der Dichter Asmai erzählt:

Im Prunkgemach, worin die kühle Luft
Durchwonniget von reichem Ambraduft,
Da ruhten in behaglichem Verein
Drei schöne Kinder traulich und allein,
Und man beschloß, geheime, zarte Sachen
Im Wettgesange reimend kund zu machen;
Ein Beutel Goldes sollte für den Sieg
Und ich der Richter sein in diesem Krieg.
Nicht ohne Scheu sofort zum Anbeginn
Verkündete die erste Sängerin:
„Ich schlummerte; da nahte meine Lust
Und weckte nicht — o trauriger Verlust!“
Die andere, nicht ohne Rückbehalt,
Entschleierte sich im Sange dergestalt:
„Mit meinem Freund im Traume koset' ich:
O träumte mir so schön allewiglich!“
Nun kam die Reih' auch an die dritte Schöne,
Und es verriethen ihre Silbertöne:
„Sink' ich dahin in seinem Arme süß,
Mein Lager wird zum Rosenparadies.“
Drauf hat man eine Sklavin abgesendet,
Und mir die Verse sämmtlich eingehändet.
Ich krönte rasch den dritten Wettgesang;
Denn holde Wahrheit athmete sein Klang.

Noch aber iſt die Mähre nicht geendet;
Bald wurde mir noch etwas eingehändet;
Ein Beutel mit Dukaten ward geſendet.
Die Siegerin, was ich ihr zugewendet
Durch meinen Spruch, das hat ſie mir geſpendet.

VII.

Ich ſchlief, da trat zu meinem Bett der Teufel,
Der Teufel, wie er lebt und leibt,
Und ſprach zu mir: „Du haſt wohl ohne Zweifel
Ein Opiat, das ſüß betäubt?“
Ich ſagte: Nein! „So labſt du dich an Weine,
Der Feuer in die Glieder geußt?“
Ich ſagte: Nein! „Doch iſt ein Sänger deine,
Deß Lippe dir wie Honig fleußt?“
Ich ſagte: Nein! „So haſt du doch ein Weibchen,
Das dich mit holdem Reiz beglückt?“
Ich ſagte: Nein! „So iſt vielleicht dein Täubchen
Ein Knabe, der noch mehr entzückt?“
Ich ſagte: Nein! Da hub er auf die Hände,
Ausrufend: „Nein und ewig Nein!
Unglücklicher, ſchlaf' ewig und ohn' Ende!
Ein Fluch für dich iſt, wach zu ſein.“

VIII.

Tiefe Kenner der Natur,
Alte Weiſe ſagten aus:
Fände ſich im Weltenhaus
Nur ein Mann, ein Weibchen nur,
Und im fernen Oſten wär'
Sie daheim, im Weſten er —
Beide zögen ſo ſich an,
Daß ſie fingen an zu wandern,
Und das Eine bei dem Andern
Käm' am Ende richtig an.

IX.

Dunkelheit bedeckt die Erde;
Stürme weh'n, es ſtürzt der Regen;
Haſtig her durch das Getobe
Schreitet der Geliebte mir.

Regennaß und froſtgeſchüttelt
Tritt er ein; entfachte Flammen,
Labetrunk und trautes Herzen
Wärmen und erfriſchen ihn.

Nun jedoch der Wege denkend,
Der gefähren, die er wallte,
„Aber,“ ruf' ich aus und zürne
Mit der Liebe ſanftem Zorn,

„Alſo durch die Nacht zu ſchreiten,
Durch die tiefe, ſchimmerloſe;
Nicht zu ſcheuen dieſe Güſſe,
Dieſer Stürme wilde Wuth;

Nicht zu fürchten die Dämonen,
Welche zu ſo böſer Stunde
Mit dem Element verbündet
Und ſo großer Tücke voll!“ —

„Wie doch hier in meinem Herzen,“
Alſo lächelnd der Geliebte,
„Niſtete die Furcht, die feige,
Wäre Raum für den Bedacht?

Ganz ja füllet es die Liebe,,
Füllet es dein Bild, das ſüße;
Uebrig iſt für andre Gäſte
Nicht der kleinſte Winkel mehr.“

X.

Durch Ibrahim, Mahadi's Sohn, bedeuten
Laß dich und leiten
Zu den drei beſten Freuden,
Die du allhier auf Erden magſt erbeuten.
Es iſt der Umgang erſtlich mit geſcheidten,
Geiſtreichen Leuten,
Dann eine gute Flaſche Wein zum zweiten,
Zum dritten ſich zu weiden ohne Meiden,
Ruhend im Arm geliebten Minnebräuten.

Hebräiſch

aus dem hohen Lied.

I.

Stark wie der Tod die Liebe,
Fest wie Scheol ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend, ihre Gluth.

Nicht erlischt die Liebe
Durch gewaltiger Wogen
Brausende Wasserfülle;
Nicht hinweggefluthet
Wird sie durch empörter
Ströme wilde Wuth.

II.

Auf meinem Lager wach' ich in der Nacht
Und miſſe den, der mir den Frieden giebt;
Ich ſchlummer' ein und wache wieder auf
Und ſuche den, den meine Seele liebt.

Doch greif' ich, ach, in eitle Leere nur
Und werde bang und ſtöhne tiefbetrübt:
„Was hemmet ihm die Schritte durch die Nacht?
Was ſäumet er, den meine Seele liebt?“

Aufſteh'n will ich, ſo wie die Sonne blickt
Und, ſich zu regen, alle Weſen übt,
Und mich bemüh'n, auf Straßen und auf Markt
Zu finden ihn, den meine Seele liebt.

Und find' ich ihn, ſo ſchmeichl' ich ihm ſo lang,
Bis er beſiegt ſich mir zu eigen giebt;
Denn, ach, wie ſollte mir erträglich ſein,
Zu miſſen ihn, den meine Seele liebt?

III.

Gebadet und geſalbt von Myrrhe treff ich,
Von köſtlicher, balſamiſchen Geruchs;
Ich harrte des Geliebten in der Nacht,
Ich harrete vergeblich und entſchlief.
Da pocht es, horch! — Des Freundes Stimme tönt:
„Thu' auf, o meine traute Schweſterſeele,
Thu' auf, o meine zarte Taube mir!
Feucht iſt mein Haupt, es träuft die Locke mir
Vom Thau der Nacht; o ſäume nicht und öffne!“
Beraubt der Sinne bin ich vor Entzücken
Ob dieſer Stimme Klang; es ſchlägt mein Herz
Mit lautem Schlage ſeinem Glück entgegen;
Ich fliege, reiße den Riegel raſch zurück
Und ſpäh' erſchrocken in die leere Nacht.
Entwichen iſt, verſchwunden ohne Spur
Mein ſüßes Heil. Ich rufe — niemand hört!
Ich hülle mich in meinen Mantel ein,
Ich walle manche dunkle Straße hin,
Ich wage mich in's freie Gefild hinaus,
Ich ſuche meinen Freund und ſuch' umſonſt.
Da finden mich die Wächter, die die Mauern
Der Stadt umwandeln; ſie ergreifen mich,
Sie reißen mir den Mantel ab, ſie ſchlagen
Mich weh und wund mit ihrer rauhen Fauſt —
Da wach' ich auf und merk', es iſt ein Traum,
Ein böſer Traum. — O ich beſchwör' euch, Töchter
Jeruſalems, begegnet euch mein Freund,

Sagt ihm, daß ich vor Liebe matt und krank,
Thut ihm die Leiden meiner Seele kund,
Beſchwöret ihn, ſo wie ich euch beſchwöre:
Er eile, komme, küſſe mich geſund!

IV.

O hätteſt du, begrüßend
Des Lebens erſte Sonnen,
Dieſelbe Bruſt geſogen,
Die meiner Kindheit Bronnen,
O wärſt du mir ein Bruder
Geſellig auferzogen,
Des Hauſes ſüßer Sohn!
Ich brauchte nicht mit Bangen
An deinem Blick zu hangen;
Ich müßte nicht erröthen,
Dir in das Ohr zu flöten
Der Liebe Schmeichelton;
Kein Lauſcher würde flüſtern,
Kein Auge würde düſtern,
Kein Finger würde droh'n;
Mein Sehnen und Verlangen,
Man würd' es nicht verſchwärzen;
Mein Küſſen und Umfangen,
Mein Drücken und mein Herzen,
Es würde nicht vor aller Welt zum Hohn.

V.

Komm, komm, o Freund, nicht länger laß uns weilen;
Verſpotten wir der Feinde Macht;
Hinaus laß uns in freie Fluren eilen
Und bergen uns in ihrer Pracht!

Dort auf den Hügeln, wo die Reben ſproſſen,
Die feurige Granate brennt,
Werd' ungeſcheut das traute Glück genoſſen,
Das uns die harte Welt mißgönnt.

Dort werden uns nicht Späher-Augen ſtören,
Nur holde Blüthen Zeuge ſein;
Dort ſoll dir Alles ohne Maaß gehören,
Was von erſehnter Wonne mein.

VI.

Ein ſolcher iſt mein Freund,
Ein ſolcher iſt mein Buhle,
Ein einziger, erleſener
Aus ſämmtlicher Männer Schaar:
Wie ein Rabe, ſo ſchwarz ſein Haar,
Und ſeine milden Augen
Ein Tauben-Augenpaar;
Sein Leib, wie Elfenbein,
Und wie gehau'n aus Marmor
Der Schenkel Prachtgebilde;
Wie Lüfte, die gelinde
Hinſäuſeln über Roſen,
Sind ſeine Minnegrüße;
Wie des Honiges Seim an Süße
Die Küſſe, die er beut;
Sein ganzes Sein und Weſen
Nur Glück und Seligkeit.

VII.

Auf unſern Rebenhügel
Ward ich hinausgeſendet,
Auf daß ich hier die Blüthe,
Die labevolle, hüte,
Die aus der Erde Schooße
So lieblich aufgelacht.
Ich hatte trefflich Acht;
Sie wurde nicht geſchändet,
Es wurde Nichts entwendet
Von ihrer reichen Pracht.
Doch, ach, das eigne Gütchen,
Das eigne junge Blütchen,
Das hab' ich nicht bewacht.
Mir meiner Reize Trauben
Gefällig abzuklauben,
Bemühte ſich ein Dieb;
Und ihn hinwegzujagen,
Und ſeinen Näſchertrieb
In ernſte Flucht zu ſchlagen,
Hatt' ich ihn leider allzu lieb.

VIII.

Mein Freund, er iſt ein Myrrhenſtrauß,
Der zwiſchen meinen Brüſten ruht;
Da halt' ich ihn mit feſter Hand
In meiner heißen Haft.

Mein Freund, er iſt ein Brauſekelch,
Gefüllt mit edler Traube Blut;
Ich bin beſiegt, ich bin berauſcht
Von ſeiner Flammenkraft.

Mein Freund, er iſt ein Blütenlenz;
Wie lacht die Welt in ſeinem Hauch!
Es ſproſſet unſer Freudenbett
Von lauter Roſen auf.

Mein Freund, er iſt ein Wonneſee;
Ich ſtürze mich in ſeine Fluth,
In ſeine klare Fluth hinein,
Und kühle meine Gluth.

Mein Freund, er iſt ein Labebaum,
Der ſchwellend reife Früchte ſenkt;
Die ſüßen all' in meinen Schooß
Entſchüttelt ſeine Huld.

IX.

Schön, wie Thirza, bist du,
Wonnevollen Anblicks,
Wie die Pracht Jerusalems,
Und wie kriegerische
Heldenheere furchtbar.

Wende, weh, sie tödten,
Wende deine Blicke,
Ende meinem Herzen
Diesen Zauberbann!
Aufgelöst in Sehnsucht,
Nimmermehr begnügter,
Schmacht' ich hin und sterbe,
Sterb' an einem Glücke,
Das die Brust, die schwache,
Menschliche, nicht fassen,
Nicht ertragen kann.

X.

Den König umwunden
Und hart gefangen —
Vom lieblichen Bande
Der Locke gebunden
Und nicht mehr prangen
In alter Ehre
Den Herrſcher ſieh!
Und will er wohl
In's Freie brechen
Und ſeine Schmach,
Die ſüße, rächen
Am ſchönen Feind
Und ſtrenge richten?
Er will's mit nichten.
Er wird es nie.

XI.

Es ſind der Königinnen
In ihrer Reize Strahl
Nicht weniger, denn ſechzig,
Der Kebſinnen ſind achtzig
In meinem Freudenſaal;
Es eifern außer ihnen,
Mich blühend zu bedienen
Ausbündig ſchöne Mädchen ohne Zahl —
Alleine
So feine,
So blüthenhold, wie keine
In dieſem Roſenhaine,
Iſt eine,
Mein Täubchen iſt, ja meine
Begehrte Wonn' iſt eine
Von ihnen allzumal.
Die Königinnen ſchau'n ſie,
Die Kebſinnen, die Mädchen,
Und loben ſie und preiſen ſie
Und nennen dreimal ſelig
Die glückliche Beglückende,
Die mir das Aug' Entzückende,
Die mir den Geiſt Berückende,
Die mir das Herz Umſtrickende,
Des Königes ſchönſte Wahl.

Indisch.

II.

Eine kleine Schelle
Klingelt durch die Zweige silberhelle: —
Ja, sie ist's, es nahet diesem Ort
Mamia's befreundete Gazelle.

Wonnevolle Kunden
Sind an ihren schlanken Hals gebunden,
Eine Schrift von Blüthen, reich an Sinn,
Linde stillend meiner Sehnsucht Wunden.

Bote du, getreuer
Ihrer Huld, ich grüße dich mit Feuer,
Küsse dich, als wärest du sie selbst,
Die mir über Alles lieb und theuer.

Dies Gesträuß behende,
Das ich ihr zu gleicher Antwort sende,
Nimm es hin und liefer' es im Sprung,
Wie du pflegst, in ihre zarten Hände!

II.

Der Mund der Welt, wie spricht er unbedächtiglich,
Der Frauennatur schwach nennet und ohnmächtiglich,
Da doch berührt von Frauenaugen-Wunderblitz
Selbst Götter erliegen und wanken in ihrem Aethersitz!

III.

Erglänze Mond, erscheine goldner Stern,
Aufleuchte Sonnenpracht!
Euch, lieblichen Gazellenaugen fern,
Ist Alles, Alles Nacht.

IV.

Was wäre dem Auge lichter,
Als holder Herrin Angesicht?
Was wäre dem Ohre linder,
Als was sie liebend zu ihm spricht?
Wo wäre was an Süße
Zu gleichen ihrem Honigmund?
Wo wär' ein Paradiese,
So reizend, als ihr Busenrund?

Was wäre ſo voll Entzücken,
Als Frauenherz und Frauenleib?
Was könnte ſo rein beglücken,
Als ein geliebtes Weib?

V.

Mit aufgelöſ'ten Locken
An eure Bruſt geſunkene,
Mit wonnegebrochnen Blicken
Im Minnerauſch ertrunkene,

Mit hingeſchmolzner Seele
Maßlos in euch verlorene
Holdſelige Frauen küßt ihr,
O ihr zum Heil Geborene!

VI.

Wohne du an Gangafluth,
Sündebeschwörend quellender!
Mich laß wohnen an zarter Brust,
Sinnebethörend schwellender!

Stirb, o Frommer, am Gangarand,
Laß dich stürzen in's heil'ge Naß!
Mich ausathmen an diesem Mund,
Mich hinsterben in Wonne laß!

VII.

Lüfte, so voll von Düften,
Zweige, so reich an Blüthen,
Alles umher nur Leben,
Segen und Glück und Pracht!
Dort das Kokila-Weibchen
Seinen Gatten ersehnend,
Horch, wie es girret und lacht!
Liebliche Frau'ngestalten
Fühlen in ihrer Brust
Zärtliche Triebe walten.
Wem doch in solchen Nächten
Flösse nicht ein Quell der Lust!

VIII.

Kränze, die Erquickung hauchen,
Fächerweh'n und Mondesſtrahl,
Teiche, voll von Waſſerroſen,
Sandelſtaub und Weinpokal,
Ein Gewand, das nicht beſchweret,
Mädchenaugen, ſanft und ſüß,
Zaubern in des Sommers Gluthen
Ein Erquickungsparadies.

IX.

Ob du dich, begrüßt vom ſüßen,
Sanften Nachtigallentone,
An den Hulden der Geliebten
Still gelabt im Pavillone;
Oder ob du, um zu koſen
Mit verwandten, edlen Geiſtern,
Mit der Dichtkunſt Virtuoſen,
Mit des Denkens hohen Meiſtern,
Ruhevoll die mondbeglänzten
Gartenauen hingewandelt —
Immer haſt du ſchön gelebet,
Immer haſt du wohl gehandelt.

X.

Leichter wirft du Zahn auf Zahn
Brechen aus des Seethiers Rachen;
Leichter einen kleinen, ſchwachen,
Im Moment zerſchellten Nachen
Unter Sturm und Donnerkrachen
Senken auf dem Ocean;
Leichter um die Schläfe biegen,
Daß ſie dir zum Kranze prangen,
Eine Brut von wilden Schlangen —
Als den hergebrachten Wahn,
Dem die Menge zugethan,
Als der Thorheit Macht beſiegen.

XI.

Eitelkeit iſt Vieles auf der Welt,
Aber auf zwei Wegen Heil erſtreben
Wird der Kluge. Durch der Liebe Luſt
Erſtlich und ſodann durch des Gedankens
Und der Einſicht göttlichen Genuß.
Beides im Vereine wird dem Leben
Seine höchſte Wonn' und Würde geben.

XII.

O wer beſchreibt die Anmuth Tamiandri's,
Dies Meiſterwerk der göttlichen Schöpferkraft!
Es hatte ſich Millionen Jahre ſchon
Im Bilden und Geſtalten aller Art
Brama geübt; es war aus ſeiner Hand
Unzähliges Schöne, Süße, Zierliche,
Holdſelige bereits hervorgegangen;
Da ſchuf er endlich, alle Wonnen, die
Die Sinne reizen und die Seele feſſeln,
Zuſammenfaſſend, dieſe Huldgeſtalt.

XIII.

Und haſt du tauſend arge Plagen,
Und tauſend Fehle zu verklagen,
Mit einer Blume nur zu ſchlagen
Ein Frauenbild — nicht ſollſt du wagen.

XIV.

Die Erde, deine Mutter,
Sie leidet Hack' und Spaten,
Und lohnt in ihrer Güte
Mit tausendfacher Blüthe,
Mit ihrer Frucht, so lind,
Die allerschlimmsten Thaten —
Hab' auch ein solch Gemüthe,
Du ausgeartet Kind!

Zigeunerisch.

I.

Zigeuner ſind ſo ſchlimm nicht;
Zigeuner ſind gute Leute.
Als unſer Herr noch jung war,
Da hielt er's mit den Zigeunern;
Nichts thaten ihm die zu Leide,
Sie waren ihm hold und freundlich;
Dann ging er unter die Fremden,
Die haben ihn gekreuzigt.

II.

Die Straße hinab, wo die Liebſte wohnt,
Tief rück' ich in's Geſicht den Hut,
Zu bergen ihrer Mutter ſo
In meinem Blicke die Minneglut.

III.

„Bedecke deine Brüſte, Kind!
Ein Knabe ſieht ſie, ein loſer Dieb.“ —
Er ſehe ſie oder er ſehe ſie nicht;
Denn dieſen Knaben, ich hab' ihn lieb.

IV.

Komm, Mädchen, an dein Fenſter,
Komm, wenn die Schatten düſtern,
Komm, wenn die Sterne funkeln,
Und halte deine Wacht!
Ich werde dir im Dunkeln
Ein Wörtchen, ein geheimes,
Zigeuneriſches, flüſtern;
Dann rette dich in's Freie,
Dann wirf dich an die Bruſt mir,
Dann fliehe mit dem Liebſten
Vertraulich in die Nacht.

V.

Gieb mir die Hand, o gieb ſie,
Auf welche du geweint haſt!
Ich ſammle dieſe Feuchte;
Es iſt geweihte Fluth.

VI.

Laß Jahr auf Jahr vergangen ſein,
Seitdem ich in die Nacht hinein
Geſunken aus der Sonne Schein;
Du komme nur, du rufe nur
In meine dunkle Stube!
So wie du meinen Namen nennſt,
Tief wird dir aus der Grube
Antworten mein Gebein.

VII.

Mit jedem Morgengraue,
Bei jedem erſten Licht —
Nicht mit der friſchen Quelle,
Nicht mit dem Morgenthaue,
Mit meiner Augen Welle
Waſch' ich mein Angeſicht.

VIII.

Ich ſchlage dich, mein Tamburin;
Ich ſchwinge mich als Tänzerin;
Ich ſchlage dich ſo wild, ſo wild,
Weil ich ſo trüb, ſo trübe bin,
Beſchwüre gerne meine Pein,
Betäubte gerne meinen Sinn;
Doch ewig iſt mein Kummer wach,
Doch ewig iſt mein Friede hin.
Ach käme dir ein Ahnen nur,
Wie krank ich im Gemüthe bin,
Du töneteſt nur Herzeleid
Ob deiner armen Schlägerin.

IX.

Um Waſſer fleht' ich,
Um einen Trunk nur,
Und wurde geſchmäht
Und ausgeſtoßen,
Der Lechzende.
Nie mehr ſeitdem
Hab' ich gefleht;
In die Berge ging ich
Und ward ein Räuber.

X.

Zigeuner ſitzt auf ſeinem Pferd;
Sein Mädchen hat er hinter ſich;
Zu Handen hat er ſein Gewehr,
Das feige Volk, es fürchtet ſich.

XI.

Zigeuner, ſie lagern
Im Walde gelinde;
Da kommen die Schergen,
Da flieh'n ſie geſchwinde.

XII.

Ich wandert' in des Kerkers
Vermaledeite Hut.
Ich ward herausgeriſſen
Aus ſeiner Nacht; ich wurde
Geſetzt auf einen Eſel;
Es wurde mir die Schulter,
Die nackte, wund gegeißelt:
Zur Erde rann mein Blut.

XIII.

Zigeuner iſt unter die Truppen gegangen,
Iſt mit dem Handgeld durchgegangen;
Man hat ihn aber eingefangen,
Und jetzo muß der Arme hangen.

XIV.

„Mutter, es iſt ſo kalt, ſo kalt;
Es friert mich in das Herz hinein.“

Da haſt du, liebes Kindelein,
Da haſt du eine Schnur ſo fein;
Mit ſelbiger umgürte dich,
Und denk', es ſei ein Hemdelein!

XV.

Ich ging zu einem Prieſter,
Ich warb mir einen Pathen
Für mein zu taufend Kindelein
Und fiſchte zwei Dukaten.
Es iſt nunmehr das zehnte Mal,
Daß es ein Chriſt geworden iſt;
Das iſt ja wohl kein Schaden.

XVI.

Mir unter die Füße kommt ein Schwein;
Ich ſehe mich ſo ganz allein;
Da hebt es an, ſo laut zu ſchrei'n:
„Zigeunerlein, Zigeunerlein!
Ich bin ja dein, ich bin ja dein;
Raſch zugelangt, die Müh' iſt klein,
Und hurtig in's Gebüſch hinein!“

XVII.

Sah in einer Gaſſe
Einen Galgen hübſch und fein;
Sprach zu mir der Galgen:
„Hüte dich, Zigeunerlein!“

Neugriechisch.

I.

Ein Krieg, der iſt ſo wunderlich:
Er macht zu allen Stunden
Ganz ohne Stahl und ohne Stich
Die tiefſten aller Wunden;
An Aug' und Aug' erinn're dich,
So haſt du ihn gefunden.

II.

Woferne meine Worte dich
Mit falſchem Eid berücken, —
So viele goldne Sterne dort
Auf uns herunter blicken,
So vieler Dolche ſpitze Wuth
Soll meine Bruſt durchzücken.

III.

Ein leicht Gevögel wenn ich wär',
Zu deinem Munde zög' ich;
Dann rasch das ein' und andre Mal
Die süße Rippe sög' ich;
Dann wieder rasch mit meinem Raub
In alle Weite flög' ich.

IV.

Ich möchte wohl ein Spiegel sein
Und im Gemache blinken,
Um jene reine Wohlgestalt
Ohn' Unterlaß zu trinken,
Zu staunen ihr, so oft sie steht,
Und Brust und Locke zieret,
Und wiederum ganz Aug' zu sein,
So oft sie sich entschnüret.

V.

Steh'n dir Korintherbeerchen an
Und Muskateller-Trauben?
Da nimm ſie hin! Doch mußt du mir
Auch einen Kuß erlauben.
Ein Kuß, er koſtet dir nicht viel;
Doch ich, für eine Gabe
So ſüßer Art, ich gebe dir
Gern meine ganze Habe.

VI.

Von dir geküßt, ich wurde ſiech,
Ich wurde krank zum Sterben;
Da ſcheucht' ein neuer Kuß von dir
Gelinde das Verderben.
Doch immer wieder wandelt ſich
In bitterböſe Noth mir
Das ſüße Heil — o küſſe fort!
Sonſt droht der raſche Tod mir.

VII.

Noch warst du klein und ungereift,
Schon warst du mir so theuer.
Es wölbte sich der Busen dir,
Da flammte welch ein Feuer!
Ein Anderer entraffte dich,
Die Königin der Bräute;
Ihn hat Charontas hingerafft,
Nun bist du meine Beute.

VIII.

Und nähm' ich auch zur Dinte mir
Der See gesammte Wogen,
Und nähm' ich auch zum Schreibpapier
Den ganzen Himmelsbogen,
Und schrieb' ich also weit und breit
Ohn' Ende fort — es blieben
Mein Leid und deine Grausamkeit
Doch ewig unbeschrieben.

IX.

„Deine kecken Liebesſcherze,
Loſer Knabe, laß ſie ſein!
Wirf ſie, deine Zuckerſtückchen,
Andern in die Bruſt hinein!
Wirſt du keine Ruhe gönnen,
Zeig' ich es dem Biſchof an,
Und du wirſt, geſchornen Hauptes,
Schmählich in den Bann gethan.“ —

„Deiner Augen Zauberſpiele,
Schöne Dirne, laß ſie ſein!
Wirf ſie, dieſe Feuerbrände,
Andern in das Herz hinein!
Wirſt du keine Ruhe gönnen,
Zeig' ich es dem Herrgott an;
Der wird ſagen: Dieſer Knabe
Werde dieſer Dirne Mann!“

X.

Zephyros, ſo leiſe ſpielend,
Mein geheimes Wehe fühlend
In gerührter Sympathie —
Ein getreuer Bote zieh',
Hin zu meiner Wonne flieh',
Aber nicht gelinde kühlend,
Flammenhauchend fächle ſie!

Dann, ſo wie die heißen Plagen
Ihre zarte Wange ſchlagen,
Welche du von ihrem Zagen
Wieder raſch erlöſen mußt —
„Zephyros," ſo wird ſie fragen,
Welche Gluthen herzutragen,
Nam dich an die ſeltne Luft?" —
„Deine Seufzer," ſollſt du ſagen,
„Sendet dir die treuſte Bruſt."

XI.

Dein Auge, Dimos, ſo bezaubernd ſchön,
Und dein Gemüth, ſo kalt —
Sie klag' ich an, beugt Jammer ohne Maß
Die Blume meines Seins.
Beſchleunige mein Ende, ſtoße mir
Dein Eiſen in die Bruſt;
Dann mit des Herzens flüſſigem Geblüt
Durchnäſſe dir ein Tuch,
Durch ſämmtliche Bezirke trag' es um,
Durch alle Dörfer rings,
Und zeig' es im Triumphe jedem Aug',
Und ſtaunt man an, ſo ſprich:
„Seht das Geblüte jener Aermſten hier,
Die mir ein Uebermaß
Von Huld geweiht und welcher ich dafür
Den Stoß in's Herze gab!“

XII.

Dort unten in dem Grunde,
Dort unten auf der Trift,
Da wohnt ein alter Unhold
Und eine graue Hexe,
Mit einem Ungethüme
Von biſſig argem Hunde,
Und einer holden Dirne,
Die mit des Auges Feuer
Tief in die Seele trifft.
Da ſteigen aus den Tiefen
Der Seele mir die Wünſche:
Ich wollte, der Teufel holte
Die Hexe ſammt dem Unhold,
Ich wollte, der Hund verſchlucte
Das allerſchärfſte Gift.

XIII.

Der Pfaffe klagt, der Pfaffe tobt,
Der Pfaffe von Sankt Peter.
Was that ich ihm, dem Albernen,
Daß er ſo heult und winſelt?
Ich hatte ſeine Schnur im Arm
Und ſeine beiden Töchter,
Und einige hundert Stücke Gold
Aus ſeiner Kiſte nahm ich.

XIV.

Wir zechten einen ganzen Tag,
Wir zechten einen zweiten,
Doch wie die dritte Sonne ſchien,
Zu Ende ging der Wein uns.
Da ſandte mich der Hauptmann aus,
Um neuen aufzutreiben;
Doch ich, zu fremd und unbekannt
Mit Wegen und mit Stegen,
Ich folgte ſchlimm berechnetem,
Ganz irrigem Gewinde.
Daſſelbige verlockte mich
Auf eine ſteile Höhe,
Wo ein Bezirk ganz überſät
Mit Pallikarenhügeln.
Von dieſen einer ſtand allein
Und abgeflacht zur Seite;
Hinüberſchreitend ſetzet' ich
Auf ihn die raſche Sohle.
Da ſcholl Gedonner und Geſtöhn
Aus hohlem Unterreiche.
„Was ficht dich an? Was haſt du ſo
Zu donnern und zu ſtöhnen?
Iſt ſie ſo ſchwer, die Erde dir,
So groß die Wucht der Platte?“ —
„Nicht iſt ſo ſchwer die Erde mir,
So groß die Wucht der Platte;

Was meine tiefe Ruhe ſtört,
Was mich ſo heftig aufregt,
Iſt, daß du ſo unehrenhaft
Mir auf das Haupt getreten.
Ich war ja doch kein Schlechterer,
Kein Feigerer, denn du biſt;
Ich war ein Jüngling, wohlbewährt
Im Pallikaren-Anſturm,
Und reichbeglückt durch Liebeshuld,
Wenn ich im Monde ſtreifte."

XV.

Auf des Olympos Höhe ſenkt
Ein mächtiger Aar die Schwinge,
Ein abgehauenes Menſchenhaupt
In ſeiner Räuberkralle,
Ein trotziges im Tode noch,
Das Haupt von einem Braven.
Und wie er ſitzt und wie er ſchaut
Auf ſeine Beute, fragt er:
„Da du noch Eins mit deinem Rumpf,
Wer du geweſen, ſage!" —
„„Friß, Vogel, meine wilde Kraft,
Verzehre meine Mannheit!
Noch eins ſo lang, noch eins ſo breit
Wird Schwinge dir und Kralle.

In Luros und Xeromeros
Da war ich Armatole;
Zwölf Jahre lang beherſtet' ich
Als Klephte den Olympos.
Ich brachte ſechzig Agas um
Und zündet' ihre Dörfer,
Unzählige Türken außerdem
Und Albaneſen würgt' ich.
Der Unterricht genüge dir;
Nun ſtille deinen Hunger!
Nicht deiner unwerth iſt der Raub,
Gewaltiger Vogelklephte!""

XVI.

Auf der Ebene des Vardari
Schlaffen Armes, matten Auges,
Liegt der hingeſtreckte Bevros,
Und es neigt zu ihm ſein Rappe
Das beſorgte Haupt und ſpricht:
"Hebe dich, o mein Gebieter
Und beſteige meinen Rücken!
Unſre Schaar, ſie zieht von hinnen;
Mehr der Ruhe pflege nicht!" —
""Guter Rappe, mich erheben
Von der Erde werd' ich nimmer,
Nie beſteigen deinen Rücken

Fürderhin, ein raſcher Reiter;
Raſten ohne Wandel werd' ich,
Denn ich fühl's, mein Auge bricht.
Eine Grube, guter Rappe,
Grabe mir mit deinen Hufen,
Hebe, wenn du ſie gegraben,
Mich hinein mit deinen Zähnen,
Wiederum ſodann mit Erde
Fülle ſie, die Füße rührend,
Mich zu bergen vor dem Licht.
Dann ergreife dieſes Tüchlein,
Trag' es hin zu der Geliebten,
Daß ſie drauf, die treue Seele,
Jene Perlen niederregne,
Die ſo reichlich rollen werden
Von dem holden Angeſicht.“

Aus der Moldau.

I.

Nicht mehr zu dir zu gehen,
Beſchloß ich und beſchwor ich,
Und gehe jeden Abend,
Denn jede Kraft und jeden Halt verlor ich.

Ich möchte nicht mehr leben,
Möcht' Augenblicks verderben,
Und möchte doch auch leben
Für dich, mit dir, und nimmer, nimmer ſterben.

Ach rede, ſprich ein Wort nur,
Ein einziges, ein klares;
Gieb Leben oder Tod mir,
Nur dein Gefühl enthülle mir, dein wahres!

II.

Ich ging wohl über den Fluß,
Ich ſchritt wohl über die Brücke,
Ich haftete mit dem Blicke,
Ich ſtockte mit dem Tritte
Da, wo an ihrem Fenſter
Kathinka ſaß und ſtickte,
Benetzend ihren Rahmen
Mit einem Thränenguß.

„O ſage mir, Kathinka,
Was dränget dich, zu weinen;
Was trübet dein Gemüthe
Für ein geheimer Gram?“ —

„„Ich weine, Freund, um Einen,
Der meinem Herzen theuer,
Der mir die Ruhe nahm.““ —

„O nenne ſeinen Namen!“ —

„„Nein, nein, das iſt unmöglich;
Denn wenn ich ihn verriethe,
Es tödtete mich die Schaam.““

Aus Krain.

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Haar, das ſchöne, lange mein,
Soll nicht damit im Putze gepranget ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte der Fuß, der leichte, flinke mein,
Soll nicht damit im Tanze geflogen ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Aug', das helle, klare mein,
Soll nicht damit mein Liebſter beäugelt ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte die Hand, die zarte, weiße mein,
Soll nicht damit mein Liebſter geſtreichelt ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte der Arm, der runde, weiche mein,
Soll nicht damit mein Liebſter umſchlungen ſein?

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Herz, das volle, heiße mein,
Soll nicht damit mein Liebſter geliebet ſein?

Lettisch-Litthauische Volkspoesie.

I.

Es nahm der Mond die Sonne;
'S war eine große Hochzeit;
Es ſchwamm in eitel Wonne
Der hochbeglückte Mond.

Ein herrliches Exempel
Der ehelichen Treue
Den Gatten auf der Erde
Gab dazumal der Mond.

Nicht von der Stelle wich er,
So lang die Sonn' im Hauſe;
Doch ging die Sonn' auf Reiſen,
So ging mit ihr der Mond. —

Der Ehebund ward älter,
Der Gatte wurde kälter,
Und ging die Sonn' auf Reiſen,
Zu Hauſe blieb der Mond.

Doch wenn die Sonne ruhte,
Da ſchlich die leiſen Pfade,
Den Morgenſtern zu küſſen
Die ganze Nacht der Mond.

Darob ergrimmte Perkun
Und hieb mit ſeinem Eiſen
Entzwei ohn' alle Gnade
Das Angeſicht dem Mond.

II.

Eine Scene ſah ich,
Eine wunderſchöne,
Spähend aus der Büſche
Dicht belaubter Hut.
Kam zu einer Quelle
Eine hohe, helle,
Hehre Sonnentochter,
Badete das Antlitz,
Spielte mit der Welle;
Unter ihrem Spiele
Streifte ſich vom Finger
Ihr der Ring, der goldne;
In die Fluth verloren
War das edle Gut.
Sonnentochter weinte;
Gottes Söhne hörten's,
Kamen im Momente,
Hielten in den Händen
Feine Seidennetze,
Holten ihr das Kleinod
Fiſchend aus der Fluth.

III.

Die Sonne ſcheint ſo finſter heut?
Was hat man ihr zu Leid gethan?
Die Söhne Gottes fuhren ihr
Die Töchter auf der Schlittenbahn
Und warfen um, die heftigen,
Im Fahren überkräftigen,
Und ſchleuderten die Mägdelein,
Die zarten, in den Schnee hinein.

IV.

Ich hör' im Himmel Roſſe traben;
Drauf ſitzen Gottes ſchöne Knaben,
Die keine Raſt und Ruhe haben
In ihrer Minne heißem Brand.
Sie reiten über die blaue Heide,
Aufſuchend ihre ſüße Weide,
Der Sonne Töchter, die blanken Maide,
Und bieten ihnen Herz und Hand.

V.

Perkun wetterte,
Perkun ſchmetterte
Nieder die Eiche, ſo grün und breit —
Ach, wie leid
Iſt mir um die Gute!
Mir beſprengt
Kranz und Kleid
Wurde von ihrem Blute.

VI.

Nichts geht über den Fleiß der Biene;
Ohne zu ruh'n,
Sammelt ſie Gold;
Selig ihr Thun,
Selig ihr Sold;
Nichts geht über den Preis der Biene.

VII.

Singt, o ſingt mit frohem Munde!
Oder harrt ihr eurer Stunde?
Wenn ihr eurer Stunde harrt,
Leben euch und Lied erſtarrt.

VIII.

Heutigen Tags,
Heutigen Tags,
Ueberall iſt der Tanz los;
Dieſe beſchuht,
Jene beſtrumpft,
Einige tanzen ganz bloß.

IX.

Es kam der Lenz, der vielschöne,
Die Wälder und die Au'n grünten;
Da weilt' ich auf der Roßweide,
Da flötet' ich, ein Nachthüter;
Da kam zu mir mein Herzpüppchen,
Wie schnelle da mein Lied stockte!

X.

Lieber Hirte, zarter Jüngling,
Wenn du deine Rosse hüteſt,
Längs der Straße treibe ſie!
Deiner auf der Weide harren,
Wo die ſchöne Quelle rieſelt,
Werd' ich, o mein Leben, hie.

XI.

Eine blanke Blume,
Eine hochgeſtengelte,
Schaukelt auf der Fluth.
Steig' ich in den Kahn ein,
Halt' ich in den Händen
Einen abgebrochenen
Blüthenaſt und rudere
Hin damit in ſehnlicher
Minne kühnem Muth,
Hin zu jenem zarten Lieb,
Welchem ich mein Sein verſchrieb,
Das mir aus der Fluth winkt,
Das ſich auf mit Luſt ringt,
Das ſich in den Kahn ſchwingt,
Das mir an die Bruſt ſinkt.
Eine blanke Blume,
Eine hochgeſtengelte,
Raubt' ich aus der trotzigen,
Ungefügen Fluth.

XII.

Du mit deinem weißen Fuße!
Scheuſt du dich, hindurchzutraben,
Wo wir etwa bald zur Buße
Liegen in der Fluth begraben?
Stähle, Rößchen, deinen Sinn!
Alle Wogen auszuringen,
Alle Bogen auszuſpringen,
Mußt du deine Hufe zwingen,
Denn es geht zum Liebchen hin.

XIII.

So friſch, ſo friſch iſt Morgenhauch,
So roth, ſo roth, ſo glühend ſchön
Der Säume Pracht, der himmliſchen,
Auflichtet die Morgenſonne.
Gleich dieſen iſt der Wange Gluth,
Gleich dieſen iſt der Purpurmund,
Gleich dieſen iſt der Labekuß
Der Maid, die meine Wonne.

XIV.

Komm, Geliebte, komm, Geliebte,
Ein zu mir in's Haus tritt!
Blicke meiner Stube Boden,
Blicke meinen Pfühl an!
Deinetwegen iſt der Boden,
Iſt der Pfühl, worauf ich lagre,
Thränenüberfluthet.

XV.

Der Söhne Mutter ruft mir:
„O Dirne, liebe Tochter!“
Nicht rufe mir, o Weib, ſo!
Nicht meine Gunſt erfocht er,
Nicht meine Hand ertrotzt' er,
Dein Sohn, der ungeliebte Fant.

XVI.

Die Eiche, die verwitterte,
Sie trat daher, die plumpſtolze;
Sie wollt' um meine Hüfte her
Befeſtigen ihre Baumäſte;
Ich ſtieß ſie mit dem Fuße weg;
Ich haſſe jede Mißheirath.

XVII.

Handschuhe strickt' ich,
Ein feines Paar;
Nicht in die Höhe,
Die Fleißige, blickt' ich,
So lange, bis ich
Im Reinen war.
Und nun, wer soll sie,
Das ist die Frage,
Wer soll sie haben? —
Der junge Bruder? —
Und wird er sie
Gehörig schätzen,
Die Schwestergaben? —
Sie werden, scheint's,
Weit inniger
Dem blaugeaugten,
Dem holden Knaben,
Der mir so rührend
In's Auge schmachtet,
Der selbst der Mutter
Das Herz bezwungen,
Die Blicke laben,
Das Herz erfreu'n.

XVIII.

„Wirſt du wohl, o meine Wonne,
Deine Zweifel überwinden;
Wirſt du heute, wenn der Abend
Seine Schatten niederſenkte,
Leiſe, leiſe zu mir kommen,
Kommen in die grüne Blüthe,
Daß wir uns im Dunkeln finden,
Daß wir jauchzen im Gemüthe,
Daß wir ohne Bange koſen,
Daß wir in der Stille küſſen,
Wie am Himmel in vertraulich
Süßer Ruhe Stern und Stern?“ —

Wenn nur nicht das Herz ſo ſchlüge,
Wenn nur nicht die Kniee bebten,
Wenn nur nicht vor meinem Auge
Alle Ding' im Kreiſe ſchwebten,
Glaube mir, ich käme gern.

XIX.

In's Dörfchen hinein
Vom Quelle daher
Hinwallt' ich und trug
Die Welle ſo ſchwer,
Ging ſacht und ſinnend
Am Stalle hin;
Es wieherte helle
Der Braune drin.
Mir däuchte zugleich,
Als höret' ich einen
In ringender Qual
Aufſeufzen und weinen.
Und hin den Eimer
Zur Erde geſetzt,
Aufthat ich leiſe
Die Thüre jetzt.
Ihn, dem ich hold,
In Thränen erblickt' ich;
Um ſeinen Hals
Die Arme ſtrickt' ich.
„Was weinſt du, mein Lieb,
Was ſtöhnſt du, mein Reiter?
Was meinſt du, mein Trieb,
Er trage mich weiter?
Dein iſt, wie es war,
Mein Herze noch immer;

Untreue befleckt
Das redliche nimmer.
Wie Fluthen im Quelle,
So lauter und licht,
So iſt mein Lieben;
O zweifle nicht!“

XX.

Ich hörete den Apfelbaum; er betete:
„Laß, gütiger Himmel, laß ſie, jene Liebliche,
Die Früchte ſammeln, welche mir die Sonne kocht,
Und trocknen ihre Garne hier auf meinem Aſt!“

XXI.

Neulich auf der ſchönſten Aue
Klettert' ich auf einen Hügel,
Blickte ſehnlich in die Runde,
Spähte ſcharf in alle Ferne,
Ob vielleicht zu ſehen wäre
Irgend eine goldne Liebſte,
Mir beſtimmt von einem endlich
Nach ſo mancher ſtillen Zähre
Zugewandtem Huldgeſchick.
Siehe da, mit einem Male

Naheten von allen Seiten
Goldne Mädchen, ſchöne Sterne,
Wie geboren aus dem Strahle,
Den die warme Sonn' im Lenze
Sendet auf die Erde nieder;
Wimmelten zu meinen Füßen
Allzuhauf im grünen Thale;
Schlangen allerliebſte Tänze,
Sangen allerliebſte Lieder;
Ja die ſchönſte von den Schönen,
Welche ſich verſammelt hatten,
Hob ſich in die Luft und ſchwebte
Sacht herauf zu meiner Höhe,
Ihre ſanften Arme breitend
Mit der Liebe heißem Blick.
Welch ein Taumel des Entzückens!
Wie ich glühte, wie ich bebte!
Immer näher kam der Engel,
Der geliebte; ſchon gedacht' ich
Ihn zu faſſen, ihn zu halten
Selig in der Arme Strick;
Aber in dem Augenblick —
Denn die Nacht mit ihrem Traume
Neckte mich — da, weh, erwacht' ich,
Und zu einem leeren Schatten
Und zu einem hohlen Schaume
War geworden all mein Glück.

XXII.

Soll man allzu bald nicht
Meinen Leib begraben,
Jenes ſchönen Fiſchers
Liebe muß ich haben;
Doch wie nah' ich ihm,
Der mir allzu ferne?
Doch wie ſpring' ich ihm
In die Augenſterne?
Doch wie dring' ich ihm
In die ſüßen Kerne
Seines Liebelebens?
Doch wie fah' ich ihn? —

Nicht mit rechten Dingen
Wird es hier gelingen;
Zauberiſche Mächte
Müſſen es vollbringen.
Nun ſo will ich kühnlich
Meine Künſte brauchen,
Laufen nach dem Meere,
Mich hinuntertauchen,
Hier mich in ein Hechtlein
Liſtig umgeſtalten,
Heimlich unter'm Meergras
Meine Wache halten,

Und der Scene harren,
Die da Heil bescheere,
Die da Lind beschwöre
Meiner Sehnsucht Weh. —

Sieh, da ist der Schöne,
Welchen ich begehre,
Mit dem Garn zur Stelle,
Wirft es in die Welle,
Lauschet in die See,
Meint, er hab' ein Hechtlein,
Schwärzlich anzuschauen,
Doch es ist ein Wesen
Stammend aus der Frauen
Zierlichem Geschlechtlein;
Eingekrümmt im Netzlein
Liegt ein Minneschätzlein,
Lugt mit hellen Augen
Schelmisch in die Höh'.

XXIII.

Ich will, ich arme Dirne,
Im Lenze, wenn im Garten
Die Rauten um die Beete,
Die Lilien in der Mitten
In ihrer Blüthe ſteh'n,
Ich will ſodann ein Sträußchen,
Ein Pfand der Liebe, binden,
Und will es in die Ferne,
Ihm, den ich liebe, ſenden;
Nicht kann ich es ſelber bringen
Und nicht durch Andre ſpenden;
Ich will die Stürme bitten,
Daß ſie's hinüberweh'n.

XXIV.

Komm, theuere Maid,
Die Alle ſchelten;
Komm, Blümchen am Pfad,
Das Alle treten;
Nicht thaue hinfort
So bittere Zähren;
Nein, dufte du künftig
Am Buſen mir.

XXV.

Süßer Art iſt Heidelbeerchen,
Süßerer Art iſt Erdbeerchen.
Dieſe Feine lacht mich an;
Aber jene, jene Kleine,
Jene hat mir's angethan.

XXVI.

Wohl vor allen Vögelein
Singt die Lerche holdſelig;
Süßer unſer Schweſterlein,
Malt ſie mit der Handmühle.

XXVII.

Rauſchet, rauſchet,
Ihr Mühlenſteine! —
Es ſchien mir, ich mahle
So ganz alleine;
Es ſchien mir, ich wäre
So ganz in Ruh';
Ich mahlt' und ſang mir
Ein Lied dazu.

Nicht mahlt' ich aber
So ganz alleine;
Denn nahe trat
Mir jener Feine.
Da hat vor Freude
Mein Blick geſtrahlt,
Da hab' ich leiſe
Mein Glück gemahlt.

XXVIII.

Eine holde Sängerin,
Blümelein am Bache ſucht ſie,
Gleitet aus und fällt hinein;
Hin zum Meere ſpült der Bach ſie.
Von dem Meere wird ſie drauf
Wogend an den Strand getrieben;
Alſofort am Strande wächſt
Eine dichtbelaubte Linde.
Brüderlein aus ihrem Holz
Schnitzet eine feine Harfe.
„Ach, wie lieblich, ach, wie ſchön
Klingt ſie, meine Lindenharfe!“ —
„Lindenharfe wäre das?“
Alſo ſpricht die Mutter weinend,
„Dein verlornes Schweſterlein,
Meine ſüße Tochter iſt es.
O wie deutlich in mein Ohr
Hör' ich ihre Stimme klingen!
O wie zärtlich an mein Herz
Fühl' ich ihre Seele dringen!“

XXIX.

Rede mir von Scheiden und von Meiden nicht,
Allzu hart uns ohne Noth zu peinigen!
Deine Wege, seien es die rauhsten auch,
Bleiben ohne Widerruf die meinigen.
Denn wo du, der Bruder meiner Seele, gehst,
Geh' auch ich, das Schwesterchen der deinigen.
Wo du weilend deine Waffe hängen wirst,
Hangen hier, die Treue zu bescheinigen
Meiner Brust, soll meines Hauptes Kränzchen auch;
Trennen nichts, es soll uns Alles einigen.

XXX.

„Wer über meinem Haupte,
Wer weinet und wer schluchzet?
Wer sitzet in Verzweiflung,
Die Ruhe meines Schlummers,
Die tiefe, tiefe störend,
Auf meinem Hügel wer?“ —

„„Ich, deine Tochter, bin es;
Ich sitze hier und weine.
Wie sollt' ich auch nicht weinen?
Ich bin allein, alleine,
Bin ohne Stab und Stütze,
Bin ohne Hab' und Hoffnung,
Nicht Friede blüht und Freude
Mir auf der Erde mehr.““ —

„Beschwichte, liebe Tochter,
Beschwichte deine Zähre
Und wandele nach Hause
Mit neu belebter Brust!
Es blüht ein neues Dasein,
Dir eine holde Zukunft,
Dir süßer Heilbescheere
Niemals gefühlte Lust.
Es harret dein ein Kränzchen,
Ein bräutliches, ein stolzes,
Dein eine zweite Mutter,
Die deine Haare strählen
Mit linden Händen wird.
Es harret dein ein Knabe,
Ein lieblicher, ein feiner,
Der zarte Minneworte
Dir in die Seele flüstern,
Der alle deine Klagen
Holdselig enden wird.“

XXXI.

„Erwach', erwache, Fiſcher,
Und leihe mir dein Fahrzeug!
Denn angewandelt hat mich
Ein mächtiges Gelüſten,
Zu ſchaukeln auf der See.
Die Spange hier von Silber,
Die Zierde meines Buſens,
In deine Hände leg' ich;
Den Fingerreif von Golde
Nicht allzuwerth eracht' ich,
Zu bieten und zu ſchenken,
Woferne du gehorcheſt;
Drum ſäume nicht, erſteh'!" —

Begierig horcht der Fiſcher,
Der dürftige, der alte;
Er hebt ſich auf, er tappet,
Entzündet eine Lampe,
Kommt, leuchtet und betrachtet;
Das edle Gut, es lacht ihn
Mit hellen Augen an.
Sofort die blanke Spange,
Die von der Bruſt gelöſ'te,
Den Fingerreif von Golde,
Den von der Hand geſtreiften,
Ergreifet der Vergnügte,

Und spendet ihr den Kahn.
Sie steigt hinein, sie rudert
Nach einer Stell' im Meere,
Wo neulich in die Wogen
Ein Knabe fischend einsank;
Dorthin die schwanke lenkt sie,
Die schauerliche Bahn.
„Nun lebe wohl, o Vater,
Nun lebe wohl, o Mutter,
Nun Schwestern und Gebrüder
Und alle, die mir gut!
Ade, Ade auf ewig,
Mond, Sternenlicht und Sonne!
Nie mehr zu schau'n gedenk' ich
In eure schöne Gluth.
Denn jener hier Gesunkne,
Her winket er bei Tage,
Her winket er im Dunkeln
Die ihm verlobte Seele,
Und sie gehorcht mit Freude,
Die nur zu ihm gebettet
Von ihrem Leide ruht.
In deine feuchten Arme
Empfange mich, Geliebter!"
Sie ruft es in die Tiefe,
Sie stürzet in die Fluth.

XXXII.

Ich bitte dich, o Mutter,
Ich bitte flehentlich:
Nicht huldige dem Stolze
Mit ungebeugtem Sinne,
Nicht opfere die Tochter
Unſeligem Gewinne,
Nicht einem ungeliebten
Gemahl vereine mich!

Zwar werd' ich oft, o Mutter,
Vereinſt du dieſem mich,
Dir zum Beſuch erſcheinen,
Doch nicht zu meines Herzens
Ergötzen und des deinen;
Ich werde Thränen weinen
Des Grames und des Vorwurfs
Viel tauſend bitterlich.

Doch giebſt du mich, o Mutter,
Dem Manne meiner Wahl,
Ich komme nicht ſo häufig,
Die allzu rein Beglückte;
Wofern ich aber komme,
Nicht eine Thräne wein' ich;
Ich komme mit des Dankes,
Der Freude hellem Strahl.

XXXIII.

Ach, Schwesterlein, ach, Schwesterlein,
Wie hast du dich so weit hinaus
Versprochen aus dem Vaterhaus!
Die Brüder haben ein groß Begehr
Und möchten gerne bei dir sein,
Und tragen es nicht länger mehr
Und reiten in die Welt hinein,
Und kennen, ach, die Wege nicht,
Und finden, ach, die Stege nicht,
Nur irren fragend im Land umher.

XXXIV.

Wohin, o Gott, soll ich die Schritte richten?
Womit soll ich mein krankes Herz beschwichten?
Es giebt nur einen Weg; ich muß ihn gehen,
Bis sterbend alle meine Pulse stehen.

XXXV.

Tief in Nacht und Dunkel
Lag ein Hort verborgen;
Ferne meinem Ahnen,
Meinem Auge weit,
Lebte tief im Walde,
Dienet' in der Wildniß
Eine zarte Maid.

Ausgejagt von Unmuth —
Denn Verluſt erlitt ich
Bitterlich und ſchwer —
Durch die Lande ritt ich,
Mied bekannte Wege,
Suchte wilde Stege,
Schweifte weit umher.
Das behende, gute
Roßchen und die eigne,
Junge Kraft ermüdend,
Linderung dem Herzen
Zu erreiten, hofft' ich,
Aber meine Schmerzen
Brannten nur noch mehr.

Allgemach anitze
Seine graue Schwinge
Breitete der Abend

Ueber das Revier;
Meine Blicke suchten
Lang nach einem Schirme
Vor der Nacht Verrohniß,
Endlich in das Auge
Fiel mir ein Quartier.
An die Krippe hier
Stellet' ich den Renner,
Trat in eine Stube,
Eine dämmerhelle,
Barg in einen Winkel
Hinter einen Tisch mich,
Und begann zu seufzen,
Und begann zu weinen;
Heiß vom Auge träufte
Zähr' auf Zähre mir.

Hin zu mir, dem Düstern,
Der sie nicht bemerkte,
Spähte von der Seite,
Blickte scharf und sinnend
Jenes schöne Kind;
Brachte mir ein Glas nun,
Ein von Schaume weißes,
Und ich sah in's Aug' ihr,
Und es traf ihr Blick mich
Wie ein Strahl des Himmels
Tröstlich und gelind.

Alsofort ein Dringen
Im Gemüthe spürt' ich,
Daß ich ihr die Spende,
Die sie reichte, zutrank
Und mit ihr vertraulich
Holder Rede pflag.
Und erklingen hört' ich
Ihre süße Stimme,
Und entschweben fühlt' ich
Meiner Seele Trübsal,
Aufgefunden war mir,
Was das Herz bedurfte,
Aufgegangen war mir
Tief in Nacht und Dunkel
Der ersehnte Tag.

XXXVI.

Wie doch verfielſt du,
Du guter Knabe,
Dem alle Mädchen
So wohlgewogen,
Der ihnen allen —
So reich an Habe,
So vorgezogen
Sie immer ſeien —
Das Herz entrückt,
Wie doch verfielſt du
Zu deinem Schaden
Auf mich, die Arme,
Die tief zu Boden
Sich unter'm Drucke
Der Schmach, der Sorge,
Des Kummers bückt?

Du ſiehſt ja doch,
Herzlieber Knabe,
Daß ich nicht habe,
Was Andre haben,
Daß ich nicht prange,
Wie Andre prangen,
Und Freude blitze,
Mit ſchönem Schmucke
Den Leib geſchmückt.

Du ſiehſt ja doch:
Es fehlt mir Alles.
Den Fuß zu bergen,
Den oft verletzten,
Gebrechen Schuhe,
Gebrechen Strümpfe;
Bis an die Kniee
Muß ich in Sümpfe,
Muß ohne Ruhe
Die Glieder regen,
Von Qual und Mühe,
Von Noth und Plage
All meine Tage
Die Bruſt gedrückt.

XXXVII.

Ein Dirnchen iſt ſo hochgemuth,
Als ſollte ſie der ganzen Welt
Obherrſchen und gebieten.
Zu vornehm, um zu ſingen,
Zu adlig, um zu ſpringen,
Ja um zu ſprechen, viel zu gut,
Was hat ſie bei allem edlen Blut
Für ein Geſchäfte? — Ferkelchen zu hüten.

XXXVIII.

Spottweiſe, als ein junger Mann den Vater eines lettiſchen Mädchens beleidigte.

Auf Krieg und Schlachten
Und großer Thaten
Erhabne Prachten
Vernehmt ihr Leute
Mein Preisgedicht!

Es kam ein Häschen
Und hob das Näschen
Und hob das Pfötchen —
Es war kein Späßchen —
Und traf den grauſam
Erſchreckten Vater
Mit hartem Schlage
Und ſchonte nicht.
Ich wollte retten,
Ich wollte rächen,
Es war ja Pflicht;
Ich wollte brechen
Aus meinem Hage,
So wie ein Krieger,
Ein Held wohl bricht;
Ich konnt' es aber,
Ich arme Dirne —
Vor Lachen nicht.

XXXIX.

Sonne, warum ſo lange
Hinter dem Berge zögerſt du?
„Hinter dem Berg, ihr Guten,
Sitzet ein verlaſſenes
Waiſenmädchen, ein armes;
Euere Blicke ſeh'n ſie nicht,
Eurem Ohre tönen
Ihre tiefen Seufzer nicht;
Ich allein, ich ſchaue ſie,
Ich allein, ich tröſte ſie,
Ihre Thräne trocknend.“

XL.

Fort von der Heimath
Muß ich in's Schlachtfeld;
Keiner iſt,
Ach, es iſt keine,
Die da befreundeten
Herzens um mich
Trauer' und weine;
Trauere denn —
Hier mein Beil
Werf' ich in dich —
Trauer' und weine,
Eiche, du einzig
Freundliche, du!

XLI.

Keine Seele, keine
Weiß es auf der Erde,
Wie ich Armer weine,
Deſſen Harm ohn' Ende
Glühend aufgefriſcht.
Nur am Arm der Aermel
Weiß es, er alleine,
Der vom heißen Auge
Meine Thräne wiſcht.

XLII.

Fröhlich in der vielgeliebten Heimath,
Eine rothe Preiſelbeere, ſproßt' ich;
In der Fremde liebeleerem Lufthauch,
Weh, zu welkem Birkenlaube ward ich.

XLIII.

Helle blinkt der Waſſerſpiegel,
Mitten in der Spiegelhelle
Hebt ſich aus der Fluth ein Hügel,
Mitten auf der Hügelwelle
Einer Eiche grüne Pracht.
Und ich arme, kleine Waiſe
Schwimme zu dem Hügel über,
Zu der Eich' in meinem Jammer,
Werfe meiner Arme Klammer
Um ſie her mit heißer Macht.
Werden nicht zu Freundes-Armen
Dieſe grünen Aeſte werden,
Nicht zu trauten Koſeworten
Dieſe linden Laubgeſäuſel,
Hold beſchwichtend alle Sorgen,
Alle Schrecken, alle Pein?
Wirſt du nicht, geliebter Eichbaum,
Einem allverlaßnen Kinde
Vater und Verſorger ſein?

XLIV.

Ich armes Mädchen,
Ich arme Waise,
Gewohnt, zu darben
Im Jammergleise!
O wenn mir noch
Die Mutter lebte,
Ihr sanftes Herz
Entgegenbebte,
Von Trost und Treue
Der reinste Quell!
Ach, schon so lange,
Bedeckt vom Hügel,
Du Gute, ruhst du!
Es blinkt und zittert
Auf deinem Grabe
Der Thau der Blume
Wie Silber hell.

XLV.

Tief aufſtöhnet die Ficht' im Wald,
Die der Sturm daniederringt;
Tief aufſeufzet ein armes Kind,
Welchem Vater und Mutter ſtarb.

XLVI.

Arme Waiſe, kleine Waiſe!
Schwer verdienſt du deines Leibes
Arme Deck' und karge Speiſe.
Nimmer raſtend, nimmer ruhend,
Keuchend deine Dienſte thuend,
Hart geſcholten unter'm Fleiße,
Trocknend in behendem Lauf
Deine Thränen, deine Schweiße,
Reibſt du Kraft und Leben auf.

XLVII.

Hinter dem Hügel, da säet' ich Gerſte,
Meinte, der liſtige deutſche Hopfen
Würde die lettiſche Saat nicht ſeh'n.
Aber der liſtige deutſche Hopfen,
Baumhoch ſtieg er, hinüber zu lugen;
Nichts kann ſeiner Entdeckung entgeh'n.

XLVIII.

Der Tanne Zapfen aufleſend,
O ſei nicht faul,
Und lecke dazu Moraſtwaſſer,
Du armer Gaul!
Wohl blinken ſilberne Quellfluthen
Im Herrenſchloß,
Die ſchlürft zu ſeinem Kleefutter,
Das Herrenroß.

XLIX.

Es weinen und ſchrei'n
Die Kindelein;
Die Hunde kriechen
In's Loch hinein.
Was naht ſo gefähr?
Der Wolf, der Bär? —
O nein, es dräuet
Ein Deutſcher her.

L.

Deutſcher, allzu edler Gaſt!
Was in unſre Hütte lenkſt du?
Nicht in unſrer Mitte ſenkſt du
Dein Gemüth in linde Raſt.
Nicht im Hofe magſt du bleiben,
Regen iſt und Wind da draußen;
'S qualmt im Innern Rauchgewölke,
Nicht im Innern magſt du hauſen.
Weißt du was? Zur Hölle fahre,
Wo man helle Flammen ſchürt,
Dort von allem Rauche biſt du,
Allem Regen ungenirt.

LI.

„Sage mir, wie mag es kommen,
Daß so gute Stiefel frommen,
Schreitet er durch Dick und Dünn,
Deutscher Herr, die Lande hin?“ —

Ei, darüber ist kein Zweifel,
Denn sein Schuster ist der Teufel.

Esthnisch.

1.

Sommer iſt es, ſonnig iſt es,
In der Welt wie wonnig iſt es,
Trägt die Erd' ihr Feierkleid!
Grün iſt Alles weit und breit;
Mit Gezwitſcher und Gejubel
Schwingt ſich in die Luft die Lerche;
Fichte ſchwankt und Birke wiegt ſich;
Auf der Wieſe duften Kräuter;
Früchte prangen im Gezweige,
Kernige, gebräunte Nüſſe,
Goldner Aepfel Lieblichkeit.
Und im Hauſe reifen Küſſe,
In der Klauſe blüht die Maid.

II.

Singe, singe, singe Mündlein;
Zwitschere, mein Vogelzünglein;
Jodere, mein Lebelerzlein;
Jubele, mein Lebestündlein;
Liebe, liebe, was da lieblich,
Poche laut, mein liebes Herzlein!
Alles, Alles wirst du missen,
Alles, Alles wird entrissen;
Bald genug in schwarzer Erde
Werden wir zu schweigen wissen,
Ach, nur allzu stille sein,
Wenn die Tanne glatt gehobelt,
Wenn wir unter Frühlingswettern
Weilen in den weißen Brettern,
Hausen in dem engen Schrein.

III.

Ein Mädchen, den leichtverwundeten, allzu weichlichen Bruder neckend.

Senſe, Senſe, böſes Eiſen,
Tückiſches, verrätheriſches!
Wehe, weh, wie kannſt du gleißen,
Wehe, weh, wie kannſt du beißen,
Kannſt du grauſam ohn' Erbarmen
Eine feine Haut zerreißen!
Ach, wie ward das zarte Hühnchen,
Das geſchonte dieſes Hauſes
Um ſo viel Geblüt gebracht!
Ach, wie ward das ſaftgeſchwellte,
Laubgeborgne rothe Beerchen
Saftberaubt und blaß gemacht!
Tröſte dich jedoch, mein Püppchen,
Stille, ſtille deine Zährchen!
Kommt der Krämer in das Dörfchen,
Wend' ich ein erſpartes Scherflein,
Wend' ich einen Dreier auf,
Kaufe dir, betrübtes Seelchen,
Reiche dir zum Labetränkchen
Meth in einem Eierſchälchen,

Tische dir in einem Nüßchen
Butter auf, in einem halben,
Bringe dir auf einem Blättchen,
Dem gebrochnen eines Baumes,
Schweinefleisch, ein ganzes Quentchen.
Wässert dir das Leckermündchen
Nach so seltnem Wonneschmaus?
Wohl dazu im Bette hüt' ich,
Wickele das arme Kindchen,
Das so fährlich angebissen,
Dem so viel Geblüt entrissen,
Sänftiglich in weiche Kissen,
Laß es aus Gemach und Hause
Lange, lange nicht hinaus.
So gelangt das zarte Hühnchen
Wiederum zu seiner Kraft,
So gelangt das rothe Beerchen
Wiederum zu seinem Saft.

IV.

Sehnlich in die Runde
Such' ich alle Stunde
Mit des Auges Blitz;
Suche mir ein Täubchen,
Suche mir ein Weibchen,
Einen Goldbesitz.
Fragst du, was für Eine
Mir der Geist empfehle?
Haben soll im Busen
Die ich will und wähle,
Eine zarte Seele
Und im Haupte Witz.
Haben soll sie weiter
Eine Zung' im Munde,
Welche keine Wunde,
Keine böse sticht;
Augen hell und heiter,
Wie der Sterne Licht;
Warme, süße Lippen
Und ein liebelächelnd
Holdes Angesicht.

V.

Fortgeführt vom Bräutigam
Iſt die Maid, die allgeliebte,
Und es härmt ſich im Vereine
Boden und bewegte Schaar.

Wieſe trauert, Halme thränen,
Trübe blicken Waldes Säume.
Höre, wie die Füllen wiehern,
Höre, wie die Färſen ächzen,
Wie die Herde mit Gebrülle
Harret auf die Heißerſehnte,
Auf die holde Tränkerin,
Auf die treue Nährerin,
Auf die kluge Wärterin!
Aber, ach, nie kehrt ſie wieder,
All zu üben ihre Pflichten
Unermüdlich ohne Fehl.
Ehe noch die Sonne blickte,
War ſie wach und war ſie munter,
Eilte ſie zu Stall und Herde,
Sämmtliches Geſchäft zu thun.
Ohne daß der Vater ahnte,
Ohne daß die Mutter wußte,
Wie ſie ſich den Schlummer raubte,
Reichte ſie das Heu, den Hafer,
Füllte ſie den Waſſereimer;

Nichts verſah ſie, nichts vergaß ſie,
So das Eine, wie das Andre,
Wichtiges und Geringes that ſie
Mit gelenker, ſtiller Hand.
Bräutigam, du hochbeglückter!
Ach, was haſt du für ein Mädchen
Unſerem Revier entwandt!

VI.

Tio war ſo lieb und gut,
Tio war mein einzig Gut.
Tio ward ſo krank, ſo krank,
Tio welkte, Tio ſank.

VII.

Siehſt du die dunkelen Flecken im Monde?
Kennſt du ſie, jene von unſeren Vätern
Lauter und ächt abſtammende Mähre,
Welche Bedeutung enthüllet und Urſprung?
Kennſt du ſie nicht? Ich ertheile Belehr. —

Waren einmal zwei pfiffige Diebe,
Denen, indem ſie die nächtlichen Pfade
Walleten, allzu beleuchtet die Erde
Durch des Mondes annoch vollſtändiges,
Ohne Befleckung erſcheinendes Licht war.
Rathe, was thaten die ganz heilloſen?
Stiegen empor mit klebrigem Topfe
Und beſtrichen den Mond mit Theer.
Düſter und lichtlos wurde der Arme,
All ſein freundliches Lachen und Laben
Unter die widrige Maſſe begraben,
Und es erſchrack über ſeine Verwüſtung
Alles auf Erden und trauerte ſchwer.
Tapferen aber und mächtigen Ringens

Brach mit der Zeit ſein Strahl die Verhüllung,
Und es erſchien der erquickliche wieder,
Grüßte der alte, der liebliche Glanz.
Doch nicht ganz.
Jene, die Frechen —
Allzu verrucht entartetem Weſen
Ein allwarnendes, ewiges Beiſpiel —
Hangen geblieben mit ihrem Topfe
Waren ſie beid' am beſtrichenen Monde,
Hangen — es ſieht's dein Auge — noch immer,
Trüben dem Monde den heiteren Schimmer,
Bilden die dunklen Figuren in ihm.

VIII.

Es dunkelt der Himmel, es blitzt und kracht —
Nur schnell die Fenster zugemacht,
Daß nicht der Teufel in's Haus herein
Sich flüchte, der entsetzliche,
Den Gott verfolgt mit aller Macht
Und wir mit ihm verloren sei'n!

Sprüche und Räthsel der Letten und Esthen.

II.

Sprüche.

1.

Henne ſcharrt zu allen Stunden;
Endlich iſt ein Korn gefunden.

2.

Nimmermehr nach Wamms und Mütze
Miß den Mann und ſeine Witze!

3.

Du ſelber ſei ein Kerl,
Doch einen andern Kerl
Halt' auch für einen Kerl!

4.

Manch eine böſe Peſt
Dampft giftig aus der Lunge;
Wie blanke Beile hau'n,
So haut die böſe Zunge.

5.

Es iſt der arme Teufel
Erzogen in einer Tonne,
Durch's Spundeloch gefüttert —
Wie paßt er an die Sonne?

6.

Er iſt zu dieſer Stunde
Noch fern von allem Trauern;
So lang die Wurſt beim Hunde,
So lange wird es dauern.

7.

Wer giebt dem armen Kinde Kuchen?
Es mag ſich eine Krume ſuchen.

8.

Die Katze, die der Bube kneipt,
Sie ſchreit ſo laut in ihrer Pein;
Es dringt jedoch ihr Weheſchrei
Nicht in den hohen Himmel ein.

9.

Alle tauſend Donnerwetter
Fluche dem Bären in das Fell!
Ach, es wird der böſe Geſell,
Wie du fluchſt, nur immer fetter.

II.

Räthsel.

1.

Ergründe mir dies Hündchen,
Wie klug du bist, laß schau'n!
Von Knochen ist ein Zaun,
Draus bellt ein rothes Hündchen.

2.

Ein eisernes Pferdchen — begreife! —
Mit einem flächsernen Schweife,
Bald hüpfet es auf in die Lüfte,
Bald schlüpfet es durch Höhlen und durch Grüfte.

3.

Ein Fäßchen ist so weiß und klein;
Zweifache Feuchte schließt es ein;
Doch wenn man es nicht gar zerbricht,
So giebt es seine Labe nicht.

4.

Von Heue ragt ein Haufen,
Zehn zarte Schäflein fressen daran und raufen.

5.

Es tanzen über die Brücke
Vier frische Jümferlein;
Sie ächzen dazu und schrei'n
Laut über Zwingherrntücke.

6.

Oben eine Seele,
Unten eine Seele,
Leder in der Mitten;
Und so wird in Eile hingeschritten.

Deutsch.

II.

Ihr ſagt, es ſei der Menſch
Ein gar zu ſchlechter Wicht.
Nun ja, man ſieht's an euch;
Da wenigſtens, da widerſprech' ich nicht.

III.

Was brauchſt du mir ſo viel Geſchwätz
Von Tugend und von Pflicht zu machen? —
Mit Andern weinen, mit Andern lachen,
Das iſt das ganze Moralgeſetz.

IIII.

Was anzubeten ſei? — Da iſt kein Zweifel:
Das allerfreundlichſt aller Orten Waltende,
Das allerherrlichſt Licht und Leben Entfaltende,
All, was es ſchuf, mit Schöpferlieb' Erhaltende,
Aus dem Ruin allewig neu Geſtaltende;
Das Uebrige — geſteht's! — das iſt der Teufel.

IV.

Ihr seid, ihr armen Frau'n,
Nie ächter Weisung, ächter Kunde froh;
Nie durch die Nebel der Beschränktheit schau'n,
Die so despotisch-roh
Euch zugemessen, läßt man euern Blick;
Auf Kinderstufen hält man euern Geist,
Den herrlichen, den glühenden, zurück,
Und euern Hunger nach Erkenntniß speist.
Man schmählich ab mit Leder und mit Stroh.

V.

„Das ist das Rechte, weil es fortbesteht;
Das ist das Schlechte, weil es untergeht."
So lautet euer trefflicher Beweis.
Nur Schade, daß man weiß:
Die edleren Geschöpfe dieser Erden,
Sie können sämmtlich ausgerottet werden;
Unsterblich ist das plagende Geschmeiß.

VI.

Wer dumm,
Der scheine, rath' ich, stumm;
Es wird ihm herrlich bei den Klugen frommen.
Wer aber klug,
Nie still genug
Kann dieser sein, von denen, welche dumm,
Nicht Schläge zu bekommen.

VII.

„Gieb Etwas her zum Almanach,
Ein Paar unschuldig-kleine Sachen!"
Der Teufel bring' alle die Unschuld her
Zu Albums und zu Almanachen!
Ich geb' euch aber einen Rath:
Holt euch — es wird vortrefflich passen —
Was Wickelkinder klein und zart
In ihre Windeln fallen lassen!

VIII.

Ich machte neulich ein Gedicht,
Das war an meine Frau gericht't.
Drob wunderten die Leute sich,
Fanden die Sache lächerlich.
»So schwärmt man für ein Mädchen wohl;
Die Frau, die kocht mir meinen Kohl;
Was braucht es da solch einen Schnack?«
So kritisirte dieses Pack.
Drauf hab' ich eine Maid geschaut,
Die mich durch ihren Glanz erbaut.
Auf diese minnigliche Pracht
Hab' ich ein zartes Lied gemacht.
Weh mir! Da haben sie geschrie'n:
»Ein Ehebrecher! Steinigt ihn!«
So mißlich ist Poetenamt,
Woferne der Poet verdammt,
Zu leben im Philisterheer.
Ist's ihm gegönnt, so wander' er!
Verbietet das sein Mißgeschick,
So bleibt ihm nur der Hängestrick.

IX.

Daß heimliche Wege das Mädchen geht,
Nicht alles offen eingesteht,
Darob ereifert die Mutter sich,
Drob schilt die Tante gewaltiglich.
Daß sie's gerade so gemacht,
Da noch ihr Jugendlenz gelacht,
Daß sie auch gegangen auf Liebespfaden,
Gethan so manche stille Thaten
Und Müttern und Tanten nichts verrathen —
Das ist schon etwas lange her,
Dran denken die guten Alten nicht mehr.

X.

Sich in der Schenke
Versammelt haben
Viel tiefgelehrte,
Berühmte Männer,
Herbeigeströmt
Zur Jahressitzung
Aus allen Gauen
Des Vaterlandes,
Des buntgescheckten,
Hanswurstigen.

Sie haben heute
Getagt zusammen
Und viel gehadert;
Es braust noch immer
In ihrem Haupte,
Es grollt noch immer
Aus ihrem Munde
Der ernste Streit.
Dergleichen Köpfe,
So hart, wie Eisen,
Sie pflegen sich
Niemals zu einen;
Ein jeder besteht
Auf eigenem Sinn;
Es ist ein jeder
Sich selbst die höchste
Autorität.
Nur Eines ist,
Da sind sie Alle,
So viel sie sind,
Ganz nur derselben
Opinion:
Der Wein ist gut,
Und reizend ist sie,
Die ihre Reihen
Mit Flasch' und Teller
So flink durchwallet,
Die Kellnerin.

Ein Jeder wünschet,
Daß sie ihm nahe,
Es winket ihr,
Es rufet ihr,
Der Eine da,
Der Andre dorten;
Ein Kühnerer
Umfaßt sie wohl
Und sucht ein Küßchen
Ihr aufzudringen;
Sie ringt sich los,
Die Andern lachen.
Die Luft wird lauter,
Die Gläser klingen,
Die Kämpfe ruh'n.
Die Unität
Der deutschen Lande,
Die hoch verpönt-
Unmögliche,
Man sieht sie hier
Im Wirthslokale
Mit einem Male
Realisirt,
Und nichts dagegen
Hat Polizei
Und Stadtcommissär.
So große Wunder
Verrichten Wein

Und Mädchenwonne;
Was uns auch immer
Entzweien möge,
Das Süße dünket
Uns Allen süße,
Das Schöne finden
Wir Alle schön.

XI.

Zaubern kann die alte Mutter;
Aus dem Lehme macht sie Butter;
Aus dem Sande macht sie Graupen;
In die Gärten schickt sie Raupen.
Zaubern kann auch ihre Maid;
Doch die übertrifft sie weit.
Aus den Augen macht sie Thoren;
Wer sie sieht, der ist verloren.
Wo sie lachet, allerwärts
Schickt sie in der Männerherz
Gluth auf Gluth und Schmerz auf Schmerz.

XII.

Was ist Sünde? — Will's euch sagen.
Riesenschuld habt ihr zu tragen,
Ohne daß es euch bewußt.
Langeweile machen, haben;
Weder geben ächte Lust,
Noch sie fühlen in der Brust,
In der todten; schon begraben
Bei lebendigem Leibe sein —
Das ist Sünde, das allein.

XIII.

Sperata.

Frisch, wie der Morgen;
Frei, wie die Bergluft;
Sanft, wie ein Lämmchen;
Zart, wie ein Blümchen;
Klug, wie ein Schlängelchen,
Ja, wie ein Dämon
Listig und fein,
Bist du, mein Engelchen —
Könnte was eigener,
Einziger sein?

XIV.

Alles so nebelgrau;
Himmel und Luft und Au
Jeglicher Heitre bar.
Aber dein Aug' ist blau;
Aber dein Aug' ist klar.
Wie die Welt auch düstere,
Hier ist heller, herrlicher,
Hehrer Himmel immerdar.

XV.

Versäumst du, Kind, dein angewohntes Beten,
Beruhige dein bängliches Gewissen!
Dein Beten, es ist überreich vertreten;
Das ächte Beten ist das ächte Küssen.

XVI.

Verloren ist das alte Paradiese;
Das neue liegt vor uns äonenweit;
Doch mitten in unendlichem Verdriesse
Schwelget die Lieb' in Edens Seligkeit.

XVII.

Sperata schreibt:

„Man tritt in Leid aus Wonne,
Man tritt in Nacht aus Sonne,
In Tod aus Leben ein.“
Des kann ich Unglückselige
Wohl ein Exempel sein.

Stell' dir einmal drei alte Jungfern vor,
Die eine länger und dürrer als die andre,
Mit Physiognomien, wie die Ruinen
Von Luxor, ernst und steif und würdevoll,
Von ihres Amtes hohem Werthe ganz
Durchdrungen, ganz petrificirt und ganz
Krystallisirt — das sind die idealen
Gestalten, sind die edlen Muster, denen
Ich übergeben bin, die mich allhier
In ihre schauerliche Zucht genommen,
Mich, deine Freundin, deine Schülerin!
Und nicht genug, daß drei so infernale
Pädagogische Parzen mir mein Schicksal spinnen —
Der schrecklichste von allen Schrecken ist
Der düstre, frömmlerische Trauerflor,
Mit welchem Alles hier behangen ist.
In meinem holden Vaterlande haben,
So mächtig auch Kapuz' und Kutte dort,
Mir doch zuweilen liebliche Madonnen

Das Aug' erfreut. Doch hier ist Alles grau
Und farbelos, nichts waltet hier, als kalte,
Egoistische Sorge für das Seelenheil,
Als unbarmherzig-richterliche Strenge
Mit Anderen, Entbehrung und Erwartung
Des jüngsten Tages und des Weltgerichts.

O Freund! Die Farben meines Narrenkäppchens,
Die sonst so bunten, lustigen, sie sind
Sehr bleich geworden und die Glöckchen dran,
Die sonst so heiter und so helle klangen,
Sind mit Katarrh und Heiserkeit behaftet.
Bonbons für meine Schellchen! Solche hast
Nur du allein, o eile,
Schick' unverzüglich eine Tüte voll!

XVIII.

Laß mich! Ich habe keine Lust zu tafeln,
So lange du im Blicke mir; es dünkt
Mir roh; es wäre, mein' ich,
Beleidigung für dich, woferne du
Mir nicht allein genug,
Du mein ambrosisch Leben, andere noch,
Gemeinere Bedarfe
Für mich vorhanden wären. Kennst du nicht

Den schönen Spruch: „Es lebt der Mensch nicht nur
Von Brod allein; er lebt
Von jedem Wort, von jedem Hauch der Huld,
Der aus dem Munde der Geliebten weht;
Von jedem Blicke lebt er,
Der ihn vom Auge der Geliebten grüßt?“ —
Du lächelst über mein Citat, du meinst,
Nicht ganz so laute sie, die Bibelstelle,
Die ich citirt — sie steht so allerdings
Nicht in der schwarzen auf dem Schranke dort;
Doch in der rosenrothen Liebesbibel,
Da steht sie so, wie ich sie angeführt. —

„Die Bibel möcht' ich sehen;
Die ist mir leider völlig unbekannt;
Ich hörte nie davon
Ein Wörtchen nur in Schul' und Kirche sagen.“ —
Blick' in dein Herz, da ist sie aufgeschlagen,
Und brauchst du einen Commentar dazu,
Die Lieder nimm, die ich dir gab, zur Hand!

XIX.

Jung sein und alt — da kommt's auf Jahr und Tag
Mit nichten an; so lange man dich liebt,
So lange bist du jung; und du bist alt,
So wie die Liebe dir den Abschied giebt.

XX.

Von wegen meiner Streiche
Faßt keinen Unmuth keimen!
Viel ungereimte Dinge
Thun jene, welche reimen.
Die Unschuld ihres Wesens
Mach' euer Urtheil linder!
Apollo's Söhne sind
Und bleiben ewig Kinder.

XXI.

Entsprossen war er aus gallischem Blut,
Erwachsen in jesuitischer Hut —
Der ward mir nimmer und nimmer gut.
Und warum haßt' er mich so sehr?
Ich war nicht so bigott, wie er,
Und nicht zugleich so dissolut.

XXII.*)

Es pfeift in unſerem Dichterhain
Ein Heer von Spatzen friſch und munter.
Da hebt es an und ſingt ſo fein —
'S iſt eine Nachtigall darunter.
„Pfui Teufel! Eine Nachtigall.“
So tönet es mit wildem Hall.
„Das iſt ja Kunſt und nicht Natur;
Das amüſirt die Sinne nur,
Und von Gehalt iſt keine Spur.
Der Vogel iſt ein fremdes Glied
In unſerem ächten Deutſchvereine;
Hinaus mit ihm aus dieſem Haine!
Hier ſingt man nur das Spatzenlied.

XXIII.

Für euere „ſittliche Welt,“ wenn ihr
Etwas befürchtet, das iſt zum Lachen.
Es leidet ihre hehre Zier
Von Anderen Nichts und Nichts von mir.
Denn Niemand kann ſie ſchlechter machen,
Als ſie ſchon iſt, das glaubet mir!

*) Veranlaßt durch die Kritiken Herrn Julian Schmidt's.

XXIV.

Die falsche Tugend müssen wir,
Die falsche Sitte schelten!
Doch um so heiliger dafür
Wird uns die ächte gelten.

XXV.

Kritik der „Frauenbilder."

„Eine tüchtige Tracht
Prügel" wünscht mir dieser Pöbel — ja,
Prügeln wär ihm lieber noch als Schimpfen;
Morden wär ihm lieber noch als Prügeln;
Auf die edlere, die feinere,
Wenn auch noch so bestienhaft mißbrauchte
Waffe des Wortes sich beschränkt zu sehen,
O wie schmerzlich ist's für Bestien!

XXIV.

Aber eure Liebesgaben
Sie erſtrecken ſich noch weiter:
Auch Helene ſoll Prügel haben,
Eine doppelte Tracht ſogar!
Würdig iſt ſolch ein Betragen
Einer Kannibalenſchaar.
Hört, was indiſche Weiſe ſagen:
„Nicht mit einer Blume ſchlagen,
Sollſt du einen Frauenleib,
Sollſt du ſelbſt ein ſchuldig Weib!“
Aber das ſind Heiden. Ihr,
An der „Offenbarung“ Brüſten,
Pranget in ganz anderer Zier,
Ihr, die chriſtlichſten der Chriſten!

Der neue Himmel.

Mit Benutzung eines franzöſiſchen Gedankens.

—

„Ein Seher iſt der Dichter;“
So höret denn ein Lied!
Mir leuchten inn're Lichter;
Mein geiſtig Auge ſieht.
Es macht die hohe Reiſe
Bis zu des Himmels Thor;
Da ſteht ein alter Greiſe,
Sankt Peter ſteht davor.

Oft ſcheuchet er Verdammte,
Giebt ſelten offne Bahn;
Doch bei ſo ſaurem Amte,
Kommt ihm ein Schläfchen an.
Er läßt die Arme hängen
Und den er ewig hält
In ſeiner Hand, der ſtrengen,
Der große Schlüſſel fällt.

Da, ſiehe, ſchleicht ſich leiſe
Ein ſchönes Kind herbei
Und ſtiehlt dem alten Greiſe
Den Schlüſſel frank und frei;
Dann winkt ſie ſchweigend allen,
Die jammernd aus dem Licht,
Hinab zu Thale wallen
In's hölliſche Gericht.

Welch haſtiges Gedränge!
Das Mädchen öffnet ſacht;
Es huſcht hinein die Menge
In die enthüllte Pracht.
Sankt Peter, der erwachte,
Fährt heftig auf und ſieht:
Was keine Seele dachte,
Hilf Himmel, es geſchieht.

Mit Myriaden Sündern
Füllt ſich das hehre Haus;
Die Welt, mit ihren Kindern,
Die arge, dehnt ſich aus;
Die Herde der Erkornen
Verliert ſich allumher
Im Drange der Verlornen
Und kennt ſich ſelbſt nicht mehr.

Cäcilia's Orgelklänge,
Der Halleluja-Schall
Der himmliſchen Geſänge
Erſticket in dem Schwall.
Bacchantiſche Getöne
Beginnen in dem Glanz;
Hier küßt man eine Schöne,
Dort ſchlingt man einen Tanz.

Der Mode muß man dienen;
Bald geben in dem Saus
Sich hohe Cherubinen
Für Amoretten aus.
Da lacht auf ſeinem Throne
Sogar der liebe Gott;
Er ſpricht zu ſeinem Sohne:
„Nun ſind wir bankerott.“

„Doch ſei's! Die Langeweile
Verzehrte mich ſchon lang;
Drum ſetze mir die Keile
Des Donners nicht in Schwang!
Uns ſelbſt hineinzumiſchen
Und durch ein Gläschen Wein
Die Seele zu erfriſchen,
Das wird das Beſte ſein.

Du ſelber haſt den Praſſern
Zu Kana jenes Tags
Geſchaffen aus den Waſſern
Die Wonne des Gelags.“ —
„Ja,“ ſpricht der Sohn ganz munter,
„Da ging es luſtig her.
Mir war ſeit jenem Wunder.
Nicht ſo gemüthlich mehr.“

So ſteigen ſie denn beide
Hinunter auf den Plan;
Da geht denn erſt die Freude,
Da erſt der Jubel an.
Denn von dem edlen Orden
Des trunkenen Vereins
Großmeiſter iſt geworden
Der Meiſter alles Seins.

Anmerkungen.

Tafel.

I. Eine merkwürdige Mythe, die zu der spiritualistisch theologischen Annahme eines verbrecherischen Falles oder Abfalles der Geister- und Menschenwelt von ursprünglichen abstrakteren Zuständen und einer beklagenswerthen Verschlimmerung der Dinge durch selbigen den direkten Gegensatz bildet. Die volle, warme, konkrete Lebendigkeit des natürlichen Daseins, wie sie sich namentlich in dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander offenbart, ist dem persischen Dichter zu Folge nicht etwas Niedriges, Schlechtes gegen jene uranfängliche Art des Seins, die man voraussetzt und von der, als dem Höheren, Besseren, jener Ansicht nach nicht hätte abgewichen werden sollen; dieselbe, wenn sie Statt fand, war vielmehr das unendlich Aermere, Leerere, Befriedigungslosere, über welches zu reicherer, lebendigerer Bestimmtheit hinauszugehen, eine Nothwendigkeit, ein Fortschritt, der Uebergang zu einer höheren Stufe der Entwicklung war. Es wird so der bezeichneten düstern, mit den verderblichsten Consequenzen schwangern Vorstellung und Lehre der große, heitere, die ganze Betrachtungsweise erfreulichst umkehrende

Gedanke einer fortschreitenden, bei dem, was jene Theologie und Mystik am leidenschaftlichsten verwirft und verfolgt, als ihrem Ziel anlangenden göttlich-weltlichen Lebensentwicklung entgegengesetzt. Zugleich ist das Ganze ächt poetisch so gehalten, daß es als eine der Geliebten dargebrachte Huldigung der schmeichelhaftesten Art erscheint, indem dieselbe als die Repräsentantin des natürlich Schönen und Reizenden überhaupt und als die vollendete Realisation der es begründenden göttlichen Idee betrachtet wird. Dies, um die sinnige, geistvolle und bedeutsame Natur der hafisischen Poesie nur an einem einzigen Beispiele zu zeigen und zu näherer Erkenntniß zu bringen.

XII. **Jussuf**, der biblische Joseph.

XIV. **Selma**, in der Verkleinerungsform **Suleima**, allgemeiner Name für eine Schöne und Geliebte in dieser Poesie.

XXIV. **Kaba**, der heilige Tempel in Mekka, der Punkt, wohin sich alle Moslemen bei Verrichtung ihres Gebetes zu wenden haben.

XXXVIII. **Medschnun**, der Liebesrasende, der Orlando furioso des Orients.

XL. **Karun**, ein unermeßlich reicher Goldmacher, der orientalische Krösus.

L. **Suleima**, dichterischer Mädchenname, vergleiche oben XIV.

LII. **Kaf**, ein nach orientalischer Vorstellung die Erde wie ein Ring umgebendes Gebirg.

LVI. **Sohre, Suhre, Nahid**, die himmlische Sängerin und Lautenschlägerin, die durch ihr Spiel den Reigen der Sterne leitet.

LXIII. Der Dichter spielt auf die im Islam vorgeschriebene Reinigung oder Waschung vor dem Gebet an.

LXXXV. Der **Sidra-** oder **Tubabaum**, Baum des Lebens und der Erkenntniß im himmlischen Paradies, wo er mit

seinen Zweigen sämmtliche Paläste und Gezelte der Seligen überschattet.

XC. **Suren**, Abschnitte des Korans; **Nachtstern** und **Licht**. Ueberschriften von solchen.

XCVII. **Elif**, der erste Buchstabe des Alphabets von schlanker Form, zugleich die Zahl Eins.

CI. **Ghule**, eine Art von Wald- und Wüstengeistern, die die Wanderer irre führen.

CXXIII. **Dschem** oder **Dschemschid**, ein alter persischer Fürst, besaß ein Gefäß, worin er alles Heimliche zu sehen im Stande war. Dem Dichter gilt dafür das Weinglas.

CXXVI. Der persische König **Khosru, Cosroes, Parwis**, entbrannte für die armenische Prinzessin **Schirin**, und setzte sich in ihren Besitz. Als sie der Bildhauer **Ferhad** erblickte, erglühte auch er für sie und verlor darüber den Verstand. **Medschnun** und **Leila**, das bekannte Vorbild leidenschaftlicher Liebe im Orient. Der Name **Medschnun** bezeichnet einen Rasenden.

CXXXVI. **Sofis**, Weise, die sich in's Anschauen des Göttlichen versenken.

CLIV. **Peris**, Feen, wohnend im **Dschinnistan**, hinter dem Gebirge **Kaf**.

CLXXVIII. **Bülbül**, die persische Nachtigall.

CLXXIX. **Der Becher Dschems, der Spiegel Alexanders** und **das Siegel Salomo's**, die drei Kleinode und Wunderdinge der drei größten Weltbeherrscher, die mit ihnen verloren gegangen sind. Im Spiegel **Alexanders** erblickte man, wie im Becher **Dschem's** oder **Dschemschid's** alles Heimliche.

CLXXXIX. **„Der Dscheme zweitausende,"** zweitausend solche Fürsten und Weltbeherrscher, wie **Dschem** war.

CCVI. **Selsebil**, ein Nektarquell im himmlischen Paradies.

CCX. **Imam**, Prieſter, Vorſteher des Cultus, geiſtliches Haupt.

CCXV. Es iſt von den Sofis die Rede, welche zum Zeichen ihrer Beſchäftigung mit dem Himmliſchen **himmelblaue Kleider** tragen.

CCXX. **Alexander** wanderte der orientaliſchen Sage nach in's Land der Finſterniß, um vom Quelle des Lebens zu trinken, ward aber von **Chiſr**, dem Hüter deſſelben, zurückgewieſen.

CCXXIII. CCXXIV. Durch **Narciſſe** und **Hyacinthe** werden Auge und Locke, wie durch **Rubin** der Mund der Geliebten oder des Lieblings bezeichnet.

CCXXV. **Tuba**, der Baum des himmliſchen Paradieſes. Der Engel **Gabriel** iſt den Moslemen der höchſte der Engel, das Organ himmliſcher Eingebungen, der heilige Geiſt.

CCXXXIII. Vergl. oben CCXV. Zu den in **blaue Kutten** gekleideten Sofis und Jüngern des Scheiches **Hafan** gehörte der Dichter ſelbſt.

CCXXXV. **Huris**, die Jungfrauen des Paradieſes oder islamitiſchen Himmels.

CCXXXVI. **„Die zwei und ſiebzig Sekten,"** die 72 Ketzereien in der Kirche des Islam.

CCXXXVII. **Huris**, ſ. CCXXXV.

Zugaben.

Türkiſch.

X. Es war eine Zeit, wo die Bänkelſängerinnen in Galata nichts, als obiges Liedchen von **Ilmi** ſangen, das dieſer auf ein ungläubiges Mädchen, Namens **Louiſe**, gemacht.

Hebräiſch.

I. **Scheol**, Unterwelt, Todtenreich.

IX. **Thirza**, Stadt in Paläſtina von anmuthiger Lage.

Indiſch.

VII. **Kokila**, eine indiſche Nachtigall-Art.

Neugriechiſch.

VII. **Charontas** oder **Charos**, der Engel des Todes, vorgeſtellt als ſtrenger, mürriſcher Greis. Steht im Zuſammenhang mit dem **Charon** des Alterthums.

Lettiſch litthauiſche Volkspoeſie.

I. V. **Perkun**, der Gott des Donners.

XLVII—L. „Mitten in das poetiſche Land der Letten haben ſich fremde Leute eingeniſtet, die Deutſchen, die in prächtigen Schlöſſern und wunderreichen Städten wohnen, ſtets herrlich und in Freuden leben und oft mit grauſamer Proſa in das poetiſche Leben der Letten eingreifen."

Kohl.

Eſthniſch.

II. Die Eſthen pflegen ihre Särge nicht anzuſtreichen, ſondern ihre Todten in **glattgehobelten, weißen Tannenbrettern** beizuſetzen.

III. **Schweinefleiſch** iſt das delikateſte Gericht der Eſthen; ſie preiſen den Menſchen glücklich, der es immer genießen kann, und erzählen, es gehe bei dem Kaiſer von Rußland ſo hoch her, daß er alle Tage Schweinefleiſch und Speck auf ſeiner Tafel habe.

Sprüche und Räthsel der Letten und Esthen.

II. Räthsel. 1) die schellende Zunge. 3) Nadel und Zwirn. 3) das Ei. 4) Rocken und Finger der Spinnerin. 5) vier neue knarrende Wagenräder. 6) Reiter, Roß und Sattel.

Deutsch.

XXV. XXVI. S. Freimüthige Sachsenzeitung. Mit Gott für König und Vaterland. Juli 1853. Helene, diejenige, der die Frauenbilder gewidmet sind und die mich zur Herausgabe derselben ermuntert hatte. Der indische Spruch steht eben in der indischen Abtheilung Nr. XIII.

Schöne Seelen.

Ein

Legenden- und Novellenkränzchen.

Von

G. Fr. Daumer.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1862.

Schöne Seelen,
Wo sie fehlen,
Nachtet Alles düsterlich.
Aber Alles lichtet sich,
Aetherwonnen sind gespendet,
Wo sie Gott der Erde sendet —
Schöne Seelen schilder' ich.

GROSSHERZOGL. BIBLIOTHEK WEIMAR

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Vorrede.

Der von mir zur Bezeichnung von Characteren, die sämmtlich der kirchlichen Sphäre angehören, gewählte Ausdruck dürfte Manchem befremdlich und ungeeignet scheinen. Aber ich weiß keinen anderen, um das, was ich im Sinne habe, in der Sprache meines Volkes und meines Zeitalters sogleich entschieden kenntlich zu machen. Wenn Jesus (Ev. Joh. 1, 47.) von Nathanael sagt: „Siehe, wahrhaft ein Israelit, in welchem kein Falsch ist," so meinte er ohngefähr das Nämliche. Denn er wollte doch wohl eine reine, edle Natur bezeichnen, die schon von vorn herein so hoch von Gott begnadiget sei, daß das Schlechte, Gemeine keinen Theil an ihr habe. Wenn der Legende zu Folge Maria zur heil. Elisabeth sagt: „Gott that mit mir, wie ein Meister des Spieles und Gesanges mit einem vielsaitigen Instrumente thut, wenn er es zu harmonischem, ergötzlichem Spiele stimmt und dazu den Wohllaut seiner Stimme ertönen läßt," so drückt dieses Bild noch näher und bestimmter und ganz

in's Aesthetische übergehend jenen Begriff aus. Die oben angeführten Worte des Herrn sind auf den heil. Bonaventura angewendet worden. „Wir verehren in diesem Manne," sagt Alzog, „eine engelreine Seele;" schon sein Lehrer Alexander von Hales soll von ihm gesagt haben: Verus Israelita in quo Adam non peccasse videtur. Man spricht wohl von „heiligen Seelen;" aber diese sind nicht immer das, wovon hier die Rede ist. Wer sich z. B. nur erst mit äußerster Anstrengung im Kampfe mit einer widerstrebenden, schwer zu bändigenden Natur zu einer hohen Stufe ethischer und religiöser Vollkommenheit emporringt, der verdient Bewunderung; er mag uns in seiner Entwicklungsgeschichte ein in seiner Art höchst interessantes und instructives Schauspiel bieten; Manche sind vielleicht geneigt, dergleichen noch viel höher zu stellen, als den Lebensgang einer schon ursprünglich edleren und besseren Persönlichkeit, die eines solchen Kampfes nicht bedarf, und einem Conrad von Marburg ist es sogar anstößig, eine von Gott schon gleich so himmlisch geschaffene Seele, wie die heil. Elisabeth, vor sich zu haben [1]). Jenen eigenthümlichen Reiz jedoch, den das Wesen und Leben einer solchen für den Betrachter

1) Siehe in vorliegendem Werkchen Nr. II.

hat, wird der, wenn auch noch so rühmliche Kampf des Menschen mit einer antagonistischen Naturbestimmtheit nicht gewähren; auf das Reizende, Bezaubernde, Entzückende im höheren Sinne dieser Ausdrücke aber haben wir es in dieser Schrift ganz eigentlich angelegt. Naturen, wie die hier zu schildernden, lassen sich als ethische und religiöse Genie's bezeichnen; es sind Wunder Gottes, die man als solche verehren muß. Wenn bei jener anderen Art von ethisch-religiösen Erscheinungen mehr der Mensch, als solcher, seine Rolle spielt, so tritt uns hier eine Art von Theophanie vor Augen, wo nicht sowohl der Mensch, als Gott selbst zur Anschauung kommt. Das ganz Besondere, Außerordentliche, Wundervolle im Leben und Wesen solcher Menschen fing öfters schon in der Jugend, ja in den ersten Lebensjahren an, sich kund zu thun. Von dem heil. Franziscus sagt der heil. Bonaventura, sein Biograph, er sei zur Eitelkeit und kaufmännischen Gewinnsucht erzogen worden, ohne daß dies auf sein edles Gemüth einen nachtheiligen Einfluß gehabt. „Es war dem jungen Franziscus von Gott eine milde Erbarmung gegen die Dürftigen eingepflanzt, und dieselbe wuchs auf mit ihm und erfüllte sein Herz mit solcher Güte, daß er sich vornahm, Jedem zu geben, der ihn um ein Almosen anflehte, besonders wenn er um der

göttlichen Liebe willen bäte . . . . . Es schien ferner des Jünglings sanftes, gelassenes Wesen, gepaart mit seiner Lebensweise, es schien die außerordentliche Geduld und Nachgiebigkeit, die ihn schon damals auszeichnete, zu einem sicheren Vorzeichen zu dienen, daß Gott in Zukunft seinen reichen Segen über ihn ausgießen werde." Von der heil. Elisabeth von Ungarn ließ man, sie habe schon in der Wiege verrathen, daß ihr Sinn auf's Höhere gerichtet sei, und schon in einem Alter von drei Jahren ihr Mitleid mit den Armen und Nothleidenden geoffenbart. P. Apollinaire[1]) vergleicht diese frühzeitigen Regungen der Gnade mit dem sanften Wehen eines Morgenwindes. „Ihr ganzer Lebenslauf," sagt Montalembert[2]), „lag dem Keime nach schon in ihrem Wiegenleben." Auch soll, da sie kaum geboren ward, ein wunderbarer moralischer und politischer Segen im Lande fühlbar geworden sein, als wäre schon von ihrer ersten Erscheinung an eine gewisse himmlische Magie, eine übernatürliche Heils- und Friedenswirkung von ihr ausgegangen. In anderen Fällen war diese wundervolle Be-

1) La vie de Sainte Elisabeth. Paris 1660. p. 36—39.

2) Leben der heil. Elisabeth, deutsch von Städtler Aachen und Leipzig 1845 S. 13 f.

gabung lange Zeit gänzlich verdeckt, aber, wie es scheint, nur, um das bezügliche Individuum von der Welt und ihren Einflüssen schützend abzusondern und so eine neue Concentration und Kraftentwicklung des Göttlich-Menschlichen im mystischen Leibe Christi [1]) zu erzeugen, wie bei dem Bruder Franz vom Kindlein Jesu der Fall, der bis in die zwanziger Jahre hinein einem unheilbaren Blödsinne verfallen schien, aber bei seiner doch augenscheinlich ursprünglichen und angeborenen Befähigung und Neigung zum Guten, welche, so wie sich die Gelegenheit dazu ergab, in einer wahrhaft leidenschaftlichen Weise hervortrat, nichts desto weniger in diesen Kreis gehört. Solche Seelen sind es, die Gott in ganz besonderer Weise einrichtet und zubereitet, die er, wie dort die heilige Jungfrau, die schönste aller Seelen, in Beziehung auf sich selber offenbarte, schon in erster Anlage so harmonisch stimmt und, so beschaffen, seiner Kirche zu köstlichem Geschenke macht, um ihr ethisch-ästhetische Anziehungskräfte zu verleihen und ihr dadurch die Herzen der Menschen zu gewinnen. Und da es im bestimmten Bewußtsein dessen, was besonders in unserer Zeit und

1) Als solcher pflegt bekanntlich die Kirche ihrer idealen Bestimmung und dem ersten, göttlichen Gehalte nach, der bereits wirklich in ihr vorhanden, bezeichnet und betrachtet zu werden.

in Beziehung auf die moderne Menschheit Noth thut, mein angelegentlichster Wunsch ist, die Kirche, in deren Schooß ich mich begeben habe, so liebenswürdig erscheinen zu lassen, als möglich ist, so wähle ich zu meinen Darstellungen nur solche Phänomene und hoffe, daß so, wie ich mich selbst an ihnen unendlich ergötze, auch Andere Geschmack und Freude daran finden werden. Diese lieblich glänzenden und doch nicht minder erhabenen und ehrwürdigen Sterne am Himmel katholischer Gottseligkeit und Heiligkeit sind es, die auch in das außerkirchliche Gebiet, welches wir noch so wenig zu behandeln verstehen, effectvoll hineinzuleuchten im Stande sind. Es wird mir immer merkwürdig bleiben, welchen Eindruck ich in rein protestantischen, dem Katholicismus sonst ganz abholden Kreisen gemacht, wenn ich Geschichten der Art vortrug, wie sie in diesem Büchlein zu finden sind. Oefters z. B., wenn ich in solche Kreise kam, rief man mir zu: „O erzählen Sie uns doch Etwas vom Bruder Wachholder.“ Die tiefste Rührung und Ergriffenheit habe ich ebenso durch die „zwei Gräber“ bewirkt.

Manches, was in den alten Legenden so unbefangen vorgetragen wird, mögen jetzt ängstliche Gemüther beanstanden und lieber unterdrückt sehen. Ich kann ihrer

Meinung nicht sein. Das steife, ja düstere Gewand, in welches sie Alles hüllen wollen, lockt nicht an; es macht, daß man sich abwendet. Neuere Schriftsteller haben zum Theile sehr schöne Stoffe behandelt, ihre Darstellung aber durch einen hier sehr unzweckmäßigen Predigtton und durch ennuyante Längen und Breiten verdorben, in welchen sie ihre Theologie und Moral zu entwickeln beflissen waren. Alles zu seiner Zeit und an seinem Ort! Man muß die Gattungen nicht vermischen und eine Novelle eben so wenig in eine Predigt oder eine gelehrte Abhandlung, als einen Vortrag der letzteren Art in eine Novelle verwandeln. Aesthetische Leistungen müssen ihren Charakter behalten und durch einen ihrem besonderen Zweck entsprechenden gefälligen, concreten, lebensvollen Inhalt, Ton und Styl wirken; die Reihe der geschilderten Bilder und Scenen muß nicht jeden Augenblick durch eine eingemischte doctrinelle Explication voll tendenziöser Absichtlichkeit und Aufdringlichkeit unterbrochen werden, eine Person, welcher der Autor seine Ansichten und Gesinnungen in den Mund legt, nicht ganze Seiten lang in einem Zuge fortdociren. Einen kostbaren Stoff habe ich in den schon erwähnten „zwei Gräbern“ in der Art zu behandeln gesucht, daß ihm die erforderliche Kürze und

Einfachheit wiedergegeben werde, die ihm in seiner französischen Zubereitung entzogen worden ist.

Zuletzt drängt es mich noch, meinem hochverehrten und vieltheuern Freunde, Herrn Domvicar Beckert in Würzburg, meinen Dank für die Güte und Freundlichkeit auszusprechen, womit er die Entstehung dieses Büchleins gefördert hat. Namentlich habe ich ihm die authentische Quelle zu verdanken, aus welcher ich bei Schilderung des originellen Bruders Franz vom Kindlein Jesu geschöpft. Er selbst, der edle, himmlisch gute Mann, würde mit allem Rechte in die Reihe der Characterbilder zu stellen sein, die ich hier vorführe, und ich hätte diese Blätter gerne wenigstens dedicationsweise mit seinem Namen und Lobe geschmückt; aber auch das wollte seine Bescheidenheit nicht zulassen, und ich muß mich daher mit dieser der Vorrede angefügten Bemerkung begnügen.

Inhalt.

Seite

I. Die Geschichte von dem einfältigen Bruder Wachholder und dem holdseligen Bruder Amazialbene. Eine Franziscanerlegende 1

II. Die heilige Elisabeth von Ungarn, ihre Beichtväter und ihre Visionen 25

III. Bruder Franziscus vom Kindlein Jesu. Spitaldiener und Carmelitermönch in Spanien . . 37

IV. Der heilige Seraphin von Monte-Granario, Laienbruder des Franziscaner-Ordens 111

V. Zwei Gräber. Eine Erzählung. Nach dem Französischen 117

I.

Die Geſchichte

von dem

einfältigen Bruder Wachholder

und dem

holdſeligen Bruder Amazialbene.

Eine

Franciscanerlegende.

1.

Der seraphische Vater Franciscus von Assisi war nicht nur selbst ein großer und wunderbarer Heiliger, er hatte auch das Glück, Gefährten und Ordensbrüder zu haben, die sich großer Tugend und Heiligkeit beflissen, zum Theil auch sehr absonderliche Leute waren und ihre ganz eigenen, sonst nicht begegnenden Sinnesweisen und Sitten hatten [1]). Darunter war der allerseltsamste jener, den man Bruder Juniperus oder Wachholder hieß. Man könnte ihn einen heiligen Eulenspiegel nennen, so wunderlich waren die Streiche, die er machte; nur daß er seinem Innern nach von dem sonst so genannten, gar nicht heiligen Eulenspiegel, sehr verschieden, ja das völlige Gegentheil war. Dieser nämlich kannte die Welt und die Menschen sehr gut und beurtheilte und behandelte sie darnach, indem er sich über sie lustig machte, ihnen absichtlich viel Schaden und Schabernack anthat und dann seine nicht eben gutmüthige Freude darüber hatte. Bruder Wachholders eigenthümliches und nicht selten ebenfalls

Von Bruder Wachholders Art und Natur im Allgemeinen.

1) Man sagt jetzt noch im Sprüchworte: „Das ist ein wunderlicher Heiliger," was von alten Charakteren und Erscheinungen der Art den Ursprung hat.

anstößiges und ärgerliches Wesen und Thun dagegen war in einer seltenen Einfalt und Unschuld der Seele, einer rücksichtslosen Menschenliebe und gränzenlosen Inbrunst des Herzens, einer völligen Unkenntniß der weltlichen und menschlichen Dinge, wo dem Handeln des Wohlmeinenden so viel selbst rechtliche und sittliche Gränzen gesetzt zu sein pflegen, und in einem gänzlichen Unvermögen, sich darein auch nur nothdürftig zu finden und zu fügen, gegründet. Es war nicht der Verstandesmangel eines gemeinen Idioten oder geistigen Schwächlinges, der sich in ihm offenbarte, wenn er Unschickliches und Thörichtes that; er entbehrte zu Zeiten, um eine liebevolle Absicht zu erreichen, sogar einer gewissen Schlauheit nicht. Sein Schwachsinn, wie seine Seelengröße, seine Tadelhaftigkeit den Sitten und Gesetzen der Welt gegenüber, wie seine innere, erhabene Reinheit und Schuldlosigkeit bestand darin, daß er Nichts kannte, faßte und festhielt, als das himmlisch-Reine, Gute und Göttliche; daß er Nichts als Antheil, Erbarmen, Liebe und Selbstverläugnung war und von einem anderen Verhalten, so wie von einer Schranke, die der Ausübung solcher Tugenden zu setzen sei, gar keinen Begriff hatte; daß es auch gar nicht gelang, ihm einen solchen beizubringen, indem er in dieser Hinsicht immer ein unmündiges und unverständiges Kind blieb und als ein solches urtheilte und handelte. Er pflegte seine Brüder und selbst seinen „süßen Vater," wie er

ihn nannte, den heil. Franciscus, oft in die größten Verlegenheiten zu bringen, insbesondere wenn er in fremde Eigenthumsrechte eingriff und den öffentlichen Anstand verletzte. Es wurde ihm manche ernstliche Mahnung und Zurechtweisung ertheilt und manches strenge Gebot gegeben, doch ohne allen Erfolg. Gleichwohl konnte ihm am Ende Niemand zürnen und böse sein; die frömmsten und besten unter den Brüdern bewunderten und beneideten ihn vielmehr ob der wunderbaren Vorzüge seines Wesens, und vom heil. Franciscus selber sind uns Aeußerungen, wie folgende, aufbewahrt worden. „Ich wollte," sagte er einmal, „ich hätte einen ganzen Wald von solchen Wachholderbäumen." Und ein anderes Mal: „Der soll mir ein guter und rechter Ordensmann und minderer Bruder heißen, der so über sich selbst und alle Welt erhaben ist, wie unser allereinfältigster und heiligster Bruder Juniperus."

Man kann sich von dieser eigenthümlichen und im Allgemeinen, wie man sie schildern mag, ganz unbeschreiblichen Natur keine genügende Vorstellung machen, wenn man nicht einige der einzelnen Züge und kleinen Geschichten kennt, die uns in dieser Hinsicht überliefert sind und von denen wir nachstehende ausheben wollen.

Wie Bruder Wachholder einen Schweinsfuß entwerthet.

2.

Ein großes Aergerniß entstand zum Beispiel einmal durch einen Schweinsfuß, den der einfältige Bruder in

seinem Unverstand einem reichen Landmann entwendete, in der Meinung, er thue wohl daran. Es war noch zu den Lebzeiten des heil. Franciscus, da besuchte Bruder Wachholder zu Unserer lieben Frauen von den Engeln einen Kranken, der ein großes Gelüsten nach einem solchen Fuße hatte, glaubend, derselbe werde ihm zur Erquickung und Besserung dienen. „Den will ich dir zu verschaffen suchen," sprach Bruder Wachholder, nahm ein Messer aus der Küche, ging hinweg damit und kam in ein Haus, wo sich ein reicher Vorrath von Fleisch befand und wo er unter Anderem auch ein ganzes Schwein an der Wand hängen sah. Dem schnitt er, da gerade Niemand zugegen war, ohne Weiteres einen der Füße ab, entfernte sich damit und brachte ihn dem Kranken, der sich denselben zurichten ließ und damit sein Verlangen stillte. Indessen aber bemerkte der Landmann den Raub und fragte erzürnt, wer das gethan. Man sagte ihm, es werde wohl der Mönch gewesen sein, den man in das Haus hinein- und wieder herausgehen und Etwas in der Hand davontragen gesehen. Da lief der Landmann in das Kloster und that den Brüdern einen großen Schimpf an und nannte sie ein Diebsgesindel und eine Räuberbande, die man allzusammen aufknüpfen sollte. Der gute heil. Franciscus suchte ihn zu beruhigen und sagte, wenn es einer der Brüder gethan, so sei es ein unweiser und thörichter Mann gewesen, der nicht gewußt, was er

thue, wie denn ein ſolcher wirklich unter den Brüdern wäre; er werde die Sache unterſuchen und ihm Genugthuung geben. Darauf nahm er den Bruder Wachholder vor und ſprach zu ihm: „Lieber Bruder, ſage mir offen und ungeſcheut, ob du irgendwo einen Schweinsfuß abgeſchnitten und fortgetragen?“ — „Ja, mein ſüßer Vater,“ antwortete Wachholder, „das habe ich gethan, und war das ein glücklicher und trefflicher Fund; denn der Kranke, den ich beſuchte, hatte ein großes Verlangen darnach und erquickte ſich ſehr daran.“ — „Lieber Bruder,“ ſprach Franciscus, „du hätteſt darum bitten ſollen, aber Nichts ſelber nehmen, denn das Schwein war nicht unſer Eigenthum. Nun haſt du durch dieſe unziemliche That ein großes Aergerniß gegeben und den Mann erzürnt, dem du den Schweinsfuß geraubt; er beklagt ſich deßhalb und bringt den Orden, wofern wir ihn nicht verſöhnen, in einen ſchlimmen Ruf. So gehe nun hin und wirf dich vor ihm nieder und bitte ihn um Verzeihung, damit er wieder gut werde, und uns nichts Böſes nachſage.“ Darüber war Bruder Wachholder ſehr verwundert; denn er meinte, Alles, was der Menſch hätte, gehöre eigentlich Gott, und der wolle, daß man damit den Armen und Kranken helfe; und wenn man die zeitlichen Dinge nicht zu Werken der Liebe und Barmherzigkeit anwende, ſo wären ſie ein pures Nichts. Gleichwohl war er dem heil. Franciscus gehorſam und ſprach:

„Ich begreife zwar nicht, was hier Schlimmes ist; aber weil du es willst, mein süßer Vater, so will ich hingehen und mir alle Mühe geben, den Erzürnten wieder gut zu machen.“ Und so that er auch und bat fußfällig um Vergebung für seine That. Der Landmann aber empfing ihn übel und nannte ihn einen Dieb und Räuber und Spitzbuben, und gab ihm noch viele andere böse Namen und harte Worte, die wir nicht melden wollen. Da erhob sich Bruder Wachholder und fiel dem Mann um den Hals und küßte ihn und bat ihn unter vielen Thränen um Vergebung und offenbarte eine so große Demuth und Traurigkeit, daß der Mann gerührt wurde und das Unrecht bereute, das er mit seinen groben Schmähungen den Brüdern gethan. Und um das wieder gut zu machen, nahm er das Schwein von der Wand und brachte es als Geschenk für den heil. Franciscus und dessen Schüler in's Kloster und war von der Zeit an ein großer Freund und Verehrer derselben.

3.

Wie Bruder Wachholder seinen Habit verschenkt und wie man ihm immer neue Kleider und Kapuzen zu schaffen hat.

Weiter wird ergötzlich zu hören sein, wie es Bruder Wachholder mit seinem Habit zu halten pflegte. Wenn er nämlich einen armen, entblößten Menschen sah, so nahm er seine Kapuze oder auch seine Kutte und gab sie ihm. Da erschien er denn oft selber allzu nackt und bloß, und man mußte dafür sorgen, daß er

selber wieder eine anständige Hülle bekam. Deßhalb befahl man ihm, bei der Pflicht des Gehorsams, er solle hinfort weder seine Kutte, noch seine Kapuze verschenken, sondern beide für sich selbst behalten, um geziemender Maßen bekleidet zu sein und keinen öffentlichen Anstoß zu geben. Er versprach zu gehorchen. Bald darauf begegnete er einem sehr schlecht gekleideten Armen, der ihn kannte und Lust zu seiner Kutte hatte. Derselbe sprach ihn an und klagte ihm, wie er so gar arm und elend sei und sich kaum zu bedecken vermöge. Bruder Wachholder sagte: „Ich würde dir gerne helfen; aber es ist mir streng verboten worden, noch fernerhin mein Gewand zu verschenken, oder auch nur ein Stück davon. Aber du kannst mir meine Kutte nehmen, denn du bist stärker als ich, und ich will mich auch nicht widersetzen, wenn du es thust." Das ließ sich der Mensch nicht zweimal sagen; er zog ihm das Gewand aus und ging damit von dannen. Als nun Bruder Wachholder trotz des Verbotes doch wieder unbekleidet in's Kloster kam, wurde er hart angelassen. „Hat man dich nicht beim Gehorsam verpflichtet, dein Gewand nicht zu verschenken und nicht mehr solch ein Aergerniß mit deiner Blöße zu geben?" — „Ich habe es auch nicht verschenkt," war die Antwort; „ein armer Mensch hat sie mir genommen und ist damit fortgegangen." Was war zu machen? Man mußte eben wieder für eine andere Kutte sorgen.

4.

Wie Bruder Wachholder die silbernen Glöckchen vom Altare schneidet und einer armen Frau gibt, wie ihm sein General eine lange, schöne, leider aber ganz fruchtlose Rede hält, und wie ihm der einfältige Bruder noch in später Nacht einen gebettelten Mehlbrei in die Zelle bringt.

Aber nicht bloß Kutte und Kapuze, er gab auch Bücher, Bilder, Paramente, Vorhänge, kurz Alles, was ihm nur immer vor die Augen und unter die Hände kam, den Armen, Kranken, Hungrigen und Nackten dahin. Deßhalb nahmen sich die Brüder vor ihm in Acht, wie vor einem Räuber und Dieb, damit der unweise Bruder in seiner Liebesgluth nicht Alles und Alles wegschenke und sie gar Nichts mehr übrig behielten. Zuweilen aber versahen sie es doch; da waren denn mit einem Male selbst die nöthigsten Sachen fort. So müssen wir besonders der Geschichte von den silbernen Altarglöckchen gedenken, woran sich sogleich die eben so erzählungswürdige von dem gebettelten Mehlbrei und dem in seiner Nachtruhe gestörten Ordensgenerale knüpft.

Man feierte nämlich zu Assisi das Weihnachtsfest und schmückte den Klosteraltar, wobei ein prächtiger Besatz von Goldstoff mit silbernen Glöckchen die Hauptzierde bildete. Es war eben nur der Sacristan und Bruder Wachholder zugegen, der ihm in seiner Einfalt die allerdemüthigste Handreichung that. Der Sacristan mußte sich einen Augenblick lang entfernen und Bruder Wachholder blieb allein zurück. Indeß trat eine arme Frau heran, die eine solche Gelegenheit, den einfältigen Bruder anzugehen, nur abgewartet hatte. „Hilf mir, Bruder Wachholder," hub sie kläglichen Tones

zu sprechen an; ich bin sehr arm und unglücklich; zwei kleine hungrige Kinder schreien mich an und ich habe kein Brod für sie." — „Wie soll ich dir helfen," sprach der Bruder, „ich habe selber Nichts. Ich kann," fuhr er nach einigem Besinnen fort, „nichts Anderes thun, als diese Glöckchen abschneiden und dir geben, damit magst du dir und deinen Kindern Brod verschaffen." Und wie er gesagt, so that er auch; die Frau aber eilte mit der kostbaren Gabe schnell hinweg, damit sie ihr nicht wieder abgenommen werde. Wie nun der Sacristan zurückkommt, und den Altar beschnitten und geschändet sieht, ergreift ihn ein großer Schred und Zorn. „Wo sind die Glöckchen?" ruft er. — „Ich habe sie einer armen Frau gegeben; die hat zwei kleine hungrige Kinder, die sie Tag und Nacht um Brod anschreien; da sind sie doch, meine ich, besser angewendet, als hier zu bloßer Zier und Pracht." Der Sacristan rennt der Frau nach, kann sie aber nicht mehr entdecken und Niemand kann ihm Auskunft geben. Da läuft er in seiner Verzweiflung zum Ordensgeneral und spricht: „Pater General, es ist doch gar zu arg mit Bruder Wachholder und nicht mehr auszuhalten mit ihm; nun hat er gar die silbernen Glöckchen vom Altar geschnitten und einer schlauen Bettlerin gegeben, die den Augenblick abgelauert, wo ich ihn allein in der Kirche ließ." — „Lieber Bruder," spricht der General, „mich wundert hier nur Eins; daß er noch Etwas in der Kirche übrig

gelaſſen hat. Du biſt ſelber Schuld, denn du kennſt ſeine Art und Natur, die es uns noch niemals zu ändern gelang. Doch will ich einmal bei dieſer Gelegenheit recht nachdrücklich mit ihm ſprechen und ihn zu einiger Vernunft zu bringen ſuchen.“ Er verſammelte darauf die Brüder, nahm den einfältigen Bruder vor und hielt eine lange, ausſtudirte und wohlgeſetzte Rede, worin er ſich alle mögliche Mühe gab, ihm begreiflich zu machen, daß bei aller Liebe und Barmherzigkeit, zu der ein Chriſt und minderer Bruder verpflichtet iſt, doch auch auf die obwaltenden Umſtände und Verhältniſſe geachtet werden müſſe; daß man dem Trieb ſeines Herzens nicht immer ſo ganz unbedingt und rückſichtslos folgen dürfe, da dies oft in anderer Beziehung ſchade und ein großes Unrecht ſei, wie ja doch eines Kindes Verſtand zu begreifen vermöge, und ſo mehr. Nun litt der gute Mann damals gerade an einem empfindlichen Uebel und Weh in Bruſt und Hals, und die lange Rede und Anſtrengung machte ihn heißer und mehrte ſeine Beſchwerden. Das bemerkte der einfältige Bruder; das allein begriff er und das allein bekümmerte ihn. Er ging, nachdem er geſenkten Hauptes in großer Demuth und Unterwürfigkeit zugehört hatte und nun die treffliche Rede zu Ende war, ſchweigend hinweg, ſuchte bekannte Leute auf, erzählte ihnen von dem Leiden ſeines Generals, und bekam von ihnen einen Mehlbrei mit Butter, als welcher ſehr gut für Bruſt- und Halsweh ſei.

Es war aber schon spät, und er kam damit erst in dunkler Nacht nach Hause. Da zündete er eine Kerze an, ging mit Schüssel und Kerze zur Zelle des Generals und pochte an die Pforte an. Der General öffnet, siehet verwundert den Bruder mit Schüssel und Kerze stehen und fragt: „Was willst du noch so spät? Und was bringst du mir da?“ — „Mein Vater,“ sprach Bruder Wachholder, „du hast heute eine gar schöne und lange Rede gehalten und dich sehr dabei angestrengt, so daß du ganz heißer geworden bist. Da hab ich auf ein Linderungsmittel gedacht und diese Schüssel Mehlbrei für dich gebettelt.“ — „Aber kannst du denn gar nicht die Zeiten unterscheiden?“ sprach der General; „ich bin schon im Begriff, mich zur Ruhe zu begeben; wie sollt' ich noch so spät in der Nacht eine Schüssel Mehlbrei essen?“ — „Mein Vater, wenn du nicht essen willst, so halte mir die Kerze, damit ich selber ein wenig davon genieße, denn ich bin sehr müde und hungrig von meinem Gange geworden.“ Als der einfältige Bruder so sprach, hub der General, der ein gar guter und milder Mann war, zu lachen an und sagte zu ihm: „Lieber Bruder Wachholder, du bist ein unverbesserlicher und unvergleichlicher Mensch. Komm, wir wollen zusammen essen und kosen.“ Und so blieben sie noch eine Stunde in Frieden zusammen, aßen den Mehlbrei auf und führten freundliche und erbauliche Gespräche miteinander. Dann schied Bruder

Wachholder von seinem Generale, legte sich zur Ruhe und schlief sehr vergnügt und getröstet ein. Die lange und schöne Rede des Generals aber war eitel und unnütz gewesen. Denn der einfältige Bruder hatte Nichts davon gefaßt und behalten, er blieb, wie er war und gab aus überschwänglicher Liebe Alles hin, Eigenes und Fremdes, Profanes und Heiliges, wie es ihm zu Handen war. Und wenn sie ihm darum zürnten und darüber Klage erhuben, so bat er sie um Vergebung und sagte, sie möchten für ihn beten, daß ihn Gott bessern möge; es sei das seine Sünde und sein Laster, das er nicht lassen könne, und wovon ihn nur Gott, wenn es ihm gefalle, zu befreien vermöge.

5.

Wie sich Bruder Wachholder als einen Meister im Kochen und Braten beweist

Es hat aber Bruder Wachholder auch eine große Meisterschaft im Kochen und Braten bewiesen, wie folgende Geschichte lehrt, wo er den Brüdern auf einmal für vierzehn Tage die Küche bestellte und ihnen schier für ein Jahr lang den Appetit verdarb. Es traf sich nämlich, daß diese Berufs wegen zusammen ausgingen und nur ihn allein, weil sie ihn nicht brauchen konnten, im Kloster zurückließen, nicht ohne zuvor Alles, was sie behalten wollten, sorglich verwahrt und eingeschlossen zu haben. Beim Weggehen sagte der Guardian zu ihm: „Bruder Wachholder, wir machen einen weiten Gang und kommen spät zurück; schaffe,

daß wir heimkehrend etwas Weniges zu eſſen finden, denn wir werden hungrig ſein. Da meinte es nun der einfältige Bruder einmal recht gut zu machen, ging in der Gegend herum, bettelte viele gute Sachen, als Fleiſch, Hühner, Eier und Gemüſe, zuſammen, ließ ſich auch etliche große Töpfe geben, machte dann zu Hauſe ein ungeheueres Feuer an und ſetzte Alles zu mit großem Eifer und Unverſtand. Und da eine ſo gewaltige Hitze ward, daß er nicht mehr dazu konnte, ſo band er ſich ein Brett an den Leib, ſprang ſo von einem Topf zum andern, ſah fleißig nach und dachte, es ſolle einen herrlichen Schmaus geben. Und wie nun des Abends die Brüder heimkamen, that er die Töpfe vom Feuer, ließ zum Eſſen läuten, kam ganz glühend und faſt verbrannt von ſeiner heißen, feurigen Hölle in's Refectorium und ſprach: „Nun laßt's euch ſchmecken! Ihr habt jetzt auf vierzehn Tage vollauf zu eſſen, ſo habe ich gearbeitet für euch; und hoffe ich, ihr werdet doch diesmal mit mir zufrieden ſein.“ Wie er nun aber ſeine Kocherei vorſetzte, ſo war, wie die Legende ſagt, „keine ſo ausgehungerte Sau in den römiſchen Landen, die davon hätte eſſen mögen.“ Inſonderheit ſollen die Hühner gut gerathen ſein, denn die hatte er mitſammt den Federn zugeſetzt. Da wurden die Brüder wieder ſehr böſe auf ihn und ſchalten ihn, daß er ſo viele gute Sachen verdorben, wovon viele Menſchen hätten Tage lang leben können, und daß ſie nun

Nichts zur Stillung ihres Hungers hätten. Wie das der arme Bruder hörte und merkte, was er angerichtet, warf er ſich betrübt zur Erde nieder und verklagte ſich ſelbſt auf's Härteſte. „Ach," rief er, „was bin ich doch für ein unnützer und böſer Menſch, daß ich all die guten Sachen verdorben, wovon viele Menſchen hätten Tage lang leben können, und daß nun meine lieben Brüder um meinetwillen hungern müſſen. Da wurde neulich Einer aufgehängt, der geſtohlen hatte; ich aber verdiente es noch weit mehr, ſolche Strafe zu leiden." So ſprechend und viele heiße Thränen vergießend, ging er hinweg, verbarg ſich vor ſeinen Brüdern und ließ ſich lange nicht mehr ſehen. Die Brüder aber vergaßen ihren Zorn, verziehen ihm ſeinen Thorenſtreich und ſuchten ihn wieder aufzurichten, da er ja Alles, was ſie ärgerte, doch nur aus übergroßer Einfalt und Liebe that.

6.

Wie Bruder Wachholder einSchrecken der Dämonen iſt und wieſie überall, wohin er kommt, die Flucht ergreifen.

Neben all der Thorheit und Unvernunft, wovon die Geſchichte des armen, einfältigen Bruders voll, wird aber nun auch eine erſtaunlich große und merkwürdige Eigenſchaft deſſelben gemeldet. Niemand, ſelbſt St. Franciscus, der ſeraphiſche Heilige, nicht, war ſo ſehr von den Dämonen gefürchtet, als der „unweiſe Mann," wie er von ihnen geheißen ward. Sie konnten ſo viel himmliſche Unſchuld, Reinheit, Demuth und Güte

ſchlechterdings nicht vertragen; ſie empfanden in ſeiner Nähe die unleidlichſte Angſt und Pein, und nahmen vor ihm, ſo wie er ſich nur nahte, die eiligſte Flucht. Einſt lief ein Beſeſſener ſieben Meilen weit von ſeinem Wohnort hinweg und barg ſich in Buſch und Geſträuch hinein. Man ſuchte ihn auf und fragte ihn, als man endlich ſeiner wieder habhaft wurde, warum er ſich denn ſo eilig davon gemacht und ſo ängſtlich verborgen habe. Er ſprach: „Der unweiſe Mann, der herankam, erſchreckte mich ſo.“ Und als man nachfragte, wer denn damals gekommen ſei, ſo fand ſich, daß zu derſelben Stunde Bruder Wachholder dem Orte genaht. Ueberall, wo er hinkam, fuhren, auch wenn er es ihnen gar nicht hieß, die Teufel aus; und wenn der heil. Franciscus einen Beſeſſenen heilen wollte und ihm das nicht ſofort durch eigene Kraft und Macht gelang, ſo ſprach er zu dem Dämon: „Gehorche! Denn wenn du nicht alſobald ausfährſt, ſo laſſe ich Juniperum kommen.“ Auf dieſes Wort hin ließen ſelbſt die mächtigſten und boshafteſten Höllengeiſter entſetzt ihre Beute los.

7.

Wie Bruder Wachholder, um einer Ehrenbezeigung auszuweichen, mit kleinen Knabenſchalkheit

Es konnte auf dieſe Weiſe nicht fehlen, daß Bruder Wachholder trotz ſeines Unverſtandes und ſeiner Thorenſtreiche in den Ruf eines großen Heiligen und Wunderthäters kam. Er ſelber that mit Wiſſen und Willen Nichts dazu; er begriff es nicht einmal, da er

und kindisch thut

seines eigenen Werthes völlig unbewußt war; konnte es auch nicht leiden, daß ihm irgend eine Ehre und Auszeichnung angethan werde, da er durchaus keine zu verdienen glaubte. Einſt wurde er nach Rom geſandt, und viele Römer, die da wußten, es werde der wunderbare Mann kommen, vor welchem die Hölle zitterte, zogen ihm entgegen, in der Abſicht, ihn würdig zu empfangen und ihm große Ehre zu erzeigen. Als nun Bruder Wachholder ſo viele Leute daherkommen ſah, und merkte, was ſie im Sinne hatten, gerieth er in Angſt und ſah ſich um, ob keine Gelegenheit wäre, einem für ihn ſo großen Uebel zu entgehen. Da erblickte er am Wege ein Paar Bübchen, die hatten einen Balken quer über einen anderen gelegt, machten ſich Kurzweil und ſchaukelten ſich darauf. Zu denen geſellte er ſich, ſetzte ſich mit auf den Balken, fuhr auf und ab und that ganz nach Kinder- und Knabenart; die Leute aber, die ihn begrüßen wollten, ſah er gar nicht an. Darob verwunderten ſich dieſe ſehr; ſie warteten eine Zeit lang, um zu ſehen, wie ſich das weiter geſtalten werde. Da aber des närriſchen Treibens kein Ende war, ſo wurden ſie der Sache müde und ſagten: „Was iſt das für ein ſchwachſinniger und thörichter Menſch! Das kann der große, wunderthätige Heilige nicht ſein, von dem der Ruf erſcholl.“ Einige darunter ahneten wohl, warum er ſo that, und hatten eine um ſo größere Ehrfurcht vor ihm, mußten aber end-

lich auch von hinnen gehen, da Bruder Wachholder, so lange sie zugegen waren, nicht aufhörte, mit den Knaben zu schaukeln und kindische Dinge zu treiben. Wie darauf das Feld rein und Nichts mehr zu befürchten war, machte er sich auf und verfolgte seinen Weg, sehr zufrieden, daß ihm die List gelungen. So, ganz allein und ungeleitet, kam er in dem Kloster der minderen Brüder zu Rom an, wo man ihn mit großer Freude empfing, zugleich aber auch Acht gab, daß er Nichts Unentbehrliches wegnehmen und verschenken könne. Zu derselben Stunde flohen alle Dämonen in Rom zur Hölle hinab; der einfältige Bruder aber wußte es nicht und kümmerte sich nicht darum, sondern befliß sich im Kloster der allergeringsten und niedrigsten Dienstleistungen. „Denn," sagte er, „ich bin sehr schwach und unweise und zu nichts Besserem gut."

8.

Wie Bruder Wachholder fälschlich angeklagt, grausam gefoltert und zum Tode verurtheilt wird.

Einmal aber ging es dem armen Bruder recht übel. Es wurde auf ihn ein böser Verdacht geworfen; er ward unbarmherzig gepeinigt und zum Tode geführt und von seinen Ordensbrüdern mit genauer Noth vom Galgen errettet. Er kam nämlich auf seiner Wanderung in die Veste des Tyrannen Nicolo, der im Kriege mit Viterbo war; denn dort war ebenfalls ein Kloster seines Ordens, wo er Botschaft auszurichten hatte. Zu besagtem Nicolo war aber auf Anstiften des Teufels, der den einfältigen Bruder ver-

derben wollte, ein böser Mensch gegangen und hatte ihm angezeigt, es werde ein Mann kommen mit zerfetztem Gewande, ja fast unbekleidet, den Bettler und Einfältigen spielend, aber sehr gefährlich und der ärgsten Tücken und Anschläge voll. Derselbe sei von Viterbo gesandt, um ihn, den Nicolo, umzubringen, sein Haus in Brand zu stecken und die Veste in die Hände der Feinde zu liefern. Man werde bei ihm eine Ahle und ein Feuerzeug finden; mit der einen wolle er den Nicolo erstechen, mit dem anderen sein Haus anzünden. Da gerieth der Tyrann in große Furcht, und befahl, wohl Acht zu haben, ob ein solcher Mensch kommen werde, und ihn, wenn er käme, sogleich gefangen zu nehmen und auszuforschen. Wie nun Bruder Wachholder im elendesten Aufzuge und in fast völliger Blöße — denn die Kutte hatte er seiner Gewohnheit nach verschenkt — in die Veste kam, so wurde er sofort ergriffen und durchsucht; da fand sich denn auch wirklich die Ahle und das Feuerzeug, die er beide wandernd stets bei sich trug, jene, um sich Sandalen zu schneiden, dieses, um sich im Nothfalle Feuer zu machen, denn er hielt sich oft einsam in Wäldern und Einöden auf. Als man ihn fragte, wer er sei, so entgegnete er, er sei ein armer, einfältiger Schüler Francisci, ganz thöricht und unwerth und zu gar Nichts in der Welt geschickt. Das hielt man für Verstellung, und so brachte man ihn zur Folter und fragte ihn peinlich,

ob er all das Böſe habe thun wollen, was man von ihm ſage, den Nicolo erſtechen und deſſen Haus anzünden und die Veſte den Feinden überliefern. Darauf antwortete Bruder Wachholder: „Was bin ich und was iſt der Menſch, wenn Gottes Gnade nicht waltet? Ich würde wohl noch Schlimmeres thun, wenn mich Gott nicht hinderte.“ Dieſe demüthige Rede nahm man für ein Geſtändniß, band ihn an den Schweif eines Pferdes und ſchleifte ihn zur Richtſtätte, womit der einfältige Bruder vollkommen zufrieden war. „Denn,“ ſagte er, „ich bin in Wahrheit des Todes würdig und hätte dieſe Strafe längſt verdient; haben ja doch meine guten, frommen Brüder, ſo lange ich lebe, Nichts von mir, als Plage, Sorge und Aergerniß.“ Unterdeſſen ward im Kloſter angezeigt, daß Einer zum Tode gebracht werde, und der Guardian ging hin, den armen Sünder zu ſeinem Ende chriſtlich vorzubereiten. Wie er ſich nun durch das Volk drängte, und ſich dem armen Sünder nahete, erkannte er mit unbeſchreiblichem Schrecken und Jammer, daß es Bruder Wachholder ſei; und da er ihn ſo unbekleidet daliegen ſah, ſo wollte er ſeine Kutte abnehmen und ſie ihm überwerfen. Bruder Wachholder aber lächelte ihn an und ſagte: „Thu das nicht, Guardian, damit du nicht ſelber bloß werdeſt! Die Leute ſind roh und möchten deiner ſpotten!“ So dachte er ſelbſt in einem ſo ſchrecklichen Augenblick, mit gemartertem Leibe und verrenkten

Gliedern, nicht an sich selbst, sondern war nur um den guten Guardian besorgt, daß ihm das rohe, wilde Volk keinen Spott anthue. Der aber bat mit großem Weinen und Flehen, daß man mit der Hinrichtung so lange warten möge, bis er dem Nicolo über diesen, ihm wohlbekannten, frommen und höchst unschuldigen Mann Bericht erstattet habe. Dessen war man zufrieden, und so ging er denn hin und bedeutete den Tyrannen, wie selbiger im Begriff wäre, einen der allerfrömmsten und heiligsten Schüler des großen Franciscus zu tödten, einen Mann, vor dem die Hölle sogar noch mehr Furcht und Entsetzen empfinde, als vor dem seraphischen Vater selbst. Darob erschrack der Tyrann, fürchtend, es möchte ein großes Unheil über ihn kommen, wenn er einen solchen Mann tödte; zudem war der Ruf von Bruder Wachholders Heiligkeit und Macht über die bösen Geister auch zu ihm gedrungen. Deßhalb eilte er mit dem Guardian in eigener Person der Richtstätte zu, warf sich daselbst vor dem armen Bruder im Angesichte des ganzen Volkes zu Boden hin und bat ihn um Vergebung für die ihm angethane Schmach und Mißhandlung. Bruder Wachholder gerieth darüber in große Verwunderung und Verlegenheit, gar nicht begreifend, wie und warum das Alles geschehe, indem er sich für einen so ganz unwerthen und sündigen Menschen hielt; der Guardian aber ließ ihn sänftiglich aufheben und in's Kloster tragen und pflegte da seiner in eigener Person auf das Sorglichste,

bis er wieder heil geworden und seine Wanderung fortzusetzen im Stande war.

9.

Von der Freundschaft des einfältigen Bruders Wachholder mit dem heilseligen Bruder Amazialbene, und wie Beide von hinnen scheiden und von den Brüdern schlicht betrauert werden.

Zu der Zeit, da der heil. Franciscus, sein „süßer Vater" zu Gott gegangen, hatte der arme, einfältige Bruder nur noch eine einzige Freude auf der Welt, das war die Gesellschaft eines anderen Bruders in seinem Orden, welcher Amazialbene hieß. Dem war vor allen anderen Menschen die Tugend der äußersten, gar nicht zu ermüdenden Geduld und Sanftmuth eigen, so daß er den Mund nicht aufgethan und kein Zeichen des Unwillens gegeben hätte, auch wenn man ihn den ganzen Tag über gescholten, geschlagen und gepeinigt hätte. Dabei war er so freundlich und lieblich in Miene, Blick und Wort, daß er alle Herzen gewann und daß seiner milden und holden Zusprache Niemand widerstehen konnte. Wenn daher irgendwo in einem Kloster widerwärtige und widerspenstige Brüder waren, so sandte man den Bruder Amazialbene hin; der machte, daß bald Alles wieder friedlich und einig war. Dieser hatte nun eine ganz besondere Zuneigung und zärtliche Liebe zu dem einfältigen Bruder Wachholder, so wie dieser hinwiederum zu ihm, dem geduldigen, liebreichen und holdseligen Bruder Amazialbene gefaßt, der sich, wie kein Anderer, in ihn zu finden und zu schicken wußte. Wenn Bruder Wachholder lachte, so lachte auch Bruder Amazialbene, und wenn Jener weinte,

ſo rannen auch dieſem die Thränen vom Angeſicht; ſie paßten ſo gut zuſammen und waren ſo Eins mit einander, daß Keiner lange ohne den Andern zu ſein vermochte. Bruder Amazialbene war zwar keineswegs ſo ganz ohne Sinn und Begriff für das Irdiſche, wie Bruder Wachholder; er wußte wohl, wie thöricht und unpaſſend für dieſe Welt ſeines lieben Geſellen Thun und Weſen war; aber er widerſtand ihm nicht und tadelte ihn nicht, ſondern wachte ſchweigend über ihn und wußte es immer ganz ſänftiglich und unmerklich ſo zu lenken und zu wenden, daß kein Anſtoß und Aerger entſtand; daher man denn auch gar gerne ſah, daß die Beiden immer beiſammen waren. Endlich aber legte ſich auch Bruder Amazialbene hin und hauchte ſeine fromme Seele aus; worüber ſich Bruder Wachholder ſo ſehr betrübte, daß er von da an nicht mehr fröhlich ward, ſondern bald darauf ebenfalls von hinnen ſchied, um bei ſeinem ſüßen Vater Franciscus und ſeinem trauten Geſellen Amazialbene zu ſein. Und die Brüder ſenkten ſie beide weinend in die Erde hinein und beklagten höchlichſt ihren Verluſt; denn es wurde ſo große Demuth, Liebe und Barmherzigkeit und ſo große Sanftmuth, Geduld und Lieblichkeit nicht mehr gefunden in dem Orden und in der ganzen Welt, wie in dieſen Beiden, dem einfältigen Bruder Wachholder und dem holdſeligen Amazialbene, zu ſchauen geweſen war.

II.

Die heilige Elisabeth von Ungarn,

ihre Beichtväter und ihre Visionen.

Die heil. Elisabeth von Ungarn stand bekanntlich unter einer sehr strengen, ja grausamen und fürchterlichen Zucht. Meister Conrad repräsentirte die negative Seite des katholischen Christen- und Kirchenthums, welche als Moment vollkommen berechtigt und nothwendig ist, nicht aber den abschreckend vorwiegenden, ja einzigen Inhalt der Religion ausmachen darf, mit einer Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, die ihn allen sanfteren und feineren Gefühlen völlig entfremdete, durch die er zu einem Gegenstande des Schreckens und Abscheues ward, und die endlich seinen gewaltsamen Tod herbeiführte, ohne daß ihm dadurch die Glorie eines ehrenvoll anerkannten Märtyrerthums ward. Die genannte Fürstin, die sich in seine beichtväterliche Gewalt gegeben, hat er auf eine, auch wenn man die Sitten jener Zeit in gebührenden Anschlag bringt, doch immer empörende Weise mißhandelt; er hat sie nicht selten selbst körperlich gezüchtigt, ihr Ohrfeigen gegeben, sie bis auf's Blut geschlagen, und das aus Gründen, welche dieser liebenswürdigen Heiligen nur zur Ehre zu gereichen geeignet sind. Daß Gott dieselbe schon so engelgleich geschaffen hatte, daß sie das war, was wir heutzutage „eine schöne Seele" nennen, und was diesem Manne der Sache und

dem Begriff nach völlig fremd war, daß sie, wie so edle Naturen pflegen, im Wohlthun ihre Freude fand und darin nur dem natürlichen Hange ihres himmlischen Herzens folgte, schien ihm den Principien und Forderungen der Religion, wie er sie faßte, keineswegs gemäß zu sein. Er foderte Gehorsam und Unterwerfung um jeden Preis; der wenn auch noch so reine, edle und fromme Wille der Heiligen sollte, sofern er als ihr eigener erschien, gleichwohl gebrochen, und ihre Seele, die nicht nur Gott liebte, sondern auch mit inniger Zuneigung und Zärtlichkeit an menschlichen Gegenständen hing, von allem Irdischen und Geschöpflichen hinweggewendet und nur dem Göttlichen und Himmlischen, das auf diese Weise eine ganz nur dualistische Stellung und Bedeutung erhielt, zugekehrt werden. Er verbot ihr, Almosen zu geben; sie durfte keinen Aussätzigen mehr pflegen, wobei er sie allerdings auch wohl vor Ansteckung zu bewahren suchte; er entfernte auch Alles von ihr, was ihr befreundet, ihrem Herzen werth und ihrem Gefühle wohlthuend war. Sie aber konnte nicht leben, ohne zu geben und Gutes zu thun; ihr ganzes Wesen war ja nichts Anderes, als diese sympathetisch überfließende Liebe, Güte und Hingebung; sie konnte dem strengen Zuchtmeister, so sehr sie ihn ehrte und fürchtete, keine völlige Genüge leisten. War sie ihm nun ungehorsam, so zürnte er in seinem finsteren Zorn und legte seine rauhe Hand ohne Scheu und Schonung an ihren

zarten Leib. So als sie einst einer Krankenpflege wegen seine Predigt versäumte; da geißelte er sie dermaßen, daß das Blut über ihre Kleider rann. Statt der weiblichen Umgebung und Gesellschaft, mit der sie in freundlichem und vertraulichem Verhältnisse stand, die er aber sämmtlich von ihr entfernte, bürdete er ihr häßliche, rohe, abscheuliche Genossinnen auf, die noch dazu die Angeberinnen machten und ihr Züchtigungen der erwähnten unwürdigen Art zuzogen. Sogar ihrer Kinder wurde sie unter der unbarmherzigen Leitung dieses Mannes beraubt. Sie ertrug Alles mit der Sanftmuth und Geduld einer Heiligen, zu welcher sie Conrad allerdings auch vollenden wollte, und dachte in ihrer frommen Unterwürfigkeit durchaus nicht daran, sich von so schrecklichen Banden zu befreien.

„Die liebe heilige Elisabeth“ [1]) hatte jedoch noch einen anderen Beichtiger, der glimpflicher und erquicklicher zu Werke ging. Denn als sie einst in Sorge darüber war, daß sie ihren gewöhnlichen entbehrte, kam der heil. Johannes, der Apostel der Liebe, hörte ihre Beichte und verfuhr also mit ihr, daß er ihr, wie die Legende sagt, „Seele und Körper zugleich zu heilen schien.“

Ja es wurde der lieben Heiligen eine noch höhere Weisung und Lehre, es wurde ihr für das, was sie ent-

---

1) So pflegen sie die älteren Schriftsteller von Tauler und Heinrich Suso bis auf P. Martin von Kochem zu nennen.

lehrte, eine Freundschaft und ein Umgang der allerhöchsten Art zu Theil. Der Herr selber erschien, nannte sie seine Freundin und Schwester und beauftragte seine Mutter, sich ihrer lehrend und tröstend anzunehmen. Maria that dies sofort und theilte ihr namentlich Vieles über ihre eigene Wesenheit und Lebensgeschichte mit. So sprach sie in einer Nacht zu Elisabeth: „Gott that mit mir, wie ein Meister des Spieles und Gesanges mit einer vielsaitigen Zither thut, wenn er sie zu harmonischem, ergötzlichem Spiele stimmt und dann dazu den Wohllaut seiner Stimme ertönen läßt. Nicht anders hat Gott mir Seele, Geist, Gemüth, so wie sämmtliche Sinne meines Leibes nach seinem Wohlgefallen geordnet und eingerichtet. Nachdem dies geschehen war, wurde ich von den Engeln in den Schooß des himmlischen Vaters getragen und empfand da so viel Freude und Trost, so viel Labsal und Erquickung, so viel Wonne und Süßigkeit, daß ich mich gar nicht mehr des Irdischen entsann, noch meinte, daselbst je gewesen und zu Hause zu sein. Und so groß war meine Vertraulichkeit mit Gott und den lichten, seligen Geistern, die bei ihm sind, daß es mir war, als hätte ich von Ewigkeit her in diesem Glanze gewohnt und die Herrlichkeit Gottes geschaut. Nachdem ich aber daselbst eine Zeit lang geweilt hatte, führten mich die Engel an den Ort zurück, wo ich vorher gewesen war. Kam ich nun aus meiner Verzückung zu mir selbst zurück und sah ich mich wieder

auf die Erde verſetzt, ſo war ich gegen dieſe gleichwohl nicht unempfindlich und antheillos; mein Herz war im Gegentheil von einer ſo großen, flammenden Liebe erfüllt, daß ich Erde, Bäume, Steine und alle Creaturen umarmte und ſie in Erinnerung an den, der ihnen das Daſein gegeben, mit meinen Küſſen bedeckte. Auch überhob ich mich nicht jener großen Gnaden und Wunder wegen; ich wünſchte vielmehr aus Liebe zum höchſten Vater und Herrn all ſeinen Geſchöpfen unterthan und dienſtbar zu ſein. Solches geſchah mir oft, und das, mein Kind, ſollſt du dir zum Vorbilde nehmen."

Welch ein wunderſamer Unterricht! Welche Töne werden hier angeſchlagen! Das klingt ganz anders, als Meiſter Conrad's unliebliche Predigt gelautet haben mag. Es iſt der offenbare Gegenſatz zu dem zerreißenden Dualismus und Asceticismus deſſelben; es hebt die affirmative, verſöhnende, einigende Seite hervor, von welcher Conrad Nichts wußte oder wiſſen wollte. Alles iſt hier in gleichſam muſikaliſchen Einklang geſetzt und die höchſte Ekſtaſe und Erhebung zum Göttlichen und Himmliſchen hat keine antipathiſche, feindſelige Stimmung und Verneinung des Creatürlichen, Weltlichen, Irdiſchen zur Folge; die heil. Jungfrau bringt vielmehr aus dem Himmel zur Erde herab eine Fülle von Liebe und Zärtlichkeit mit, die ſich wie ein Strom von göttlichem Feuer und Licht über Alles ergießt, was Gott geſchaffen hat. — Die Legende theilt noch andere merk-

würdige Züge mit. Es war am Feſte der heil. Agatha, als Eliſabeth bitterlich zu weinen begann, weil ſie glaubte, ihre Pflichten nicht geziemendermaßen erfüllt zu haben. Da erſchien ihr „die ſüße Tröſterin“ und ſagte: „O meine Tochter, was betrübſt du dich ſo ſehr, was klagſt du dich ſo heftig an? Ich habe dich nicht zum Kind angenommen, um dir wehe zu thun; ſprich meinen Gruß, und was du gefehlt, wird dir vergeben ſein.“ Eben ſo ward Eliſabeth auch vom Heilande ſelbſt getröſtet und aufgerichtet. Als ſie eines Tages über ihre Sünden weinte, ſagte er: „Quäle dich nicht, Geliebteſte, deine Sünden ſind dir erlaſſen; ich habe für dich genuggethan.“ Und als ſie darüber nachdachte, welchen Weg ſie vor Gott zu wandeln habe, ſagte er zu ihr: „Thue Gutes und hoffe auf Gott [1]).“

1) Vergl. Leben der heil Eliſabeth vom Grafen Montalembert, überſ. von Städtler. Aachen u. Leipzig 1845, S. CLV ff., 217 ff, 242. 483 ff Meiſter Conrad ſelbſt in ſeinem Berichte an den Papſt ſpricht von den Entzückungen und Viſionen der Heiligen und von den wunderbaren Folgen dieſer Zuſtände. Ihr Angeſicht leuchtete in überirdiſchem Glanz und von ihren Augen gingen ſonnenartige Strahlen aus. Frequentes viderunt faciem ejus mirabiliter fulgentem et quasi solis radios ex oculis ejus procedentes. Auch konnte ſie dann lange ohne Nahrung ſein, wie ebenderſelbe ſagt: Si, quod factum est saepius per aliquot horas, in excessum mentis raperetur, de nullo vel de modico cibo postea diutissime reficiebatur.

So viel nur auszüglich und in großer Kürze. Ich glaube an diese Revelationen, weil ich keinem Legendenschreiber die Fähigkeit zutraue, dergleichen zu erfinden, namentlich was jene Erzählung der heil. Jungfrau betrifft, die von so erstaunlicher Tiefe ist und die ein sinniger Mensch nicht ohne Entzücken und Bewunderung lesen kann. Denjenigen gegenüber, welche das Alles für eitel Traum und Phantasie oder für eine bloß pseudo-biographische Dichtung halten, ist übrigens Folgendes zu bemerken. Auch angenommen, daß die „aufgeklärte" Auffassung derselben die richtige sei, bleibt dem Vorgetragenen doch immer ein gewisser religions- und zeitgeschichtlicher Werth und Gehalt. Es ergibt sich dann, daß der Anschauung und Richtung eines Conrad von Marburg und seiner Geistes- und Sinnesgenossen eine ganz andere entgegenstand, die ein solches Extrem entschieden verwarf, und daß somit das Mittelalter als eine so rein „finstere" und „barbarische" Zeitperiode, wie es von der Aufklärung charakterisirt wird, keineswegs betrachtet werden kann. Wo fände sich im Bereiche der Religionsgeschichte etwas Schöneres, Milderes und Anmuthigeres, die Gegensätze harmonischer Ausgleichendes, als was jener Darstellung zu Folge Christus und Maria der frommen Elisabeth gelehrt und erzählt haben? Und wer erkennt hier nicht den bedeutungsvollen Widerspruch gegen Alles, was unser Gefühl mit Recht verletzt und empört? — Was aber diejenigen be-

trifft, die noch jetzt mit Meister Conrad ſtimmen, jene Viſionen zu verwerfen aber doch wohl nicht den Muth haben mögen, ſo dürften die darin enthaltenen Winke billig ein Gegenſtand ihrer ernſten Betrachtung ſein. Man hat erinnert, daß man auch gegen einen ſolchen Charakter, wie Conrad war, gerecht ſein müſſe; und ich gebe zu, daß ſeine Strenge gegen ſich ſelbſt, ſeine freiwillige Armuth und Entſagung, ſo wie ſein rückſichtsloſes Verfahren gegen Vornehme, Reiche und Mächtige alle Achtung verdient. Das Extrem aber, dem er huldigte, hat der Kirche keinen Vortheil gebracht und wird ihr nun und nimmermehr von Nutzen ſein. Hätte er doch faſt die heil. Eliſabeth um ihre Canoniſation und ſo die Kirche um den theueren und glorreichen Gegenſtand einer ſo hohen und würdigen Verehrung gebracht! Denn der Haß, den er erregte, warf ſeinen dunklen Schatten auch auf dieſe reine, lichte Engelsgeſtalt; der Eifer, womit man ſich nach Eliſabeth's Tode ihrer Verehrung befliß und ihre Heiligſprechung betrieb, erkaltete, als ihr ehemaliger Beichtvater ermordet war und die Welt darin nur das wohlverdiente Schickſal eines unerträglichen geiſtlichen Zwingherrn und Wütherichs ſah. Ein Concil zu Mainz hat keinen Anſtand genommen, die Mörder freizuſprechen, was von Papſt Gregor IX. zwar gemißbilligt wurde, was aber doch beweiſt, in welche bedenkliche Widerſprüche und Zerreißungen durch fanatiſche Geiſter die Kirche ſelbſt geräth. Den

Gewaltſamen und Fürchterlichen hat dieſelbe nie etwas Anderes verdankt, als böſen Ruf und ſcheinbar berechtigte Vorwürfe und Anfeindungen von Seiten einer Welt, die ſie überwinden ſoll, auf dieſe Weiſe aber niemals bewältigen wird; Nichts als den Triumph der Gegner und die muthwillig erhöhte Gefahr eines Unterganges, vor welchem ſie nur Gott und die liebenswürdige Repräſentation der ihr von Gott erweckten wahrhaften Heiligen, nicht aber die Verkehrtheit und Blindheit barbariſcher Vertreter zu ſchützen im Stande iſt.

III.

Bruder Franziscus vom Kindlein Jesu,

Spitaldiener und Carmelitermönch in Spanien.

Ein Auszug aus dessen von P. Joseph von Jesu Maria verfaßter Biographie.

I.

Es iſt eine der außerordentlichſten und eigenthümlichſten Erſcheinungen im Gebiete der menſchlichen und kirchlichen Dinge, von der wir hier zu ſprechen unternehmen. „Bruder Franziscus vom Kindlein Jeſu“ war ein Sohn geringer Eltern, kam i. J. 1544 in einem kleinen Orte der Provinz Toledo zur Welt, wurde aus dem Hauſe geſtoßen, kam nach Alcala, lebte hier eine Zeit lang als Idiot und Bettler, that einige Dienſte in einer Kirche, wurde Spitaldiener, ward 1598 Carmelitermönch und ſtarb 1604 zu Madrid im Ruf und Glanze der Heiligkeit. Sein Leben iſt von P. Joſeph von Jeſu Maria, Prieſter deſſelben Ordens, beſchrieben worden und 1638 in Spanien im Druck erſchienen. Der Biograph hat, wie er in der Vorrede und ſonſt bemerkt, den Bruder Franziscus ſelbſt gekannt, hat ſich viele Jahre lang mit ihm berührt, und erzählt, was er zum Theil ſelbſt erlebt und geſehen hat. Eine deutſche, mit Approbationen verſehene Ueberſetzung erſchien 1684; ich weiß nicht, ob noch ſonſt. Aus dieſer Quelle ſind die nachſtehenden, ſich nur auf das Weſentlichſte und Intereſſanteſte beſchränkenden Notizen geſchöpft.

2.

Wir ſehen uns hier nach Spanien und zwar in die Regierungsjahre der Könige Philipp II. und III. verſetzt. Bei uns hatte damals eine gewaltige Bewegung negativen und oppoſitionellen Charakters das Werk der Erſchütterung, Zertrümmerung und Auflöſung begonnen. Im Süden und Weſten traten Erſcheinungen auf, welche den entgegengeſetzten Charakter trugen, wohin die Perſönlichkeiten, Wirkſamkeiten und Gründungen eines Loyola, Philippus Neri, Carl Borromäus, Johannes vom Kreuze, Johannes von Gott, Vincenz von Paula, Franziscus von Sales und anderer ſolcher Männer, ſo wie die einer heil. Thereſia, Franziska von Chantal, Angela aus Deſenzano, Louiſe von Marillac ꝛc. gehören. In dieſem gottſeligen und hochverdienten Chor befindet ſich auch unſer Bruder Franziscus vom Kindlein Jeſu, wenn er auch nicht die kirchengeſchichtliche Stellung und Berühmtheit jener Anderen erlangt hat und nicht zu den förmlich anerkannten Heiligen der katholiſchen Kirche gehört. Sein Leben, Weſen und Wirken iſt von der Art, daß man es in mancher Hinſicht wohl ganz einzig nennen kann. Eines ſpringt ſogleich Jedem in die Augen: die faſt unglaubliche Metamorphoſe, die mit ihm vorging, indem er aus einem allgemein verachteten, dumpfen, blödſinnigen Bettler, einem elenden Geſchöpfe, das ſelbſt zu den leichteſten und niedrigſten

Dienſtleiſtungen unbrauchbar ſchien, und das von ſeinen eigenen Eltern aus dem Hauſe geſtoßen ward, in einen allverehrten Heiligen und Wunderthäter, einen Vater des Volkes, einen Heros der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit, auf welchen ganze Bevölkerungen ihr Vertrauen ſetzten, in deſſen Hände man mit unbedingtem Vertrauen Summen auf Summen legte und den man nach Belieben damit ſchalten und walten ließ, einen Mann, der mit Kirchenfürſten und Königen verkehrte, mit ihnen auf dem vertrauteſten Fuße ſtand und ſich hierbei erlauben durfte, was keinem Anderen in der Welt verſtattet und verziehen worden wäre, der Dinge durchſetzte, die ſonſt Niemand zu bewirken vermochte, und Widerſtände beſiegte, an welchen die Bemühungen der vornehmſten und mächtigſten Perſonen in Kirche und Staat geſcheitert waren, verwandelt wurde. Ein ſolches Phänomen iſt es wohl werth, daß wir uns näher mit ihm bekannt machen, der einzelnen Züge zu geſchweigen, welche in dieſem Bilde ſonſt noch Aufmerkſamkeit und Nachdenken zu erwecken geeignet ſind. Es iſt nicht bloß das religiöſe und kirchengeſchichtliche Intereſſe, das hiebei in Anſpruch genommen wird. Auch dem Pſychologen und Phyſiologen ſtellt ſich hier ein Problem, das er zu löſen verſuchen mag, wobei es ihm frei ſteht, ſich nur an die ihm hiſtoriſch erſcheinenden Momente zu halten und das, was ihm, vom Standpunkte profaner Wiſſenſchaft aus betrachtet, nicht anſtehen mag und nichts an-

zugehen ſcheint, bei Seite zu laſſen. Für tiefer Forſchende möchte auch wohl das Letztere ein Gegenſtand ernſtlicher Betrachtung und Erwägung ſein. Was wir der ganzen Erſcheinung für eine Bedeutung beizulegen geneigt ſind, werden wir im Schlußcapitel zu erkennen geben.

3.

Erlaube man uns vor Allem, das trübſelige Dunkel zu ſchildern, aus welchem ſich dieſe glänzende Erſcheinung erhob.

Der arme Franz war ohne alle bemerkbare geiſtige Befähigung und ſchien eine ganz unnütze Laſt der Erde zu ſein. Seine Eltern konnten ihn nicht einmal zum Hüten einiger ihnen gehöriger Schafe brauchen. Seine Lage war um ſo trauriger, da er ſeine Mutter verloren hatte und unter der Herrſchaft einer übelwollenden Stiefmutter ſtand. Die ärgerlichen und anſtößigen Handlungen, die er in ſeinem Unverſtande beging, die Hoffnungsloſigkeit ſeines in ſo hohem Grade geiſtberaubten und tölpelhaften Zuſtandes und der Haß der Stiefmutter, die ihn nicht mehr dulden wollte, machten, daß er, vierundzwanzig Jahre alt, aus dem Hauſe entfernt und einer Wittwe in Alcala übergeben wurde, die ihn in einen Winkel ihres Hauſes ſtieß und ſich nicht weiter um ihn bekümmerte. Dieſer Frau hat der verachtete Menſch nachher in ihrer Todesſtunde zu großem Beiſtand und Troſt gereicht.

Franz brachte, während er in dieſer Lage war, ſeine Zeit mit Betteln und Beten zu. Er wählte ſich die Kirche der heiligen Märtyrer Juſtus und Paſtor zu ſeinem Erbauungsorte; es war zugleich eine Art Wohnung und Aufenthalt für ihn, wo er faſt den ganzen Tag über zu ſehen war. Niemand ging mit ihm um; er war ganz einſam und auf ſich ſelbſt beſchränkt. Um ſo mehr erſchloß ſich ſeine, geheimer Anlagen keineswegs ermangelnde Seele dem Höheren und Himmliſchen. Der auf dem Altar gegenwärtige Gott ward ſein Freund, ſein Geſellſchafter, ſein Vertrauter, mit dem er koſte, dem er ſein Leid klagte, von dem er Tröſtungen und Weiſungen empfing. Daß Letzteres Nichts weiter als Phantaſie und Selbſttäuſchung geweſen, oder der ausſchmückenden Sage und Dichtung angehöre, möchte ich nicht behaupten, indem ich bedenke, daß einer ſo concentrirten Innerlichkeit, einem ſo einfältigen, zweifelloſen Kinderglauben die höhere Welt wohl unendlich näher, als uns zerſtreuten, ſo viel Befriedigung in äußerlichen und weltlichen Dingen findenden, dabei ſo klugen, kritiſchen, einer unbedingten Hingebung kaum mehr fähigen Leuten iſt, die freilich nicht im Stande ſind, ſo wunderbare Dinge zu erfahren und zu thun, wie dieſer arme, einfältige Menſch, von dem ſo viel Miraculoſes berichtet wird.

Dem Kirchner mußte der ſonderbare Jüngling, ſeine faſt beſtändige Anweſenheit im Heiligthume, ſeine Trau-

rigkeit und ſeine Andacht bald genug auffallen. Er fragte ihn, wer er ſei, warum er hier weile, was ihn beſchwere und bekümmere. Die wenn auch noch ſo unberedten und unbeholfenen Antworten, die er erhielt, genügten, ſein Mitleid zu erregen. Und da er gerade eines dienſtbaren Weſens bedurfte, ſo beſchloß er, einen Verſuch mit dieſem Unglücklichen zu machen. So kam Franz in ſeinen erſten Dienſt, was für ihn und ſeine hiemit beginnende Laufbahn immer ſchon Etwas war. Leider zeigte er ſich auch hier wieder ſo ungeſchickt und gab ſo viel Anlaß zu Aerger und Unzufriedenheit, daß er bald wieder verabſchiedet wurde. Da klagte und weinte er nach ſeiner Gewohnheit vor dem Altar, ward dann aus Erbarmen auf's Neue angenommen und bei ſeiner Unverbeſſerlichkeit auf's Neue abgedankt. Nun bat er den Herrn inbrünſtig, ihm doch zu offenbaren, was er thun ſolle, da er ſich ſelbſt ſo gar nicht zu rathen und zu helfen wiſſe. Hierauf glaubte er eine Stimme zu vernehmen, die zu ihm ſagte: „Diene mir, wo Viele ſind.“ Mit dieſer Anweiſung wußte er zwar für jetzt Nichts anzufangen; aber er merkte ſich dieſelbe und beſchloß, darnach zu handeln. Als man ihm bald darauf bemerklich machte, das Beſte für ihn wäre, Eremit zu werden, ſo fragte er, was ein Eremit ſei, und ob da, wo ein ſolcher ſich aufhalte, noch viele Andere ſeien. Als man ihm ſagte, man lebe da im Gegentheil ganz für ſich allein, und das wäre doch offen-

bar das Beſte für ihn, indem er nun einmal unter die Menſchen nicht tauge und da nur Schmach und Mißhandlung zu erwarten habe, ſo ſagte er: „Nein, mein Gott hat mir anders gerathen.“ Man lachte über den Schwachkopf. Weiter begab es ſich, daß man im Spitale einen ſich zu den niedrigſten Knechtsarbeiten hergebenden Menſchen brauchte. Man machte ihm den Vorſchlag, dieſes Amt zu übernehmen. „Sind Viele dort?“ fragte er; denn er wußte nicht, was ein Spital ſei. „Sehr Viele,“ war die Antwort. „Nun denn, ſo gehe ich,“ ſagte er. Er that ſo und ward Spitaldiener. Dies war die erſte bedeutende Wendung, die ſein Leben nahm; denn im Spitale entwickelte er die großen, ſeltenen Eigenſchaften, durch die er ſich auszeichnete und durch die er ſo hoch geſtiegen iſt. Das Orakel hatte ihm gut gerathen, und er hatte wohlgethan, ſich ganz nur nach ihm, und nicht nach dem Rathe der Menſchen zu richten.

4.

Man hielt den ſcheinbar ſo ganz ſtupiden Menſchen im Spitale zunächſt nur zu denjenigen Dienſten an, die ſonſt Niemand zu leiſten geneigt war. Er that Alles auf's Treulichſte und Eifrigſte, nahm ſich auch dermaßen zuſammen, daß er ſchon kaum mehr z. B. die Dinge, die er trug, aus den Händen fallen ließ, Gefäße zerbrach, und andere ſolche Ungeſchicklichkeiten beging. Doch hatte er noch viel zu leiden. Einmal ſchenkte ihm ein reicher

Herr, den ſein Fleiß und ſeine Demuth rührte, eine Summe Geldes. Er wußte nicht, was er damit thun ſolle; als man in ſeinen Händen ſo viel Geld ſah, galt er für einen Dieb und wurde hart behandelt, bis ſich ſeine Unſchuld ergab. Und dieſem ſelbigen Menſchen wurden nachher ſo viele Tauſende vertraut, ohne daß er deßhalb nur irgend eine Rechenſchaft abzulegen brauchte!

Der Spielraum ſeiner Thätigkeit erweiterte ſich allmälig. Er wurde auch zur Krankenpflege gezogen. Hier hatte er nun einen Gegenſtand, der ſeiner innerſten Neigung entſprach, auf welchen er ſich mit der heiligen Leidenſchaft einer himmliſchen Liebe und Güte warf. Bald war er die thatſächliche Hauptperſon des Spitals. Alles wandte und hielt ſich, ſo viel nur immer möglich, an ihn; für Alles ſorgte er; für Alles mühte er ſich unaufhörlich Tag und Nacht mit beiſpielloſer Rührigkeit; es brauchte kaum ſonſt noch Jemand Etwas zu denken und zu thun. Des Morgens war er vor allen Anderen wach und thätig, ſah nach den Kranken, verrichtete Alles, was zu der Zeit zu verrichten war; und wenn die Anderen aufſtanden, ſo fanden ſie auch ſchon das gethan, was zu thun ihre Sache geweſen wäre. Des Abends war er im Gegentheil der Letzte, der ſich zur Ruhe begab. Er durchwanderte noch einmal das ganze Haus, um ſchließlich jedem Bedürfniß, das ſich zeigen mochte, gerecht zu werden. Dann legte er ſich, bekleidet, wie

er war, auf eine Bank, um sogleich zur Hand zu sein, wenn es nöthig sein sollte. Zum Kopfkissen diente ihm ein Buch; die Bank, worauf er schlief, war so schmal, daß er zuweilen herunterfiel. Sein Bett pflegte er gar nicht zu benützen; war es kalt, so pflegte er sich einer Kiste und einer Decke zu bedienen. Er schlief in der Regel nur drei Stunden, und war, wenn es länger dauerte, den ganzen Tag über unglücklich und unzufrieden mit sich selbst. Oft legte er sich gar nicht nieder, sondern wachte bei einem schmerzhaft oder gefährlich Kranken die Nacht hindurch, und senkte sein müdes Haupt nur zuweilen auf dessen Lagerstätte.

Ein solches Benehmen mußte ihn denn doch endlich schätzbar und achtungswerth, ja bewundernswürdig erscheinen lassen. Auch stellte es sich allmälig heraus, daß ihm ganz besondere Gnaden und Gaben von Gott geworden seien, wie man sie in dem sonst so blödsinnigen und unnützen Menschen nicht entfernt vermuthet und für möglich gehalten hatte, ja wie man sie bei den verständigsten und gewandtesten Individuen nicht zu finden gewohnt. So war es höchst auffallend, wie leicht und bald er eine Menge Geld zusammenbrachte, wenn man ihn aussandte, um Almosen zu sammeln. Es war oft, als wenn er geraubt und geplündert hätte. Seinen Bitten war nicht zu widerstehen; erfuhr er Abweisungen und Mißhandlungen, so blieb er ruhig und gelassen, duldete Alles, wich aber nicht, bis er seinen Zweck er-

reicht hatte, was zuletzt doch immer zu geschehen pflegte, und das um so mehr, je größere Schwierigkeiten sich ihm in den Weg gestellt hatten. Ein Beispiel der Art ist das folgende.

Er kam einmal beim Almosensammeln in eine Gesellschaft von jungen Leuten, die aus den besten und reichsten Ständen, aber wilden und zügellosen Charakters waren und sich eben bei Schmaus und Trunk der frivolsten Lustigkeit hingaben. Der arme Franz in seinem gemeinen und immer noch sehr tölpelhaften Ansehen ward von diesen übermüthigen Jünglingen arg verspottet und verhöhnt; dann, wie sie dessen satt waren, hieß es, er solle sich fortpacken. Da er doch nicht ging, so stand Einer aus der Gesellschaft auf und gab ihm einen heftigen, laut schallenden Schlag in's Angesicht. Franz blieb ruhig stehen und sagte in seiner sanften und demüthigen Art: „Das ist ganz gut, meine Herren; das ist für mich. Jetzt geben Sie mir aber auch Etwas für meine armen Kranken im Spital!“ Das machte einen solchen Eindruck, daß man wirklich die Börse zog und verschwenderisch zusammenschoß, so daß Franz gerade hier die reichlichste Einnahme auf seinem Bittgange machte.

Es wurde so bekannt, daß er nicht anders, als silber- und goldbeladen nach Hause zurückkehrte, daß er einmal im Dunkeln angefallen und ausgeraubt wurde. Daher sammelte er Abends nur in Begleitung eines Anderen

Almoſen ein, oder barg, wenn er allein war, das Geld im Munde, kam mit vollen Backen im Spital an und entleerte ſich da ſeines Reichthums zum großen Spaße der Spitalbewohner. Es war des Fortunatus Zauberſäckel, was die Anſtalt in ihm gefunden hatte.

Man fand es am Ende auch ganz zweckmäßig, ihm das Eingeſammelte in Verwahrung zu laſſen; denn Niemand konnte den Schatz treulicher hüten, als er, Niemand weniger daran denken, ſich ſelbſt Etwas anzueignen. Es kam dazu der Glaube, daß ſich das Geld unter ſeinen Händen wunderbar vermehre. Brauchte man ſolches, ſo verlangte man es von ihm; es war immer da oder wurde im Falle des Mangels ſofort herbeigeſchafft. Was mit den eingegangenen Summen ſonſt geſchah, das wurde nicht gefragt; und ſo hatte er freie Hand, zu ſchalten und zu walten, wie es ihm gefiel und wie es ihm ſein Vorrath erlaubte. Auf dieſe Art erſchien er, in ſeiner armſeligen Kleidung und Lebensart durchaus Nichts ändernd, doch gewiſſermaßen als ein reicher und mächtiger Mann, an den ſich Jeder wandte, der ein von ihm zu befriedigendes Bedürfniß hatte. Er legte die eingenommenen Summen in einen wohlverſchloſſenen Kaſten und dazu noch Etwas — einen ihm ſehr theuren Gegenſtand, durch welchen ſie nach ſeiner Meinung göttlich behütet und vermehrt werden ſollten. Doch darüber müſſen wir in einem beſonderen Capitel ſprechen. Es wird dies zugleich die Erklärung des

von ihm geführten Beinamens „vom Kindlein Jesu“ sein.

5.

Wir haben erzählt, wie Franz sich in jener Kirche in das innigste Verhältniß zu der auf dem Altar gegenwärtigen Gottheit setzte. Im Spitale, wo er Tag und Nacht beschäftigt und mit dem im Heiligthume wohnenden himmlischen Freunde nicht mehr so häufig verkehren konnte, schuf er sich eine andere Weise, mit seinem Gotte umzugehen und Zwiesprache zu halten. Arm, wie er war, hatte er in seiner Kammer keine Darstellung, keinen Kunstgegenstand, der ihm das Göttliche versinnlichte, außer ein kleines, aus Holz geschnitztes Jesuskindlein, das er, ich weiß nicht, woher, bekommen hatte. Auf dieses trug er seine fromme Liebe und Vertraulichkeit über, indem er in ihm zugleich die ganze Menschheit umfaßte, insbesondere die unglückliche, darbende, kranke, leidende, welche er die heilige Ritterschaft seines göttlichen Kindleins nannte. Dieses Bild lebte für ihn, mit ihm sprach er, ihm offenbarte er seine Bekümmernisse, seine Wünsche, von ihm heischte er Beistand und Hilfe, ihm traute er jedes Wunder göttlicher Allmacht zu. Und die Gottheit verschmähte es nicht, ihm unter diesem Bilde lebendig nahe zu sein. Man erzählt die außerordentlichsten Erfolge, welche dieses kindliche, einfaltreiche Vertrauen gehabt. „Das Kindlein Jesus sei gelobt!“ das pflegte jederzeit und überall sein Gruß

zu ſein. Jährlich am Chriſtfeſte gab er der Ritterſchaft ſeines lieben Jeſuleins ein großes Feſt, wozu nicht nur die Armen in Alcala, ſondern auch die auf dem Lande umher geladen wurden. Die Beſtreitung der Koſten machte ihm wenig Sorge. Er ging zu ſeinem Kindlein und ſprach zu ihm: „Herr, dein Geburtstag kommt; wir müſſen ein Feſt geben, das deiner würdig iſt; deine heilige Ritterſchaft muß tractirt und beſchenkt werden. Die Beſtellungen ſind gemacht; die Lieferanten haben zugeſagt; ich werde das Gaſtmahl veranſtalten. Du aber mußt dafür ſorgen, daß ich ſie bezahlen kann.“ Nun war es erſtlich ſchon ein ganz ſonderlicher Umſtand, daß man ihm Alles lieferte, was er verlangte, indem er nur das Kindlein Jeſu zum Bürgen einſetzte; dann ferner, daß er ſeine Schuld ſtets in der That abzutragen im Stande war. Es ſtrömten ihm von vielen Seiten die Geldmittel zu, die man ihm oft ſogar unaufgefordert einhändigte oder zuſandte. Die Zahl der von Franz auf dieſe Weiſe mit Lebensmitteln verſehenen Armen ſoll ſich über 1200 auf einmal belaufen haben. Und nicht allein, daß ihnen eine Quantität nahrhafter Speiſen zu Theil wurde; jeder davon erhielt noch überdies ein Geldſtück (einen Realen) zum Geſchenk.

Einmal ſchien das Feſt unmöglich gefeiert werden zu können. Es war theure Zeit; ſelbſt die Reichen waren mit Mangel bedroht; Niemand wollte leihen, trauen, ſchenken. Franz war ſehr traurig darob. Er

ging zu seinem Kindlein und sprach: „Herr, was soll's werden? Dein Tag ist da, deine Ritterschaft harrt, und ich kann Nichts geben. Deine Ehre darf nicht leiden. Sorge für dein Fest!“ Indem er so sprach, klopfte es. Er öffnete, ein Unbekannter stand da und sagte: „Das Kindlein Jesu sei gelobt! Nimm dies, Franz, und bereite dein Fest.“ Damit legte er ihm eine große Summe Geldes in die Hand und verschwand. Als Franz zusah, waren es lauter Dublonen; er jubelte laut, kaufte ein, bezahlte mit blankem Gold und richtete sein zu solcher Zeit um so wunderbareres und wohlthätigeres Gastmahl zu.

Wir werden späterhin erzählen, wie Franz, der zu Weihnachten starb, dieses Fest noch auf dem Todbette beging und mit dieser Handlung sein mildthätiges Leben beschloß. Es war sein großer Wunsch, daß diese Sitte auch nach seinem Tode fortbestehen möge. Dazu verbanden sich denn auch in der That zwei edle Männer, Dr. Talavera und Barnabas de Morales; „und ist dies Fest noch heutigen Tages im Gebrauche,“ setzt der spanische Biograph hinzu.

6.

Es ist uns die Relation eines Spitalbeamten erhalten, welcher die Aufnahme der Kranken zu besorgen hatte und hiebei angewiesen war, die mit allzu scheußlichen und ansteckenden Uebeln Behafteten zurückzuweisen.

Franz ſuchte ihn in ſolchen Fällen zu bereden, die Kranken dennoch aufzunehmen, und ſie, damit er weniger Verantwortung habe, in das für Franz ſelbſt beſtimmte, aber von ihm nicht benutzte Bett zu legen. „Bedenke," ſagte er, „an welchen gräulichen und giftigen Schäden unſere Seele leidet, und daß Gott ſie doch nicht zurückſtößt, ſondern mit offenen Armen aufnimmt, ſo wie ſie zu ihm kommt. Und wir ſollten unſeren unglücklichen Brüdern um körperlicher Gebrechen willen den Zutritt verſagen?" Durch ſolche und andere Reden brachte er es dahin, daß der Mann ſeinen Willen that. Er mußte dafür büßen, denn er wurde mit theilweiſer Entziehung ſeines Lohnes geſtraft; Franz aber tröſtete ihn und erſetzte ihm den Verluſt aus der Schatzkammer ſeines Jeſuskindleins.

Ein anderer Zeuge ſagte aus, wie Franz ſich zwar gegen alle Arme und Kranke mitleidig und hülfreich erwieſen, am fleißigſten und zärtlichſten aber diejenigen gewartet habe, vor welchen ſich die Anderen am meiſten ſcheuten und von denen ſie ſich am liebſten entfernten. Und dieſe Pflege ſei ſo geſegnet geweſen, daß die Kranken ohne alle Arznei oft ſchon in dem Zeitraume vom Abend bis zum Morgen genaßen. Er habe ihnen zuweilen Dinge zu genießen gegeben, die für ſchädlich galten, und die ihnen doch vortrefflich bekommen ſeien. Man habe Menſchen, welche ſchon dem Tode nahe ſchienen und denen man die Sterbeſacramente

zu reichen gedachte, unter ſeinen Händen wunderbar wiederaufleben ſehen.

Konnte ein Kranker im Spitale ſchlechterdings nicht unterkommen, ſo ſorgte Franz dafür, daß er anderwärts aufgenommen und verpflegt wurde, ließ ihn an Nichts Mangel leiden und zahlte Alles aus der unerſchöpflichen Kaſſe ſeines Jeſuleins.

Verſchämte Arme, heimlich Leidende ſuchte er auf und trug ihnen Labſale und Unterſtützungen zu. Er lernte einen Mann kennen, der mit faſt allen Familien, Perſönlichkeiten und Verhältniſſen der Stadt genau bekannt war; von dieſem ließ er ſich ſagen, wo Hülfe nöthig. Was die Fälle betrifft, die in undurchdringliches Dunkel gehüllt, ſelbſt dieſem Manne entgingen, ſo erhielt Franz die Kunde davon durch eine innere Belehrung und Offenbarung. So war einſt ein ehrſamer Bürger Alcala's in ſolche Noth gerathen, daß er mit Weib und Kind zu Mittag nur noch ein Stück Brod, zu Abend gar Nichts mehr hatte. Niemand wußte davon, als dieſe Leute ſelbſt. Als ſie ſich traurig und hungrig zur Ruhe begeben wollten, kam Franz mit einer Schüſſel und ſagte: „Das Kindlein Jeſu ſei gelobt! Es ſchickt euch dieſe Speiſe und hier iſt auch Geld für Wein.“ Er legte ſeine Bürde ab und war ſchon wieder verſchwunden.

Einen großen Kummer machte ihm der zu ſeiler Verworfenheit herabgeſunkene Theil des weiblichen Geſchlechtes. Es gelang ihm, ein Haus für büßende Frauen zu

Stande zu bringen. Da hinein ſtrebte er dann jene Weſen mit allen erdenkbaren Mitteln zu bringen. Diejenigen, welche den Convent ſcheuten, ſuchte er anderwärts unterzubringen, verſchaffte ihnen Wohnung, Nahrung, Kleidung, Geräthſchaften; verſah ſie nicht nur mit nothwendigen, ſondern auch mit überflüſſigen und luxuriöſen Dingen, damit ſie ſich in ihrer Lage gefallen und nicht wieder in ihre alten Behauſungen und zu ihren alten Sitten zurückkehren möchten. Was ſich nicht dem geiſtlichen Stande widmen mochte, und Gelegenheit, ſich zu verheirathen, hatte, das lenkte er auf dieſen letzteren Weg hin. Eine Anſtalt, wie die bezeichnete zu Alcala, wurde durch ihn nachher auch zu Valencia eingerichtet, wovon weiter unten die Rede ſein wird.

Es war ihm das Alles noch nicht genug. Er drang auch in die Kerker ein, ſuchte die Zuſtände der Gefangenen zu verbeſſern und verwendete ſich für ſie bei den Einflußreichen und Mächtigen. Viele hatten ihm die Milderung der ihnen zuerkannten Strafen, die Befreiung aus ihren Gefängniſſen zu danken.

Einſt ſollte ein junger Menſch, der einer bedeutenden und ausgedehnten Familie angehörte, wegen eines groben Vergehens öffentlich ausgepeitſcht werden. Die ſämmtliche Verwandtſchaft fühlte ſich dadurch beſchimpft und entehrt; man machte Vorſtellungen; der Richter war unbeugſam. Da wandte man ſich an Franz. Er ging zu dem Manne und bat ihn um eine Abänderung der Strafe,

indem er zugleich die Unzufriedenheit hervorhob, die ſich über dieſe rückſichtsloſe Strenge in der Bevölkerung zeige und die ſogar zu Unruhen führen könne. Der ſtolze Mann gerieth in einen großen Zorn. „Wie kannſt du es wagen, du elender Bettler, dich in eine ſolche Angelegenheit zu miſchen? Geh' oder erwarte, daß du für deine Unverſchämtheit ſelbſt nach Gebühr gezüchtiget wirſt.“ — „Ihr ſeid im Zorne,“ ſagte Franz; „ich hoffe, ihr werdet es beſſer bedenken.“ — „Um zwei Uhr wird man es ſehen,“ ſagte der Richter im Tone der Ironie; um dieſe Zeit nämlich ſollte die Execution vor ſich gehen. Es entſtand ein großer Auflauf; aber es gab kein Schauſpiel; der Richter hatte ſich beſonnen und die Strafe der Auspeitſchung in die der Verbannung verwandelt.

7.

Daß Franz dasjenige war, was wir heutzutage *hellſehend* nennen, iſt ſchon oben durch ein Beiſpiel belegt worden. Er erkannte öfters auf ganz unbegreifliche Weiſe, was ſich in dem Umkreiſe ſeiner Wirkſamkeit für Gelegenheiten, zu helfen und zu retten, boten. Ging er mit Jemand auf der Straße, ſo geſchah es wohl, daß er plötzlich auf einen anderen Weg einlenkte und ſeinen Gefährten ſtehen ließ. Fragte man ihn, wohin er denn gehe, ſo verſetzte er: „Ich bin der Eſel des Kindleins Jeſu und muß gehen, wohin mich dieſes treibt und führt.“ Einige beſondere Fälle, in welchen ſich dieſes Hellſehen und die-

ſer myſtiſche Trieb, da oder dort hinzugehen, wo ſeine Anweſenheit und ſein Beiſtand nöthig, in welchen ſich überhaupt ein unmittelbares, an Allwiſſenheit grenzendes Bewußtſein deſſen, was um ihn herum vorging und was er nicht durch ſinnliche Wahrnehmungen zu erkennen vermochte, ſo wie deſſen, was in Betreff ſeiner Angelegenheiten die Zukunft bringen ſollte, bemerklich machte, ſind noch folgende, wobei wir uns erlauben werden, auch Thatſachen einzuflechten, die in eine ſpätere Zeit gehören, als die ſeines Aufenthaltes zu Alcala war.

Eines Abends kam er zu ſeinem Freunde Peter Ruyz in Alcala und ſagte zu ihm: „Komm, wir wollen eine ſchöne Frau beſuchen.“ Nicht ohne Verwunderung hörte Ruyz aus dem Munde eines ſo frommen und keuſchen Mannes dieſes Wort, folgte jedoch, auf die Entwickelung des Abenteuers geſpannt. Franz führte ihn zu einem in der That ſehr reizenden und eben ſo leichtfertigen Weſen, das ſchon manchen Mann entzündet, verführt und zu Grunde gerichtet hatte. Er begann ſein Sprüchlein, wie folgt: „Das Kindlein Jeſu ſei gelobt! Daſſelbe ſchickt mich zu dir, mein liebes Schweſterchen, mit dem Befehl, dich von hier wegzuführen und an einen anderen Ort zu bringen, wo deiner Seele mehr Heil und Frieden blühen wird, als hier.“ Die Schöne ſchlug ein lautes Gelächter auf. „Ich befinde mich hier ganz wohl,“ ſagte ſie; „und es fällt mir nicht im Traume ein, meine Freiheit aufzugeben und mich in ein Kloſter ſtecken zu

laſſen." — „Nun beſinne dich nur darüber, liebes Schweſterchen," ſagte Franz, „über Nacht kommen gute Gedanken; wir werden noch weiter darüber ſprechen." Damit wandte er ſich und ging. Auf der Straße ſagte er zu Ruyz: „Es iſt nicht ihr Ernſt; ſie ſehnt ſich heraus aus dieſem Leben und will's nur nicht geſtehen. Morgen iſt ſie unſer. Gehe Morgen um acht Uhr wieder zu ihr; ſie wird dir folgen." Ruyz that es. „Ich ſoll noch einmal anfragen," ſagte er, „ob ihr nicht unſer Anerbieten annehmen wollt." — „Ja, ja," verſetzte ſie haſtig, „fort, fort von hier, laßt uns eilig von hinnen gehen." Sie ward erſt in das Haus der büßenden Frauen geführt, welches Franz geſtiftet hatte, und dann anſtändig verheirathet. Sie hat, wie verſichert wird, ihr weiteres Daſein in Ehrbarkeit und Frieden hingebracht und ein gutes Ende genommen.

Einſt im Spitale zu Alcala erhob er ſich Morgens um drei Uhr von ſeiner harten Lagerſtätte, und ſtürmte mit geräuſchvoller Eile zum Hauſe hinaus, ſo daß der Spitalmeiſter erwachte und ebenfalls aufſtand, um zu ſehen, was ſich Beſonderes begebe. Franz war fort; das Thor des Spitals ſtand offen, der Mann wußte nicht, was er denken ſolle. Eine halbe Stunde darauf kam Franz ſeelenvergnügt nach Hauſe und hatte 200 Realen in der Taſche, die er dem Spitalmeiſter triumphirend in's Auge leuchten ließ. „Wo um des Himmels willen haſt du denn wieder dies Geld herbekommen?" frug der Mann. Franz

erzählte ihm, wie er im Schlafe ein Wagengerassel zu hören geglaubt, und wie es ihm gewesen, als werde er ermahnt, demselben nachzueilen. Deßhalb sei er aufgestanden und fortgelaufen, habe zwar auf der Straße nichts von einem Fuhrwerke gesehen und gehört, sei aber dennoch, seinem Triebe folgend, weiter fort, bis zur „Pforte der Märtyrer" gerannt. Da hätte er denn wirklich einen Wagen gehört, denselben im angestrengtesten Laufe endlich erreicht und die darin Sitzenden — einige fremde Edelleute — angerufen, mit dem Bemerken, das Kindlein Jesu hätte ihn zu ihnen gesendet; sie würden ihm wohl etwas zu geben haben. Die Herren wären darüber sehr erstaunt gewesen; sie hätten sich erinnert, daß sie dem ihnen durch den Ruf bekannten Freunde der Armen und Nothleidenden allerdings eine Gabe zugedacht, was aber bei allzu eiliger Durchreise vergessen worden sei. Sie wären bereit gewesen, die für ihn bestimmte Summe nunmehr auszuzahlen, und so habe er die 200 Realen erbeutet.

In die Zeit seines Aufenthaltes im Spitale zu Alcala fällt auch die folgende Begebenheit. Er befand sich in der Kirche und hörte mit gewohnter Andacht eine Messe an. Plötzlich sprang er auf und rannte zur Thüre hinaus über Straße und Marktplatz hin. Einige, welche ihn kannten und welche vermutheten, daß dies etwas Besonderes zu bedeuten habe, folgten ihm aus Neugierde nach; er lief aber so schnell, daß sie ihn nicht einholen konnten. Sein

Weg ging zur Stadt hinaus auf eine Inſel und in ein daſelbſt befindliches Gebüſch hinein. Hier hatte ein Menſch ſo eben einen Strick an einen Baum befeſtigt und war im Begriff, ſich daran aufzuhängen. Franz hielt ihn zurück mit dem Erſuchen, ſich ihm anzuvertrauen; er ſelber zwar ſei nur ein armer, unbedeutender Mann, habe jedoch vermögende Freunde, die er angehen könne. Jener eröffnete ihm darauf, wie er an einem anderen Orte zu Hauſe und ein reicher Mann geweſen, dann in Armuth und Schulden gerathen, ſeine Heimath verlaſſend umhergeirrt und hier endlich durch Mangel und Verzweiflung zu dieſem Schritte getrieben worden ſei. Franz führte ihn zu dem Licentiaten Johannes Diaz, ein für den Leſer leerer Name, den ich aber deßhalb anführe, weil ſo beſtimmte Angaben die Erzählung um ſo glaubhafter machen. Daſelbſt legte der Unglückliche eine Beichte ab; dann ſorgte man für ihn und ſetzte ihn ſogar in den Stand, ſeine Schulden zu bezahlen. Es wird hinzugeſetzt, daß er dieſe Thatſachen ſpäterhin zur Ehre ſeines Retters öffentlich bekannt gemacht habe.

Als Franz einmal mit dem P. Emanuel vom heiligen Kreuz von Valencia aus eine Reiſe machte, und hiebei das Volk ihm ſeine Verehrung bezeigte, blieb der Pater, dem dieſer Andrang beſchwerlich, vielleicht auch ärgerlich war, eine Strecke weit zurück. Da kam ein fremder Geiſtlicher auf einem Maulthier heran und

fragte, wer er wäre und wer jener Andere, dem das Volk so große Ehrfurcht erweise. Als der Geistliche hörte, daß Franz kein Priester, sondern nur ein Laienbruder und ungelehrter Mann sei, sagte er zu P. Emanuel, er finde es nicht in der Ordnung, daß diesem Manne so viel Ehre angethan und Kleid und Hand geküßt würde, während P. Emanuel gar nicht beachtet würde. Es wurde dies so leise und in solcher Entfernung gesprochen, daß es Franz nicht hören konnte, zumal da auch das ihn umdrängende Volk mit lauter Stimme seinen Segen begehrte. Dennoch wendete sich Franz sofort rückwärts zu den Beiden hin und rief: „Der Pater hat Recht; es ist unziemlich, daß man mir, der ich kein Priester und kein Gelehrter, sondern ein bloßer Laienbruder und armer, irrsinniger Mensch bin, irgend eine Ehre anthut. Dem P. Emanuel gebührt diese Auszeichnung. Aber ich bitte, das auch dem Volke zu sagen und es über seinen Irrthum aufzuklären." So übte der Bruder vor dem Volke einen Act der Demuth aus, während er doch dem geistlichen Aristocratismus jener Beiden eine heilsame Lection gab. Namentlich erstaunte der fremde Geistliche nicht wenig über Franzens Allwissenheit und erkannte daraus, daß man hier etwas in der That ganz Außerordentliches vor sich habe.

Sollte ein Kranker sterben und erkannten dies die Aerzte nicht, so blieb es doch dem Seherblicke Franzens

nicht verborgen; er ſorgte dann dafür, daß der Kranke mit den Sterbeſacramenten verſehen wurde: „Als er in den Orden gekommen," ſagt der Biograph, „hat er ſeinem Magiſter bekannt, daß ihm das Kindlein Jeſu die Gefahr kranker Menſchen offenbare. Solche hat er denn mit Gebet und einer Disciplin (Selbſtgeiſelung) dem gütigen Gott empfohlen, dann ſich zu dem Kranken begeben und ſich auch Nachts nicht mehr von ihm entfernt, ſondern alle Mühe und Sorgfalt angewendet, um ihm zu einem guten Ende zu verhelfen. Vom Schlafe übermannt, neigte er nur etwa knieend ſein Haupt auf's Bett, war aber ſogleich wieder zur Hand, dem Kranken zu dienen; der geringſte Seufzer deſſelben machte ihn wach und munter. So hat der Diener Chriſti die tödtlich Gefährdeten die ganze Nacht gewartet, indem er die anderen Spitaldiener zur Ruhe ſchickte; und was dieſe für die Kranken thaten, dafür war er ihnen dankbar mit Wort und Werk." Er ſah es alſo an, als wäre es ihm ſelbſt geſchehen.

Als für das von Franz zu Valencia zu Stande gebrachte Kloſter der büßenden Frauen ein Patron gewählt werden ſollte, wurden Namen von Heiligen auf Zettel geſchrieben und in ein Gefäß gethan; der daraus gezogene Heilige ſollte der Patron ſein. Franz ſagte voraus, daß St. Gregorius Magnus herauskommen werde, und ſo war es auch. Deßhalb erhielten jene Frauen den Namen Gregoriusſchweſtern.

In die Zeit, während welcher sich Franz zu Madrid befand, fallen folgende Vorgänge:

Als Franz so viel um die Königin war und Weihnachten herbeikam, sagte er zu ihr: „Schwester Margaretha, würde es nicht wohlgethan sein, dem Kindlein Jesu ein Gastmahl zu geben?“ — „Mein Bruder,“ sagte die Königin, „das ist mir ganz recht, und es sollen diesmal nicht nur die Armen gespeist, sondern auch eine Anzahl dürftiger Frauen neu gekleidet werden.“ Franz zeigte dies dem P. Franziscus von der Mutter Gottes, als seinem Oberen an. Dieser, heißt es, hätte es lieber gesehen, wenn sich der Bruder solcher Geschäfte enthalten hätte; in Betracht der Königin aber gab er für das laufende Jahr 1620 seine Einwilligung; doch solle dies das letzte Mal sein, daß sich Franz auf solche Weise bethätige; auch wurde die Bedingung gestellt, daß das Kloster dabei durchaus nicht beunruhigt werde. Indessen reiste das königliche Paar von Madrid ab, und es war Nichts zu dem Feste gegeben und verordnet worden. Franz nahm gleichwohl 600 Dukaten auf und verbürgte sich für die Bezahlung. Dann richtete er in einem Spitale das Gastmahl zu und kleidete auch die armen Frauen. Nun sollten aber auch die Gläubiger bezahlt werden; man war in großer Verlegenheit; es entstand Besorgniß und Mißstimmung, namentlich auch im Kloster; besonders schämte sich der Novizenmeister, der sich bei der Entlehnung des Geldes

mitbetheiligt hatte. Franz blieb ruhig. „Siehst du nicht," sagte Jener, „in welche unangenehme Lage wir Alle versetzt sind?" Franz versicherte, die Schuld würde demnächst abgetragen sein. Einige Tage darauf hörte er, daß der König zu Guadalajara angekommen sei. Er verfügte sich dorthin; der König ließ ihm nicht nur das Nöthige, sondern auch eine Summe darüber auszahlen, und Franz kam mit einem Ueberfluß von Geld bepackt zu Hause an.

Die Gräfin von Almenara, eine große Verehrerin des Bruders Franziscus, kam einmal in's Kloster, um ihn zu sprechen; sie stand mit ihm und dem P. Prior zusammen in der Kirche und nicht weit davon ein fremder, unbekannter Mensch. Auf diesen heftete Franz seine Blicke und merkte nicht auf das, was die Dame zu ihm sprach. Da bat sie den Prior, er möchte ihm gestatten, sich zu entfernen und seinem inneren Antriebe zu folgen. So wie Franz diese Erlaubniß erhalten, ging er auf den Unbekannten zu und entfernte sich mit ihm. Derselbe befand sich in einer sehr traurigen Lage, wurde nun aber von dem Bruder nach Möglichkeit getröstet und hülfreich aufgeheitert. Es ist dies ein besonders schöner und sprechender Zug, indem man sieht, daß Franz durch die Berührungen, in die er mit vornehmen Personen kam, niemals in der Art eingenommen und gefesselt wurde, daß er die seiner Hülfe bedürftige Menschheit unbeachtet ließ und hintansetzte.

Ob er bloß aus dem vielleicht sehr traurigen und kummervollen Aussehen des Fremden schloß, daß derselbe in Noth sein müsse, oder ob ein eigentlicher Seherblick hiebei im Spiele gewesen, ist zweifelhaft; in jedem Falle verdient die Anekdote mitgetheilt zu werden.

8.

Hatte Franz in früherer Zeit durch Verachtung und Verstoßung gelitten, so wurde ihm jetzt im Gegentheil durch Vertrauen, Ruf und anspruchvollen Zudrang eine qualhafte Existenz bereitet. Er sollte aller Welt Helfer, Tröster und Retter sein; was nur irgendwie am Orte und in der Umgebung in Verlegenheit, Noth, Bedrängniß war, wendete sich an ihn. Die Einen wollten Nahrung, die Anderen Kleidung, wieder Andere Geld, um ihren Geschäften aufzuhelfen, oder ihre Schulden zu bezahlen; arme Mädchen wollten eine Aussteuer, um heirathen zu können u. s. w. Da man die Erfahrung hatte, daß seine Fürbitte zuweilen von der unverhofftesten Wirkung war, so sollte er auch alle Gefangenen befreien, alle Schuldigen von ihrer Strafe losbitten; die sonderbarsten Forderungen wurden gestellt, das Unmögliche wurde verlangt; und erfüllte er nicht jedes noch so unbescheidene und unvernünftige Begehren, so folgte Erbitterung, Feindschaft, Beleidigung.

So hatte Franz Gelegenheit genug, eine noch andere Tugend als die der Barmherzigkeit zu üben, die der Ge-

duld und Gelassenheit bei so unaufhörlicher und unerträglich scheinender Belästigung. Er ließ es auch daran nicht fehlen. Das Spital war stets von Bittenden belagert; auf der Straße konnte er kaum fortkommen, da ihn jeden Augenblick Jemand aufhielt. Er hörte Alles mit der größten Aufmerksamkeit an; er hielt sich sogar ein Paar Schreiber, die Alles aufzeichnen mußten, was ihm vorgetragen wurde und was er sich nicht zu merken getraute. Ueber all diese fremden Anliegenheiten berieth er sich denn mit seinem Jesuskindlein. „Was soll ich denn d a machen? Wie soll ich d e m helfen?" Dann kamen ihm oft wundersame Gedanken und Rathschläge in den Sinn, so daß er doch kaum Jemand ganz unbefriedigt zu lassen brauchte. Konnte nicht Alles geschehen, was die Leute wollten, und thaten sie ihm deßhalb Beleidigungen an, so verlor er auch da seine Ruhe und Fassung nicht. Gemeinen, wüthenden Weibern gegenüber hatte er den schlimmsten Stand. Da ward er wohl zuweilen so weit gebracht, daß er sagte: „Liebe Schwester, wie bist du so gar unerträglich! Wollte Gott, es wäre Jemand da, der dir eine sanfte Maulschelle gäbe!" Das, sagt der Biograph, sei das Aeußerste gewesen, was ihm in solchen Fällen entfahren sei.

Es konnte auch nicht fehlen, daß das Ansehen, zu dem sich der vordem so unbedeutende Mensch erhob, den Aerger neidischer und mißgünstiger Menschen erregte. So war ihm der Pförtner des Spitales feind. Kam er des

Abends von seinen Bittgängen nicht vor neun Uhr nach Haus, so fand er die Thüre geschlossen und mußte außen übernachten. Einmal, da er sich am Eingange noch mit Jemand unterredete und die Hand an der Pforte angelehnt hatte, schlug der boshafte Mensch die letztere plötzlich in der Art zu, daß Franzens Hand eingeklemmt wurde und das Blut unter den Nägeln hervorstürzte.

Unter solchen Umständen wäre es kein Wunder gewesen, wenn er sich nach Ruhe gesehnt und deßhalb beschlossen hätte, in's Kloster zu gehen. Wir finden jedoch, daß er sich späterhin, nachdem er schon Carmeliter geworden, dieselben Belästigungen und Bedrängnisse zuzog. Auch werden andere Motive angegeben. Er bedachte, daß unter den Tugenden, deren er sich befliß, eine fehle, die des Gehorsams und der Verläugnung des Eigenwillens; that er doch ganz nur, was ihm gefiel, wiewohl Alles, was er that, nur löblich und trefflich war. Daher bat er Gott, er möge ihm offenbaren, wie er es machen solle, um sich auch in jenen Tugenden zu üben. Er glaubte die Weisung zu erhalten, in den Orden unserer lieben Frau vom Berge Carmel zu treten. Er suchte derselben nachzukommen; aber es kostete große Mühe, zum Ziele zu gelangen. Man wollte ihn im Spitale nicht loslassen. Seine Krankenwartung, seine Almosensammlung, die ihm von selbst zufließenden Geldquellen, seine segensreiche Wirksamkeit, der Ruhm und Glanz, welcher

der Anſtalt durch ihn zu Theil wurde, waren unerſetzliche Vortheile. Die Sache kam ſelbſt vor den König; Franz hatte bei Philipp II. mehrere Audienzen deßhalb. Seine Beharrlichkeit ſiegte zuletzt. Am 8. April 1598 trat er ſein Noviziat an; am 11. April 1599 wurde er dem Orden der unbeſchuhten Carmeliter zu Madrid vollſtändig einverleibt.

9.

Durch Franzens Kloſterleben wurde ſeine wohlthätige Thätigkeit und Wirkſamkeit in der Welt einige Zeit lang aufgehoben. Er ward einer äußerſt ſtrengen Zucht unterworfen; ſein Eigenwille ſollte gänzlich gebrochen, aller Dünkel, der ſich in ihm in Folge eines ſo wunderbaren Schickſals gebildet haben mochte, ausgetilgt werden. So wurde er einſt um eines geringen Verſehens willen vom Novizenmeiſter hart ausgeſcholten und auf's tiefſte herabgeſetzt. Derſelbe erklärte ihn für unwürdig, das Gewand der Kinder Mariens zu tragen, ließ deſſen weltliche Kleider herbeibringen, befahl ihm, die klöſterlichen auszuziehen, dieſe ſeine alten wiederanzulegen, darin beim Nachteſſen zu erſcheinen, ob des böſen Beiſpieles, das er gegeben, ſämmtliche Conventualen reumüthigſt um Verzeihung anzuflehen und dann ſofort als untauglich und ausgeſtoßen das Kloſter zu verlaſſen. Der gute Franz hielt das Alles nicht nur für Ernſt, ſondern auch für höchſt gerecht und verdient, und demüthigte ſich mit

Thränenfluthen unter ſeines Züchtigers ſtrenge Hand. Beim Nachteſſen nahm er ſo demüthigen und traurigen Abſchied, daß die Mönche ebenfalls zu weinen begannen. Worauf denn der Prior der Scene ein Ende machte und die harte Behandlung Franzens für eine Prüfung erklärte, die derſelbe zur allgemeinen Zufriedenheit beſtanden habe.

Es iſt ungemein rührend, den Bericht des Biographen über die Colliſionen zu leſen, in welche Franzens gutes Herz und Mildthätigkeitstrieb mit dem ihm auferlegten Gehorſam gerieth. Er war da ganz in dem Fall des einfältigen Bruders Juniperus, und der lieben heil. Eliſabeth, deren Sünden, wenn ſie ſolche begingen, darin beſtanden, daß ſie der ihnen ertheilten Weiſung, ſich des Helfens und Gebens zu enthalten, entgegen handelten. Franz mußte im Kloſter, damit er ſich in Folgſamkeit und Unterwerfung ſeines Willens übe, allerlei geringe Dienſte verrichten; ſo hatte er dem Bruder Koch in der Küche zu dienen, wobei er ſich einſt folgendes Vergehen zu Schulden kommen ließ. Es war ihm befohlen worden, den Fiſchen, die auf die klöſterliche Tafel kommen ſollten, die Köpfe abzunehmen, um ſie den Katzen zum Fraße zu überlaſſen. Nun dachte der gute Franz, dieſe Köpfe würden füglicher einigen armen, hungrigen Menſchen zu Gute kommen und legte ſie in einen für ſolche beſtimmten Gemüſetopf. Da kam gerade der Novizenmeiſter, und ſah, wie der Bruder, ſtatt zu thun, wie ihm geheißen war, ſchon wieder ſeiner Gewohnheit nach

nur an's Helfen und Geben dachte und ſo dem Gehorſam zuwider ſeinem eigenen Hang und Willen folgte. Er wies ihn mit ſcharfen Worten zurecht, während ſich Franz nach Ordensbrauch demüthig zur Erde warf und mit dem Mund am Boden ſeine Reue zu erkennen gab; dann befahl ihm der Magiſter, die Fiſchköpfe wieder aus dem Topfe zu nehmen, ſie an einen Faden zu reihen und ſo an ſeinen Hals zu hängen. Nun war es eben Sommer, und die Köpfe zogen eine Menge von Fliegen und ſtechender Inſekten herbei. Franz getraute ſich nicht, ſie zu verjagen; er litt die Plage, als zu ſeiner Buße gehörig, mit der größten Gelaſſenheit und wurde von dem Geſchmeiße jämmerlich zugerichtet. Wie aber Bruder Wachholder Liſten erſann, um ſeinen unwiderſtehlichen Drang, wohl zu thun, mit der Pflicht des Gehorſams zu vereinigen, ſo that zuweilen auch unſer Franz. Als er z. B. einmal von Bettlern verfolgt war, um die er ſich dem erhaltenen Befehle gemäß nicht annehmen und für die er keine Almoſen erbitten durfte, hiebei aber zufällig auf einen ihm bekannten Edelmann ſtieß, ſagte er zu dieſem: „Lieber Bruder! Der Gehorſam verpflichtet mich, kein Almoſen für Arme zu erflehen; ich thue das auch nicht und begehre gar Nichts von euch. Hier ſind einige arme Menſchen; handelt, wie es euch beliebt!“ Damit entfernte ſich Franz; der Edelmann aber, der ihn wohl begriffen hatte, theilte den Armen von ſeinem Reichthume mit.

Wie groß man von dieſem wunderbaren Menſchen eigentlich auch im Kloſter dachte, wiewohl man es ihm zu verbergen pflegte, wird folgende Erzählung in's Licht zu ſetzen geeignet ſein.

Es war im Jahre 1598 am Feſtabende der Apoſtel Peter und Paul, zu welcher Zeit Franz noch Noviz war, als ſich ein ſo ſchreckliches Unwetter erhob, daß es ſchien, als ſolle Madrid untergehen. Alle bebten; der Prior des Conventes, P. Gregorius Nazianzenus, aber rief Franzen herbei und befahl ihm, auf den Vorhof zu gehen und Gott anzuflehen, daß er ſie nicht zerſchmettere. Franz gehorchte. Er fiel auf ſeine Kniee nieder und rief mit eben ſo großer Demuth, als Glaubenskraft und Sicherheit zum Himmel empor: „Herr, nicht aus eigenem Willen und nicht, weil ich mich ſelbſt für Etwas halte, rufe ich dich zum Beſten dieſer Stadt und dieſes Kloſters an. Es iſt mir befohlen und ich bin dazu durch den Gehorſam verpflichtet. Bändige die Macht der Elemente und laß uns nicht untergehen!“ Es wird verſichert, daß ſofort, wie das Gebet geſprochen war, die Wuth des Sturmes nachgelaſſen habe, daß Stille eingetreten ſei, ſich die Wolken vertheilt hätten und der klare, heitere Himmel durch ſie hindurchgeſchienen habe.

10.

Zu Alcala hatte Franz, wie ſchon erzählt, ein Haus für Büßerinnen eingerichtet. Man wünſchte ein

ſolches auch in Valencia zu haben und wandte ſich an den Carmelitergeneral mit der Bitte, den Bruder Franziscus zu ſenden, damit er auch dort ſeine heilſamen Einrichtungen treffe und die widerſtrebenden Seelen beſiege. Dieſem Verlangen zu entſprechen, wurde ihm vom General befohlen, dahin abzugehen, ihm dabei auch alle mögliche Freiheit ertheilt, indem man der Meinung war, daß die ungehemmte Entwicklung ſeiner Eigenthümlichkeiten einen vortheilhaften Eindruck auf die Bevölkerung machen werde. Dieſe Hoffnung täuſchte auch nicht. Franz ſpielte in Valencia bald dieſelbe Rolle, die er zu Alcala geſpielt, nur daß ſie ein noch glänzenderes und außerordentlicheres Anſehen bekam. Es hielt ſich dort zur Zeit König Philipp III. mit Gemahlin und Gefolge auf. Franz war ſchon bei Philipp II. in großer Gunſt geſtanden. Er war auch ſchon dem jetzigen Könige und anderen hohen Perſonen der königlichen Umgebung und Verwandtſchaft bekannt; ſie waren begierig, ihn bei ſich zu ſehen, zogen ihn in ihren Kreis und ehrten ihn durch Umgang, Vertrauen und Eingehen in ſeine Wünſche und Beſtrebungen. Namentlich war ihm die Infantin Iſabelle, Schweſter Philipp's III., ſo wie auch die Königin gewogen. Die mit hoher Weisheit und furchtloſer Kühnheit gemiſchte Einfalt und Demuth des Mannes ſcheint einen eigenen Reiz gehabt zu haben, wozu denn freilich auch die großen, wunderſamen Dienſte kamen, die er ſelbſt den

höchſten Perſonen zu leiſten im Stande war. Die üblichen Titel kannte er nicht, oder wollte er nicht kennen. Die Etikette wurde ihm erlaſſen, formelle Unziemlichkeiten nicht angerechnet. Er redete auch den König mit „Bruder," ſo wie die Königin mit „Schweſter" an; nur daß er mit einem Beiſatze: „großer" oder „hoher Bruder" ſagte. Als ihm Philipp III. bemerkte, die Königin wollte ihn im Garten empfangen, ergriff er ihn beim Kleid und bat ihn, mitzugehen und ihn zurechtzuweiſen, damit er ſich nicht in den Gängen des Schloſſes verirre. Der Monarch lächelte und geleitete ihn in eigener Perſon durch das Schloß hindurch. Bei Tafel wurde er den königlichen Perſonen zunächſt geſetzt; in Abweſenheit des Königes ſpeiſte er mit der Königin, und da er ſich der Ordensregel gemäß der Fleiſchſpeiſen enthielt, ſo wurde er mit Vegetabilien und Milchſpeiſen tractirt. Man ſah ihn bei den höchſten Perſonen unmittelbar am Fenſter ſtehen und Schauſpiele mit anſehen. Die Königin band ihm zuweilen mehrere Strickchen um die Finger; jedes hatte ſeine Bedeutung; ſie ſollten ihn an die Anliegenheiten erinnern, welche er Gott in ſeinem Gebete vorzutragen beauftragt war. Wenn ſich der König unwohl befand, ſo mußte ihm Bruder Franziscus die Hände auflegen. Seine Einfalt und Demuth litt dadurch keinen Schaden. Er benützte das Alles nur den frommen und wohlthätigen Tendenzen gemäß, die ſeine heilige Leidenſchaft

ausmachten. Sein Blick war stets nur auf das Unglückliche, Leidende, Gefährdete gerichtet, dem er zu helfen wünschte. Das Glückliche, Große, Hohe, Reiche, als solches, imponirte ihm nicht; er benutzte es blos aus; es war ihm Mittel zum Zweck. Er sprach bei jenen Gelegenheiten am königlichen Hofe auch manches ernste und strenge Wort, wie es sonst Niemand zu äußern wagen durfte. Er stand mit seiner Eigenthümlichkeit außer allem Gesetz und Herkommen; er mochte thun, was er wollte, es ging ihm Alles hin. Auch mit mehreren hohen Kirchenhäuptern berührte er sich und erwarb sich ihre Achtung, ihr Vertrauen, ja ihre Verehrung und Bewunderung. In ein sehr nahes und inniges Verhältniß trat er insbesondere mit dem Erzbischof von Valencia, Johann von Ribera. Von diesem werden Aeußerungen, wie folgende, angeführt: „Unter den heiligen Menschen, die ich gekannt habe, ist meiner Meinung nach keiner in Tugend und Heiligkeit so hoch gestiegen, als Bruder Franziscus vom Kindlein Jesu.“ Und ferner: „Wiewohl ich mit vielen heiligen und gelehrten Leuten umgegangen bin, so habe ich doch keinen gefunden, der vortheilhafter für das Heil meiner Seele gesprochen und der mir bessere Rathschläge gegeben hätte, als der gottselige Bruder Franziscus.“ In einer schriftlichen Erklärung bezeugte der Erzbischof, daß dieser Mann einer ganz besonderen Gnade und Erleuchtung von Gott gewürdigt worden sei, so daß er geistliche und weltliche

Fragen vortrefflich beantwortet und in seinen Reden das ihm innewohnende Licht deutlich zu erkennen gegeben habe. Der hohe Kirchenfürst fragte den ungelehrten, vormals sogar blödsinnigen Bruder in allen zweifelhaften Dingen um seine Meinung und folgte seinem Worte, wie einem Orakel; er nahm ihn auch bei seinen Visitationsreisen mit. Es werden noch andere solche Verhältnisse namhaft gemacht, die ich hier in der Kürze ebenfalls angeben will. Auch Camillus Cajetanus, päpstlicher Nuncius in Spanien, pflegte in schwierigen Angelegenheiten den Bruder Franziscus um Rath zu fragen und ihn seiner Klugheit wegen überall zu loben. Kaspar von Quiroga, Cardinal und Erzbischof von Toledo, hat über das Wesen und den Wandel des Bruders eine strenge Untersuchung anstellen lassen, dann alle seine Bestrebungen und Handlungen gutgeheißen und ihn zum Austheiler seines Almosens ernannt. Als er einmal nach Franzens Tod in das Carmeliterkloster zu Alcala kam und da das Bildniß desselben sah, that er den Ausspruch: „Ich habe viele heilige Leute in Spanien gekannt; vor Allen aber habe ich den Bruder Franziscus vom Kindlein Jesu geschätzt.“ Ganz so, wie der Erzbischof von Valencia sprach. Selbst beim Papste stand Franz in Ansehen und Gunst. Clemens VIII. ließ mehrere Schreiben an ihn ergehen und empfahl seine Regierung und die Anliegenheiten der Kirche dem Gebete desselben. Was Andere in eigener Person und mit großer und langwieriger Mühe

vom Papſte kaum zu erlangen vermochten, das erhielt Franz in Folge eines einzigen Schreibens an ihn.

11.

Den Vorgängen zu Valencia, welche die Einrichtung eines Hauſes für büßende Frauen daſelbſt betrafen, iſt es nöthig, ein beſonderes Capitel zu widmen.

Es gab in dieſer Stadt eine große Zahl von öffentlichen Frauensperſonen, welche ihr verworfenes Leben und Gewerbe damit zu entſchuldigen pflegten, daß ſie kein anderes Mittel hätten, ſich ihren Lebensunterhalt zu verſchaffen. Nun war bereits ein der Stadt gehöriges Gebäude vorhanden und dazu eine Rente von 200 Pfunden, jedes Pfund zu 10 Realen gerechnet. In dieſem Hauſe wurden jene Frauensperſonen in der Charwoche verſammelt, damit ihnen gepredigt werde; von der Rente wurden ſie die Woche durch unterhalten, und welche davon ihrem bisherigen Leben entſagen wollten, die wurden bis auf Weiteres zwei bis drei Monate daſelbſt beherbergt. Auf dieſe bereits beſtehende Anſtalt hatte man nun ſein Augenmerk gerichtet; ſie ſollte zu einem Hauſe für büßende Frauen eingerichtet und dazu das Einkommen in entſprechender Weiſe vermehrt werden. Dies zu fodern, gab man dem Bruder Franz an die Hand; es ſtellten ſich jedoch die allergrößten Schwierigkeiten entgegen.

Nachdem Franz in Valencia bei den königlichen Per-

sonen gewesen, begab er sich zu dem Erzbischofe von Valencia, der ihn sofort liebgewann und mit ihm die innigste Freundschaft schloß. Derselbe machte ihn mit der Lage der Dinge bekannt und bezeichnete ihm die Hindernisse, mit welchen sein Unternehmen zu kämpfen haben werde. Er selbst habe es schon verschiedene Male in die Hand genommen, habe sich dazu auch mit dem Doctor Didacus Peraz, einem sehr trefflichen und gewichtvollen Manne, verbunden, der sich ebenfalls alle Mühe gegeben; auch andere vornehme und ausgezeichnete Personen hätten ihr Mögliches gethan, die Sache durchzusetzen, ja selbst König Philipp II. hätte deßhalb nach Valencia geschrieben und dringende Aufforderungen ergehen lassen — es wäre Alles umsonst gewesen. Unter den Gründen, die man dagegensetzte, war besonders der, daß die Mittel fehlten, um das Einkommen der Anstalt zu erhöhen. Da nun, sagte der Erzbischof, er und der König und so viel andere bedeutende Männer Nichts ausgerichtet, so wäre keine Hoffnung da, daß Bruder Franziscus seinen Zweck erreichen werde. Dieser aber entgegnete: Er vertraue auf das Kindlein Jesu, das werde schon Mittel und Wege finden. Und gerade dieser Umstand, daß alle jene ansehnlichen, gelehrten und hochachtbaren Personen Nichts zu Wege gebracht, und die Sache jetzt an einen so geringen, einfältigen und bäuerischen Menschen gekommen, sei ihm ein Beweis, daß Gott dieselbe dennoch ausrichten wolle, aber durch seine Macht

und Fügung, und nicht durch Menſchenkraft und Menſchenwitz.“ Und ſo ſchied er ganz muthig und froh vom Erzbiſchof.

Doch wurde dies Vertrauen zunächſt gar nicht gerechtfertiget. Denn als Franziscus den Geſchworenen, welche in dieſer Angelegenheit zu entſcheiden hatten, ſein Begehren vortrug, ſo war dies nicht nur ohne allen Erfolg, er mußte auch Spott und Verachtung erdulden. Nun begann aber im Jahre 1600 im Königreich Valencia eine mörderiſche und ſchnell wegraffende Krankheit zu wüthen; ſchon waren mehrere der Stadt nahe gelegene Orte von ihr ergriffen und ſo war man vor ihrem auch in Valencia zu erwartenden Auftreten in großer Angſt. Da hatte Bruder Franziscus eine Offenbarung, durch welche er die Gewißheit erhielt, daß er im Falle der Nachgiebigkeit der Geſchworenen und der Einrichtung der von ihm begehrten Anſtalt das Freibleiben der Stadt von der gefürchteten Seuche verſprechen dürfe. Er theilte dies ſofort dem Erzbiſchof mit, der, nach reiflicher Ueberlegung der Sache, ſeine Zuſtimmung zu Franzens weiterem Vorgehen ertheilte. Dieſer zeigte alſo den Rathsherren und Geſchworenen an, daß er Etwas mitzutheilen habe. Man verſammelte ſich, doch mit Aerger und Unwillen über den Zudringlichen. Franz berichtete, was ihm das Kindlein Jeſu geoffenbart habe; und nun ſoll es merkwürdig geweſen ſein, wie auf einmal Alle umgewandelt wurden und ſich willig zeigten, Franzens Begehren zu

erfüllen. Nur wollte man eine schriftliche Erklärung darüber haben, daß die Stadt unter der gestellten Bedingung von der Seuche wirklich frei bleiben werde. Die Erklärung lautete: „Ich Bruder Franziscus vom Kindlein Jesu sage, daß, wofern meine Brüder, die Geschworenen, ein Haus nebst dazu gehörigen Renten für büßende Schwestern stiften werden, die Stadt von der Pest unangegriffen bleiben wird.“ Darauf hin wurde nicht nur ein solches Haus, sondern daneben auch ein Kloster für diejenigen unter den Frauen eingerichtet, welche Lust zum geistlichen Stande hätten. In dem Probehaus hielten sich zu der Zeit, wo der Biograph schrieb, gewöhnlich über hundert weibliche Wesen auf, und das ebenfalls stark besuchte Kloster stand in Blüthe und bestem Ruf.

So war denn das Project wirklich realisirt; es ist aber noch ein Nachspiel zu erzählen. Die Pest zeigte sich in Valencia dennoch; es starben mehrere Personen daran; und nun kann man sich denken, was darüber für ein Lärm entstand. Die dem Bruder gewordene Offenbarung erschien als eine Lüge; zwei Abgesandte kamen zu ihm und machten ihm heftige Vorwürfe. Er blieb ganz ruhig und sagte: „Liebe Brüder! Da sich in dieser Sache das Kindlein Jesus verbürgt hat, so wird sie sich auch als richtig und truglos bewähren. Man sehe, was das für Leute sind, welche die Krankheit weggerafft hat. Sind es fremde Leute, die schon angesteckt hieher kamen, so ist dadurch mein Versprechen nicht zur Lüge geworden; denn

daſſelbe bezog ſich nur auf die einheimiſchen Bewohner dieſer Stadt.“ Eine ſorgfältige Nachforſchung lieferte dann auch wirklich das Reſultat, daß unter den Erkrankten und Geſtorbenen nicht ein einziger Bürger von Valencia war. Die ganze Erſcheinung blieb auf eine Anzahl fremder Perſonen beſchränkt, ſo daß ſelbſt diejenigen Valencianer, welche mit den Kranken umgegangen waren, keine Anſteckung erlitten.

12.

Was das Volk betrifft, ſo drängte ſich nun wieder Alles herbei, was ſich in Sorge, Noth, Bekümmerniß, Gefahr befand, ja ſelbſt nur Bedürfniſſe hatte und Wünſche hegte, deren Befriedigung gar nicht in die Sphäre der Wohlthätigkeit fiel. Franz leiſtete auch hier wieder das Höchſte, was ein einzelner Menſch leiſten kann: die Dürftigen erhielten Brod, Kleidung, Aufenthalt; Wittwen und Waiſen wurden bedacht, arme Mädchen verſorgt, unbemittelte Studenten unterſtützt, reuigen Sünderinnen die rettende Hand geboten. In des Notarius Ivannez Haus waren ihm zwei Zimmer eingeräumt, wo ſich Röcke, Hoſen, Mäntel, Hemden, Schuhe, Matrazen, Decken, Bettſtätten ꝛc. befanden; das nannte er des Kindleins Jeſu Kleider- und Möbelmagazin; daraus theilte er den Bedürftigen mit. Auch Schuldige und Eingekerkerte wurden beſucht, Linderung der Strafen und Leiden auch in den Gefängniſſen zu be-

wirken gesucht und oft wirklich zu Wege gebracht. Streitsachen wurden ausgeglichen und Feinde versöhnt. Dazu kam Franzens wunderthätige Heilkraft und der Ruf, der sich deßhalb verbreitet hatte. Da erschien denn auch Alles, was krank und gebrechlich war, damit er es segne und gesund mache; hier bedurften auch die Reichen und Vornehmen seiner Hülfe, wenn die Aerzte derselben Nichts mehr zu rathen und zu thun wußten; ihnen wurde jedoch nur unter gewissen Bedingungen geholfen. Franz trieb mit seinen Wunderkräften einen frommen Handel und ließ sich, was er that, zu Gunsten der Armuth und des Elendes mit theurem Gelde bezahlen. Viele gaben reichlich und gern; bedeutende Summen gingen in Franzens mildthätige Hände über und kamen dadurch der nothleidenden Klasse der Gesellschaft zu Gut. Und die nicht freudig gaben, verstanden sich doch aus Liebe zur Gesundheit und zum Leben dazu. Von einem Geizhalse, der versprach, aber nicht Wort hielt, wird erzählt, daß er eines plötzlichen Todes gestorben sei.

Hier mag auch gleich Etwas angeführt werden, was sich begab, als Franz von Valencia nach Madrid zurückgekehrt war. Da es dem königlichen Paare an einem männlichen Kinde fehlte, so sollte sich Bruder Franziscus deßhalb bei Gott verwenden und diesen Segen von ihm durch sein Gebet erringen. Derselbe hatte eine so klare, sichere Vorempfindung oder Vorschau des Künftigen, daß er stets wußte, was er versprechen dürfe oder nicht. Er

verhieß die Geburt eines Prinzen, bedung ſich aber zum Vortheile der armen Ritterſchaft des Kindleins Jeſu 2000 Ducaten dafür. Man verſprach ſie ihm. Die Königin gebar einen Sohn. Wir werden ſehen, wie Franz darauf hin das königliche Paar noch ſterbend an ſein Verſprechen mahnte. Denn noch mit ſeinem letzten Lebenshauche gebot dieſer außerordentliche Menſch über die Kaſſen und Schatzkammern der Großen und Reichen und that damit den Niedrigen, Armen und Elenden wohl.

Seine heilige Gewinnſucht bewegte ihn zu noch anderem Handel. Als er auf der Höhe ſeines Ruhmes und Anſehens ſtand, hielt man es für ein Glück, wenn er ein Haus betrat und ſich daſelbſt bewirthen ließ. Er nahm aber nur dann eine Einladung an, wenn man ihm verſprach, ein Almoſen zu geben. Bot ihm ein vornehmer Mann weniger, als einer aus geringerem Stande, ſo ließ er jenen im Stich und ging zu dieſem. P. Joſeph von Jeſu Maria, ſein Biograph, theilt wörtlich Folgendes mit: „Herr Petrus Porto Carrero, Biſchof von Cuenca, hat ihm einſt in meiner Gegenwart vier Goldkronen verſprochen, ſo oft er bei ihm ſpeiſen würde; Einige gaben ihm mehr, Andere weniger. Er befliß ſich aber überall, wo er zu Tiſche war, die Sache der Armuth zu führen, indem er entweder einige Arme mitbrachte, welchen er die überflüſſigen Speiſen zuwendete, oder das übrig bleibende Confect ſammelte, um ſeine Kranken damit zu erquicken.“

Wie grenzenlos der Mann deßhalb verehrt wurde, wie er namentlich zum Abgotte des Volkes ward, läßt ſich leicht denken, eben ſo aber auch, welche kaum zu ertragende Laſt auf ſeinen Schultern ruhte, und wie ihn in dem Maße, als er ſtieg und glänzte, auch wieder der Neid und die Bosheit verfolgte. Was die ihm von Seiten des Volkes werdende Adoration und den Glauben betrifft, den daſſelbe an ſeine Wunderkraft hatte, ſo wurden ihm dieſe ſogar lebensgefährlich. Wenn er ſich öffentlich zeigte, ſo ward der Zulauf und das Gedränge umher ſo groß, daß er in Gefahr war, erſtickt und erdrückt zu werden und daß mehrere ſtarke Männer dazu gehörten, ihn zu ſchützen und mit dem Leben durchzubringen. Man riß Stücke von ſeinem Gewand ab, man kam mit Meſſern und Scheeren, um ſolche abzuſchneiden, weil man ſie für wunderthätige Reliquien hielt; man verwundete ihn in der Hitze und dem Ungeſtüme dieſes Begehrens und ſchnitt Stücke von ſeinem Leibe ab. Seine Geduld ermüdete nicht, ſeine Sanftmuth und Güte blieb immer dieſelbige.

13.

Die ihm eigenen Heilkräfte müſſen in der That ganz außerordentlich geweſen ſein. Die Kranken, die er behandelte, genaßen zum Theil ſogleich; bei Anderen fing das Uebel doch ſofort an, ſich einigermaßen zu beſſern und war in einigen Tagen beſeitiget. Es war beſonders zu Valencia, wo ſich Franz durch dieſe Eigenſchaft auszeichnete.

Wir heben einige von den in seiner Biographie befindlichen Beispielen aus.

Im Jahre 1600 befand sich Gregorius Vincenz, ein reicher Mann in Valencia, in der äußersten Lebensgefahr. Er hatte eine gefährliche Stichwunde im Bein erhalten; sie war ärztlich behandelt, dadurch aber nur verschlimmert worden, und nun war er in Folge dessen auch im Ganzen dermaßen erkrankt, daß sein Tod in Aussicht stand. Hier konnte nur noch Bruder Franziscus helfen. Er ermahnte den Kranken, sich der Mutter Gottes und dem Kindlein Jesu zu empfehlen, das werde ihm sicherlich das Leben erhalten; doch wäre es ziemlich, daß er zum Danke dafür ein Opfer für die Armen brächte. Der Patient erbot sich, 200 Realen zu geben. Die Hälfte ließ er ihm auf der Stelle auszahlen. Darauf bezeichnete Franz das Bein unter Anrufung Jesu und Mariä mit dem Kreuz und in einigen Tagen war der Kranke genesen und blieb auch weiterhin gesund.

Im Jahre 1601 verlor der siebenjährige Knabe eines Bürgers in Valencia, Antonius Ballestro, sein Augenlicht. Es wurde ein halbes Jahr lang alles Mögliche nutzlos angewendet. Da führte man das Kind neun Tage lang zu dem Bruder Franziscus hin, um es segnen und heilen zu lassen. Schon als zum ersten Mal über die erblindeten Augen das Kreuz gemacht wurde, bemerkte der Knabe einen Lichtschimmer; mit jedem der folgenden Tage besserten sich seine Augen und am Ende

der genannten Frist waren sie vollkommen wieder hergestellt. Der erwähnte Bürger hatte auch eine kranke Tochter; sie litt an einer bösen, harten Halsgeschwulst, die keinem ärztlichen Mittel weichen wollte. Auch mit dieser ward eine neuntägige Andacht bei dem Bruder Franziscus gehalten und mit gleich gutem Erfolg. Die Eltern dieser Kinder haben die wunderbare Heilung derselben durch eine eidliche Erklärung bezeugt.

Ferdinand de Limar, Gouverneur zu Benevent und Statthalter zu Valencia, hatte ein krankes Söhnchen, das in Todesgefahr schwebte und von den Aerzten aufgegeben war. Die zärtliche Mutter, Frau Antonia von Lorenzana, fiel dem Bruder Franz zu Füßen und flehte ihn weinend um seinen Beistand an. Derselbe, von eigener, besonderer Bewegung ergriffen, fing auch sogleich seine Behandlung an und foderte die Eltern zu Glauben und Hoffnung auf. Dann brachte er auch das geziemende Almosen in Anregung. Die Mutter sagte, er möge Alles nehmen, was im Hause wäre; sie wolle ihre ganze Habe den Armen geben, wenn nur ihr Kind am Leben bleibe. Franz bedung sich aber nur den Tisch für einen armen Studenten und bat sich die abgelegten Kleider der Dame für eine ehrsame dürftige Frau aus. Nach Verfluß einiger Tage war der Knabe gesund.

Als Franz wieder einmal zu Alcala war, kam zu ihm Dr. Peter Garcia, der angesehenste Arzt daselbst, um ihn für ein vieljähriges schmerzliches Fußleiden, wo-

mit er ſelber behaftet war, ohne ſich davon befreien zu können, um Hülfe zu erſuchen. Er wollte, um ſich von Franz behandeln zu laſſen, Schuh und Strumpf ausziehen; Franz ſagte, das ſei nicht nöthig, der Glaube dringe durch Alles hindurch. So wie er über den kranken Fuß das Kreuz gemacht, wurde Linderung verſpürt. Der Doctor kam nun mehrere Tage lang zu dem Bruder und ſah ſich in Folge deſſen von ſeinem Uebel befreit. Er ſelbſt, wie der Biograph hinzuſetzt, hat dies nachher den Conventualen erzählt und gerühmt.

Roderich de Mendoza, ein Bruder des Admirals von Caſtilien, wird redend eingeführt, wie er die Heilung eines ſeiner Diener durch Franzens Wunderkraft erzählt. Dieſer Diener war zu Madrid mit einem Dolch in den Hals geſtochen worden; die Blutung wollte ſich auf keine Weiſe ſtillen laſſen, und ſo war der Menſch in großer Lebensgefahr. Er begehrte Franzens Hülfe. So wie dieſer die Tücher berührte und die Wunde bekreuzte, hörte der Blutfluß auf, wie zu ihrer großen Verwunderung alle Anweſenden ſahen.

Frau Johanna von Caſtro, Gräfin von Almenara ꝛc. gab folgendes Zeugniß ab: „Als ich einmal mitten im Kopfe einen argen Schmerz hatte, kam Bruder Franziscus zu mir und machte das Kreuzzeichen genau an der Stelle, wo ich litt, wiewohl man ihm dieſelbe nicht angezeigt hatte. Als ich über mein Leiden klagte, ſagte er: „„Seid ruhig, Schweſter Johanna!

Das Kindlein Jesus wird alle diese Schmerzen hinwegnehmen.““ Alsbald fühlte ich auch wirklich alle meine Pein verschwinden. Und dergleichen ist in meinem Hause oft geschehen, wenn ich oder eine andere Person unwohl war und Bruder Franziscus kam. Wir glaubten auch, es wäre Nichts weiter nöthig, um gesund zu werden, als daß er den Kranken mit seinen Händen nahe komme“ u. s. w. Der Biograph setzt hinzu, es sei auch zu Madrid eine allgemeine Rede gewesen, daß sich in dem Hause, wohin der Bruder Franziscus käme, die Kranken besserten. Es scheint von ihm eine Kraft ausgegangen zu sein, die auf Alles wohlthätig wirkte, was in seiner Nähe und seinem Umkreise war.

Bruder Melchior von St. Johannes, ein Carmelit, erzählte in seiner über den Bruder Franziscus abgegebenen Erklärung wörtlich Folgendes: „Ich kam öfters des Klosters wegen in das Haus einer vornehmen Frau, Johanna Urbina mit Namen. Diese verfiel in eine schwere Krankheit und litt namentlich, allen dagegen angewandten Mitteln zum Trotze, an fortdauernder Schlaflosigkeit. Schon hatte sie acht bis neun Tage lang keinen Augenblick geschlummert und man fürchtete, es möchte sich eine Geisteskrankheit entwickeln. Sie verlangte in ihrer Qual nach dem Bruder Franziscus. Er erschien und machte einige Mal über ihrem Haupte das Kreuzzeichen. Am folgenden Tage besuchte ich die Kranke. Sie hatte, wie sie mir sagte, in der

Nacht sieben oder acht Stunden lang geschlafen, und ich sahe, wie sie bereits wesentlich gebessert war. Bald darauf ist sie ganz gesund worden, nachdem doch alle andere Arzenei nicht das Geringste gefruchtet hatte."

Philipp Marc in Valencia lag an einem Fieber so schwer danieder, daß er von den Aerzten fast aufgegeben war. Franz besuchte ihn und versprach ihm nicht nur Genesung, sondern behauptete auch, er werde Geschworener werden. Das war im Jahre 1601; ein Jahr darauf, zu Pfingsten 1602, wurde der Mann wirklich zum Geschworenen gewählt. Darauf empfahl ihm Franz die St. Gregorius-Schwestern [1]) und verhieß ihm, er werde auch Syndicus werden. Dies schien den obwaltenden Umständen nach unmöglich zu sein; dennoch ging anderthalb Jahre darauf auch diese Voraussage in Erfüllung. Der Mann hat über diese Prophezeiungen in einer eidlichen Erklärung Bericht erstattet. Wir werden ihm unten noch einmal beim Tode des Bruders Franziscus begegnen.

Im Jahre 1603, ein Monat vor der Geschworenenwahl, ward Laurentius Hieronymus Aznar von einer heftigen Kolik befallen. Seine Gattin kam zu Franz und sagte zu ihm: „Bruder, wie kommt's, daß ihr euern Freund Aznar nicht besucht, dem es so

---

1) St Gregorius war zum Patron der büßenden Frauen in Valencia gemacht worden

übel geht?" — „Still, Schweſter," erwiederte Franz, „er wird ſich bald beſſer befinden. Sagt ihm das und zugleich auch, daß er ſich bereit halten ſoll, denn er wird dieſes Jahr Geſchworener werden." Da die Frau einwendete, ihr Gatte gehöre ja gar nicht zu den Wählbaren, ſo antwortete Franz: „Er wird erſt wählbar und dann gewählt werden. Das Kindlein Jeſus will, daß er dem Hauſe des heil. Gregorius wohl thue." Es geſchah auch in dieſem Falle, was Franz vorausgeſagt hatte. Dieſe Geſchichten bezeugen zugleich den dem Bruder inwohnenden Sehergeiſt, von welchem oben die Rede war.

Einſt nahmen ihn der Graf und die Gräfin von Benevent auf eine Wallfahrt zu unſerer lieben Frau von Puch, drei Meilen von Valencia, mit. An einem Orte, wo abgeſtiegen ward, kam das Landvolk herbei und ſuchte ſich einiger Theile ſeines Habits zu bemächtigen. Der Graf ließ die Leute zurücktreiben; ſie wollten aber gleichwohl nicht weichen, worüber man ſich nicht wundern kann, wenn das wahr iſt, was man von der Wunderkraft erzählt, die dieſe Fragmente gehabt. Namentlich war Einer keck und unbändig, drang mit einem Meſſer auf den Bruder ein und wollte damit ein Stück von ſeinem Mantel ſchneiden, ſchnitt ihm aber in der Haſt „ſchier die ganze Maus von ſeiner Hand ab." Beide gräfliche Perſonen waren darüber ſehr erſchreckt und betrübt; man ſandte nach einem

Wundarzt und ſchaffte einſtweilen Tücher herbei, um die Wunde zu verbinden und das Blut zu ſtillen. Franz aber lächelte und ſagte zur Gräfin, die ſich beſonders bekümmert zeigte: „Seid ruhig, Schweſter Mancia! Erde heilt Erde; es wird bald wieder gut ſein.“ Damit bückte er ſich nieder, nahm etwas Erde, ſegnete ſie, legte ſie auf die Wunde und band ein Tuch darüber. Zwei Stunden darauf kam man zu einem Kloſter und machte Halt daſelbſt. Da nahm Franz die Binde hinweg, zeigte die Wunde und ſagte: „Habe ich nicht Recht gehabt, Schweſter Mancia? Die Wunde iſt geheilt.“ Alle beſahen dieſelbe und fanden keine Spur einer vorhergegangenen Verwundung mehr. Der Biograph beruft ſich auf die vielen Perſonen, welche dieſes Wunder mit Augen geſehen.

14.

Bis jetzt erſcheint Franz als eine vorherrſchend praktiſche und ethiſche Natur. Es lagen aber in der Seele dieſes tiefen Menſchen nicht weniger auch noch andere Vermögenheiten verſteckt, die nur der entſprechenden äußeren Umſtände und Gelegenheiten bedurften, um ſich zu offenbaren. Die Aeußerungen des Erzbiſchofs von Valencia darüber ſind ſchon oben gelegentlich angeführt worden. Die ſchon öfters erwähnte ſpaniſche Biographie enthält mehrere Capitel, worin von den übernatürlichen Gnaden und Gaben, die dem gottſeli-

gen Bruder verliehen worden ſeien, namentlich derjenigen der Weisheit und der Erklärung hoher und dunkler Glaubenspuncte, die man bei ihm entdeckt, gehandelt wird. Gott, heißt es, ertheile einigen ſeiner Diener ein beſonderes Licht, durch welches ſie die Myſterien des Glaubens mit großer Klarheit und Sicherheit zu verſtehen vermöchten; dies ſei bei dem Bruder Franziscus in dem Grade der Fall geweſen, daß es ſchien, als habe er jene Geheimniſſe förmlich mit Augen geſchaut, welche Erkenntnißweiſe bei ihm während ſeines Kloſterlebens, wo er weniger mit weltlichen Dingen beſchäftigt und ſich mehr in der Betrachtung der höheren geübt, zur Entwicklung gekommen ſei. So habe er von der Menſchwerdung Gottes, vom Sacramente des Altars und der Gegenwart Chriſti in demſelben, dann auch beſonders von der göttlichen Dreieinigkeit zuweilen ſo hoch und trefflich geſprochen, daß es „unſere theologi" mit höchſter Verwunderung angehört. Es wird eine Ausſage des gelehrten Erzbiſchofs von Burgos, Alphons Maurique angeführt, der dem Generale der Carmeliter, P. Alphons von Jeſu Maria Folgendes mitgetheilt: „Da ich einmal am Feſttage der allerheiligſten Dreifaltigkeit mit dem Bruder Franziscus ſprach, wollte ich, er ſolle mir Etwas von dieſem hohen Geheimniſſe ſagen. Er wurde ſchamroth und entſchuldigte ſich mit ſeiner bäueriſchen Unwiſſenheit; es gezieme ihm am

wenigſten vor einem ſo hochgelehrten Theologen, ſich über die allerhöchſten Gegenſtände der Religion zu äußern. Ich ließ ihn aber nicht los und brachte ihn endlich durch freundliches Zureden dahin, daß er mir ſeine Gedanken ausſprach. So viel ich nun mein Leben lang ſtudirt und in den heiligen Vätern über jenes Geheimniß geleſen, ſo habe ich doch nie ſo viel davon verſtehen gelernt, als damals, werde auch nie ein Mehreres davon begreifen, bis ich durch Gottes Gnade zur eigentlichen Anſchauung deſſelben gelange." Es wäre zu wünſchen, daß die Aeußerungen des Sehers aufgeſchrieben und mitgetheilt worden wären. Auch der Erzbiſchof von Valencia, Johann von Ribera, hat in der Predigt, die er nach Franzens Tode dieſem ſeinem Freunde zu Ehren hielt, ganz beſonders die klare Anſchauung des göttlichen Weſens, die er gehabt, hervorgehoben. Der Biograph bemerkt hiebei: „Wiewohl es in der Schrift heißt: Kein Menſch wird mich ſehen und leben, Exod. 33. u. ſ. w., ſo iſt doch Gottes Wille an keine Regel gebunden und kann ihn Nichts hindern, ſeinen auserwählten Freunden, wenn es ihm gefällt, ſein Angeſicht zu zeigen, wie er dem Bruder Franziscus gethan."

15.

Es zeigen ſich an den Leibern wahrhaft frommer und heiliger Menſchen zuweilen Erſcheinungen, die an

die künftige Verklärung unſeres körperlichen Organismus gemahnen. So was die Phänomene des Leuchtens, des Schwebens, des Fluges u. ſ. w. betrifft. Ein liebliches Wunder, das ſich bei ſolchen Menſchen ſchon öfters bemerklich gemacht, iſt der Wohlgeruch ihres Leibes im Leben und im Tod. Dies zeigte ſich auch bei unſerem Franz. Mehrere geiſtliche und weltliche Perſonen, zum Theil von hohem Rang, haben darüber ausgeſagt. Der Bruder Dominicus vom heiligen Kreuz, der im Kloſter die Kleider wuſch, ſagte, er habe die des Bruders Franziscus von allen anderen durch ihren eigenthümlichen Wohlgeruch zu unterſcheiden vermocht. Die Sache war um ſo ſeltſamer, da Franz auf ſeinen Leib wenig achtete, in ſeinen Kleidern ſchlief, allerlei Speiſen für die Armen bei ſich trug, ſo viel mit übel riechenden Armen und Kranken umging, u. ſ. w. Er ſoll trotz dem den lieblichſten Violenduft ausgehaucht und verbreitet haben. Unterſuchte man ihn, ſo fand ſich Nichts bei ihm, wovon dieſer Geruch naturgemäß hätte herrühren können. Als Jemand über dieſe Erſcheinung ſeine Verwunderung ausſprach, ſagte er: „Ihr täuſcht euch, ich rieche, wie ein gemeiner Bauer.“ Ein anderes Mal gab er ſeinen Wohlgeruch zu, ſagte aber: „Das kommt von den feinen, wohlriechenden Leuten, die mich ihres Umganges würdigen.“ Daß er auch im Tode ſolche Düfte aushauchte, wird unten vorkommen und mit Zeugniſſen belegt werden.

16.

Franz hatte zu Valencia die Zwecke erreicht, um welcher willen er daſelbſt geweilt hatte, und der Ordensgeneral hielt es für gut, ihn nach Madrid zurückzurufen. Aber ſeine Abreiſe von Valencia war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Man hatte das Murren und den Widerſtand der ganzen Bevölkerung zu befürchten. Franz ſelbſt verließ gewiß nur höchſt ungern den Ort, wo er ſich ſo ganz in ſeinem Elemente befand, und es läßt ſich vermuthen, daß ſein bald darauf erfolgter Tod mit dem Schmerze zuſammenhing, den er über ſeine Abberufung empfand. Die Sache wurde mit der größten Heimlichkeit betrieben; man ſchaffte ihn bei Nacht und Nebel aus der Stadt. Als man darauf zu Valencia ſeine Abweſenheit bemerkte, entſtand große Betrübniß und heftiger Unwillen; ſelbſt der Erzbiſchof beklagte ſich bitter über das Verfahren des Ordens, ſo daß der General eigens deßhalb den P. Gabriel vom hochwürdigen Sacrament abſandte, um ſich entſchuldigen zu laſſen. Die Beweggründe deſſelben waren vielleicht nicht die reinſten; auch andere Heilige und Wunderthäter, die einem Orden angehörten, wurden mitunter von dieſem ſelbſt, dem ſie doch zur größten Ehre gereichten, aus Neid und Mißgunſt gedrückt, mißhandelt, in Ausübung ihrer guten Werke und in Verrichtung ihrer Wunder gehindert. Franzens Reiſe war ein Triumphzug, namentlich wurde ihm zu

Alcala und Madrid die größte Ehre angethan, und in letzter Stadt begann er sofort wieder seine Rolle am Hofe zu spielen. Zu dieser Zeit war es, wo er dem königlichen Paare für 2000 Ducaten Almosen einen Prinzen verhieß, der dann auch geboren ward. Mit Hülfe der Königin brachte er am Christfeste des Jahres 1603 noch einmal ein Gastmahl für die arme Ritterschaft des Kindleins Jesu zu Stande; der Ordensgeneral erlaubte es noch für diesesmal aus Rücksicht auf die Königin; doch sollte dies die letzte Scene der Art sein und dem Kloster sollte daraus keine Unruhe erwachsen. Um diesen Dingen um so sicherer ein Ende zu machen, wurde Franz nun auch sogar aus Madrid entfernt und in das eine Viertelmeile weit davon gelegene Kloster zu Pastran gebracht. Sein Aufenthalt wurde jedoch bald ruchbar und das Kloster in Folge dessen sofort mit Kranken und Gebrechlichen umlagert, die Franz heilen sollte. Er wurde in ein anderes zwei Meilen weiter in einer Einöde liegendes Kloster geschickt. Sofort bevölkerte sich die Wüste; denn auch dieser Wohnort war ausgefunden worden. Man fand es endlich doch am besten, ihn wieder nach Madrid kommen zu lassen. Wie sich hier das Volk benahm, wenn er einmal aus seinem Versteck heraustrat und sich ihm nicht verbergen konnte, erzählt der Biograph als Augenzeuge. „Als ich einst," sagt er, „erhaltenem Befehl gemäß mit Bruder Franziscus Jemanden zu besuchen

ging, führte ich ihn, damit man ihn nicht bemerken ſolle, die allerheimlichſten und ungangbarſten Gaſſen hindurch; endlich aber mußten wir doch auf dem kleinen S. Dominicus-Hof erſcheinen, weil hier das Haus war, wo wir einzugehen hatten. Hier wurde Franziscus erkannt, und ſogleich kam das Volk haufenweiſe herbei; die Krämerinnen ließen ihren Kram mit Obſt und anderen Waaren im Stiche, auf die Gefahr hin, daß er geplündert werde; bei den Garküchen, die ſich auf jenem Platze befinden, wurden die mit Speiſen beſetzten Tiſche umgeſtürzt. Nur mit großer Mühe gelangten wir zu dem Hauſe, und eben ſo ging es auf dem Rückwege; und es war Franziscus nicht wenig bekümmert um des Schadens wegen, der ſeinetwegen an den Speiſen angerichtet wurde."

17.

Bevor Franziscus von Valencia abgegangen, hatte er von einem Ecce-Homo-Bild, vor welchem er ſeine Andacht verrichtete, eine Stimme vernommen, die ihm ſein nahes Ende verkündete. Nun ſtand wieder Weihnachten in Ausſicht; er verſicherte, daß ihn ſein liebes Jeſulein an dieſem Feſte abholen werde. Und ſo geſchah es auch, wiewohl es die Aerzte in Betracht ſeines gar nicht tödtlich ausſehenden Zuſtandes nicht glauben wollten. Er ſchrieb noch einige Briefe an den ihm ſo ſehr befreundeten Erzbiſchof von Valencia, an den

päpſtlichen Nuncius und an das Königspaar, welches er an die verſprochenen und noch nicht ausbezahlten 2000 Dukaten mahnte. Letzteres Schreiben iſt der Biographie einverleibt und hat die Unterſchrift: „Bruder Franziscus vom Kindlein Jeſu, dieſes Namens unwürdig. Madrid am heiligen Weihnachtsabend 1604.“ Auch eine von dem Notar Gabriel Noras bekräftigte Anweiſung zur Anwendung des Geldes, das ihm die Majeſtäten ſchuldeten, hat er hinterlaſſen. Am Chriſttage verfiel er in eine lang dauernde Ohnmacht. Um ihn daraus zu erwecken, fragte man ihn, ob er nicht noch einmal ſein Feſt feiern und die Ritterſchaft des Kindleins Jeſu tractiren wolle. Sogleich kam er wieder zu ſich und erklärte mit lachendem Munde ſeine Bereitwilligkeit. Man brachte ihm Brod und Geld und führte einige Arme herbei, um ſie von ihm beſchenken zu laſſen. Franz war ſchon ganz ſchwach und zu jeder Bewegung unfähig geworden. Nun machte das Vergnügen, das man ihm bereitete, daß er ſich, wie friſch und geſund, im Bette aufſetzte, die Gaben vertheilte und noch lange nachher ganz munter war, als wäre alle Gefahr vorbei[1]). Dann faßte ihn wieder die Ge-

1) Dieſer Erzählung muß eine vollkommene pſychologiſche Wahrheit zuerkannt werden. Man kennt mehrere Fälle, wo der kraftlos gewordene Leib eines Kranken oder Sterbenden durch einen pſychiſchen Reiz wenigſtens momentan wiederbelebt und ermuntert worden iſt, dergleichen Thatſachen namentlich Schubert

walt der Krankheit; am Abend aber fing er an zu jubeln und auf das Kind Jesu und dessen allerseligste Mutter mit heller, starker Stimme Loblieder zu singen. Man brachte ihm auch ein kleines, geschmücktes Jesuskind; das nahm er in die Hände und koſete mit ihm.

---

in seiner „Geschichte der Seele" erzählt. Als der englische Admiral Sanders, den eine ermattende Krankheit niedergeworfen hatte, die Nachricht erhielt, daß ihm das Commando der Flotte gegen Spanien übertragen sei, erhob er sich, wusch sich, ging umher und erschien auf einmal munter und gesund. Als aber bald darauf der Anschein des Krieges und mit ihm die Zurüstungen aufhörten, legte sich der alte Seeheld wieder und fiel in die vorige Entkraftung zurück. Eine Geizige erwachte aus einer tödtlich scheinenden Schlafsucht, als ihr der Arzt einige Thaler in die Hand legte; eben so ein leidenschaftlicher Spieler, dem man die Namen einiger Trümpfe in's Ohr rief. Die letzteren Fälle sind unedlen Charakters, beweisen aber eben so, wie andere, schönere die Macht der Psyche über den ermatteten und entkräfteten Leib, insbesondere wenn eine Lieblingsvorstellung in ihr rege gemacht wird. Auch Psychologie und Physiologie haben ihre Wunder; man wird mit dem Wunderbaren nicht fertig, wenn man es in die Legende verweist und hier als bloße Fabel und Dichtung behandelt; es macht sich überall geltend, auch in der Wissenschaft; die Religionsgeschichte hat insofern viel mit ihr gemein, zeigt aber die bezüglichen Seelen- und Geisteskräfte in noch höherer Entwicklung und noch unbedingterer Bethätigung, und hat Erscheinungen aufzuweisen, die der Wissenschaft im gemeinen Sinne des Wortes allerdings fremd sind und ihrem Gebiete nicht mehr angehören.

Auch den zweiten Weihnachtstag brachte er lebend hin; drauf in der Nacht fing er an, mit dem Tode zu ringen, sprach indessen noch einige Prophezeiungen aus, die nicht näher angegeben sind; erkannte auch, ohne äußere Kunde davon erhalten zu haben, daß Jemand von Valencia gekommen sei. Es war Franziscus Marc, Syndicus von Valencia. Derselbe wollte ihn am Morgen darauf besuchen, in der Meinung, ihn noch lebend zu finden. Franz war jedoch schon in's Jenseits hinübergegangen.

18.

Die Leiche wurde in eine mit starkem Gitterwerk versehene Kapelle gebracht, wo man sie sehen, aber nicht berühren konnte. Der Zulauf aus Stadt und Umgegend war außerordentlich. Kirche und Straße waren mit Menschen angefüllt. Man theilte dem nach Reliquien begierigen Volke Stücke von dem Gewande des Todten aus, welches man in Folge dessen dreimal erneuern mußte. Auch Rosenkränze wurden hineingereicht, damit man sie mit dem Leichnam in Berührung bringe.

Derselbe soll von wundersamem Ansehen gewesen sein. Es ist das Zeugniß eines Mannes von hohem Range, Namens Ignatius de Velasco abgedruckt. Derselbe begab sich mit seiner Gemahlin in die Kirche, den Verstorbenen zu sehen. Er lag da mit geröthetem

Angeſichte, klaren, lieblich offenen Augen, geſchloſſenem Munde, heiterer Miene, weichen, biegſamen Gliedern, ganz wie ein ſanft ruhender Menſch. Ein angenehmer Duft ging von ihm aus, wie man ihn ſchon bei ſeinen Lebzeiten bei ihm wahrgenommen hatte. Die Aerzte erklärten die Erſcheinung für übernatürlich. So lautet der Bericht im Allgemeinen. Wir fügen noch ein Paar beſtimmtere Ausſagen hinzu.

Dr. Boccangelus, ein damals ſehr berühmter Arzt, gab folgende Erklärung ab. „Als Bruder Franziscus verſchieden war, habe ich auf Anordnung der Patres Discalceaten (der unbeſchuhten Carmeliter) den Leichnam beſehen, und ihn ſo biegſam, wie Wolle, befunden; ſeine Augen waren beſchaffen, als lebte er noch. Dies war mir um ſo auffallender, weil es im Winter war und die Kälte die Glieder zuſammenzieht, wozu auch die ſtrenge Lebensart des gottſeligen Bruders hätte beitragen können. Beſagte Biegſamkeit hat die fünf Tage hindurch, in welchen er unbegraben lag, beharrlich angedauert. Am fünften habe ich ihn abermals in Augenſchein genommen, und eben ſo befunden, dazu auch einen lieblichen Geruch empfunden. Um zu zeigen, daß er nicht balſamirt ſei, hat man ihn in meiner Gegenwart enthüllt, und ich habe geſehen, daß er ganz unverletzt, auch Nichts vorhanden war, was in der Art hätte duften können.“ Von dem Bruder Johannes von Miſeria, der auch ein Maler war und am

folgenden Tage nach Franzens Tode ein Bild desſelben entwerfen wollte, iſt eine Erklärung eingerückt, worin er bezeugt, daß das Angeſicht desſelben, das erſt bleich erſchienen, vor ihm und anderen Geiſtlichen eine ſchöne, roſige Färbung angenommen habe.

Feierlichkeiten, Lobreden, Predigten zu Ehren des Hingegangenen wurden zu Madrid, Alcala und Valencia, den Haupt- und Glanzpunkten ſeiner Erſcheinung und Wirkſamkeit, gehalten. Der König bekam das Crucifix desſelben, die Königin ſein hölzernes Jeſuskind. Das Ecce-Homo-Bild, das ihm ſeinen Tod verkündet hat, nebſt einer wahren Abbildung des Bruders wird in einer deßhalb ganz vorzüglich geſchätzten und beſuchten Capelle der Katharinenkirche zu Valencia bewahrt. In die körperlichen Reſte desſelben hat ſich Madrid und Alcala getheilt.

19.

Wunder, welche durch die Reliquien des Bruders Franziscus geſchehen ſeien, werden viele erzählt. Wir heben beiſpielsweiſe nur folgende aus.

Ein Graf von Malpica gab an, wie ſeine Gemahlin durch ein Stück von Franzens Habit geheilt worden ſei. Es war im ſiebenten Monat ihrer Schwangerſchaft, da gerieth ſie in einen lebensgefährlichen Zuſtand und ſah ſchon ihrem Ende entgegen, als ſie mit der Reliquie bedeckt ward und ſich dadurch in kurzer Zeit außer Gefahr befand.

Cyprian Ferrer in Valencia war im Beſitze eines kleinen Fragmentes von Franzens Habit. Als nun das Söhnchen ſeines Schwagers an einem gefährlichen Fieber daniederlag, gab er den Eltern dieſe Reliquie; dieſelben hingen ſie Nachts dem Kinde um den Hals und am Morgen darauf war es geſund. Mehrmals ſoll bei Leidenden nach Anwendung eines Ueberbleibſels von Franzens Bekleidung Schlaf erfolgt und darauf das Uebel verſchwunden ſein. So bei Johanna Anna Marcos, einer Frau in Valencia, die im vierten Monate ihrer Schwangerſchaft einen ihrer Leibesfrucht tödtlichen Stoß erhalten und dann zwei Tage und zwei Nächte lang unter heftigen Schmerzen und jammervollem Geſchrei hingebracht hatte. Eben ſo bei Alphons Guttierez in Madrid, der in einer Nacht ſo ſchwer erkrankt war, daß ihm von den Aerzten gerathen wurde, ſich eilig mit den Sacramenten verſehen zu laſſen, und der dies auch bereits gethan hatte und nun ſeines Endes gewärtig war. Was die Erſtere betrifft, ſo ſchlief ſie nach Auflegung eines Reſtes jener Art ein und brachte nach zwei Stunden ſchmerzlos die todte Frucht zur Welt; Letzterer fiel eben ſo in Schlaf und war nach dem Erwachen ſo geſund, daß er aufſtehen und in das Carmeliterkloſter gehen konnte, um Gott und dem Bruder Franziscus für ſeine Geneſung zu danken.

Es kam auch vor, daß Schmerzen durch Auflegung

einer ſolchen Reliquie ſofort hinweggenommen wurden, nach Entfernung derſelben aber wiederkehrten. Ließ man dieſelbe auf der ſchmerzhaften Körperſtelle befeſtigt, ſo heilte das Uebel. So bei einer Hüftengeſchwulſt des Michael Campos zu Valencia, welche geſchnitten worden war und einen unheilbaren, gefährlichen Character angenommen hatte.

Dergleichen Fälle ſind zum Theil durch beſtimmte Ausſagen und Erklärungen der betreffenden Perſonen bezeugt worden; es erſcheinen die anſehnlichſten Leute darunter; auch iſt Alles, was wir hier beigebracht, wenn auch nicht auf ſolche Zeugniſſe geſtützt, doch aus einem Buche genommen, deſſen ſpaniſches Original ſchon 1638 erſchienen und von einem Mönche deſſelben Ordens, in welchem ſich Bruder Franziscus befunden hatte, einem mit dieſem ſchon bei deſſen Lebzeiten genau bekannten und, wie es ſcheint, ebenfalls ſehr würdigen und frommen Manne, verfaßt worden iſt.

20.

Ich weiß nicht, ob ich recht ſehe — aber es ſcheint mir, als ob der Bruder Franziscus vom Kindlein Jeſu eine ganz eigene, noch unbegriffene Bedeutung habe. Die Geſchichte des Chriſtenthums hatte zu der Zeit dieſes Mannes einen großen Abſchnitt ihres Verlaufes hinter ſich. Das ſogenannte Mittelalter, in

welchem Katholicismus und Papſtthum zu einem ſolchen Gipfel der Geltung, der Macht und des Glanzes emporgeſtiegen, war zu Ende; die Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts, längſt vorbereitet in den Geiſtern und Herzen der abendländiſchen Chriſtenheit, war eigentlich nur das Signal, die offene Verkündigung des zu-Ende-gegangen-ſeins jener großen kirchen- und weltgeſchichtlichen Periode, die denn auch der Hiſtoriker ſich nur bis dahin erſtrecken läßt, um von da einen neuen Zeitraum mit eigenthümlich beſtimmten Entwicklungen und Erſcheinungen angehen zu laſſen. Luther's gigantiſche Geſtalt ſteht, man mag es beklagen oder bejubeln, am Ausgang und Abſchluſſe einer alten und am Anfang einer neuen Zeit. Nun hat es, ſo obenhin betrachtet, den größten Anſchein, als ſei damit Katholicismus und Papſtthum zu einer bloßen Ruine der Vergangenheit geworden und habe für den von der Reformation an datirenden Gang der Dinge keine Bedeutung und Berechtigung mehr. Wer ſich aber mit dieſer ſcheinbar antiquirten Seite näher bekannt gemacht hat, der weiß, welchen gewaltigen Aufſchwung das katholiſche Princip nach jener großen Erſchütterung und Beeinträchtigung durch neue Heilige und deren Stiftungen genommen hat. Es iſt ſchon im Eingange davon die Rede geweſen. Das große Gewächs erſcheint uns, wenn wir dies im Auge haben, keineswegs im Abſterben, ſondern in der Wiederherſtellung und Erneuerung in und aus ſich ſelbſt

begriffen, um ſo, trotz zeitweiſer Unglücksfälle und Niederlagen, einer zweiten grandioſen Erſcheinungsform und Blüthezeit entgegenzugehen. In dieſer Beziehung nun glaube ich, in Bruder Franziscus eine gewiſſe Symbolik und vorbildliche Darſtellung der neuen katholiſchen Entwicklung zu erkennen. Es läßt ſich ja auch ſonſt bemerken, daß einzelne hervorragende Menſchen die Repräſentanten ganzer Zeiträume und darin vor ſich gehender Prozeſſe ſind. Unſer Franz hat nicht ſo allgemein dauernd eingegriffen und gewirkt, wie andere Heilige, ein Loyola z. B., deſſen großartig entwickelter Orden recht eigentlich den Gegenſatz zur Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts bildete. Jener aber iſt das Symbol des Ganzen, was ſich zu entfalten hat, ſich jedoch nicht ſofort als ſolches darſtellen kann; er umfaßt mit ſeiner Bedeutung einen ſich für uns noch in's Unbeſtimmte und Unabſehliche hinein erſtreckenden Weltprozeß, dagegen andern ſolchen Erſcheinungen und Charakteren eine nur oder mehr einzelne und beſondere Aufgabe zugetheilt worden iſt.

Es kann hier von keinem im deſtructiven und abolitioniſtiſchen Sinne erneuernden und vorwärts ſchreitenden Geiſte und Principe die Rede ſein. Es ſtellt ſich uns in jenem Manne der Katholicismus in ſeiner ſpeciellſten, ächteſten, vollſtändigſten, die ganze Eigenthümlichkeit und Fülle ſeines wunderbaren Gehaltes bewahrenden Geſtalt vor Augen, ſo daß nicht eines der

für wesentlich und charakteristisch zu haltenden Momente in diesem Bilde fehlt [1]). Gleichwohl erscheint die Sache als ganz von vorn angehend und neu erzeugt.

Ein elender, verachteter, aus dem elterlichen Hause gestoßener, kaum zu den gemeinsten Diensten verwendbarer Idiot und Bettler erhebt sich, bloß durch die demüthige Ausübung christlicher und katholischer Tugenden, zu Ansehen, Einfluß, Macht, Besitz eines reichen Schatzes für Zwecke des Wohlthuns leiblicher und geistiger Art; er macht sich gewissermaßen zum Herrn und Meister ganzer Bevölkerungen; er geht mit Fürsten und Prälaten wie mit seines Gleichen um und gebietet über ihre Mittel. Ist das nicht wie eine Schöpfung aus Nichts? Aber wir haben hier nur von der praktischen Seite gesprochen. Noch merkwürdiger ist die intellectuelle. Aus völliger Unbildung und Ignoranz, ja aus vieljährigem Blödsinn geht in diesem Menschen ein Licht der Erkenntniß auf, vor welchem sich in staunender Verehrung und Anerkennung selbst die theologische Einsicht und Gelehrsamkeit der höchsten Kirchenhäupter beugt. Es wird ihm „eine klare Anschauung des gött-

---

1) „Das ganze Leben des gottseligen Bruders Franziscus," sagt der Biograph (Buch II. Cap. 1. im Eingang), „ist so voll Gnade und Tugendglanz gewesen, daß man keine löbliche und rühmliche Eigenschaft finden kann, in der er nicht geleuchtet hätte."

lichen Weſens" zugeſchrieben. Er erkennt ferner die Gedanken Anderer; die Schranken des Raumes und der Zeit verſchwinden vor ihm; er ſteht da, wie ein allwiſſender Gott. In Anbetracht ſo ſeltener Eigenſchaften können die ihm ſonſt eigenen Wunderkräfte nicht ſehr in Erſtaunen ſetzen. Und nun bei all dem, die ihm eigene, von Anfang bis zuletzt bewahrte Einfalt und Kindlichkeit! Sie hat für uns in beſchränktem Sinne kluge Menſchen oft ſelbſt den Charakter des Kindiſchen. Namentlich wird hier ſein Verkehr mit dem hölzernen Jeſulein, das er in ſeinen Geldkaſten legte, mit dem er ſich in allen ſeinen Angelegenheiten berieth, von dem er ſeinen Zunamen erhielt, in Erinnerung kommen. Aber ſollte nicht auch darin und ganz vorzüglich darin ein gewiſſer Sinn, eine ſymboliſche Bedeutung liegen? —

Chriſtus und ſeine Kirche ſind bibliſcher und katholiſcher Anſchauung nach auf das Innigſte und Subſtanzielſte verbunden. Er macht mit ihr eine perſönliche Einheit aus, ihr Leben, ihre Entwicklung, ihre Geſchichte iſt inſofern die ſeinige. Indem die Kirche einen ihrer geſchichtlichen Lebensmomente hinter ſich hat und einen neuen zu beginnen im Begriffe iſt, hat auch er einen Lebenscyclus durchgemacht und wird gleichſam von Neuem geboren, um ſich in der nun nöthigen und ſchicklichen Form zu entfalten und zu offenbaren. Wie unſer Franziscus die menſchliche Repräſentation dieſes

neuaufgehenden Lebens war, ſo ſchaute er das, was die in der Kirche ihr Leben vollbringende göttliche Perſönlichkeit betrifft, ſymboliſch als das Kindlein Jeſus an und feierte vor allen Feſten den Geburtstag deſſelben, an und mit welchem er ſogar ſein Leben beſchloß [1]). Und ſo wird der Denker in dieſem kindlichen Zuge, ſtatt vornehm darüber zu lächeln und ſich darüber hinaus zu wiſſen, vielmehr den tiefſten Ernſt, die größte metaphyſiſch-hiſtoriſche Bedeutſamkeit erkennen.

Die neue Entwicklungsphaſe hat ſich in doppelter Weiſe zu geſtalten, praktiſch und theoretiſch. Beide Momente ſind hier auf's Beſtimmteſte vertreten. Der chriſt-

---

1) Der Biograph hat ein eigenes Kapitel „von Franzens inbrünſtiger Liebe zu dem Kindlein Jeſu" verfaßt; darin heißt es: „Dieſe Liebe hat ſich beſonders um die heilige Weihnachtszeit geoffenbart, da zu dieſer Zeit die Kirche ohnehin ſchon in vielfältiger Weiſe ihren neugeborenen Bräutigam feiert, und ſich der Betrachtung hingibt, wie derjenige, welcher ewig und ohne Anfang iſt, jetzt in der Zeit geboren wird und die Geſtalt eines kleinen unmündigen Kindes hat, der Unſterbliche ſterblich, der Allmächtige in Windeln eingewickelt, der auf ſeinem Throne von unzähligen Engeln und Geiſtern in tiefſter Demuth Angebetete auf Erden unter dem Viehe erſcheint. In Betrachtung dieſer höchſten Geheimniſſe war der andächtige Bruder ſo vertieft und ſo ſehr mit Dankbarkeit, Liebe und Eifer erfüllt, daß er glaubte, er müſſe aus Freude und Rührung ebenfalls zu einem Kinde werden und ſo der Menſchwerdung und Kindheit Chriſti auch ſelbſt nacharten."

liche Communismus und Socialismus drückt ſich wohl nirgend ſo deutlich aus. Das Chriſtenthum geht von Anfang an auf die Negation der ſchreienden Unterſchiede von Groß und Klein, Vornehm und Gering, Reich und Arm — freilich nicht in der wilden, äußerlichen Weiſe der Revolution, die ſich ſo erfolglos zeigt; es werden ganz andere, friedlichere, geiſt- und gemüthvollere, mehr Achtung und Ehrfurcht erweckende und darum auch zweckmäßigere und erfolgreichere Wege gewählt. Betrachten wir, wie dieſer arme Franziscus, für ſich ſelbſt ſo gar Nichts wollend und erwartend, ſich ſelbſt keine Ruhe und keinen Genuß gönnend, immer nur in der Geſtalt der Demuth, Dürftigkeit, Entſagung erſcheinend, zum Vater, Helfer, Tröſter, Retter der Armen und Bedrängten wird! Wie er die Großen und Reichen brandſchatzt, ihre verſchloſſenen Schätze flüſſig macht, über Tauſende gebietet und ſich ſo zu dem Kanale macht, durch welchen die materiellen Güter von oben nach unten fließen! Was das intellectuelle und theoretiſche Moment betrifft, ſo ging dieſer Menſch, wie verſichert wird, mit ſeinem Erkennen über die ſonſtigen Schranken menſchlicher Intelligenz entſchieden hinaus; Gott ließ ihm, heißt es, ſein nicht mehr verhülltes Angeſicht ſchauen. Und es waren dies nicht bloß momentane Entzückungen, welche mit dem Dunkel des gewöhnlichen Bewußtſeins wechſeln — ſeine Anſchauungen und Einſichten waren ſein bleibendes Eigenthum;

er konnte, was er erkannt, auch aussprechen und mittheilen. Ein solches Wissen ist es nun ganz vorzüglich, dessen die neue Periode bedarf, namentlich um der Entfremdeten willen, welche nur durch eine den Glauben so viel, als durch Gottes Gnade möglich sein mag, in Wissen und Einsicht verwandelnde Theorie zu gewinnen sein werden.

Dies sind die Gedanken, die mir kamen, als ich diesen Auszug aus Franzens Biographie machte und die ich noch schließlich der Prüfung wohlgesinnter und intelligenter Leser anheimstellen will. Sind sie nicht stichhaltig, so wird der Legende doch immer ihr Werth und mannigfaltiges Interesse verbleiben, und der gute Bruder Franz vom Kindlein Jesu namentlich als eine von Gott seiner Kirche geschenkte „schöne Seele" immer der Betrachtung und Anerkennung würdig erscheinen.

IV.

Der heilige Seraphin von Monte-Granario,

Laienbruder des Franziscaner-Ordens.

Der heil. Seraphin von Monte-Granario bildet zu dem Bruder Franz vom Kindlein Jesu, dem er gleichzeitig und in vieler Beziehung ähnlich ist, eine Art von italienischem Seitenstück. Er wurde 1540 geboren, war der Sohn armer Eltern, hütete die Schafe und gab sich stillen, frommen Betrachtungen hin. Auch er verlor seine Mutter und kam dadurch in eine unglückliche Lage. Er arbeitete im Lohne seines Bruders und wurde von ihm mit Härte behandelt. Er gedachte ein Einsiedlerleben zu führen, fand es dann aber doch gerathener, Laienbruder in einem Kloster zu werden. Er bat um Aufnahme in dem Kapuzinerkloster auf dem Berge Granario unweit Ascoli. Seine gänzliche Ignoranz und scheinbare Unfähigkeit zu jeder Art von Geschäft machte, daß man ihn abwies. Nach wiederholten Bemühungen gelang es ihm doch endlich, Aufnahme zu finden. Er unterzog sich auf das Demüthigste und Gewissenhafteste jeder Pflichterfüllung, wozu er im Kloster veranlaßt war; mußte dennoch Verachtung und Mißhandlung dulden, ertrug aber Alles mit unwandelbarer Sanftmuth und Gelassenheit.

Auch er ward allmählig ein Vater und Wohlthäter

der nothleidenden Classe der Gesellschaft. Er gab stets die Hälfte dessen weg, was er selbst zu seinem Unterhalt empfing; zur Zeit einer Hungersnoth gab er auch die andere hin. Er besuchte Spitäler und Gefängnisse, half leiblichen und geistigen Bedürfnissen ab, ehrte die Armen als die Freunde Gottes und übernahm ihre Vertretung und Vertheidigung. Auch intellectuelle Vorzüge offenbarten sich in ihm; er ward zum Gegenstande allgemeiner Hochstellung und Bewunderung; selbst hohe Personen in Kirche und Staat fragten ihn um Rath und nahmen seine Aussprüche zur Richtschnur ihrer Handlungen. „Es ist erstaunlich," sagt die Bulle seiner Heiligsprechung, „welchen Einfluß dieser arme und unwissende Laienbruder auf die Bewohner von Ascoli übte und mit welcher Leichtigkeit er allen Zwistigkeiten ein Ende machte." Eine andere Stelle daraus ist folgende:

„Es gefiel dem Herrn, die erhabenen Tugenden dieses Mannes mit himmlischen Gaben zu krönen. Er weissagte die Zukunft, und drang mit dem Blicke seines Geistes in die verborgensten Falten des Herzens ein; er erfreute sich auch der Entzückungen und heilte durch das bloße Kreuzzeichen verschiedene Krankheiten. Oft brachte er ganze Tage mit Wunderheilungen hin; so groß war die Menge der Leidenden und Preßhaften, die seinetwegen auf dem Berge Granario von allen Seiten zusammenkamen."

Seraphin sagte seinen Tod voraus und starb im Jahre 1604, somit in demselben Jahre, in welchem auch

Bruder Franz seinen Geist aufgab. Die ganze Bevölkerung von Ascoli strömte zum Kloster hin, um Seraphin's sterbliche Reste zu verehren; Jedermann verlangte nach einer Reliquie von ihm. Im Jahre 1610 erlaubte Papst Paul V. der Stadt Ascoli eine Lampe an seiner Grabstätte zu unterhalten und ihm öffentliche Verehrung zu erweisen; 1767 erließ Clemens XIII. den Beschluß seiner Heiligsprechung.

Warum nicht auch Bruder Franz vom Kindlein Jesu diese Ehre erlangt hat, ist mir nicht bekannt. Es ist schon erwähnt worden, wie hoch er nicht nur in der Meinung des Volkes, sondern auch in der der höheren und höchsten Stände, auch der vornehmsten Kirchenfürsten gestanden; wie ihn Bischöfe und Kardinäle geehrt, wie ihm auch Clemens VIII. sehr geneigt gewesen. Es war die Ansicht bedeutender Personen in Spanien, daß schon das, was der Erzbischof von Valencia, als ein sehr heiliger und gelehrter Mann, über den Bruder eidlich ausgesagt, hinreichend sei, den Papst zur öffentlichen Seligsprechung zu bewegen; siehe dessen Biographie von P. Joseph von Jesu Maria, Buch II. Cap. 32. Man fürchtete vielleicht, durch die Canonisation eines in seinem Benehmen so kindlichen Mannes den Gegnern einen Anlaß zum Spotte zu geben, der bei dem heil. Seraphin, seinem übrigens so ähnlichen Seitenstück und Ebenbilde, nicht vorhanden war. Ich weiß es nicht; es kann sich auch ganz anders verhalten. In dem heil. Seraphin ist gewissermaßen auch

Bruder Franz heilig geſprochen, der jedenfalls doch imme
als eine dem Kreiſe ächt katholiſcher Frömmigkeit un
Gottſeligkeit angehörige Erſcheinung im ehrenden Ande
ken der Kirche ſteht. Eine noch entſchiedenere Anerkennun
wird ihm vielleicht die Zukunft bringen.

V.

Zwei Gräber.

Eine Erzählung.

Nach dem Französischen.

Es war im Sommer des Jahres 1846. Ich hielt mich auf dem zwanzig Stunden von Paris gelegenen Landſitze einer nahe verwandten Familie auf, wo ich mich ſeit meinen Knabenjahren nicht mehr befunden hatte. Einige Stunden weiter davon liegt ein kleiner Ort, welcher allgemeiner Ausſage und meiner eigenen Erinnerung nach von der allerſchlechteſten Beſchaffenheit geweſen war, jetzt aber ein ganz anderes Anſehen erhalten haben ſollte Daſelbſt befand ſich ein, wenn nicht der Ruf täuſchte, höchſt merkwürdiger Mann, der meine Neugierde erregte und deſſen Bekanntſchaft ich zu machen gedachte. Es war der Pfarrer des Ortes, von dem man ſich Wunderdinge erzählte, den Einige für einen Zauberer, der ſelbſt das Unmöglichſte möglich zu machen im Stande ſei, Andere für einen gottgeſandten Heiligen und Wunderthäter hielten. Er hatte eine im höchſten Grade widerſtrebende, feindliche, haſſende Bevölkerung ohne alle gewaltſamen Mittel unter ſeinen geiſtlichen Willen gebeugt und lammfromm gemacht; er hatte ohne alles eigene Vermögen eine Kirche gebaut und mehrere wohlthätige Anſtalten gegründet; er hatte dem frivolſten Unglauben und dem tiefſten ſittlichen Verderben geſteuert, ſo wie ſie hier zu Hauſe geweſen waren; er hatte unter

früherhin armen und trägen Menſchen Betriebſamkeit, Fleiß, Wohlſtand, Reichthum zu Wege gebracht. Ich mußte mich von dieſem Wunder ſelbſt überzeugen, ich mußte dieſen, wie es ſchien, ganz außerordentlichen Mann, dieſes geiſtliche Genie, ſo zu ſagen, kennen lernen; ich mußte ihn fragen, welcher Mittel er ſich bedient habe, um unter ſolchen Umſtänden ſolche Reſultate zu erhalten.

So nahm ich denn eines Morgens meine Jagdflinte unter den Arm und machte mich damit auf den Weg nach dem Orte zu, wo jener Hexenmeiſter oder Heilige, oder jenes Genie, wie ich ihn ſelber zu bezeichnen geneigt war, ſeine unbegreifliche Wirkſamkeit entfaltete. Nach einiger Zeit ſah ich in der Ferne den Thurm der neugebauten Kirche ragen. Ich hatte eine ſchöne Ausſicht und ließ mich, um ſie in Ruhe zu genießen, auf einen grünen und von Bäumen beſchatteten Hügel nieder. Da hörte ich auf einmal in meiner Nähe Geſchrei, Gehetze, Hundegebell. Ich ſprang auf, forſchte nach der Urſache und bemerkte einen unten auf dem Fußſteige von jungen Burſchen und zwei großen Hunden verfolgten und angefallenen Geiſtlichen, der ſich gegen die Zähne der letzteren kaum noch mit ſeinem Hute vertheidigte. Steine flogen ihm nach dem entblößten Kopfe; die Hunde hatten ihm bereits den Rock zerriſſen und wurden von den Burſchen zu weiteren Angriffen angehetzt. Ich gerieth in den größten Zorn;

ich legte meine Flinte an und wollte unter dieſe Böſewichter ſchießen. Der Geiſtliche aber fiel mir in den Arm und das Geſindel ergriff die Flucht.

„Benedictus, qui venit in nomine Domini [1])!“ rief der Gerettete; „Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit, um dieſen jungen Leuten ein Verbrechen zu erſparen. Aber, mein Herr, Sie ſind etwas zu lebhaft; ich glaube, Sie wollten wirklich ſchießen.“ Ich antwortete ihm nicht auf dieſe Worte; denn ich ſah, wie ihm das Blut vom Kopfe rann. „Mein Gott, Sie bluten,“ rief ich, „die Unmenſchen haben Sie am Kopfe verwundet. Iſt es bedeutend?“

„Ach nein,“ verſetzte er ſanft, indem er ſich das Blut mit dem Sacktuche abwiſchte. „Ich habe mich wohl nur an der Hecke geritzt.“

„Kommen Sie!“ ſagte ich; „ſolche Gräuel dürfen nicht ungeſtraft bleiben. Ich werde den Maire aufſuchen, ich werde die Elenden züchtigen laſſen.“ —

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, mein Herr!“ erwiederte er; „aber es würde ſich übel für mich ſchicken, wenn ich mich zu rächen ſuchte. Und dann wäre es auch ganz umſonſt. In dem Dorfe dorten wird man es für kein Vergehen halten, einen Prieſter umzubringen, zumal mich.“

Ich betrachtete jetzt den Mann mit geſchärfter Auf-

---

1) Geſegnet, der da kommt im Namen des Herrn!

merkſamkeit. Er war etwa in den Fünfzigen, mager und abgezehrt, die Stirne gefurcht, eine gewiſſe Trauer und Schwermuth lag auf dem Angeſicht; er mußte viel Kummer gehabt haben; Augen und Miene aber waren ſo unſchuldig, ſo wohlwollend, ſo liebevoll, die ganze Haltung und Geſtalt ſo edel und harmlos, daß man nicht begriff, wie dieſer Mann zum Gegenſtand eines ſolchen Haſſes, einer ſolchen Verfolgung habe werden können.

„Was hat denn dieſe Menſchen bewogen, ſo ſchändlich mit Ihnen umzugehen?“ fragte ich.

„Aufklärung und Democratie hat hier unter dem Volke gearbeitet,“ verſetzte er; „ſie haſſen und verfolgen wüthend alles Geiſtliche und Prieſterliche, und meinen, das wäre Etwas. Dann habe ich auch ein Paar hübſche und wohlhabende Mädchen in meiner Pfarre abgehalten, ſich da hinüber an ſchlechtdenkende, mit Schulden belaſtete Burſche zu verheirathen, die ſie in's Elend gebracht haben würden. Da man mich um Rath frug, mußte ich meine Meinung ſagen. Grund genug, mich tödtlich zu haſſen und, wo möglich, umzubringen.“

„Aber, Herr Pfarrer, wie konnten Sie ſich hieher wagen?“

„Man hatte mir geſagt, ein altes Mütterchen, das ich kenne, liege im Sterben und verlange nach mir. Ich fürchtete allerdings, daß dies eine Falle ſei und daß man mir nur zu Leibe wolle; aber das Vorgeben konnte

ja auch Wahrheit ſein, und ſo glaubte ich, kommen zu müſſen. Doch ich bin jetzt in Sicherheit; hier beginnt meine Pfarre; von hier an iſt man auf's Freundlichſte gegen mich geſinnt, und Sie brauchen ſich nicht mehr zu bemühen, wenn es nur meinetwegen iſt, daß Sie dieſen Weg gehen."

„Ich gehe nach M***, und dies iſt ja, ſo viel ich mich erinnere, der Weg dahin."

„Gewiß. Ich bin der Pfarrer dieſes Ortes."

„Sie ſind der Pfarrer zu M***? Wie ſchön! Dann ſind Sie es, den ich beſuchen will."

Der gute Mann hatte die herzlichſte Freude darüber, daß ich bei ihm einſprechen wollte. Ich theilte ihm nun mit, daß mich der Ruf ſeiner wunderähnlichen Thaten und Werke zu ihm geführt, und daß ich von ihm zu hören wünſche, welcher Mittel er ſich bedient, um ſolche Reſultate zu erzielen. Er ſah mich mit einem ſchmerzlichen und demüthigen Ausdrucke in Blick und Miene an und ſagte: „Ach, mein lieber Herr! Ich ſelber bin Nichts und vermag Nichts. Wohl iſt hier etwas verhältnißmäßig Großes und Außerordentliches geſchehen; es iſt ein Gebäude aufgerichtet worden, über das man ſich wohl verwundern muß, wenn man weiß, wie es hier ausgeſehen hat. Aber dies Gebäude iſt — auf zwei Gräber erbaut. Es ſind die Gräber zweier Engel in Menſchengeſtalt — ich werde ſie Ihnen zeigen; ich werde Ihnen Alles erzählen, wenn Sie ſo gütig ſein

wollen, mich anzuhören. Sie werden dann sehen, wie wenig Verdienst ich bei diesen Veränderungen mir selbst zuschreiben kann.“ Zwei große Thränen fielen, indem er so sprach, aus seinen Augen nieder, und es erfolgte eine Pause, wo wir Beide schweigend neben einander hinwandelten.

Wir waren endlich zur Stelle. Ich erkannte den Ort nicht mehr, der wirklich ganz verändert war. Ich bemerkte, daß hier Alles ein ganz anderes, viel reinlicheres, stattlicheres Ansehen habe, als in all den anderen Ortschaften der Gegend, die mir bekannt waren. Der Pfarrer wurde von Allen, denen er begegnete, mit ehrfurchtsvoller Freundlichkeit begrüßt; die Kinder näherten sich ihm mit der größten Freude und Zutraulichkeit, um ein freundliches Wort, eine Liebkosung von ihm zu erhalten. Es war ein durchaus patriarchalisches Verhältniß, was sich hier meinen Blicken bot. Der Geistliche war hier in seinem Königreich und dies war zugleich seine Familie. Ich äußerte mein Vergnügen darüber. „Auch hier,“ sagte er, „hat man mich vordem mit Steinen geworfen, und hat noch besser getroffen, als dort. Ja, diese Pfarre war noch viel verdorbener und feindseliger, als jene ist. Aber ihre Umwandlung ist nicht mein Werk. Zwei Engel . . . . . zwei Gräber . . . . . nicht ich.“

Meine Neugierde war auf's Lebhafteste angeregt. „Zwei Engel . . . . . zwei Gräber . . . . . nicht

ich.“ Dieſe Worte tönten mir fortwährend im Ohre und hielten mich in andauernder Spannung, bis ich durch die näheren Mittheilungen des Geiſtlichen zum Verſtändniß derſelben gelangt war.

„Es war um die Zeit des Juliaufſtandes,“ ſo erzählte er mir im Weiterſchreiten, „daß mir dieſe Pfarre übertragen wurde. Mein Vorgänger war geplündert und vertrieben worden. Ich war nicht ſicher davor, daſſelbe Schickſal zu haben. Als ich angekommen und meine Wohnung bezogen hatte, bekam ich jeden Abend eine Katzenmuſik. Ich ſtand ganz iſolirt. Niemand ging mit mir um. Der Maire verſchloß mir ſeine Thüre; der ſehr aufgeklärte und auf dieſe Aufklärung ſehr ſtolze Schullehrer, und ſelbſt der Küſter, ebenfalls ein ſtarker Geiſt und großer Trinker, der an den Folgen ſeiner Lebensart zu Grunde gegangen iſt, betrugen ſich auf's Abſtoßendſte und Beleidigendſte gegen mich. Die ganze Bevölkerung hatte nur Spott, Kränkung, Beſchimpfung, ja thätliche Mißhandlung für mich. Die Kinder verfolgten mich mit Geſchrei, die jungen Burſche mit Steinwürfen, die weiblichen Perſonen drückten mir wenigſtens durch Blicke und Mienen ihre Verachtung aus. Mehr als einmal litt ich an ſchweren Verwundungen. In der Kirche befand ich mich in völliger Einſamkeit, denn Niemand beſuchte ſie; einer Meſſe oder Predigt beizuwohnen, wäre eine Schande geweſen. Es war ein ganz baufälliges, ruinenartiges Gebäude, wo der

Gottesdienſt gehalten werden ſollte; die Fenſter waren zerbrochen, Spuren abſichtlicher Verwüſtung vor Augen. Ich ließ das zertrümmerte Hauptfenſter im Chore auf meine Koſten wiederherſtellen. Es wurde ſogleich wieder eingeworfen und die Steine, womit man es zertrümmert hatte, bedeckten den Altar. Ich konnte gar Nichts thun. Als ich ein Paar von aller Welt verlaſſene Arme und Kranke zu pflegen und mit einigen einfachen Heilmitteln aus meiner kleinen Hausapotheke zu verſehen gewagt, verwickelte mich der Kreisarzt und Apotheker in einen Prozeß. Als ich ein Paar Knaben unterrichten wollte, verklagte mich der Schullehrer. Ich wurde ſolcher Dinge wegen zu Geldſtrafen verurtheilt. Das dauerte drei Jahre lang. Welch ein elendes Leben führte ich dieſe traurigen drei Jahre hindurch! Nun aber kamen die lieben himmliſchen Weſen, welche Gott geſandt hatte, um hier — nicht etwa ein Leben voll ſieggekrönter Wirkſamkeit zu führen und die Früchte ihrer guten Werke zu ſehen — nein, um zu leiden und zu ſterben und dadurch dieſe wunderbare Metamorphoſe zu begründen.

Wir ſtanden am Pfarrhauſe. „Ich werde Sie," ſagte der Pfarrer, „an den Ort führen, der für mich nach Kirche und Altar der heiligſte iſt. Sie verdienen es. Da werde ich Ihnen die näheren Aufſchlüſſe geben."

Er führte mich in ein niedliches Stübchen, worin, wie aus verſchiedenen Gegenſtänden zu ſchließen, eine

weibliche Perſon zu wohnen oder gewohnt zu haben ſchien. Wir ſetzten uns und er fuhr in ſeiner Erzählung mit ſichtlicher Bewegung alſo fort.

„Es ſtarb damals meine Schweſter und hinterließ einen Sohn Laurent und eine Tochter Marion, an denen meine Seele ſtets gehangen hatte, denn es waren die liebenswürdigſten Weſen von der Welt. Auch ſie waren mir mit beſonderer Liebe zugethan. Ich hatte jetzt die Pflicht, mich ihrer ganz beſonders anzunehmen. Marion, mein Pathchen, ein junges Mädchen von ſiebenzehn Jahren, hatte keinen anderen Anhaltspunct, als mich; ich nahm ſie auf und räumte ihr dieſes Zimmer ein, das ganz unverändert ſo geblieben iſt, wie ſie ſich daſſelbe eingerichtet hat. Engelhaft ſchön und anmuthig, voll der einnehmendſten Liebe und Güte, wie ſie war, übte ſie ſogleich einen unbeſchreiblichen Zauber auf ihre geſammte Umgebung aus; eine Anzahl von Mädchen im Orte ſchloß ſich an ſie an, und es bildete ſich ſo eine kleine Partei für mich, die nicht ohne Einfluß auf das Ganze war. Ich wurde nicht mehr mißhandelt, ich hatte ſogar die Freude, einige Perſonen in meiner Meſſe zu ſehen. Wir ſchwelgten in den erfreulichſten Ausſichten; allein es ſollte ganz anders kommen.

Das ſchöne Kind erregte Neigungen und Leidenſchaften, welche nach Befriedigung lechzten; einige freche Burſche wagten es, ihr Liebeserklärungen zu machen.

Als ſie nicht zum Ziele kamen, wurden ſie wüthend. Der gemeine Menſch, welcher ſich für beleidigt hält und nach Rache ſchnaubt, iſt ein entſetzliches Ungeheuer, dem keine That zu grauſam und zu ruchlos iſt. Auch der Neid mochte mitwirken. Daß Marion mich mit kindlicher Zuneigung liebte und daß mich dieſe Zuneigung ſichtlich erfreute und beglückte, erregte in meinen Feinden ein mißgünſtiges Gefühl, das ſie beſtimmte, mich eines ſolchen Glückes zu berauben oder es mir wenigſtens furchtbar zu verbittern. Man brütete über einem Mordplan; aber nicht mit Hunden und Steinen ſollten wir angegriffen werden. Es war unter unſeren Feinden ein feinerer Kopf, der die Sache beſſer verſtand. Durch Verläumdung ſollten wir leiden und untergehen. Ich bemerkte, daß Marion zu erbleichen und abzunehmen begann. Sie war bereits in's Herz getroffen; ſie verbarg aber ihren Kummer, um mich nicht zu beunruhigen. Ich nahm indeſſen noch andere auffallende Dinge wahr. Marion's Freundinnen zogen ſich wieder zurück von ihr; unſere Partei löſte ſich auf; ich ſtand wieder allein und Marion mit mir. Ich begriff nicht, was vorging; ich forſchte umſonſt nach der Urſache dieſer Veränderung. Doch man ließ mich nicht lange in meiner Unwiſſenheit. Eines Tages wurde mir ein ſatyriſches Lied von Beranger zugeſchickt, welches eine gewandte Hand auf mich und Marion in der giftigſten Weiſe zurechtgemacht hatte. Ich ſah ſogleich, daß ich

verloren ſei; dieſes Lied, ſagte ich mir, wird im Orte die Runde machen, und ſelbſt von den Kindern auswendig gelernt und geſungen werden. Ach, ich wußte nicht, was ſchon geſchehen war! Ich dachte darauf, Marion zu entfernen. Als ich mit ihr darüber ſprach, hörte ich, daß wir bereits der Gegenſtand eines allgemeinen Gerüchtes waren, welches mich des unlauterſten Verhältniſſes mit ihr anklagte; daß jene abſcheulichen Reime bereits geſungen würden, und daß ſich die Arme nicht mehr blicken laſſen könne, ohne verhöhnt und beſchimpft zu werden. Sie mußte fort, aber wohin? — Das war nicht ſogleich zu ſagen und auszufinden. Ich ſchrieb deßhalb mehrere Briefe und erhielt kein Reſultat. Unterdeſſen wuchs der Scandal. Die ſchändlichen Verſe wurden allnächtlich vor unſeren Fenſtern geſungen und anderer dergleichen Spott und Hohn getrieben. Einmal hatte ſich Marion in einem Winkel der einſamen Kirche hingeworfen, um Hülfe von Gott zu erflehen. Einer jener böſen Buben hatte ſie hineingehen ſehen; er folgte ihr, ſtellte ſich hinter ſie und ſang ihr mit teufliſcher Bosheit jene Verſe vor. Sie fiel in Ohnmacht. So fand ich ſie. Ich brachte ſie mit Hülfe meiner alten Dienerin in's Haus zurück; ſie legte ſich und ſtand nicht wieder auf. Aber ihr Ende war gut und ſchön. Sie ſtarb mit vollem, klarem Bewußtſein und that im letzten Momente noch prophetiſche Blicke in die Zukunft, wie Sterbende öfters thun. „Faſſen Sie Muth, lieber

Onkel," ſagte ſie. „Noch einige Zeit, und Sie werden ſiegen. Ich glaube ſo zu Ihnen im Auftrage Gottes zu reden. Unſere Feinde ſind zahlreich und boshaft; wir wollen dennoch nicht verzweifeln. Vergeben Sie ihnen! Thun Sie ihnen Gutes! Ich werde über Sie wachen, lieber Onkel, ich werde Ihnen nahe ſein, verlaſſen Sie ſich darauf!" So endete dieſes ſchöne und gute Kind.

Bei ihrer Beſtattung ſah ich zum erſten Male die Kirche mit Menſchen erfüllt; meinen Worten wurde zum erſten Male Gehör geſchenkt. Es war wohl meiſt nur Neugierde, was die Leute dazu bewog; doch ſah ich auch Thränen fließen. Der Todesfall hatte eine gewiſſe Erſchütterung bewirkt. Ich erzählte, wie dieſes junge Weſen geſtorben ſei; wie ſie ihren Beleidigern verziehen und auch mir die vollkommenſte Vergebung an's Herz gelegt. Ich ſprach die Hoffnung aus, daß ſich über dem Grabe dieſes Engels alles Feindliche verſöhnen und Frieden und Liebe wieder gegenſeitig herrſchen werde. Ich merkte, daß ich Eindruck machte. Ich glaubte ſchon wieder einmal, geſiegt zu haben. Aber es fehlte noch ein Grab; es mußte noch ein Opfer fallen.

Die Verhältniſſe waren jetzt von der Art, daß zwar wieder eine Partei für mich war und ſich auch nicht mehr abwendig machen und wider mich aufhetzen ließ, meine beharrlichen und unverſöhnlichen Gegner aber

deſto erbitterter und grimmiger wurden. Sie lauerten auf eine neue Gelegenheit, mir einen recht empfindlichen Schlag zu verſetzen.

Laurent, von zarter Conſtitution und ſeiner Schweſter ſo innerlich, wie äußerlich, ſehr ähnlich, hatte, um die kleine Erbſchaft, die den beiden zufiel, ihr ganz überlaſſen zu können, Dienſte in der Armee genommen. Als er Marion's Tod vernahm, drängte es ihn, mich wieder zu ſehen, Näheres von mir über dieſen ſchmerzlichen Vorgang zu hören und auf dem Grabe der zärtlich geliebten Schweſter zu weinen. Er bat um Urlaub, und machte ſich, als er ihn erhalten, ſogleich auf den Weg, ohne mir davon Nachricht zu geben. Es war Winter; er durchwanderte zu Fuß eine lange Strecke; er fiel und ſank auf unſeren ſchlechten Wegen mehrmals ein. Es war ſchon ſpät Abends, als er ankam; das Wetter fürchterlich, ſein Bedürfniß, zu ruhen und ſich zu erfriſchen, das dringendſte. Ich war gerade abweſend; denn ich hatte bei einem drei Stunden weit entfernten Amtsbruder zu thun und wollte bei ihm die Nacht zubringen. Meine alte, taube Magd hörte Laurent's Schellen und Klopfen nicht; er glaubte, das Haus ſei unbewohnt, man habe ihn an ein unrechtes gewieſen, und ging durchnäßt, von Kälte erſtarrt und von Hunger ermattet, hinweg, um ein Wirthshaus aufzuſuchen. Der Unglückliche gerieth da gerade in das Hauptquartier meiner Feinde hinein. Als ſie hör-

ten, daß er mein Neffe sei, wurde er mit Schmähungen überhäuft, ja thätlich mißhandelt und mit Schimpf und Spott zur Thüre hinausgeworfen. Er stürzte auf der Straße entkräftet und erschöpft zu Boden hin. Niemand kümmerte sich um ihn. Nur eine mitleidige alte Frau — denn es gibt doch überall, selbst in den verdorbensten Gemeinschaften und Umgebungen einige bessere Menschen — nahm sich seiner an. Sie erkannte die Gefahr seines Zustandes. Sie rief: „Er stirbt!" Man lachte darüber. Sie zog ihn mühsam bis zum Stall hin, legte ihn auf Stroh und deckte ihn mit ihrer eigenen Jacke zu. Dann holte sie sich ein Lämpchen und fing an, für die Seele des Sterbenden zu beten.

Ich hatte mich bei meinem Amtsbruder aus Ermattung frühzeitig niedergelegt. Da glaubte ich plötzlich Marion zu sehen. Ihre schöne, zarte Gestalt erschien in himmlischer Verklärung; aber ein großer, trauernder Ernst malte sich auf ihrem Angesichte. Sie sprach nicht; aber ich verstand sie; ich solle, das schien sie zu wollen, sogleich nach B*** zurückkehren. Ich sprang auf und machte mich auf den Weg. Schneller, als es möglich schien, war ich am Orte. Ich trat in mein Haus, in der Erwartung, daß sich hier etwas begebe, wozu ich nöthig sei. Alles war ruhig; ich begriff nicht, weßhalb ich gerufen worden sei. Da sah ich Marion zum zweiten Male; sie war noch ernster, noch trauriger, als vorher. „Mein Kind," rief ich, „was willst

du? Was ſoll ich thun?" Sie deutete in die Gegend des Wirthshauſes hin. Ich ging. Als ich dort ankam, gewahrte ich hinten im Hofe ein ſchwaches Licht, ich näherte mich inſtinktartig; ich hörte beten und ſtöhnen. Ich trat in den Stall und ſah meinen Neffen mit dem Tode ringen. Die gute Alte unterrichtete mich in aller Kürze von dem Vorgegangenen. Der Eindruck, den dieſe Scene auf mich machte, iſt unbeſchreiblich. Ich trug den lieben Jüngling auf meinen Armen hinweg und legte ihn auf das Bett ſeiner Schweſter. Es war vorauszuſehen, daß er enden werde, wie ſie; ſein Anblick ſchlug jede Hoffnung auf Rettung nieder. Hier nun erfuhr ich vollends, wie ſchwach ich bin. Mein Herz empörte ſich; ich wüthete; ich war dem Wahnſinn nah. Vergebens gab mir der Sterbende, als er noch einmal auf kurze Zeit zu ſich kam, das Beiſpiel einer Sanftmuth, die nur der engelgleichen Milde ſeiner geſchiedenen Schweſter zu vergleichen war. Ich hörte, während ich ihn zum Tode bereitete, nur das ſchändliche Lied, durch welches man meine liebliche Marion umgebracht hatte; ich ſah nur den Verluſt des letzten theueren Anverwandten, den man mir nun ebenfalls gemordet. Ich war, wenn er ſtarb, nun ganz allein auf der Welt.

Laurent ſtarb in der That. Ich beſtattete ihn. Ein großer Zulauf war vorauszuſehen. Dieſen wollte ich auf eine meines Amtes höchſt unwürdige Weiſe benutzen; ich wollte den Verſammelten mit Donnerſtimme ihre Unthä-

ten vorhalten, meine Verhöhnungen und Verwundungen, den Mord Marion's, den Mord Laurent's, all den Jammer und all das Elend, in welches man mich gestürzt; ich wollte die göttliche Gerechtigkeit um Rache anrufen, ich wollte ein Prediger und Prophet des Zornes und des Gerichtes sein und dann für immer den Ort verlassen. Ich muß Ihnen, mein Herr, noch einmal meinen Refrain wiederholen und hier mit besonderem Nachdruck: Sie sehen, daß ich gar keine Bedeutung habe; daß ich meinem Berufe aus eigener Kraft und Tugend durchaus nicht gewachsen und meines Priesterthums durchaus nicht würdig bin.

Ich stieg auf die Kanzel. Eine unendliche Bitterkeit erfüllte mich und ließ keiner anderen Empfindung Raum. Sollte man mich auch todtschlagen, ich wollte reden, wie es mir um's Herz war. In dem Augenblicke erschien mir Marion zum dritten Male. Ihre Mienen waren unaussprechlich mild und liebevoll. Sie hob mit einem himmlischen Lächeln den Finger auf. Ich verstand sie. Ich schämte mich meiner unedlen Gefühle und Vorsätze. Ich erinnerte mich der letzten Worte, die sie gesprochen hatte: „Verzeihen Sie ihnen! Thun Sie ihnen Gutes." Das Alles war ein Moment. Die Erscheinung verschwand und ich war ein anderer Mensch.

Ich theilte nun mit schwacher Stimme ganz kurz und einfach mit, daß Laurent eben so schön, als seine Schwester, aus dem Leben gegangen und daß er mir sein kleines Vermögen hinterlassen, um hier in meiner Pfarre ein Hospiz

für arme Reisende zu gründen. Ich fügte hinzu: Jetzt, wo ich keine Familie mehr hätte, würde ich meine ganze Liebe meinen Pfarrkindern zuwenden. Meine Thränen ließen mich nicht weiter sprechen. Auch in der Kirche war ein fast allgemeines Schluchzen entstanden.

Von dieser Zeit her, mein Herr, datirt sich die Stellung, die ich jetzt einzunehmen das unverdiente Glück habe. . . . . Und jetzt kommen Sie! Jetzt will ich Ihnen noch Etwas zeigen."

Er führte mich nach dem Kirchhofe. Hier zeigte er mir die Ruhestätten seiner Anverwandten. „Hier liegen sie, die beiden Engel," sagte er; „das sind die zwei Gräber," von denen ich sprach; auf diese hat Gottes wunderbare Fügung die Seelenerhebung und sittliche Veredlung, so wie das äußere Glück dieser vordem so gesunkenen und verdorbenen Bevölkerung gebaut."

Druckfehler.

S. 33. Z. 8. v. o. lies: „Mes."

Schiller

und

sein Verhältniß

zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart.

Von

G. Fr. Daumer.

Motto.

Leiste deinen Zeitgenossen, was sie brauchen, nicht, was sie loben!

Schiller.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1862.

Sich ewig ohne Maß erfrechen
Seh'n wir der Lüge Wort und Thun;
Soll ewig unsre Geisel ruh'n,
Dies Treiben niemals unterbrechen,
So nünlich es der Hölle sei? —
Ein Schlag nur, und es ist vorbei
Mit dieser kecken Gaukelei;
Ein Wort nur darf die Wahrheit sprechen,
Und es erkennet Jedermann:
Wohl ist's ein hoher Genius;
Doch Jenen nicht gehört er an
Mit seinem ächten Lichterguß,
Mit seinem edelschönern Ruhm,
Die nur verneinen ohne Schluß,
Die gräuelhaft im Blute zechen —
Der Mann ist unser Eigenthum

Mainz,
Druck von Fl. Kupferberg.

Vorwort.

Gegenwärtiges Schriftchen dürfte nicht nur wegen seines berühmten und bedeutenden Gegenstandes überhaupt, sondern auch in Rücksicht auf den in so tendenziöser Weise angeregten und betriebenen Schillercultus, der sich so eben wieder in diesem Herbste entfaltet, wohl einiges Interesse haben. Ich unternehme es hier, zu zeigen, daß jener große Mann weit mehr, als dem protestantischen und destruktiven Kriegslager, von dem er zum Patrone gemacht wird, der angefochtenen glaubensreichen und conservativen Seite angehört, und daß es ein völlig wahrheitsloses, unhistorisches, geradezu betrügliches Manöver ist, seinen großen Namen und seine vaterländische Popularität im entgegengesetzten Sinne in Anspruch zu nehmen und zu beliebten Parteizwecken, namentlich um Andersdenkende zu ärgern und neue Umwälzungsepochen einzuleiten, so prangend, geräuschvoll,

übermüthig, volksaufregend und demonſtrationsſüchtig auszubeuten. Das ganze Gebahren der Herren Demokraten, Lichtfreunde und Revolutionäre erſcheint, ſo wie man der Sache auf den Grund geht, rein lächerlich und abſurd, oder, ſofern ſie mit Bewußtſein zu Werke gehen, im höchſten Grade unmoraliſch, unredlich, das Gefühl jedes beſſeren Menſchen empörend; denn es wird an dem Manne nur das geſchätzt, geprieſen und gefeiert, was er ſelbſt in reiferen Jahren vollkommen abgeſtreift und verworfen hat, wogegen er ſich auf's Allerausdrücklichſte erklärt und verwahrt, wogegen er einen ganzen langen Zeitraum hindurch — von 1792 bis 1805 — in zahlreichen Aufſätzen, Gedichten und Dramen angekämpft hat. Schiller war, als er auf der Höhe ſeiner geiſtigen Entwicklung ſtand, nicht nur der entſchiedenſte und erklärteſte Gegner gewaltſamer Staatsumwälzungen und tumultuariſcher Volksherrſchaften, wie ſie unſere Deſtruktoren unaufhörlich hervorzubringen ſuchen: er war noch überdies ſeiner innerſten, tiefſten Neigung, Geſinnung und Beiſtimmung nach Chriſt und Katholik. Das wird man in den nachſtehenden Abhandlungen und Aufſätzen unwiderſprechlich dargethan und nachgewieſen finden, und Niemand wird es fortan mehr ſtraflos wagen dürfen,

Schillern in ein anderes Licht zu stellen und ihn zum Vorfechter, Heiligen und Vorbilde der societäts- und religionsfeindlichen, materialistischen und atheistischen Umsturzpartei zu machen. Der ganze in diesem Sinn und Geiste geschaffene und betriebene Cultus wird und muß in den Brunnen fallen; denn es kann keine evidentere Lüge geben; es ist nicht besser, als wenn man die Bekehrung und apostolische Thätigkeit eines Paulus ignoriren, diese Thatsache ohne Weiteres aus dem Buche der Geschichte streichen und den großen Apostel nur als den erbitterten Gegner des Christenthums, wie er es zuvor gewesen, schildern, lobpreisen und verherrlichen wollte.

Im Süden hat es diese Partei vor einigen Jahren ebenso mit Dante, als einem dort einheimischen und populären Dichternamen gemacht. Durch ganz Italien hin gingen die Dantefeste in Schwang. Auch hier war die Lüge kolossal, schamlos, handgreiflich. Sie mußte dennoch herhalten, um die Revolution in Fluß bringen zu helfen; wozu ja alle nur erdenklichen Mittel für löblich gelten. Dante, der kaiserliche Ghibelline, der entschiedene Feind aller Pöbelherrschaft, der die deutschen Kaiser gegen die italienische Demokratie zu Hülfe ruft, der gläubige Katholik, Theologe und Mystiker,

der Lobpreiser des heil. Franziscus und Dominicus und ihrer Mönchsorden, der den Ersteren als einen Seraph, den Anderen als einen Cherub bezeichnet [1]), wurde ebenso zum Patrone moderner Aufklärerei, Wühlerei und Pöbelhetzerei gemacht, wie jetzt in Deutschland Schiller, der Dichter der Glocke, der Maria Stuart, der romantischen Jungfrau, der dem Christenthume und der katholischen Kirche begeisterte Lobreden hält, sogar im Tell, ohne irgendwie dazu gedrungen zu sein, dem Papste huldiget und rohe, unmenschliche Volks- und Umsturzwirthschaft ausdrücklicher, energischer und pathetischer, als je ein anderer Dichter in der Welt, beklagt und verwünscht. Als man zu Mainz im November 1859 eine dreitägige Schillerfeier anordnete, ließ man über der Schillerbüste die Aufschrift: „Es werde Licht" prangen. Was man meinte, war das Licht des Illuminatenthums, der Freimaurerei, des Reformjudenthums, der französischen Aufklärung und Vernunftanbetung vom vorigen Jahrhundert her, des Materialismus und Atheismus jener Zeit und jenes Volkes,

---

1) „Der Eine (Franziscus) von Inbrunst ganz seraphisch; der Andere (Dominicus) durch Weisheit ein Wiederschein vom Cherubglanze." Parad. XI. 38

wie er jetzt auch bei uns graſſirt und ſeine herz- und hirnloſe Rolle ſpielt. Es hat nie einen gröſſeren Feind dieſes Lichtes gegeben, als Schiller in ſeiner reinen, beſonnenen Lebens- und Dichterzeit war. Das muß dieſem Betruge gegenüber einmal entſchieden ausgeſprochen und klar gemacht werden. Meinen denn die Herrn, wir Deutſche könnten nicht mehr leſen und verſtehen, was ſchwarz auf weiß und in ſo gutem, neuem Deutſch in unſeren allverbreiteten Schilleraus gaben ſteht? Wahrlich unſere Langmuth war groß, daß wir nicht längſt ſchon eine Dreiſtigkeit, für die ſich gar kein entſprechender Name finden läßt, mit Ruthen gezüchtigt und an den Pranger geſtellt haben!

Da rühmen ſie dieſen Dichter als einen ſo vorzüglich deutſchen und vaterländiſchen. Neulich bei dem Schillerbanket zu Mainz wurde auch ein Toaſt auf Georg Forſter ausgebracht, den Franzoſenfreund und Vaterlandsverräther, der eine ſo wüthende Rolle wider die deutſchgeſinnten Mainzer geſpielt. Auch auf ein Denkmal für ihn iſt angetragen worden [1]). So deutſch, ſo vaterländiſch meinen es dieſe Herrn!

---

1) Mainzer Abendblatt vom 29. Octb 1862. Siehe ebenda-

Ich bin hier noch gnädig und sage nicht Alles, was ich weiß. Ich habe namentlich eine Untersuchung über Schiller's Tod und Begräbniß weggelassen, was ich deßhalb bemerken muß, weil in den abgedruckten Abhandlungen einige auf jene Darstellung bezügliche Stellen unterdrückt wurden und die Lücken nicht immer bis zur Unmerklichkeit zu tilgen waren. Freunde, die sich über die erwähnten, mit eigenthümlichen Umständen verknüpften Vorgänge ihre Gedanken machen, hatten mich aufgefordert, darüber zu sprechen. Andere glaubten, es wäre besser, dergleichen Untersuchungen vor der Hand noch ruhen zu lassen, und ich folgte diesem Rath. Was ich hier gebe, hat sein besonderes Interesse und kann sehr gut für sich stehen, ja thut wohl eine um so bessere Wirkung, da Conjekturen möglichst vermieden sind und kaum Etwas vorkommen dürfte, was nicht die ganze Welt gern oder ungern wird zugeben müssen. Auf eine Thatsache läßt sich immerhin schon hinweisen: „Der Liebling des deutschen Volkes", dem jetzt eine förmliche Vergötterung zu Theile wird, ist in ähnlicher Weise bestattet worden, wie zwei andere große Männer Deutschlands, über deren Lebensausgang und

selbst Nr. 257 f. und die Schrift des Professors Klein: „Zurückweisung der Tischrede Moleschott's". Mainz 1862.

Begräbniß ich in einem früheren Hefte meiner Zeitschrift „Aus der Mansarde" gesprochen habe. — — Lessing, Mozart, Schiller bilden in dieser Beziehung eine Trias, welche die Geschichte nicht vergessen wird. Für die Begräbnißweise Schiller's sind zwar mildernde Umstände vorgebracht worden; doch wollen sich nicht Alle damit abspeisen lassen. Man sehe vor der Hand, was Palleske in seinem Buche über Schiller's Leben und Werke [1]) bemerklich gemacht, so wie auch den Aufsatz von Schwab in der Gartenlaube [2]). Man wird hier die unbegreiflichsten Dinge, die empörendsten Thatsachen finden. Besonders schlimm kommen bei diesen Schriftstellern und Berichterstattern zwei Personen weg: Professor Voß, der sich bei Schiller's Krankheit und Tod so viel zu schaffen gemacht und dann bei seinen Berichten darüber in so große Widersprüche verwickelt hat, und Consistorialrath Günther, von welchem kaum zu erlangen war, daß die Leiche des Dichters von einigen seiner Freunde und Verehrer und nicht, wie angeordnet

---

1) Berlin 1859. Bd. II. Anhänge S. 409 ff. unter den Aufschriften: „Zu Schiller's Tod" und „die Beerdigung".

2) Jahrgang 1859. Nr. 46 f.

war, auf das Unwürdigste von bezahlten Trägern aus der Schneiderzunft zu Grabe gebracht wurde.

Wenn der große Todte damals eine stille Schmach erlitt, so erleidet er jetzt eine laute, festliche, prangende. Denn von einer Partei, die er so entschieden verachtete und verabscheute, zum Chef, Patron und Gott gemacht zu werden, das wird er sich selber schwerlich zur Ehre rechnen. Wenn er darum weiß und auf diese Festivitäten und Apotheosen hinschaut, wie mag es ihm zu Muthe sein! Er nimmt es vielleicht als eine Buße für die dichterischen Sünden seiner früheren Jahre hin; es ist sein Purgatorium. Beruhige dich, edler Geist! Wir sind auch zur Stelle; wir werden dich nicht in diesem Schmutze lassen; wir werden deine Ehre retten.

Inhalt.

		Seite
A.	Die Metamorphose	1
B.	Ueber Wallenstein	97
C.	Ueber die Jungfrau von Orleans	111
D.	Verstand und Wundergläube. „Pucelle“ und „Jungfrau von Orleans“	131
E.	Der Dichter ein Seher	135
F.	Schiller's Charakterisirung in der „Gartenlaube“	138

A.

Die Metamorphoſe.

Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Göthe.

Wer war mehr in beſtändig fortſchreitender Entwicklung begriffen, als Schiller?

Hoffmeiſter,
Schillers Leben III. S. 134.

In der Hand der Poeſie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden ſeiner Kinderjahre zurück.

Hoffmeiſter daſelbſt V. S. 380 f.

— — — — — — — —

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begrüßet ihn die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen

Die Engel im „Fauſt."

„Hier iſt es hell; hier ſteigt der Sonne Pracht,
Die tagende; dort grauſet eine Nacht,
Die nie ein Strahl, ein leuchtender, zerriß."
Du ſagſt es, und dir iſt es ſo gewiß;
Ich ſelber einſt gab' ihm ſo gedacht.
Allein die Dinge ſind ſo einfach nicht;
Sie zeigen uns ein wechſelnd Angeſicht.
Das Licht verwandelt ſich in Finſterniß,
Die Finſterniß wird plötzlich oft zum Licht.
Was ein entflammter Jugendeifer preiſt,
Wie oft verwirft's der reifgewordne Geiſt!
Und das vielleicht, dem man Vernichtung ſchwört,
Das iſt's, dem endlich unſer Herz gehört.
Wer tiefen Grundes nach dem Wahren ringt,
Wer unermüdet immer weiter dringt,
Wie ſollte dem ohn' Ende fort und fort
Die Sohle haften an dem alten Ort!
Es bleibt zu weltverwirrendem Behufe
Am wenigſten auf ſeiner Jugendſtufe
Ein Schiller ſteh'n. Ihn nimmt der Lüge Wort
Nicht immer ein; ihm tönen andre Rufe,
Ihm winkt von oben her ein andrer Port.

1.

Schiller, dieſer „Liebling der Nation", ſteht in der Vorſtellung und Verehrung dieſer Nation als eine einfache, ſich ſelbſt gleiche Größe da. Denn von den Unterſcheidungen, welche gründlicher forſchende Beurtheiler und Biographen in Hinſicht ſeiner verſchiedenen Entwicklungsperioden, veränderten Standpunkte und Denkarten machen, kommt nicht viel in's allgemeine Publikum. Die Werke, in welchem ſeine Muſe den negativen Zeitideen dient, ſind in vorwiegendem Andenken; es wird bei Erwähnung und Erhebung dieſes Dichters vornehmlich auf ſie der Accent gelegt; es werden ſogar ſolche, die ein ganz anderer Geiſt beſeelt, wie Wilhelm Tell und die Jungfrau von Orleans, dazu gerechnet, und die Herren Demokraten und Revolutionäre haben namentlich im Jahre 1859, wo ſie Schiller's Ruhm und Popularität in ihrem Sinn und Intereſſe auszubeuten bemüht waren, dann auch wieder gelegentlich bei dem großen Schützenfeſte zu Frankfurt, recht gefliſſentlich nur die ihnen zuſagende Seite deſſelben hervorgehoben und die andere dermaßen ignorirt und in

Schatten gestellt, daß dem Volke nur ein ganz einfaches, an keinerlei bedenklichem Zwiespalt und Bruche mit sich selber leidendes Charakterbild vor Augen trat. Und so wird Schiller meist nur als ein enthusiastischer Vertreter der modernen Freiheitsideen, zugleich auch als deutscher Patriot und Vaterlandsfreund in dem gemeinen, beschränkten Sinne des Wortes betrachtet, so viel auch in Schiller's Produkten damit in allerausdrücklichstem Widerspruche steht, wie wenn er die Freiheit in's Reich der Träume verweist, und das vaterländische Interesse als eine Jugendstufe des Menschengeschlechtes bezeichnet, die bei denkenden Menschen nur noch in Beziehung auf die allgemeine Geschichte der Gattung Statt finden könne [1]). Hat man doch selbst zu behaupten gewagt, daß politische Freiheitsideen die Seele aller seiner poetischen Leistungen vom Anfange seiner Laufbahn bis an sein Ende gewesen [2]). Auch zu

---

1) Vergl. unten in dem Aufsatze: Schiller's Charakterisirung in der „Gartenlaube."

2) „Vor Allem ist Schiller in seinen Dramen der Dichter der Freiheit, die sich wie ein rother Faden durch seine Werke, vom ersten bis zum letzten zieht." Gartenlaube 1859. S. 46. S. 666. Daß hier nur jene äußerliche Art von Freiheit oder Freiheitsstreben gemeint, die mit der schmählichsten Abhängigkeit der Seele von rohen und wilden Trieben und Leidenschaften gepaart sein kann, und es in der Regel wirklich ist, das ist aus dem Zusammenhange klar.

confessionellen Reibungen hat man das Schillerische Säcularfest benützt, hat behauptet, alles Verdienstliche, Classische und Glänzende in unserer Nationalliteratur sei ein specifisch protestantisches Produkt, und so den katholischen Theil der Nation, als eine imbecille und inferiore Menschenart, mit aristokratischer Ausschließung und kränkendem Uebermuthe behandelt [1]), wobei man ebenfalls wieder zu ignoriren für gut befunden, was für wesentliche Concessionen ein Lessing, Göthe, Schiller dem Katholicismus gemacht, und was für glänzende Schilderungen des katholischen Glaubens und Cultus besonders bei Letzterem begegnen. — Auf der anderen Seite gibt man, in Rücksicht auf die spätere Periode der Schillerischen Geistesentwicklung, wo so viel auffallend Katholisches zu Tage gekommen, sogar dem Gedanken einer Conversion, eines stillen, der Welt unbekannt gebliebenen Uebertrittes des großen Dichters zur katholischen Kirche Raum. Sei es, daß ein solcher nicht Statt gefunden — Schiller war dennoch Convertit, wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdruckes, indem seine politischen und religiösen Ansichten, namentlich was Christenthum und Katholicismus betrifft, in seiner späteren Lebensperiode eine wesentliche Umgestaltung erlitten haben. Ein Convertit oder Conversus ist, etymologisch verstanden, ein Um-

1) Vergl. unser erstes Mansardenheft S. 137 f.

gewendeter und Umgewandelter; und das ist man nicht bloß im Falle eines förmlichen, feierlichen Uebertrittes von einer Confession und Kirche zur anderen. Das Erste, Hauptsächlichste, Wesentlichste ist die innere Metamorphose, die Conversion der Denkart und Gesinnung, der Betrachtungs- und Empfindungsweise. Und daß eine solche bei Schiller wirklich vorgegangen, ist nicht nur Meinung und Conjectur; es läßt sich evident nachweisen, und ich lade meine Leser ein, sich mit mir der hier folgenden, diesen Nachweis liefernden Betrachtung hinzugeben.

2.

Die drei größten Heroen unserer nationalen Literatur und Geistesentwicklung: Lessing, Göthe und Schiller sind alle nicht so ganz einfach zu beurtheilen, unter eine gangbare Rubrik zu bringen, und als durchaus sich selbst gleiche Repräsentanten eines bestimmten Standpunktes zu betrachten, wie es der Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit freilich am bequemsten, so wie am gemäßesten zur Erreichung von Parteizwecken ist. Ich bin auf jene Männer, auf welche Deutschland mit Recht stolz ist, für welche man aber noch nicht den rechten Maßstab der Beurtheilung gefunden hat, schon mehrmals, wie in der „dreifachen Krone Roms", in der Conversionsschrift und in den Mansardenheften zu sprechen gekommen. Lessing, „der große Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts", wie

man ihn betitelt hat, war vielmehr ein Verächter und Gegner der hohlen Aufklärer und Modetheologen seiner Zeit. In seinem Kampfe mit der protestantischen Orthodoxie wurde er fast ganz in den Katholicismus hineingedrängt; er polemisirte von katholischen Standpunkten aus, und sein Bruder bat ihn, sich in Acht zu nehmen, daß er nicht für einen wirklichen Katholiken ausgeschrien werde [1]). Was Göthe betrifft, so erinnere ich hier nur an das katholisirende Ende der Fausttragödie und an die glänzende Darstellung des katholischen Sacramenten-Cyclus in „Dichtung und Wahrheit", wobei der Autor sich so entschieden gegen seine eigene Confession und Kirche kehrt und sie einer so intelligenzlosen Verstümmelung und Verkümmerung der sinn- und geistvollen, zugleich praktisch so nothwendigen katholischen Totalität beschuldigt. Nirgends aber ist der Contrast der Ansichten, Richtungen und Tendenzen so groß und auffallend, als bei Schiller. Sein geistiges Leben, Schaffen und Wirken theilt sich in zwei scharf geschiedene Abschnitte, wovon der eine, was seine großen dichterischen Werke und Dramen betrifft, von den „Räubern" bis zu „Don Carlos", der andere von „Wallenstein" bis zum „Demetrius", seinem letzten unvollendet gebliebenen Werke geht. In jener ersteren war er, das ist Thatsache, in vollem Maße das, was

1) Aus der „Mansarde." Heft IV. S. 97 ff.

die demokratiſche Partei, namentlich bei der Schilleriſchen Säcularfeier, ſo ausſchließlich aus ihm zu machen geſucht, der abſtrakte Freiheitspoet und antikirchliche Tendenzſchriftſteller. In der zweiten ſchlug er völlig um, ſtellte ſich polemiſch der Revolution entgegen und leitete mit offenbarer Abſichtlichkeit eine neue Achtung und Ehrfurcht vor chriſtlicher Glaubensromantik, Mittelalter, Katholicismus und Papſtthum ein; das iſt ebenfalls Thatſache, und in dieſem Sinne iſt Schiller ein unläugbarer Convertit geweſen und läßt ſich als ein poetiſcher Paulus bezeichnen, der zu einem ſolchen — wunderbar und unfaßlich für den gemeinen, rationaliſtiſchen Weltſinn und Weltverſtand — aus dem feindſeligen und leidenſchaftlichen Saulus geworden, der er lange wirklich geweſen war.

3.

Um nun näher in's Einzelne und Beſondere einzugehen, ſo betrachte man vor Allem jene vulkaniſchen, ganz nur vom Geiſte der Negation und Deſtruktion erfüllten, einer politiſchen und ſocialen Umwälzung der Dinge ſo effektvoll in die Hände arbeitenden Jugendprodukte, namentlich die „Räuber", die auf dem deutſchen Theater eine ſo beiſpielloſe Wirkung hervorbrachten und ein um ſo größeres Aergerniß für Göthe waren, der damals ſeinen Jugendſturm bereits zur Ruhe gebracht und in ſeine Converſionsperiode bereits eingetreten war. Dieſer erkannte in dem Verfaſſer der

„Räuber" ein kraftvolles, aber unreifes Talent, „welches nun gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen er ſelbſt ſich zu reinigen geſtrebt, in vollem, hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegoſſen habe." Er habe glauben müſſen, all ſein Bemühen völlig verloren zu ſehen. In Gwinner's Buch über Schopenhauer [1]) wird erzählt: „Göthe lud ihn ein, den nächſten Abend bei ihm zuzubringen, da er die Räuber, die man gab, doch wohl nicht werde ſehen wollen." Anders fühlte und dachte damals das deutſche Publikum. Wie die erſten Aufführungen dieſes Stückes auf die Jugend wirkten, das läßt ſich daraus abnehmen, daß ſich damals in Leipzig unter Knaben und jungen Leuten eine Verſchwörung bildete, die ſich die Räuberbande Karl Moor's zum Muſter genommen. Schiller hatte zu dem Stücke, um ſich zu ſchützen, eine ſehr moraliſche Vorrede geſchrieben, wo nach damaliger Art von Tugend und Laſter geſprochen und die Sache ſo dargeſtellt wird, als zeichne der Dichter jene Verbrechen nur deßhalb, damit Religion, Moral und bürgerliche Geſetze „an ihren Feinden gerächt werden." — „Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer Kataſtrophe, mit Recht einen Platz unter den moraliſchen Büchern verſprechen; das Laſter nimmt den Ausgang, der ſeiner würdig iſt, der Verirrte tritt wieder in das

1) Leipz. 1862. S. 41.

Geleiſe der Geſetze, die Tugend geht ſiegend davon.“ Er ſuchte ſich vielleicht ſelbſt zu überreden, daß ſich die Sache ſo wenden laſſe. Aber nicht nur die Wirkung widerſprach; man erkannte auch ſehr wohl, weß Geiſtes Kind dies Drama ſei. „In den Räubern lief Schiller einen poetiſchen Sturm gegen die bürgerliche Ordnung,“ heißt es in einem im erſten Decennium dieſes Jahrhunderts erſchienenen Aufſatze [1]). Schiller ſelbſt hatte zu ſeinem Schulfreund Scherfenberg geſagt: „Wir wollen ein Buch machen, das durch den Henker verbrannt werden muß.“ Und wie die Bedeutung und aufregende Natur dieſes titaniſchen Jugendwerkes in den oberen Schichten der Geſellſchaft erkannt und gefürchtet wurde, ſieht man aus der Aeußerung eines Fürſten, der zu Göthe ſagte: „Wäre ich Gott geweſen, da er im Begriffe war, die Welt zu erſchaffen, und hätte ich voraus geſehen, daß in dieſer Welt ein Stück, wie die Räuber, entſtehen würde, ich hätte ſie ungeſchaffen gelaſſen.“ In Beziehung auf „Kabale und Liebe“ ſagt Schiller in einem Briefe an Dalberg: er habe ſich darin eine vielleicht allzu freie Satyre und Verſpottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart erlaubt. Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe bilden die antiſociale Anfangsperiode dieſer Dichtercarriere; im Don Carlos wollte Schiller, mehr in's Po-

1) Leipziger Literaturzeitung 1805. Nr 92.

sitive gehend, eine neue Ordnung der Dinge in Aussicht stellen. Hoffmeister[1]) erklärt sich über diese Stücke folgendermaßen: „In den Räubern, in Fiesko und in Kabale und Liebe ist eine aus dem sittlichen Unmuthe des jugendlichen Dichters hervorgehende, nur verschieden modificirte Auflehnung gegen das Bestehende die gemeinschaftliche Idee. Don Carlos liegt ganz und gar in derselben Richtung" ꝛc. Was aber in dem letzteren Stücke ganz besonders hervortritt, ist der Kampf gegen das Kirchliche, wozu der spanische Boden, auf welchem das Stück spielt, eine willkommene Gelegenheit bot. Dem Katholicismus zu schaden, das ist hier eine der Hauptabsichten des Dichters gewesen. Er hat dies in einem Briefe aus Bauerbach vom 14. April 1783 ausdrücklich erklärt. „Ich will einer Menschenart, die der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will —" Man erkennt in Schiller's Aeußerungen immer den Mann, der Etwas will, den Tendenzdichter. In späterer Zeit aber will er jener „Menschenart" nicht mehr so wehe thun; er sieht ein, daß er, wie in unserem Zeitalter die Sachen stehen, seinen Dolch nach einer ganz anderen Seite hin zu kehren habe. Sein Don Carlos liegt in den jetzigen Ausgaben nicht mehr in seiner ersten Gestalt vor; es ist viel ge-

1) Schillers Leben. I. S. 282.

ſtrichen worden; die herbſten Angriffe finden ſich in dem Texte, welcher — bis zur 8. Scene des 3. Actes — in der rheiniſchen Thalia erſchien. Es ſind namentlich die nachher unterdrückten Stellen, wo Domingo geſchildert wird, oder wo er durch die ihm in den Mund gelegten Aeußerungen ſich ſelbſt zeichnet. Man kann darüber bei Hoffmeiſter[1]) nachſehen, der dergleichen Stellen als für den damaligen Schiller charakteriſtiſch ausgehebt und mittheilt.

4.

Aus Feindſchaft gegen die katholiſche Kirche iſt ferner auch der „Geiſterſeher" geſchrieben, der in den Jahren 1786—89 in Dresden und Weimar entſtand. Es ſollten die Jeſuiten mit den ihnen Schuld gegebenen fabelhaften Machinationen zur Darſtellung kommen. Ein proteſtantiſcher Prinz wird katholiſch gemacht. „Der Zweck iſt, zu zeigen," ſagt Hoffmeiſter, „wie gewiſſe Mitglieder einer Religionspartei Perſonen vom höchſten Rang an ſich ziehen, um durch ſie politiſche Abſichten zu erreichen. Denn die verborgene Macht, deren zuſammenwirkende Glieder der Armenier, der Sicilianer, der Kardinal A*** ꝛc. ſind, will eigentlich nichts Anderes, als durch den Prinzen für die Kirche einen Thron erwerben. Da hat ſie nun Alles auf eine bewundernswürdige Weiſe angelegt, um ſich des Prinzen zu bemächtigen" ꝛc. Dieſer antikatho-

1) Schillers Leben. I. S. 295 ff. 302.

liſche Tendenzroman wurde nicht vollendet. Schiller ſoll in ſpäteren Jahren geäußert haben, er müſſe unter ſich ſelbſt herabſinken, wenn er den Geiſterſeher fortſetzte, wiewohl er für kein anderes ſeiner Werke ein ſo anſehnliches Honorar erhalten könne[1]). Statt ſeiner hat nachher Eugen Sue die Sache über ſich genommen und ſich mit einem dieſelbe Abſicht verfolgenden Romane viel Geld verdient. Aber wie konnte Schiller dies Werk zu verfaſſen anfangen, wenn es unter ſeiner Würde war, daſſelbe fortzuſetzen? Er fing es wahrſcheinlich in redlicher Meinung und gutem Gewiſſen von ſeinem damaligen Standpunkt aus zu ſchreiben an; erkannte aber bald, daß er auf einem objectiv ſchlechten, lügenhaften Wege ſei. Er war ein ehrlicher Mann und wollte Nichts gegen ſeine Ueberzeugung thun. Es bedarf in der That keiner ſo abgefeimten Schlauköpfe, wie die Jeſuiten ſein ſollen, keiner ſo erſtaunlichen Machinationen, wie ſie angeblich in's Werk geſetzt werden, um Convertiten zu machen, ſelbſt fürſtliche. Ich z. B. habe mich vor meinem Entſchluſſe, katholiſch zu werden, weder mit einem Jeſuiten, noch

1) Hoffmeiſter II. S. 27 ff. 31 f. Palleske in ſeinem biographiſchen Werke. Berlin 1859. II. S. 29. ſagt: „Man hat gefragt: warum er den Roman nicht vollendete. Die Antwort iſt: weil er ihn noch während der Arbeit verachtete. Eine Farce nennt er ihn, eine Schmiererei, bei der er ſich eines ſündlichen Zeitaufwandes bewußt wird."

ſonſt mit einem katholiſchen Geiſtlichen berührt; und Schiller ſelbſt wurde ſpäterhin dem Katholicismus, wenn nicht ganz in die Arme geführt, doch wenigſtens weſentlich genähert, wobei ohne Zweifel ſein eigener innerer Lebens- und Denkprozeß in Verbindung mit ſeinen welthiſtoriſchen Beobachtungen und Erfahrungen die einzige, oder doch hauptſächlichſte Rolle geſpielt. Ein redlich und raſtlos nach Wahrheit ſtrebender Sinn und Geiſt, die ungeheuere Predigt der Weltgeſchichte und Gottes geheime Kraft und Macht — das ſind die Jeſuiten, die die Begeiſterung des Progreſſiſten dämpfen, den Ungläubigen bekehren und den Proteſtanten trotz all der ihm eingepflanzten und zur Natur gewordenen Antipathie katholiſch machen. Und was die Throne betrifft, die man angeblich zu erobern bemüht iſt, ſo iſt an Chriſtina von Schweden, die Tochter Guſtav Adolph's, zu erinnern, die, indem ſie in den Schooß der Kirche zurückzukehren beſchloß, zu gleicher Zeit von ihrem Throne ſtieg, den ſie als Katholikin nicht mehr einnehmen konnte. Hier waren wirklich Jeſuiten im Spiele; aber die Königin ſelbſt ließ ſie nach Stockholm kommen. Sie ward nicht durch ſchlaue Manöver von ihnen umgarnt und gefangen genommen; ſie hatten im Gegentheile ihr gegenüber einen ſehr harten Stand; denn ſie mußten dieſer intelligenten Fürſtin nicht allein über die confeſſionellen Differenzpunkte, ſondern auch über die

allgemeinen Gründe des Christenthums und der positiven Religion Rede stehen [1]).

Revolutionär und antikatholisch sind vorherrschend auch Schiller's historische Arbeiten. So vor Allem die Geschichte des Abfalls der Niederlande. Durch sie wollte Schiller, wie er selbst bemerkt, zum Bewußtsein bringen, was Menschen für die gute Sache wagen dürfen und was sie ausrichten mögen durch Vereinigung. Hier wird noch auf Menge und Masse Gewicht gelegt, was späterhin ganz weggefallen ist. Eine nachher unterdrückte Stelle [2]) lautet folgendermaßen: „Die Kraft, womit dieses Volk handelte, ist nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen." Hoffmeister [3]) sagt: „Ein Marquis Posa würde diese Geschichte eben so geschrieben haben. Ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution schrieb der deutsche Schriftsteller nach denselben Ideen, welche bei jener in Frage kamen, seine Geschichte des Abfalles der Niederlande."

Es ist meine Absicht nicht, Alles, was hieher ge-

---

1) Nur gelegentlich sei bemerkt, daß man der nach ihrer Abdankung katholisch gewordenen Fürstin in Stockholm nicht einmal Privatgottesdienst gestattete. Protestantische Toleranz!

2) Im „deutschen Mercur." Erstes Vierteljahr 1788. S. 6.

3) Schillers Leben. II. S. 126.

zogen werden kann, anzuführen und in's Licht zu ſetzen, da es für meinen Zweck nicht nöthig und eine unnütze Ausführlichkeit wäre. Viele lyriſche Poeſien, Lehrgedichte und Epigramme der früheren Periode, beſonders die Götter Griechenlands, dann die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und andere proſaiſche Arbeiten Schiller's legen uns ſeinen früheren politiſchen, religiöſen und confeſſionellen Standpunkt vor Augen und athmen mehr oder weniger den deſtruktiven Geiſt dieſes Zeitraumes. Dieſe Seite des großen Mannes iſt nur allzu bekannt und anerkannt, und es iſt hier nur des Gegenſatzes und Contraſtes wegen ſo viel darüber in Erinnerung gebracht worden. Angelegentlicher und citatreicher werden wir uns mit der anderen, von der Viele Nichts wiſſen oder Nichts wiſſen *wollen*, zu beſchäftigen haben.

5.

Ungefähr ein Decennium lang hat ſich Schiller dem Staate, der Geſellſchaft, der Kirche gegenüber als mächtig wirkendes Organ der negativen und deſtruktiven Zeitrichtung bethätigt. Die Räuber ſind hauptſächlich im Jahr 1780 ausgearbeitet worden und 1781 im Druck erſchienen. Im Jahr 1787 erſchien Don Carlos, 1788 traten die Götter Griechenlands und die Geſchichte des Abfalles der Niederlande, 1789 der Geiſterſeher, 1791 ff. die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges an's Licht. Damit ſtand Schiller auf der Höhe der Nega-

tion; damit war der erſte Schiller, derjenige, dem „die Gartenlaube“ huldigt, den man 1859 ſo überſchwänglich geprieſen und gefeiert, auf den man ſich auch wieder 1862 beim Frankfurter Schützenfeſte und anderwärts bezogen und berufen hat, fertig; von da an bereitete ſich ein Umſchwung vor, von dem bei den demokratiſchen Lobpreiſungen des Dichters Nichts verlautet, den wir aber um ſo nachdrücklicher hervorzuheben und geltend zu machen veranlaßt ſind. Unter dem Druck und Zwange der Karlsſchule zu Stuttgart, dem geiſtlichen Berufe entriſſen, dem er ſich zu widmen wünſchte, wurde einer der edelſten Geiſter und genialſten Menſchen, die je gelebt haben, zu einem antiſocialen und antikirchlichen Geiſtesrieſen, der alle die Menſchheit bindenden Feſſeln zu zerſprengen rang. Als ſolcher hatte er ſich, auf der Höhe dieſer Entwicklung ſtehend, auch formell ausgebildet; er wüthete, ſo zu ſagen, mit Geſchmack, als er 1789 ſein akademiſches Lehramt in Jena antrat. Aber ſchon die Vollendung des dreißigjährigen Krieges machte ihm keine Freude mehr; er hörte auf, dergleichen Produkte zu erzeugen und als Zündſtoffe in die Welt zu ſchleudern, ja es trat in ſeiner dichteriſchen Thätigkeit ein auffallender Stillſtand ein. Von 1790—94 wurde nicht ein einziges Originalgedicht fertig; es konnte ſcheinen, daß ſich ſeine ſchaffenden Geiſteskräfte in jenen titaniſchen Manifeſtationen bereits erſchöpft hätten. Merkwürdig iſt,

daß ihn gerade zur Zeit dieſes Wendepunktes 1791 eine lebensgefährliche Krankheit befiel. Es iſt, als ob hier der erſte Schiller, der Titane, geſtorben wäre, damit der zweite, der Romantiker und Schöpfer einer „Maria“ und „Johanna“, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche hervorgehen könne, was ſich auch in einer körperlichen Kriſis dargeſtellt zu haben ſcheint. Die phyſiſche Natur erhob ſich nicht mehr zu ihrer normalen Beſchaffenheit. Von einem Gebrochenſein des Geiſtes und Charakters aber kann in Rückſicht der nun folgenden Periode keine Rede ſein. Im Jahre 1795 fing Schiller ein neues, ſeiner Bedeutung nach total verändertes Dichterleben an. Er warf eine Reihe der herrlichſten poetiſchen Gebilde aus ſeinem Innern heraus, in welchen ſich das Wehen eines ganz anderen Geiſtes verſpüren ließ, als der die früheren Produkte durchſtürmende geweſen war. Eine entſchiedene Polemik gegen revolutionäres Gebahren, eine tiefe Verachtung der Menſchheit und des Volkes im Sinne der demokratiſch verehrten und benützten Menge und Maſſe, eine ausdrückliche Wiederanerkennung des Chriſtenthums und eine für Proteſtanten höchſt bedenkliche Hinneigung zum Katholicismus — das iſt es, was ſich in den Geiſteserzeugniſſen dieſer Periode bemerklich macht. Dieſelbe erſtreckt ſich, ohne daß ein Nachlaß oder Abſchluß ſichtbar, bis an Schiller's Tod, der ihn mitten im Beginn einer neuen, bedeutſamen Arbeit (des „Demetrius“) überraſchte.

6.

In welchem Grade Schiller ſich erſtlich von der revolutionären Richtung abwendete, der er früher hingegeben war, das bezeugt auf das Beſtimmteſte ſeine „Glocke," die aus dem Jahre 1799 iſt. Ich brauche die gegen die Revolution geradezu polemiſirenden Stellen, die wohl Jeder auswendig kann, nicht herzuſetzen. Auch das kleine Gedicht von ihm, welches den Namen „Wilhelm Tell" führt, und urſprünglich in ein Exemplar des ſo betitelten Schauſpiels geſchrieben war, iſt zu erwägen; der Dichter entſchuldigt ſich hier gewiſſermaßen, daß er ein Freiheitsthema behandelt habe, und erklärt den Unterſchied des ſchweizeriſchen Aufſtandes von einer Staatsumwälzung, wie die franzöſiſche war [1]).

1) Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme ſchürt,
Wenn ſich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laſter ſchamlos ſich befreien,
Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löſt, an dem die Staaten hängen, —
Da iſt kein Stoff zu freudigen Geſängen.

Doch wenn ein Volk, das fromme die Heerde weidet,
Sich ſelbſt genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Und ſelbſt im Zorn die Menſchlichkeit noch ehrt,
Im Glücke ſelbſt, im Siege ſich beſcheidet;
— Das iſt unſterblich und des Liedes werth" u. ſ. w.

Eine grenzenloſe Verachtung der Mehrheit, Menge und Maſſe, welche die Kategorie der Demokratie, das Idol, dem ſie räuchert, und die Armee iſt, die ſie für ihre Zwecke in's Treffen führt, drückt ſich beſonders in einigen 1796 entſtandenen Diſtichen[1]) und im Demetrius, ſeinem letzten unvollendeten Werke aus, deſſen Tendenz entſchieden antidemokratiſch iſt, und die Blindheit, Rohheit und Unvernunft der ſich maſſenhaft bethätigenden Menſchheit recht abſichtlich an den Pranger ſtellt[2]). Es kommen weiter diejenigen

1) Unter dem Titel: „Majestas populi" heißt es:

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

So ferner:

Ehret ihr immer das Ganze! Ich kann nur Einzelne achten;
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Kannſt du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht! Vielen gefallen, iſt ſchlimm.

2) Hier ſagt Sapieha:

„— — — — — — — — — — die Mehrheit?
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bei Wenigen nur geweſen.
Man ſoll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Der Staat muß untergeh'n, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet."

Produkte in Betracht, in welchen Schiller ausspricht, daß er sich in seinen Hoffnungen und Erwartungen auf's Schmerzlichste getäuscht habe und die Zielpunkte seines bisherigen Strebens aufzugeben genöthigt sei. Solche Bekenntnisse legt er in den „Idealen" ab, welche im Jahr 1795 entstanden [1]), und in dem „Pilgrim," der 1803 geschrieben wurde. Er beschreibt hier in allegorischer Weise sein ganzes vergangenes Leben; er klagt, daß ihn die Orakel seiner Jugend betrogen, daß ihm all sein Ringen und Kämpfen keine Frucht getragen habe; und ich müßte mich sehr irren, wenn eine Stelle darin nicht auf einen gewissen Orden anspielte [2]).

---

1) „Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Tag erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt."

u. s. w. Und weiterhin:

„Des Wissens Durst blieb ungestillt;
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild."

2) „Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort.
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort!

Beachtenswerth scheint mir hiebei folgende Stelle eines Briefes zu ſein, welchen Schiller unter dem Datum „Mannheim, den 11. September 1783“ geſchrieben: „Vor einigen Tagen hat mich ein reiſender Freimaurer beſucht, ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und einem großen, verborgenen Einfluß. Der hat mir geſagt, daß ich ſchon auf verſchiedenen Freimaurerliſten ſtünde, und mich inſtändig gebeten, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen. Er verſicherte mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Ausſicht ſei“ [1]). Im Jahre 1787 kam Bode, Illuminatus dirigens, nach Weimar und berührte ſich mit Schiller [2]). In den

Und zu eines Stroms Geſtade
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend ſeinen Pfaden
Warf ich mich in ſeinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich ſeiner Wellen Spiel.
Vor mir lag's in weiter Leere,
Näher war ich nicht dem Ziel.“

Da die allgemeine Richtung zum Lichte hin ſchon vorher ausgedrückt iſt, ſo muß hier mit dem nach Morgen fließenden Strome etwas Beſonderes gemeint ſein; und nun frage man ſich, was das ſein könne!

1) Car. v. Wolzogen, Schiller's Leben. Stuttg. u. Tübingen. 1851. S. 78 f.

2) Palleske, Schiller's Leben. II. S. 75.

Briefen über Don Carlos, die zuerst im deutschen Mercur erschienen, wozu Schiller in den Jahren 1788 und 1789 Beiträge gab, sagt er, sein Posa suche die für die Menschheit so wichtigen Zwecke der Illuminaten und Freimaurer zu realisiren, nämlich durch einen Fürsten, wie jene durch einen geheimen Bund. Zu gleicher Zeit erklärt er zwar, daß er weder Illuminat noch Maurer sei[1]); aber eine gewisse Beziehung zu diesen Verbindungen verräth sich gleichwohl in seinen Aeußerungen; man hat ihn wohl — was braucht man mit einem solchen Mann Komödie zu spielen? — ohne Weiteres so tief in den Kern der Sache eingeweiht, daß ihm das graduelle Aufsteigen erspart, daß er über formelle Theilnahme und symbolische Spielereien hinausgehoben war,

1) „Ich bin weder Illuminat noch Maurer. Aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, das will der Letztere, durch einen Fürsten nämlich, der die Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen" ꝛc. So viel ist hieraus mit Gewißheit zu ersehen, daß Schiller in seiner früheren Periode sich in innerer, geistiger Einheit mit jenen Verbindungen wußte.

und somit immerhin, ohne zu lügen, sagen konnte, daß er jenen Verbindungen nicht förmlich angehöre. Noch dürften hier folgende Briefstellen Beachtung verdienen. Schiller schrieb an Göthe am 14. Juni 1799: „Mellisch brachte einen Fremden aus dem Walliser Land mit, der mit deutschen gelehrten Sachen nicht unbekannt schien, und über die neuere Philosophie sogar, so weit sich darüber in französischer Sprache reden ließ, nicht unvernünftig sprach. Es mag indessen irgend eine geheime Bewandniß mit ihm haben." Und dann am 26. Juni: „Der Franzose, der neulich mit Mellisch bei mir war und sich heute wieder einstellte, hat mir die Zeit und Stimmung genommen, um Ihnen heute so viel über das Propyläenstück zu sagen, als ich Willens war [1])." Auch hier verräth sich eine mysteriöse Berührung, zugleich aber auch eine eingetretene Entfremdung Schiller's nach dieser Seite hin. Er klagt, daß ihm der zudringliche Fremde Zeit und Stimmung raube. Die Aufgebung seines politischen und socialen Idealismus und Progressismus drückte Schiller auch in einem seiner großen dramatischen Werke aus, im „Wallenstein" nämlich, auf den wir unten näher zu sprechen kommen werden.

In Rücksicht auf das von Schiller so tief verachtete

1) Briefwechsel V. S. 72. u. 81.

Christenthum [1]) ist das kleine, aus dem Jahre 1795 herstammende Gedicht: „Die Johanniter" wichtig, an dessen Schlusse er die Religion des Kreuzes als die einzige preist, welche Demuth und Kraft verbinde [2]). Eine pessimistische Ansicht in Beziehung auf das zu erwartende Resultat des weltgeschichtlichen Prozesses, auf das Schicksal des besseren Menschen auf Erden und auf das selbstständig menschliche Erkennen mit Verweisung auf ein transcendentes, jenseitiges Ziel tritt in den Worten des Wahnes auf [3]). Dieses Gedicht scheint

---

1) Man sehe den Schluß des Gedichtes an Rousseau, das aus dem Jahre 1782 ist!

2) „Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!"

3) Der Mensch täusche sich, sagt Schiller,
„So lange er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen, —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu. —
So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde;
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergängliches Haus. —

ſich, bei oberflächlicher Anſicht, auf ein früher verfaßtes: „Die Worte des Glaubens“ zu beziehen und in verneinender und abweiſender Form daſſelbe ausſprechen zu ſollen, was dort poſitiv ausgedrückt iſt. Dem aber iſt nicht ſo. Das ſpätere Gedicht iſt vielmehr im Widerſpruch mit dem früheren und beurkundet einen bedeutenden Fortſchritt in der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung, die ſich bei Schiller in ſeiner zweiten, convertirenden Periode ausbildete. Dort ſucht er noch ſeine progreſſiſtiſche Freiheitsidee zu retten, wiewohl dieſelbe durch die Gräuelthaten der franzöſiſchen Revolution bereits bedeutend erſchüttert worden war. Wenn er nun aber ſagt, es ſei ein Wahn, zu glauben, daß das Rechte und Gute jemals auf Erden den Sieg davon tragen werde, die Erde gehöre nicht dem guten, ſondern dem ſchlechten Menſchen, ſo iſt es mit der Feſthaltung der progreſſiſtiſchen Ideen und Tendenzen, die Schiller früher

---

So lang' er glaubt, daß dem ird'ſchen Verſtand
Die Wahrheit je wird erſcheinen;
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du ſterkerſt den Geiſt in ein tönend Wort;
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſah'n,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre!“ ꝛc.

hegte, nothwendig aus. Denn wenn der Mensch, worauf dort noch gerechnet ist, seine Ketten bricht, was soll es helfen? Das Rechte, das Gute kommt doch nicht zu Stande, die Erde gehört dem Guten doch nimmermehr. Man müsse den Feind, heißt es in dem zweiten Gedichte, frei in den Lüften ersticken, weil er, wie jener Riese, auf der Erde stets neue Kraft gewinne. Das ist der Uebergang in eine höhere, über das Irdische hinaus gelegene Region, der transcendente Sprung, der auch in den Worten liegt, daß der Gute hienieden ein Fremdling sei, der auswandere und eine unvergängliche Wohnung suche. Ein hieran sich schließendes, sehr merkwürdiges Gedicht ist ferner „die Sehnsucht", deren Entstehung in das Jahr 1801 fällt. Es wird hier die Nothwendigkeit eines unvermittelt kühnen Sprunges in die Wunderwelt des Glaubens gelehrt, welcher selbst schon ein sich über alles Bedingte in Natur und Menschengeist hinausschwingendes Wunder sei [1]). Um speciell

---

1) „Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch es wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

vom Katholicismus zu ſprechen, dem Schiller in ſeinen früheren Werken — wie dem Don Carlos, den hiſtoriſchen Werken mit ihren tendenziöſen Schaudergemälden, dem Geiſterſeher — ſo weh zu thun befliſſen war, ſo ſehen wir nun in der Converſionsperiode das merkwürdigſte Gegentheil in einer ganzen Reihe von Gedichten und Dramen theils durchherrſchen, theils wenigſtens in einzelnen Stellen derſelben hervortreten. Dahin gehört „der Gang nach dem Eiſenhammer", wo die katholiſche Meſſe nicht nur mit Sachkenntniß, ſondern auch mit fühlbarer Anerkennung und Liebe beſchrieben wird; „Wallenſtein," wo eine ſo merkwürdige Schilderung kirchlicher Andacht eingeſchaltet iſt, wie ſie das in dieſem Stücke zu löſende künſtleriſche Problem keineswegs foderte [1]); „der Kampf mit dem Dra-

---

Einen Nachen ſah ich ſchwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Friſch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen;
Denn die Götter leih'n kein Pfand.
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland."

1) „Wo denken Sie, daß ich geweſen, Tante? —
Doch keinen Spott! Mich ängſtete des Lagers
Gewühl, die Flut zudringlicher Bekannter,
Der fade Scherz, das nichtige Geſpräch;

chen", wo das katholische Princip der Demuth und des Gehorsams hervorgehoben und wo ihm im Conflict mit

---

Es wurde mir zu arg, ich mußte fort,
Stillschweigen suchen diesem vollen Herzen
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
Es ist ein Kloster hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes;
Ein schlecht Gemälde war's, doch war's der Freund,
Den ich in diesem Augenblicke suchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche gesehen
In ihrem Glanz, die Inbrunst der Verehrer!
Es hat mich nicht gerührt. Und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, so wie die Liebe."

So Max Piccolomini, eine der Lieblingsgestalten des Dichters, welcher er ohne Zweifel seine eigenen Erfahrungen und Empfindungen leiht. Man sieht hieraus, daß Schiller nicht bloß durch die blendende Seite des katholischen Cultus angezogen wurde, wie er sie in der „Maria Stuart" beschreibt. Hier im Wallenstein wird die Andacht ganz im Gegentheil an eine künstlerisch geringfügige und werthlose Darstellung geknüpft. Es ist das Herz, das liebende Herz, welches seine warme, innige Rolle spielt, den Himmel in sich aufnimmt und beide Welten, die diesseitige und die jenseitige, verknüpft. Der kalte, glaubens- und gemüthlose Verstand wird in der Gräfin danebengestellt, gegen deren rationalistische Kritik und spöttisches Lächeln Max sich zu verwahren genöthigt ist. Auch folgende, diesem jungen

dem ritterlichen Heldenmuthe des Drachentödters ein in so ächt kirchlicher Weise bestimmter Vorrang eingeräumt ist [1]; „der Graf von Habsburg", wo

---

Mann in Rücksicht auf Wallenstein's astrologischen Aberglauben in den Mund gelegte Rede ist anzuführen:

„Nicht nur der Stolz des Menschen füllt den Raum
Mit Geistern und geheimnißvollen Kräften.
Auch für ein liebend Herz ist die gemeine
Natur zu eng und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kindertage,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitere Welt der Wunder ist's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die, ihre ewigen Räume mir eröffnend,
Mir tausend Zweige reif entgegenstreckt."

1) „Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Und Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspänstige Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn das ist's, was die Welt zerstöret.
Muth zeiget auch der Mameluck;
Gehorsam ist des Christen Schmuck.
Denn wo des höchsten Herrschers Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten, auf heiligem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen."

ebenfalls ganz specifisch katholische Töne angeschlagen sind; „Maria Stuart“, wo unsere Herzen einer katholischen Fürstin zugeführt, von einer protestantischen aber entschieden abgewendet werden, und wo sich uns ein für seinen neuen Glauben begeisterter Convertit und eine katholische Beichte und Communion auf eine Weise präsentirt, die eine wenigstens vorwiegende Hinneigung des Dichters selbst zu diesem Cultus unzweifelhaft genug zu erkennen gibt [1]); weiter „die Jungfrau von

1) Ich enthalte mich wörtlicher Citate aus diesem Werke, weil ich zu viel abschreiben müßte und weil ich schon sonst (in der „dreifachen Krone Roms“) davon Gebrauch gemacht, erinnere jedoch an das prachtvolle Gemälde des römischen Kirchenfestes, das Mortimer im Gespräch mit Maria entrollt, an den Ekel und an die Verachtung, womit zu gleicher Zeit von der kahlen, leblosen, kunstfeindlichen Abstraktion der abgefallenen Kirchen und Sekten, „der Puritaner dumpfen Predigtstuben“ ꝛc. die Rede ist, an die kirchlichen Lehren, die Mortimer seinem Berichte zu Folge aus dem Munde des Cardinals von Guise empfangen, und endlich an die Scene, in welcher Melvil als Priester Maria zum Tode weiht, und welche so edel und würdig gehalten ist, daß man deutlich erkennt, wie gut es der Dichter mit der von ihm dargestellten Sache gemeint. Gewiß mit vollem Bewußtsein und bestimmter Absicht läßt Schiller die protestantische Königin eine unseren Haß und Abscheu erregende Rolle spielen, während er die katholische als eine zwar nicht schuldlose, aber edle und liebenswürdige Persönlichkeit schildert, die zuletzt in Folge aufrichtiger Reue und williger Büßung ihrer Sünden durch den weltlicher-

Orleans", wo uns Schiller die romantiſche Wunderwelt des Mittelalters entfaltet und in Johanna's ſchweigender Selbſtdemüthigung und Unterwerfung unter das Schickſal den ungerechteſten Anklagen gegenüber die innerſten Tiefen des katholiſchen Chriſtenthums enthüllt [1]),

---

ſeits ungerecht verhängten Tod ſogar noch in religiöſer Verklärung ſtrahlt. In Döring's Beurtheilung (Schillers Leben, Weimar 1824. S. 269 f) heißt es: „Maria tritt (Act 1. Scene 2.) mit dem Kreuze auf und verſchwindet auch wieder damit, geläutert von jedem Erdenſchmerz. Durch ihre letzten Worte verklärt ſie ſich zur Heiligen und vollendet ihre tragiſche Würde, indem ſie, von Allen beweint, dem Tode entgegengeht. Eliſabeth's erſtes Auftreten wird von einem Treubruche begleitet, und verlaſſen von Allen ſteht ſie am Schluſſe des Stückes da." Konnte ein ächter Proteſtant, konnte ein Feind des Katholicismus, wie Schiller früher war, eine ſolche Tragödie ſchreiben?

1) „Ach, es geſchehen keine Wunder mehr," ſagt Bertrand; worauf Johanna: „Es geſcheh'n noch Wunder." Die Jungfrau will Frankreich retten, weil es ein ſpecifiſch chriſtliches Land iſt:

„Hier ſcheiterte der Heiden Macht; hier ward
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild, erhöht;
Hier ruht der Staub des heiligen Ludewig;
Von hier aus ward Jeruſalem erobert."

Das Gegenbild der romantiſchen Jungfrau iſt der nordiſch kalte und ſtolze Talbot, der die Vernunft anbetet und in Grimm und Verzweiflung hinſtirbt, weil er dieſe ſeine Göttin durch „den Unſinn" — „die Dummheit" — „den Aberglauben" überwältigt ſieht.

nebſt dem Gedichte, „das Mädchen von Orleans“ betitelt, welches ſich gegen die alles Schöne und Hei-

---

„Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehn!
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes“ ꝛc.
„Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!“ ꝛc.

Der vollkommenſte Gegenſatz des abſtrakt rationellen Princips zur chriſtlichen Glaubens- und Wundermyſtik, der hier der Dichter einen glänzenden Triumph über jene ihre Feindin zu bereiten die Abſicht hat. Der in der Schlacht gefallene Materialiſt und Atomiſt erſcheint dann als Geiſt (ſchwarzer Ritter) und muß ſo faktiſch ſich ſelbſt widerlegen — ein Meiſterzug! Großartig iſt Johanna's Schweigen, als ſie von ihrem Vater des Bundes mit der Hölle angeklagt wird; ſie ſteigt, die ſich durch ein Wort retten könnte, vom Gipfel ihres Glanzes in einen Abgrund von Schmach und Elend hinab und läutert ſich ſo zur Heiligen. Das iſt nicht antik und nicht modern; es iſt rein chriſtlich, katholiſch, mittelalterig. Wohl zu bemerken iſt, daß die eigentliche Sünde, deren ſie ſich ſchuldig macht und die ſie zu büßen hat, nicht die iſt, daß ſie ſich in Lionel verliebt, ſondern ihre vorhergehende Selbſterhebung, die Ueberſchreitung des ihr vom Himmel gewordenen Auftrages, die kriegeriſche Mordbegier, der ſie ſich hingibt, die hochmüthige Meinung, ſelbſt einem Kampfe mit Geiſtern gewachſen zu ſein. Daß ſie dann von ihrer übernatürlichen Höhe in's natürlich Menſchliche herabſinkt, indem ſie der emportragende Geiſt ver-

lige in den Staub tretende Rohheit der Aufklärung und des Unglaubens erklärt, die auch dieſes „edle Bild der Menſchheit“ beſudelt hatte[1]); dann ferner „die Braut von Meſſina,“ wo wir auf eine überraſchende Anerkennung des vom Proteſtantismus ſo hart angefochtenen Kloſterlebens treffen[2]), und ſelbſt

läßt, iſt nur Folge jener erſten, eigentlichen Verſchuldung. Mehr darüber unten in der dies bedeutſame Werk beſonders beleuchtenden Abhandlung.

1) „Das edle Bild der Menſchheit zu verſöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben;
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.“

Schiller hat Voltaire's Pucelle vor Augen, die auch urſprünglich in der Ueberſchrift dieſes Gedichtes genannt war; Letztere lautete im Taſchenbuch für Damen 1802: „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans.“

2) „Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus ſtürmiſcher Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, ſich herausgerettet
In des Kloſters friedliche Zelle,
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.
Ihn ergreift in des Lebens Gewühle
Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt,

„Wilhelm Tell," eine Dichtung, die, oberflächlich betrachtet, mehr dem revolutionären Geiſte der früheren Periode entſprungen zu ſein ſcheint, die aber doch ganz entſchieden die Anſchauungen und Geſinnungen der ſpäteren zu erkennen gibt, indem ſie zu jener unbedingten Freiheitstendenz den beſchränkenden Gegenſatz bildet und zu lehren beabſichtigt, in welchem Falle es erlaubt ſei, daß ein Volk ſich gegen ſeine Machthaber erhebe, und wie dabei zu Werke gegangen werden ſolle. Der Dichter hat dieſes Drama vor dem Verdachte, dem es ausgeſetzt, auf alle Weiſe zu ſchützen geſucht; ſo durch manches bedeutſame Wort, wie er es beſonders die auf dem Rütli Verſammelten ausſprechen läßt [1]),

---

Nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle
Sieht er der Menſchheit traur'ge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach;
Wie die Peſt die erhabenen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt ſie ſich nach." ꝛc.

1) So heißt es zum Exempel:

„Wir ſtiften keinen neuen Bund."
— — — — — — — — —
„Die alten Rechte wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen."
„Was ſein muß, das geſchehe, doch nicht drüber"
— — — — — — — — — — — — —
„Doch wenn es ſein mag, ohne Blut. — —
„— — — — — — — — — — —

ſo ferner durch die Scene, wo Johannes Parricida erſcheint und wo Tell den Unterſchied ſeiner That von der des Erſteren angibt, und endlich durch die ſchon angeführten Stanzen in ſeiner Gedichteſammlung. Dem Katholicismus hat er im Tell durch das Auftreten der barmherzigen Brüder nach Geßler's Fall und durch eine ſehr auffallende, im eigentlichſten Sinne des Wortes ultramontane Hinweiſung auf Italien, Rom und den Papſt gehuldiget [1]).

Denn billige Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Eiſen in der Fauſt ſich mäßigt!"

Die Scene wird ſogar benützt, um ariſtokratiſche und monarchiſche Principien auszuſprechen.

„Iſt gleich die Zahl nicht voll, das Herz iſt hier
Des ganzen Volks, die Beſten ſind zugegen."

„Denn herrenlos iſt auch der Freiſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſein, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streite."

1) Tell ſagt zu Parricida:

„Kann ich euch helfen? Kann's ein Menſch der Sünde?
— — — — — — — — — — — — — —
Hört, was mir Gott in's Herz gibt! Ihr müßt fort
In's Land Italien, nach St. Peters Stadt,
Dort werft ihr euch dem Papſt zu Füßen, beichtet
Ihm euere Schuld und löſet euere Seele" —
„Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?" —
„Was er euch ſagt, das nehmet an von Gott!
— — — — — — — — — — — — — —

7.

Der vorige Paragraph ſollte eine mit Citaten belegte Ueberſicht über die Schilleriſche Metamorphoſe liefern. Ueber zwei Werke, die hier von beſonderem Intereſſe ſind, über Wallenſtein und die Jungfrau von Orleans, wird unten in beſonderen Abtheilungen geſprochen werden. Hier in der Kürze ſo viel! Wallenſtein bildet den großartig negativen Eingang und Vorhof dieſes Heiligthums. Den eigentlichen Tempel hat Schiller in der „Jungfrau" gebaut. Wallenſtein iſt die Tragödie der Verzweiflung am Menſchlichen, Irdiſchen und Weltlichen; der ſtolze Kriegsfürſt mit all ſeiner Macht, Hoheit, Größe, Liſt, Gewalt geht elendiglich zu Grunde — ein ganz leerer, öder, troſtloſer Untergang. Die Jungfrau iſt die an ſich arme, geringe, ſchwache, aber durch Erwählung von Oben und als Werkzeug einer höheren Macht ſtarke, unwiderſtehliche, alle ihre Zwecke erreichende Kriegerin und Siegerin. So negativ „Wallenſtein" iſt, ſo poſitiv iſt die „Jungfrau." Letztere iſt noch viel katholiſcher, als „Maria Stuart;" dieſe hat glänzende katholiſche Stellen und Scenen, aber auch Mißklänge, die dagegen anſtoßen. Auch iſt das Wunder vermieden.

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn. — — — — — — — — —
Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld."

Die Jungfrau dagegen ist durch und durch aus dem Geiste der katholischen Romantik geboren. In jener scheint sich ein noch theilweise vorhandener Widerstand und Kampf im Innern des Dichters zu verrathen. Es ist auch denkbar, daß er sich absichtlich davor gehütet habe, sich jetzt auf einmal, nachdem er früher die schwärzesten Schaudergemälde entworfen, um der ihm verhaßten Hierarchie zu schaden, ganz nur im entgegengesetzten Sinne zu äußern, indem er fürchtete, dadurch sofort in den Verdacht zu kommen, ein bestochener, parteiischer Lobredner des Katholicismus zu sein, und so auf der Stelle seine ganze Beliebtheit und Wirksamkeit einzubüßen. Seine Wendung entging bei all dem nicht der Aufmerksamkeit der Kirchenfeinde, dem Mißfallen des protestantischen Publikums. So heißt es bei Döring in Beziehung auf „die Jungfrau von Orleans“: „Sie trat als eine sehr überraschende Erscheinung auf. Man hatte erwartet, daß Schiller, wie er in seinen früheren Werken gethan, den Charakter eines von glühender Vaterlandsliebe begeisterten Mädchens auch nur wieder aus der Tiefe der menschlichen Natur entwickeln werde, begegnete aber statt dessen einer gottbegeisterten Jungfrau, die nur als Werkzeug einer himmlischen Sendung dasteht und in dem Augenblicke, wo ihr eigenes, menschliches Wollen jenem höheren Befehle entgegensteht, hart dafür büßen muß.“ Es wird

ferner erzählt, wie sehr man es getadelt habe, daß Johanna auf die furchtbare Anklage ihres Vaters, trotz all der Aufforderungen und Bitten der Anderen, nicht das Geringste erwiedert und das Härteste über sich ergehen läßt, indem sie, wie sie nachher sagt, „sich stillschweigend dem Geschick unterwirft." Ein solches Benehmen zu fassen und zu würdigen, ist der Protestant, als solcher, allerdings ganz unfähig. Er hält an dem Rechte fest, sich wider unwahre Beschuldigungen und ungerechte Angriffe zu vertheidigen; die Ehre ist sein Princip und es scheint ihm in solchen Fällen nicht nur erlaubt, sondern Pflicht zu sein, seine Unschuld auszusprechen und nichts Ehrenrühriges und Schimpfliches willig auf sich sitzen zu lassen. Der Dichter der „Jungfrau" aber hatte seinen Geist wohl schon aus katholischen Legenden genährt, wo sich reine und heilige Menschen selbst den ungerechtesten Vorwürfen und unverdientesten Mißhandlungen gegenüber passiv verhalten[1]).

---

1) Zum Beispiele dient der h. Petrus von Mailand, der in den Tagen des Papstes Innocenz IV. lebte. Er wurde der Heuchelei und Klosterschändung angeklagt und darauf hin auf das härteste und schimpflichste behandelt. Er nahm Alles in schweigender Unterwerfung hin. Ebenso benahm sich Salvator ab Horta aus Catalonien, einer der ehrwürdigsten und wunderbarsten Menschen, von denen man Kunde hat. Er besaß nicht nur alle Tugenden eines wahren Christen und Heiligen, er war auch einer der allergrößten Wunderthäter. Er wurde wegen

Auch bei Wilhelm Tell gerieth Schiller's neue Richtung mit der Antipathie des proteſtantiſchen Publikums gegen alles Katholiſche in Conflict. Die Erſcheinung der barmherzigen Brüder im Tell ſoll in Weimar ein faſt allgemeines Mißfallen erregt haben. Am meiſten hätte der Gebrauch des Wunderbaren in der „Jungfrau" Anſtoß erregen müſſen. Dies konnte man jedoch für bloße Poeſie nehmen und unter dieſem Titel läßt ſich das Wunder immerhin auch in das Reich des Unglaubens einſchwärzen. Nur nicht Ernſt darf damit gemacht werden; ſich und Andere phantaſtiſch zu amuſiren, ohne dem die Zeit beherrſchenden rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Verſtande irgend einen mehr als ſpielenden Sprung in den Glauben zuzumuthen, das iſt in der aufgeklärten und „gebildeten" Welt erlaubt. Man kann das tollſte Zeug vorbringen, wenn

---

angemaßter Heiligkeit und Wunderkraft verklagt, auf's Härteſte behandelt und in die Küche geſtoßen, um da, wie man ſpottete, ſeine Mirakel unter Schüſſeln und Töpfen zu wirken. Er duldete Alles in ſtummer Demuth und Unterwürfigkeit. Vergl. Görres, Myſtik II. S. 212 ff. Wenn dieſe ganz unſchuldigen Männer ſich dennoch ſo rein paſſiv verhielten, ſo war Schiller's Johanna zu einem ſolchen Benehmen um ſo mehr veranlaßt, da ſie ſich nicht völlig ſchuldlos wußte. Der Dichter hatte jedenfalls als objectiver Darſteller, inſofern er nämlich einen romantiſchen Charakter zu zeichnen hatte — er nannte ſein Stück „eine romantiſche Tragödie" — vollkommen Recht.

man es als Märchen ankündiget und so als ein bloßes, sich in keinem wirklichen Widerspruch mit der verstandesmäßigen Zeitbildung befindendes Phantasiespiel bezeichnet. In diesem Sinne war es wohl, daß Schiller seine „Jungfrau" eine „romantische Tragödie" nannte. Er wollte sein weltkluges Publikum auf die darin entfaltete Glaubens- und Wunderwelt prophylaktisch vorbereiten, damit nicht sofort die Tollwuth des beleidigten Zeitgeistes ausbreche; wollte diesen Tyrannen auf solche Weise zur allergnädigsten Nachsicht und Duldung dessen bewegen, was, ernstlich dargeboten und angemuthet, für ein schreckliches, unverzeihliches Verbrechen gilt. Ihm selbst aber war es, daran kann man nicht zweifeln, ein großer, tiefer Ernst damit.

8.

Will man in die eigene Meinung und Absicht eines Dichters mit voller Sicherheit und unwidersprechlicher Gewißheit eindringen, so ist es von Wichtigkeit, ihn auch als Prosaiker und Theoretiker vernehmen zu können. Schiller bietet uns in hinlänglicher Fülle und Bestimmtheit auch diesen Haltpunkt dar. Von ganz besonderem Werthe ist hier die 1792 geschriebene Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, wo sich Schiller über das Mittelalter in einer Weise erklärt, welche unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Hoffmeister[1]) sagt über diese

1) Schiller's Leben. Bd. II. S. 176 ff.

Vorrede: „Hier findet ſich alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter in neueren Zeiten geſpendet worden iſt, in wenigen Worten gleichſam anticipirt. Jedes wahre, gründliche Lob dieſer Zeit ſcheint nur eine weitere Auseinanderſetzung der Grundideen zu ſein, die Schiller uns zur Ueberzeugung macht. — — — —
Er war hier auf dem beſten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechteren, univerſal-hiſtoriſchen Würdigung zu gelangen.“ Zu dieſer gelangte er auch wirklich. Er intereſſirt ſich in dieſer Vorrede ſpeciell für den Orden der Johanniter, nicht ohne einen herabſetzenden Blick auf den Templerorden zu werfen, mit welchem unſere Maçonnerie zuſammenzuhängen behauptet, und welcher jedenfalls ein antikirchliches und antichriſtliches Myſterium barg [1]). Schiller ſpricht zwar immer noch als Mann der Zeit, deren Vorzüge er kennt und anerkennt; aber er bricht der Gegenwart ſo viel ab und räumt der Vergangenheit ſo viel ein, als er, ohne jene Rolle ganz aufzugeben, nur immer zu thun vermag. „Man muß geſtehen,“ ſagt er, „daß wir die Ueberlegenheit unſerer Zeiten nicht immer mit Beſcheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt ſind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtſchaft zu werfen, verräth weniger den Stolz der ſich füh-

1) Siehe darüber unſer IV Heft.

lenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigt. Was wir auch vor jenen finsteren Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn halten können. Dieselbe Cultur, welche in unserem Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Gluth der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie unseres Charakters vernichtet." — „Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktische Stärke des Gemüthes nämlich, das Theuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealen Gute alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit, zu unterschreiben." — „Die Menschheit war offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über

seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht." — „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbett eine Geduld, eine Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren; wer ohne Erstaunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt; die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüthes den freiwilligen Un-

tergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beiſpiel des Gehorſams, das von der geprieſenen Selbſtaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zweckes übertroffen wird? Es iſt der chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von Ferne zeigte. Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe und hatte keinen anderen Urſprung, als ſein eigenes, unerſchöpfliches Feuer." Daſſelbe ſpricht Schiller auch in dem ſchon oben erwähnten Gedichte: „Die Johanniter" aus dem Jahre 1795 aus [1]).

---

1) „Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Accon und Rhodus beſchützt;
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilger begleitet,
Und mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.

Eine höchſt intereſſante Aeußerung iſt ferner auch die, welche in einem Briefe Schiller's an Göthe vom 17. Auguſt 1795 [1]) vorkommt. Es iſt von „Wilhelm Meiſter" und den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele" die Rede. „Der Uebergang von der Religion überhaupt zur chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde iſt meiſterhaft gedacht. — — — — Ihr Beſtreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht, ihren Gegenſtand zu puriſiciren und gleichſam wieder ehrlich zu machen, iſt mir nicht entgangen. Aber einige Stellen habe ich doch angeſtrichen, bei denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte." Hier thun wir einen erſchreckenden Blick in die irreligiöſe Zeit und die antipathiſche Stimmung der modernen Welt, wo es mit den chriſtlichen Dingen ſo weit gekommen, daß ſie aus der guten Geſellſchaft verbannt, ja nicht mehr „ehrlich" ſind. Hier ſieht man aber auch, welch ein Verdienſt ſich jene einflußreichen Dichter und Meiſter im Reiche des Geſchmackes zu erwerben befliſſen waren, indem ſie die in eine ſo tiefe

---

Aber ein ſchönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dienet am Krankenbette, dem Lechzenden Labe bereitet,
Und die niedrige Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt." ꝛc.

1) Briefwechſel I. S. 192.

Schmach versunkene Religion wieder, so zu sagen, societätsfähig, wieder ehrlich zu machen suchten. Noch ernster, als Göthe, nahm Schiller die Sache; man sieht, daß er schon selbst wieder ganz christlich fühlte, da er die zu leichtsinnig erscheinende Behandlung Göthe's verbessert haben will. Er sagt ferner in demselben Briefe: „Es däucht mir, daß dasjenige, was die christliche Religion einer schönen Seele sein kann, oder was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ist. Ich finde in dieser Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt es in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." Goldene Worte, tiefster Blick in das innerste Wesen des Christenthums, nicht genug zu schätzende Religionstheorie!

Göthe gibt dem Freunde vollkommen Recht. „Freilich bin ich leiſe aufgetreten," ſagt er, „und habe vielleicht dadurch, daß ich jede Art von Dogmatiſiren vermeiden und meine Abſichten völlig verbergen wollte, den Effect auf's große Publikum etwas geſchwächt. Es iſt ſchwer, in ſolchen Fällen den Mittelweg zu halten [1])." So mußten dieſe Männer ihre chriſtlichen Geſinnungen verheimlichen, um nicht vom Terrorismus des Unglaubens in die Acht erklärt und von ihrem dichteriſchen Throne herabgeſtürzt zu werden. In Uebereinſtimmung mit Schiller's Anſicht ſind die Charaktergemälde, die ich aus dem Kreiſe der katholiſchen Legende und Geſchichte heraus in dem kürzlich zu Mainz erſchienenen Büchlein vorgeführt, das ich „ſchöne Seelen" betitelt habe. In Rückſicht auf die „triviale Terminologie der Andacht," und auf die „widrigen und abgeſchmackten Erſcheinungen des Chriſtenthums," auf welche in jenem Briefe hingedeutet wird, iſt zu bemerken, daß Schiller dem Zuſammenhange nach wohl ſpeciell die ſich in's Schwächliche und Abſurde verlaufenden pietiſtiſch-proteſtantiſchen Formen im Auge hat. Wenn er ſelbſt als Dichter Gebrauch vom Chriſtenthum machte, ſo hielt er ſich durchaus nur an die katholiſchen und mittelalterig romantiſchen, als an die äſthetiſch allein anwendbaren und wirkungsvollen.

---

1) Briefwechſel I. S. 198.

9.

Döring erzählt, wie man Schiller in Dresden theils für einen Freigeist, theils für einen heimlichen Anhänger des Katholicismus gehalten. Es liegt ihm daran, den großen Mann, dessen Leben er beschreibt,— nicht zwar von dem ersteren, wohl aber von dem zweiten, weit schrecklicheren Vorwurfe zu reinigen. Er kann indessen bloß eine leere Versicherung vorbringen. „Dem Katholicismus", sagt er, „war Schiller unstreitig nie ergeben, wenn er gleich das Feierliche, das in dem Ritual der katholischen Kirche herrscht, in seinen dramatischen Werken öfters anbrachte." Bei einem Dichter im ausschließlichen und beschränkten Sinne des Wortes, einem solchen nämlich, der ohne alle weitere Idee und Tendenz, Niemand zum Nutzen oder zum Schaden, nur auf Phantasie und Herz zu wirken sucht, und dabei sich jedes dazu dienlichen Mittels bedient, könnte man die Sache allerdings so ansehen. Es können katholische Scenen auch zur objectiven Zeichnung einer Zeit, eines Landes und Volkes, einer religiösen Gesellschaft dienen; in Dramen kann man einen Katholiken vorführen, der für seine Kirche begeistert ist, und ihn die speciellsten kirchlichen Ansichten und Gesinnungen aussprechen lassen, wie man sie keineswegs selber hegt. Aber man wird sie, wenn man kein eigenes persönliches Interesse dafür hat, oder gar eine gegnerische Stellung dazu einnimmt, nicht in dem Grade vorherr-

schen lassen, sie nicht in dermaßen glänzender, reizender und rührender Gestalt vorführen, daß ein entschiedener Vortheil auf diese Seite fällt und die andere so sehr beeinträchtigt wird, wie Schiller thut. Derselbe ist Tendenzdichter, er hat Ueberzeugungen und Absichten, ihm ist es stets um eine Sache zu thun; er kämpft für bestimmte Ideen und Interessen und bestreitet die entgegengesetzten. Als ein solcher Dichter ist er ja auch beliebt und anerkannt, als ein solcher wird er so hoch, ja überschwänglich gefeiert und weit über Göthe gesetzt, welchen man nur als einen für keine praktische Idee, keine allgemeine Volks- und Menschheitssache begeisterten Aesthetiker und Schönheitsegoisten betrachtet. Man thut das freilich in dem Sinne der Volks- und Freiheitsmänner, indem man Schiller nur als den Verfasser der Räuber, des Don Carlos und ähnlicher oder ihnen ausdeutungsweise verähnlichter Produkte im Sinne hat und apotheosirt. Wir aber können und müssen ihn, auf so viele Gründe und Nachweisungen gestützt, eben so sehr als einen Tendenzdichter entgegengesetzter Art fassen. Er war dies stets, wie in der ersten, so auch in der anderen Periode, nur daß er seinen Standpunkt und das Ziel seines Strebens änderte. Als rein protestantischer, demokratischer und socialistischer, somit nothwendig auch antikatholischer Poet hätte er keine Maria Stuart, keine Jungfrau von Orleans, keinen

Demetrius ꝛc. geſchrieben, oder dieſe Sujets doch ganz anders behandelt; ſelbſt ſein Wilhelm Tell wäre ganz anders ausgefallen; er hätte ſeinen Helden nicht ſo iſolirt, ſo getrennt von den gemeinſamen Volksberathungen und Volksbewegungen hingeſtellt und auf dieſe Weiſe ſo gefliſſentlich vom Demagogen und demokratiſchen Volksmann unterſchieden; er hätte keine barmherzigen Brüder auftreten und ſo ernſte religiöſe Verſe ſingen laſſen; er hätte ſeinen Freiheits- und Vaterlandshelden nicht ſo ächt „ultramontane" Geſinnungen ausſprechen, ihn nicht den Parricida ſo katholiſchfromm nach Rom zum Papſte hinweiſen laſſen. Er war namentlich zu den letzteren Zügen nicht genöthigt; er hätte ſeiner Aufgabe, die Befreiung der Schweiz von jener Zwingherrſchaft dramatiſch vorzuführen, ganz ohne ſolche Zuthaten genügen und ſie zu um ſo größerer Zufriedenheit ſeines Publikums löſen können.

Julian Schmidt hat dem Dichter der „Maria Stuart" vorgeworfen, daß er der katholiſchen Königin das Intereſſe zugewendet, dagegen das nationale und proteſtantiſche Element bei Eliſabeth habe zurücktreten laſſen. Es ſei das eine „ungerechte Unparteilichkeit," erkläre ſich indeſſen aus der artiſtiſchen Bildung, welche den Schein über das Weſen ſetze. Dagegen ſagt Palleske: „Schiller war eine durch und durch ehrliche Natur, und ſeine Lebensaufgabe war, nicht, den Schein über das Weſen zu ſetzen, ſondern durch den

Schein das Wesen darzustellen.“ „Ich meinerseits glaube, daß Schiller für den Katholicismus Partei genommen habe, und daß daher die Concessionen, die er ihm machte, weder eine gerechte, noch eine ungerechte Unparteilichkeit gewesen. Unparteilichkeit aber war es, daß er in diesem Stücke auch edlere protestantische Charaktere auftreten ließ, wie den rauhen, aber reinen und gewissenhaften Paulet und den trefflichen Shrewsbury, der so gern Elisabeth's „besseren Theil gerettet“ hätte. Hätte Schiller den Katholicismus bloß als Aesthetiker in Anwendung gebracht, so hätte die Sache doch wenigstens diese Bedeutung, daß sie zeigte, der Katholicismus sei poetischer, als der Protestantismus, dem keine ästhetische Seite abzugewinnen ist. Daß aber Schiller nicht bloß das ästhetische, reizende und glänzende Moment des katholischen Cultus zu schätzen wußte, beweist die Stelle im Wallenstein, wo dem jungen Piccolonini, nachdem andere vorzügliche und effectvolle Darstellungen keinen Eindruck auf ihn gemacht, der Sinn für die katholische Andacht vor einem künstlerisch geringen und werthlosen Bilde aufgeht. Palleske behauptet, Schiller habe für die Tragödie eine Unabhängigkeit vom confessionellen Standpunkte in Anspruch genommen, durch die er in Wahrheit der Dichter der ganzen deutschen Nation geworden. Auch das schon wäre schätzbar genug. Dies angenommen, war man wenigstens nicht berechtigt, Schiller bei der Säcularfeier 1859 in

einer für das katholische Deutschland so beleidigenden Weise als eine rein protestantische Celebrität vom reinsten Wasser zu bezeichnen.

Ich finde neuestens ein Drama angezeigt, welches den Titel führt: „Maria Stuart oder die Reformation in Schottland." Von Julius Bamme. Halle 1860. Es äußern sich darüber die „Blätter für literarische Unterhaltung" vom 22. Mai 1862. Das Stück wird hier als „eine etwas zu einseitige Vertheidigung der Reformation" bezeichnet. Es ist ohne Zweifel eine sehr einseitige. Hieraus mag man sehen, wie der antikatholische Tendenzdichter solche Stoffe behandelt. Wenn man am Katholicismus auch nur ein gutes Haar läßt, so ist man schon zum Verräther an Protestantismus, Aufklärung und Fortschritt geworden. Von der Schillerischen Maria heißt es in jenen Blättern: „Man hat Schillern namentlich auch seiner Maria Stuart wegen eine gewisse Parteinahme für die katholische Kirche vorgehalten. Und ganz mit Recht. Es liegt im Wesen des Schillerischen Idealismus — was freilich Diejenigen, die in Schiller einen Anhänger des Nationalvereins und Gott weiß was sonst noch herausgewittert haben, mit Händen und Füßen verneinen werden — mit einem Fuße zum Sprunge in's katholische Lager bereit zu sein." Wenn protestantische Blätter so sprechen, so werden wir doch wohl ebenfalls behaupten dürfen, daß Schiller wenigstens in gewissem

Sinne der Unſerige ſei. Was ſie an ihm tadeln, das loben wir; und wenn ſie ſelbſt ihn in ihrem antiidealiſtiſchen Unmuth als einen für ſie werthloſen geiſtigen Auskehricht zu uns herüberwerfen, ſo haben wir dagegen alle Urſache, für dieſes übel gemeinte Geſchenk zu danken, den großen Dichter, Denker und Charakter als ein geiſtiges Kleinod freudig anzunehmen und in unſer brüderlich liebendes Herz zu ſchließen.

10.

Damit mich der Vorwurf, willkürlich zu Werke zu gehen und den Gefeierten auf meinen Standpunkt gewaltſam herüberzuziehen, um ſo weniger zu treffen vermöge, will ich noch folgende, das Vorgetragene beſtätigende Stimmen, Thatſachen und Quellen bemerklich machen. Hoffmeiſter, der mit meinen Auffaſſungen vielfach harmonirt und auf den ich mich häufig beziehen kann, hat unter der Aufſchrift: „Politiſches“ [1]) eine Abhandlung geliefert, die zur näheren Belehrung über Schiller's politiſche Betrachtungsweiſe in der ſpäteren Zeit zu dienen im Stande ſein wird. Es ſind zugleich die von Hoffmeiſter citirten und benützten „Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes J. B. Erhard“ von Varnhagen von Enſe [2]) zu nennen; daſelbſt finden ſich Briefe von Schiller, wo Stellen,

1) Leben Schiller's. V. S. 359 ff.

2) Cotta'ſche Buchhandlung 1830. S. 397—404.

wie nachſtehende, vorkommen. „Folgen Sie meinem Rath!“ ſchreibt er im Mai 1794, „laſſen Sie die arme, unwürdige und unreife Menſchheit vor der Hand für ſich ſelbſt ſorgen!“ Ein Jahr ſpäter ſchreibt er: „Glühend für die Idee der Menſchheit, gütig und menſchlich gegen den einzelnen Menſchen und gleichgültig gegen das ganze Geſchlecht, wie es wirklich vorhanden iſt — das iſt mein Wahlſpruch.“ Seine Freiheitsidee ſucht er, wie ſchon erwähnt, noch einigermaßen in den „Worten des Glaubens“ zu retten, die aus dem Jahre 1797 ſind; „Freiheit, Tugend, Gott,“ das iſt hier ſeine Dreieinigkeit. Mit der Freiheit fängt er an; doch iſt es ihm ſchon nicht mehr recht wohl dabei; die Vorgänge der franzöſiſchen Staatsumwälzung haben ihn zu ſehr erſchreckt und abgeſtoßen. Gleichwohl ermahnt er ſelbſt jetzt noch, der Partei und Tendenz nicht untreu zu werden.

„Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.“

Aber wie ganz anders ſpricht er nachher im „Wallenſtein,“ der 1799 vollendet wurde, und in dem Lied von der Glocke, das in demſelben Jahre entſtand!

„Denn um ſich greift der Menſch; nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertrauen; ihn hält

In Schranken nur das deutliche Geſetz
Und der Gebräuche tiefgetretene Spur."

„Wenn rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten,
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

u. ſ. w. Es folgt dann die allbekannte Schilderung der Revolution, wo uns ſo eindringlich gelehrt wird, daß wir allerdings Urſache haben, vor dem Sklaven, der ſeine Kette bricht, dem freien und ſich ſeiner Freiheit bedienenden Menſchen zu zittern. Denn da bricht aus dem Menſchen die durch die Cultur nicht vernichtete, nur durch äußere Mittel niedergehaltene Beſtie hervor — wie denn auch Schopenhauer den Menſchen des Staates als ein Raubthier mit einem Maulkorbe bezeichnet.

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz."

Um Freiheit war es unſerem Dichter bei alledem ſein ganzes Leben lang immer zu thun, aber nicht immer und nicht in jeder Periode ſeines Lebens in demſelben Sinne des Wortes. „In ſeiner Jugend," ſagt Göthe, „war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und in ſeine Dichtungen über-

ging; in seinem späteren Leben die ideelle." Was hier Göthe „die physische Freiheit" nennt, ist die Freiheit im politischen und socialen Sinne des Wortes. Diese wurde Schillern besonders durch das Schreckbild der französischen Revolution verleidet. Was „die ideelle Freiheit" betrifft, so ist das Christenthum, so ist der Katholicismus ganz mit dieser Idee erfüllt; es handelt sich darum, die engen Schranken des Irdischen und Menschlichen zu durchbrechen, namentlich über das Niveau des allgemein menschlichen Gattungscharakters, welchen das Christenthum als ein nicht sein Sollendes bestimmt, hinauszugehen und einer höheren Gattung, einem neuen Menschen das Dasein zu geben, wie es sich zunächst durch innere und dann erst durch äußere Metamorphose zu vollbringen hat. Schiller hielt sich früher, wie das ganze Antichristenthum unserer Zeiten thut, an den Menschen in seiner jetzigen Bestimmtheit, von dem er aber ehrenvoll dachte, dem er Gutes und Großes zutraute. Diesen Glauben gab er gänzlich auf und stand insofern in demselben Momente thatsächlich auf dem Standpunkte des Christenthums. Wenn Schiller in dieser Zeit als Dramatiker noch auf äußere Befreiungsacte einging, wie in der Jungfrau und im Tell, so hatte das einen ganz anderen Sinn, als früher. Die revolutionären Tendenzen der Zeit gehen auf äußere Freiheit aus, befreien aber nicht innerlich, machen vielmehr aus dem Menschen einen um so vollkomm-

neren und schmählicheren Sklaven seiner egoistischen Triebe, Begierden und Leidenschaften. Dieser Knechtschaft los zu werden, das wäre vor Allem die Aufgabe — wie Schiller in der Braut von Messina den glücklich preist, der sich in die friedliche Klosterzelle gerettet,

„Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust."

Oder wie er einmal den Idealisten vom Realisten unterscheidet, indem er sagt: Unabhängigkeit *des* Zustandes sei diesem, Unabhängigkeit *von* dem Zustande jenem das höchste Ziel. Er hielt es in seiner reiferen Lebenszeit für unerlaubt, ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuel der Anarchie zu verfolgen, Gesetze in den Staub zu treten, um für bessere Platz zu machen und kein Bedenken zu tragen, die jetzige Generation dem Elende Preis zu geben, um das Glück der nachfolgenden zu bewirken[1]." Dergleichen gefährliche und erfahrungsgemäß nie zu dem angestrebten Ziele, vielmehr nur zum Gegentheile führende Experimente konnten den durch so viel Erfahrung und Nachdenken Belehrten nicht mehr für sich einnehmen. Nur um einen schon bestehenden, naturgemäßen, berechtigten und befriedigenden Zustand vor tyrannischen Ein-

1) Hoffmeister V. S. 374.

griffen und barbarischen Verwüstungen zu retten, glaubt er, daß ein Volk sich zu gewaltsamer Abwehr erheben dürfe, und in diesem Sinne schrieb er seinen Tell. Hier wird, wie auch Hoffmeister hervorhebt, „um eine gesetzliche Freiheit gestritten, die das Bestehende retten, nicht lösen will." Johanna kämpft für ihr Vaterland hauptsächlich deshalb, weil es ein specifisch christliches, romantisches Land ist, und weil sie es vor dem Eindringen eines fremdartigen Princips, wie es ihr in dem atheistischen und materialistischen Talbot gegenüber steht, schützen will. Es ist dies dasselbe Princip, welches später im achtzehnten Jahrhundert eine so große Rolle spielte und jetzt auch in Deutschland spielt. Schiller drückt durch sein Stück den Wunsch aus, daß es auch jetzt wieder überwunden werde, und Johanna ist die typische Repräsentation einer dasselbe für die Gegenwart eben so heroisch überwältigenden romantischen Glaubensidee.

11.

Hoffmeister's Charakteristik enthält ferner auch ein Capitel mit der Ueberschrift: „Religiöses und Christliches [1])." Es wird gezeigt, daß Schiller in dem ersten Abschnitt seines Lebens, worin die negative Richtung obwaltete, ein Rationalist und geschworener Feind des Supernaturalismus, ein leidenschaftlicher Gegner

1) Leben Schiller's. V. S. 390 ff.

der Hierarchie und Geistlichkeit, insbesondere dem Katholicismus „entschieden abgeneigt" gewesen. Es werden seine feindseligen Aeußerungen über Mittelalter und Papstthum erwähnt. „Alle Lieblingshelden Schiller's sind aufgeklärte Männer und Freunde und Beförderer der religiösen und politischen Freiheit." Es wird dann angegeben, wie Schiller zum Supernaturalisten wurde; „denn so wird doch der heißen müssen, welcher dem Gefühl und der Ahnung höhere Ansprüche einräumt, als dem begriffsmäßigen Verstand." Als „directer Beweis der erweiterten Betrachtung Schillers" im Gegensatz zu dessen früherer Zurückweisung der Religion werden die Briefe Göthe's und Schiller's an Zelter vom Juli 1804 genannt, wo Schiller sagt, der Musik könne nur durch Kirchengesang und der Kunst überhaupt nur durch den religiösen Cultus, wie umgekehrt der Religion nur durch die Kunst aufgeholfen werden. Wie Berlin in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit entzündet habe, so müsse es jetzt, in den Zeiten des Unglaubens, einen anderen Ruhm zu erlangen streben; es müsse nun zu dem Lichte auch die Wärme geben, und den Protestantismus veredeln, dessen Metropole es einmal zu sein die Bestimmung habe. Das hieß doch wohl gewissermaßen den Berliner Protestantismus auffordern, katholisch zu werden. „Schiller kam späterhin von seiner leidenschaftlichen Beurtheilung der

Geistlichkeit zurück. Der Erzbischof in der Johanna ist ein in jedem Betrachte würdiger Geistlicher [1]) und der Pfarrer Rösselmann im Tell sogar ein Vertheidiger der Volksfreiheit." Dem kirchlichen Protestantismus stand Schiller immer fremd und ausschließend gegenüber. „Ist," sagt der genannte Biograph, „der Geisterseher, wie viele Stellen in früheren Schriften, gegen das Papstthum gerichtet, so führen die Götter Griechenlands mit dem kahlen unerquicklichen Lutherthum Krieg, und der Protestantismus kann kein ihn verherrlichendes Schillerisches Gedicht aufführen, wie Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, die *im Lichte katholischer Weltanschauung geschaffen sind*. Es legt kein vortheilhaftes Zeugniß für den Protestantismus ab, daß Schiller's Genius kein einziges Motiv zu ästhetischen Bildungen in ihm fand. Es wird uns auch nirgend gemeldet, daß sich Schiller an die protestantische Kirche durch Theilnahme angeschlossen habe. Um *ihn* anzuziehen und zu befriedigen, dazu gehörte ein ganz anderer Cult." So schon *Hoffmeister*.

Ueber die zweite Entwicklungsperiode nach der umkehrenden Wendung, die Schiller's Ansichten genommen, wird von demselben Schriftsteller noch Folgendes be-

1) Burgund sagt zu ihm:

„Ehrwürdiger Mann Gottes, euern Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz,
Wer euch will finden, muß im Guten wandeln."

merkt: „Der Standpunkt, auf welchem Schiller's Hauptwerke dieser Zeit, die Dramen und auch die wichtigsten kleineren Gedichte aufgefaßt und ausgeführt sind, ist vorzugsweise religiös. Von Wallenstein an bis Wilhelm Tell strömt eine religiöse Ader, und wenn sie in diesem letzten Drama nicht mehr sichtbar ist[1]), so sagen uns gerade hier ergänzende Zeugnisse, daß sie auch in Schiller's letzter Lebenszeit reichlich floß, und sie zeigt sich wieder im Demetrius. An der Hand der Poesie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden seiner Kinderjahre zurück. Als sich Schiller's geläuterte Seele ganz dem Innern zuwandte, konnte sie nur beim Religiösen stille stehen. Die Menschenwelt für sich genügte ihm nicht mehr, und wie er einst in frommer Unschuld vom Göttlichen ausgegangen war, so erhob er sich jetzt wieder zum Göttlichen. Er stellte in den vier ersten Dramen der letzten Periode, bald als ein überirdisches Schicksal, bald in den Empfindungen einer gottergebenen Seele, bald in dem Walten der göttlichen Allmacht immer eine höhere Ordnung der Dinge dar." — — — „Die Meinung, Schiller's Schicksalsidee sei nur eine Frucht seiner Studien des griechischen Heidenthums ge-

1) Sie ist auch hie sichtbar; wir haben oben davon gesprochen.

weſen, und ſeine ſpäteren Dramen ſeien keine Fundgrube ſeiner religiöſen Anſichten, weil aus ihnen nicht er, ſondern ſein Kunſtobject rede [1]), ſcheint mir unrichtig. Denn wie könnte irgend ein Dichter, namentlich ein ſolcher, wie Schiller, der immer mit der innigſten Empfindung arbeitete, ein ächtes Kunſtwerk ſchaffen, in welchem ſich nicht ſeine Weltanſchauung abdrückte! Und iſt nicht die Braut von Meſſina dem Inhalt nach ſo ſubjectiv, als irgend eine Tragödie der erſten Periode? Der Gehalt konnte Schiller's Werke in dem letzten Zeitraum um ſo freier und vielgeſtaltiger durchdringen, weil ſein Hauptaugenmerk auf die Form gerichtet und ſeine Dichtung nicht mehr in beſtimmten Tendenzen befangen war." Das Letztere kann ich nicht zugeben. Ich ſehe eben ſo, wie von den Räubern bis zum Carlos, ſo auch vom Wallenſtein bis zum Demetrius eine beſtimmte Richtung und Abſicht walten; in letzterer Reihe aber eine in politiſcher, ſocialer, religiöſer und kirchlicher Rückſicht umgekehrte und entgegengeſetzte. In Beziehung auf den Gebrauch des Katholicismus in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans ſagt Hoffmeiſter: „Das Künſtleriſche wurzelte bei Schiller immer im ganzen Menſchen, das Ideale war ihm ſittlicher Natur und floß aus den innerſten Kräften des Gemüths. Er

1) Schwab's Cultus des Genius. S. 145 f.

konnte den Dramen, von welchen ich spreche, nur deßwegen einen wahren religiösen Charakter leihen, weil sein Inneres selbst ein religiöses Gepräge gewonnen hatte. Das Göttliche und Ewige, welches uns aus ihnen entgegentritt, liegt wahrlich nicht allein in der gelungenen Kunstform, sondern in dem Geiste, der sich hier verkörpert hat. Im Wallenstein ist eine im Dunkeln wirkende, gleichsam persönliche Macht des Schicksals, die allein Recht behält[1]; in der Maria Stuart die fromme Unterwerfung eines gottergebenen Charakters, entsündigt durch die heiligen Gebräuche der Kirche; in der Jungfrau von Orleans das sichtbare Walten der göttlichen Allmacht, deren Willen die Prophetin in Demuth zu dem ihrigen macht: in der Braut von Messina endlich eine Transfiguration

1) Mit dem Worte: „Schicksal" ist Nichts gesagt. „Wallenstein" leitet deßhalb in ein höheres Gebiet hinüber, weil er so völlig pessimistisch ist, weil er zeigt, daß menschliche Kräfte, selbst wenn sich, wie bei jenem gewaltigen Kriegsfürsten, Genie und Glück verbinden, eitel und machtlos sind, und daß Alles, was man auf eigene Faust in der Welt und für sie thut, in Nichts zerfällt.

„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stät."

Hoffmeister selbst führt in einer unten folgenden Bemerkung diese Worte an, die in der Kürze den ganzen Inhalt des „Wallenstein" ausdrücken.

des Sinnlichen in das Ueberirdische, wie sie nur der erhabensten Poesie möglich ist. Und in all dem sollte keine Religion sein?“ — — — — — — — — — — —

„Welcher religiöse Geist diese Dramen durchdringt, wird man erst recht inne, wenn man sie mit den Tragödien der ersten Periode vergleicht, in denen nur das Natürliche und Menschliche wirkt. *Man ist nicht nur bei anderen Formen, sondern auch bei einer anderen Seele*[1]). Das gilt auch von den kleineren Gedichten. In vielen legt uns der Dichter seine Glaubenswelt eigens didaktisch dar; andere predigen uns: *Nur die Götter bleiben stät*; in anderen erhebt er die ewige Hoffnung und das Vertrauen der Seele *ohne Pfand*[2]) über Erfahrung und Vernunftschlüsse; in anderen endlich malt sich *die ungestillte Sehnsucht nach dem Jenseits*. Schiller's Idealität umfaßte das Religiöse als den innersten Kern, aus dem sie hervorbrach; und seine Dichtung hat diese himmlische Weihe, auch wo sie von dem Endlichen spricht. Sie behandelt die irdische Welt nur als ein Symbol der überirdischen. Göthe hat diesen wesentlichen Charakterzug richtig durch die Verse ausgesprochen:

---

1) Das ist doch offenbar dasselbe, wie wenn ich von einer *inneren, wesentlichen Metamorphose*, von einer Art von *Conversion* spreche, die bei Schiller zu Stande gekommen.

2) „Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand.“

Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine ſo ideale Natur, wenn ſie zugleich in der Art durch ſittliche Kräfte und Gefühle bewegt war, zum Ueberirdiſchen emporgehoben wurde."

Hoffmeiſter hebt mehrfach auch die Thatſache hervor, daß in den ſpäteren Dramen die Kurzſichtigkeit, Hinfälligkeit, Nichtigkeit des menſchlichen Weſens überall markirt vorgetragen, daß in dieſen Darſtellungen ſo viel Niederſchlagendes iſt und die ethiſche Großheit und Erhabenheit der Jugendſtücke nicht mehr darin gefunden wird. Bei einem ſo rüſtigen, tapferen Geiſte ſei das nicht aus Mangel an Kraft und Muth zu erklären. Es ſei die Folge einer veränderten Weltanſchauung. Schiller mußte der Erde ſo viel entziehen, als er dem Himmel einräumte. An die Stelle der ſittlichen Erhabenheit trat die religiöſe [1])."

Man ſieht hieraus, mit welcher Beſtimmtheit auch dieſer Biograph und Beurtheiler unſeres Dichters eine Veränderung der ganzen früheren Stellung deſſelben zu den religiöſen und kirchlichen, wie zu den politiſchen und ſocialen Angelegenheiten der Menſchheit annimmt, und daß ich daher mit meiner Darſtellung nicht ſo iſolirt ſtehe, als es Manchem ſcheinen dürfte.

---

1) Hoffmeiſter V. S. 382 ff.

12.

Man kann unseren Dichter in Rücksicht auf die nachgewiesenen Thatsachen, wie ich mir schon oben zu thun erlaubt, als einen poetischen Saulus bezeichnen, der sich in einen poetischen Paulus verwandelt habe. Und dieser Vergleich paßt nicht nur in Rücksicht der von beiden Männern genommenen Wendung überhaupt, auch mehrere einzelne Züge sind von überraschender Aehnlichkeit. So wie Paulus der Denker unter den Aposteln, so war Schiller der Denker unter den Dichtern. Und wenn aus diesem Grunde Paulus ganz besonders unter den urchristlichen Persönlichkeiten und biblischen Schriftstellern den Deutschen anspricht, so ist Schiller aus demselben Grunde auch ganz besonders der deutsche Poet. Es ist aber noch ein Punkt, worin sich die Beiden ähnlich sind, und das ist der allermerkwürdigste. Gerade diese Denker verwerfen das Denken, diese Lichtfreunde das Licht, in dem Sinne und Geiste der Welt und des gemeinen Menschenverstandes. Diesem ist, nach Paulus, die wahre, himmlische, göttliche Weisheit eine Thorheit; er kann sie nicht fassen, nur für eine wunderliche Schwärmerei und Chimäre halten; vom höheren Standpunkte aus gesehen ist dagegen das menschliche Wissen und Erkennen und das daraus hervorgehende Wollen und Thun nichtig. „Denn die göttliche Thorheit ist weiser als Menschenweisheit, und die göttliche Schwachheit stärker als

Menschenstärke. Was thöricht und schwach in der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen und Starken zu Schanden mache. Das Unedle, das Verachtete, das da Nichts ist, das hat er sich ausersehen, um zu Nichts zu machen, was Etwas ist [1])." Wenn wir in Schiller's Gedichten nicht sogleich auf den ersten Blick die Pauliniſche Lehre wiederfinden, so ist es, weil in so moderner Ausdrucksweise auch nur moderne Gedanken enthalten zu sein scheinen. Und doch wird sich uns, so wie wir die beiderseitigen Aussprüche nebeneinander stellen, die fast wörtliche Uebereinstimmung nicht verbergen können. So sagt Schiller unter der Aufschrift: „Weisheit und Klugheit":

„Willst du, Freund, die erhabensten Höhen der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht;
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mächtiger Flug."

In dem Gedichte auf das Glück heißt es von den Göttern:

„Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele;
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein."

So ferner:

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl;

1) 1 Kor. 1, 8 ff.

Wage du, zu irren und zu träumen!
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel."

„Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre."

Letzteres ist sogar eine Anspielung auf die paulinische Stelle: „Was kein Ohr gehört und kein Auge gesehen hat, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Unter den Dramen sind zwei, die ganz die paulinische Antithese von menschlicher Weisheit und Stärke und göttlicher Thorheit und Schwäche, welche weiser und stärker als jene sei, auszudrücken beflissen sind. Der gewaltige Wallenstein mit seiner Menschenweisheit und Menschenkraft geht unter, und die arme, schwache Hirtin, von oben erwählt und mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, wird zur Heerführerin, welche im Kampfe siegt, den Untergang des großen Talbot bewirkt, und den schon verloren scheinenden König krönt.

Ja, es ist so, mag man es noch so sonderbar finden: Schillers Poesie in der zweiten Entwicklungsperiode, die ich seine Conversionsperiode nenne, ist ein poetischer Commentar zu der Lehre des heiligen Paulus, wozu noch überdies die speciell katholischen Momente kommen, wie sie sich mehr oder weniger im Wallenstein, in Maria Stuart, in der Jung-

frau, in der Braut von Meſſina, im Tell und in mehreren ſeiner Balladen finden.

Ueberhaupt kommen bei Schiller bibliſche Sätze vor, die nur in andere, moderne Formen gekleidet ſind. Wenn z. B. Wallenſtein ſagt, nicht dem guten, ſondern dem böſen Geiſte gehöre die Erde[1]), ſo iſt dies ganz identiſch mit dem Ausſpruche, daß der Teufel der Fürſt dieſer Welt ſei. Schiller ſcheint auch Einiges aus katholiſcher Quelle geſchöpft zu haben, wobei es dem Ununterrichteten gar nicht in den Sinn kommt, an eine ſolche zu denken. So was das ſchöne Diſtichon betrifft:

„Suchſt du das Höchſte, da, Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was ſie willenlos iſt, ſei es mit Willen — das iſt's!"

Dieſer Gedanke ſtammt aus dem Kopfe eines Katholiken. Daſſelbe nämlich hat der geiſtvolle Angelus Sileſius in ſeinen altmodiſchen Alexandrinern folgendermaßen ausgedrückt:

„Willſt du, worin beſteh' Vollkommenheit, erfragen?
Geh hin! Es werden dir's die ſtummen Blümlein ſagen."

13.

Das große Intereſſe, welches das hier behandelte Thema in Anſpruch nimmt, wird es vielleicht verzeihlich machen, wenn ich hiermit noch nicht abſchließe, und mir über das Wie und Wann jener großen Veränderung,

1) Wallenſteins Tod. Act II. Scene 2.

über Dauer, Verlauf, Ergebniß des mit Schiller's umkehrender Wendung beginnenden Zeitraumes und über die Aussichten, die für den Fall eines fortgesetzten Lebens und Wirkens eröffnet waren, noch folgende Bemerkungen erlaube.

Schiller hatte, was vielleicht nicht alle meine Leser wissen, den kühnen Plan, in den Gang der französischen Revolution einzugreifen. Er dachte ernstlich daran, nach Paris zu gehen [1]. Frankreich hatte ihm am 6. August 1792 das Bürgerrecht verliehen. Er konnte es geltend machen. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß der deutsche Dichter einen Platz im Convente einnahm. Schiller wollte die Grundsätze der Humanität geltend machen; er wollte für das bedrohte Leben des Königs sprechen. Die Bluthunde hätten ihn vielleicht gemordet; sein Haupt wäre vielleicht auf dem Schaffot gefallen; Schiller war der Mann dazu, sich diesem Schicksal auszusetzen. Die Gefahr für des Königs Leben wuchs. Schiller begann eine Vertheidigung Ludwigs XVI. aufzusetzen. Sie sollte von Jemand, der gut in's Französische zu übersetzen vermöge, in diese Sprache übergetragen und in Frankreich verbreitet werden. „Du räthst mir vielleicht, zu schweigen," schrieb er an Körner, „aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und gleichgültig

1) Schiller's und Humboldt's Briefe S. 98.

bleiben darf." An Zacharias Becker schrieb er am 30. Dec. 1792: „Ich hoffe, durch den Herzog von Weimar eine Anzahl von Exemplaren davon nach Paris zu bringen." Aber die Ereignisse gingen einen zu raschen Gang. Am 21. Januar 1793 fiel Ludwig's Haupt. Niemand vielleicht fühlte das furchtbare Gewicht dieser Thatsache so tief, als der revolutionäre Verfasser der Räuber, des Fiesko, der Kabale, des Carlos, der aber solche Gräuel nie gewollt, der sich einen ganz anderen Gang der Sache vorgestellt hatte, als er von großen, heilbringenden Selbstbefreiungsacten der Völker träumte. „Ich kann," schrieb er am 8. Febr. an Körner, „seit vierzehn Tagen keine Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese Schindersknechte an."

„Er sah ein," sagt Palleske[1]), „das Material der neuen Republik, der französische Mensch, war faul." Sollte er nicht noch mehr gesehen, seinen Gedanken keine universellere Form gegeben haben? — Ich glaube, er sah ein: „das Material zu dem neuen Reiche der Freiheit und des Glückes, welches er als Verfasser des Carlos und Schöpfer des Posa im Sinne hatte, welches das Ideal und der Zweck des modernen Progressismus ist, welches die Freimaurerei aufstellt: der Mensch überhaupt ist faul." Und von dem Augenblick an stand Schiller, wenigstens in Hinsicht seiner

1) Schiller's Leben. Bd. II S. 169.

negativen Einsichten, auf dem Boden des Christenthums; er kannte den „alten Adam," mit dem Nichts anzufangen ist; eine entsetzliche welthistorische Erfahrung hatte ihm gewaltsam die Augen geöffnet. Die Gattung, wie sie ist, konnte ihm fortan kein Gegenstand der Verehrung und des Vertrauens mehr sein, auf sie konnte er keine progressistisch-idealistischen Hoffnungen mehr bauen. Das französische Volk repräsentirt bei seinen Revolutionsexperimenten das ganze menschliche Geschlecht; es ist die allgemeine Menschennatur, was sich in seinen Thaten offenbart, diese stets in's Maß- und Schrankenlose gehende Natur, die man, wie es im Wallenstein heißt, ihrer eigenen Mäßigung nimmermehr überlassen darf. Als dieses Volk seinen König mordete, da sprach es nicht nur über sich, sondern über das ganze Geschlecht, über die Gattung überhaupt, als diesen alten, unverbesserlichen Adam, das Verdammungsurtheil aus. Das hätte Schiller gern gehindert, selbst mit Lebensgefahr. Er konnte es nicht und sah nun seine bisherige Ansicht von dem Geschlechte faktisch widerlegt. Von da an mußte er anders zu fühlen und zu denken beginnen.

„Seit 1793 zogen sich seine Freiheitsideen allmälig ganz in's Sittliche zurück," sagt Hoffmeister[1]). Nachdem dieser Biograph die conservativen Aeußerungen im Wallenstein, im Spaziergange, im eleusischen Feste, im

1) Bd. IV. S. 32. V. S. 360.

Kampf mit dem Drachen, im Lied von der Glocke herausgehoben, sagt er: „Lauter Stimmen, von denen vor dem Jahre 1794 Nichts vernommen wurde. Ueberall züchtiget Schiller von dieser Zeit an den Uebermuth und unterwirft die schwellende Kraft dem Ebenmaß [1])." Der Uebergang zu diesem Stadium der Schillerischen Geistesentwicklung aber war nicht ohne große innere Arbeit, Unruhe und Beängstigung. Einige Jahre lang schuf er als Dichter gar nichts Eigenes, Originelles mehr, sondern übersetzte bloß. In einem 1794 an Körner geschriebenen Briefe zeigt er sich sehr muthlos und fast ganz an seinem poetischen Vermögen und Berufe verzweifelnd. Auf seine früheren dramatischen Leistungen sieht er mit Geringschätzung zurück. Der Plan zum Wallenstein, den er gefaßt, ängstiget ihn; er fürchtet, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Er betrete, sagt er, eine für ihn ganz neue Bahn, denn er habe im Poetischen seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." Das ist nicht bloß formell zu verstehen. „Wallenstein" war das Resultat einer totalen Umwandlung und Neugeburt der Denkart und Empfindungsweise. Er schwankte vorerst noch zwischen der Ausführung der Malteser und der des Wallenstein. Zu dem ersteren Unternehmen zog es ihn hin; vor dem Wallenstein erschrak er. Diesen wollte er rein

1) Bd. V. S 368.

künſtleriſch behandeln, da er eigentlich kein Herz dafür hatte; bloß für den Max, ſagte er, ſei er durch ſeine eigene Zuneigung intereſſirt[1]). Und dieſem legt er bereits, merkwürdig genug, die Beſchreibung einer katholiſchen Andacht und die Vertheidigung einer romantiſchen Wunderwelt in den Mund. Man hat gefragt, warum Schiller den Wallenſtein vor den Malteſern, die ihn doch ſo ſehr anzogen, den Vorzug gegeben? Es lag wohl in ſeiner deſperaten Stimmung, die ſich zunächſt in einem ſolchen, die totale Verzweiflung an Welt und Menſch ausdrückenden Werke Luft machen wollte. Denn Wallenſtein iſt die Tragödie der Deſperation. Dieſe Stimmung aber war mit keinem Verſinken in ſubjective Trübheit und Dumpfheit, keinem Nachlaſſe der geiſtigen Kraft und der productiven Befähigung verbunden. Selbſt das Vermögen, die heiterſten und belebteſten Scenen vorzuführen, ſtand ihm in jener Zeit zu Gebote; ein Beweis davon iſt das bunte, lebensvolle, humoriſtiſche Vorſpiel der Wallenſteiniſchen Tragödie, die dann zuletzt eine ſo furchtbar öde und niederſchlagende Wendung nimmt. Man kann daher bei Beurtheilung dieſer Erſcheinung nicht pathologiſch verfahren, die peſſimiſtiſche und transcendente Wendung und Umkehr des Dichters nicht aus krankhafter Verſtimmung und eingetretenem Mangel an Lebensfriſche

1) Vergl. Hoffmeiſter III. S. 281. 342.

und Energie erklären. In productiver Hinsicht erlebte Schiller ganz im Gegentheil eine neue Jugend voll glänzender, an Effecten und Triumphen reicher Kraftentwicklung. Es kam hiebei eine ganze Reihe von Haupt- und Nebenwerken, eine ganze Anzahl von dichterischen Meisterstücken zu Stande, worin aber ganz andere, neue Töne angeschlagen wurden, wo namentlich der Werth des Allgemeinen und Gemeinsamen im Gegensatze zur exceptionellen Einzelheit tief herabgesetzt, und dem Hauptgegensatze des modernen Progressismus, dem von Letzterem so tödtlich gehaßten Katholicismus in der Art gehuldigt wird, daß die Sache keineswegs nur in der künsterischen Aufgabe und Absicht, objectiv zu schildern und zu charakterisiren, gegründet sein kann. Der Gipfel der Schillerischen Romantik ist in der „Jungfrau" erreicht. Sie geht noch weiter, als Maria Stuart, wo die katholischen Cultusformen glanz- und würdevoll genug auftreten, übrigens aber Alles in den gläubigen Subjecten eingeschlossen bleibt, während in der Jungfrau das volle, freie, historisch-objective und vom Subjecte unabhängige Wunder waltet. Im Tell tritt die den späteren Ansichten des Dichters gemäß bedingte und beschränkte Freiheitsidee auf, um sich von der mißbräuchlich outrirten und erweiterten scharf zu unterscheiden; zugleich wird, trotzdem daß ein braves, kernhaftes Volk und ein auch im Ganzen tüchtiger Menschenschlag geschildert wird, die doch immer wesent-

liche Bedeutung des exceptionellen Individuums im Gegensatze einer bloß massenhaften Erregung und Bethätigung in's Licht gesetzt. Das demokratische Majoritäts- und Volksregierungssystem zu zermalmen, ist aber die ganz besondere Absicht des Dichters im „Demetrius," dem letzten, unvollendeten Werke desselben, gewesen. Ich bitte, nun folgende chronologische Uebersicht des erörterten Zeitraumes zu betrachten, wo ich nur die für unsere Untersuchung ganz besonders interessanten Thatsachen und Producte herausfasse und zusammenstelle.

1792. Schiller will für Ludwig XVI. schreiben. Vorrede zur Geschichte des Malteserordens nach Vertot, wichtig wegen Anerkennung des Mittelalters.

1794. Muthlose Stimmung. Schwanken zwischen den „Maltesern" und dem „Wallenstein."

1795. Neue poetische Entwicklung und große Productivität. Stelle über das Christenthum in einem Brief an Göthe vom 17. August. „Die Johanniter."

1796. Das Epigrammenjahr. Xenienzeit. Die oben erwähnten Distichen. Entscheidung für den „Wallenstein."

1797. Das sogenannte Balladenjahr. „Der Gang nach dem Eisenhammer."

1798. „Der Kampf mit dem Drachen."

1799. Beendigung des „Wallenstein." — „Das Lied von der Glocke." — „Die Worte des Wahns."
1800. „Maria Stuart."
1801. „Die Jungfrau von Orleans."
1803. „Der Graf von Habsburg." — „Der Pilgrim."
1804. „Wilhelm Tell."
1805. „Demetrius." Tod.

14.

Es ist ein Zeitraum von ungefähr dreizehn Jahren, welchen die Schillerische Metamorphose und von mir sogenannte Conversionsperiode umfaßt. Sein Geist und sein schöpferisches Vermögen war auch damals, als er sein Leben beschloß, nicht im Mindesten gebrochen und erschöpft, das beweist ganz besonders die bewundernswürdige Reichstagsscene im Demetrius. „Mitten im Vollgefühle seiner geistigen Kraft entraffte ihn der Tod," heißt es in Körner's „Nachrichten von Schiller's Leben." — „Er wurde," sagt Hoffmeister, „auf dem Sonnengipfel der Kunst und, wie seine Arbeiten seit Tell beweisen, in der vollsten Gesundheit des Geistes durch ein unzeitiges Geschick hinweggerafft." Und es war hohe Zeit, daß ihn dasselbe dem Leben entrückte. Denn Gott weiß, was man noch Alles erlebt hätte, wenn dieser Mann, voll glänzenden Genies und kühnen Sinnes, vom Ruhme gekrönt und immer reifer an Erfahrung und Einsicht, noch länger gelebt und die ihm nach seiner geistigen Umwandlung und Wieder-

geburt von ſeinem Genius vorgezeichnete Bahn durchlaufen hätte. Wie, wenn er in ein drittes Stadium eingerückt wäre und ſeine, trotz aller Kränklichkeit des Körpers, gewaltigen Geiſteskräfte auch da wieder mit gewohnter Energie und Genialität entfaltet hätte? In welchem Grade hätte er denn wohl der guten Sache der „Aufklärung," des „Fortſchrittes" und der „Freiheit" zu ſchaden vermocht? Und wie hätte man denn jenes große, von der Demokratie ſo trefflich ausgebeutete Säcularfeſt feiern können; wie hätte die „Gartenlaube" ſo vortreffliche Artikel über die revolutionäre Bedeutung des nationalen Lieblingspoeten bringen, wie hätte man ſich auch wieder 1862 beim Frankfurter Schützenfeſt ſo autoritätsvoll auf ihn beziehen können? — Der ihn jetzt in dieſem Sinne vergötternden und benützenden Partei war er um die Zeit ſeines Todes ſo eben im Begriff, durch ſeinen „Demetrius" den Dolch in's Herz zu bohren, und es iſt mir wahrſcheinlich, daß er bereits den ganz beſtimmten Plan gefaßt hatte, durch eine Reihe von neuen Werken und den durch ſie auf das Publikum zu machenden Eindruck den ganzen Stand der Dinge zu verändern. „Es lag in Schiller's Charakter," heißt es in den Nachrichten aus ſeinem Leben von Körner, „bei jedem Eintritt in neue Verhältniſſe ſich ſogleich mit Plänen einer vielumfaſſenden Wirkſamkeit zu beſchäftigen." Schiller war eine durchaus grandioſe, auf das Höchſte und

Größte angelegte Natur, er war nicht so ruhig und realistisch anschauend und genießend, wie Göthe; sein Wesen war idealistisch vordringend, kühn, gewaltsam, auf keiner Stufe genußvoll und selbstzufrieden ausruhend und abgeschlossen. In der „Leichenphantasie" malt Schiller einen genialen Jüngling in einer Weise, die an ihn selbst erinnert.

„Himmelan flog er in schweifenden Wünschen,
Hoch, wie der Adler in wolkiger Höh!
Stolz, wie die Rosse sich sträuben und bäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.
Welten schliefen im herrlichen Jungen —
Ha, wenn er einstens zum Manne gereift!"

In den „Idealen" sagt Schiller in Beziehung auf sich selbst:

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt;
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn;
Er aber stürzt mit stolzen Rasten
Sich rauschend in den Ocean [1]).

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,

1) Diese später gestrichene Strophe stand in der ersten Ausgabe

Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und Nichts ſo ferne,
Wohin ihn nicht ihr Flügel trug."

„Wir ſehen Schillern," heißt es im Brockhauſiſchen Converſationslexikon s. v. Schiller, „nicht zufrieden mit dem Irdiſchen, menſchlich Erreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menſchlicher Geiſt erreichen kann. — — — Ein zweiter Prometheus, ſtrebt er nach dem himmliſchen Feuer, das dem Sterblichen verſagt iſt, mit ſichtbarem Kraftaufwand." — „In meinen Adern ſiedet Etwas," ſchreibt er ſelbſt im Jahre 1783 an Fr. v. Wolzogen: „Ich möchte gern in dieſer holperigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen ſoll." In einem um dieſelbe Zeit geſchriebenen Briefe an Rath Reinwald in Meinungen klagt er: „Ich bin nicht, was ich hätte werden können, aber das Schickſal ſtritt zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen deſſen, was ich unter beſſeren Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht, die die Vorſicht in mir verfehlt hat!" — „Ahnung großer, unbekannter Felder hat für mich ſo viel Reizendes," bemerkt er um 1789. — „Ich kann mir," ſagt er in einem um dieſelbe Zeit geſchriebenen Briefe, „die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die

eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist[1])." Es ist ganz unbestimmbar, wie sich ein solcher Geist noch weiterhin manifestirt haben würde. Gerade das, was ihn früher in seiner das Bestehende unterwühlenden Periode diesem so furchtbar und seiner eigenen Partei so werthvoll machte, das mußte ihn der Letzteren im Falle einer veränderten Gesinnung und Bethätigung Besorgniß und Schrecken erregend, so wie zu einer unschätzbaren Acquisition der von ihm sodann vertretenen Sache machen. Ich habe ihn als einen poetischen Paulus bezeichnet und mehrere auffallende Vergleichungspunkte nachgewiesen, die mich dazu berechtigen konnten; ich möchte aber, wenn ich die zugleich ganz eigenthümliche Natur und Stellung des Mannes in Welt und Zeit erwäge, bei diesem Vergleiche kaum stehen bleiben. Wenn er sich vollständig geoffenbart und auch das noch vollbracht hätte, was ihm am Ende seines Lebens aller Wahrscheinlichkeit nach im Sinne lag, so würde es gewesen sein, als hätte sich der wider die Weltordnung empörte Lucifer in den streitbaren Engel Michael verwandelt, der wider Teufel

1) Die Briefstellen aus „Schiller's Leben" von Carol. v. Wolzogen, Cottaischer Verlag 1851 und aus „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern ꝛc. Aus den Familienpapieren." Cottaischer Verlag 1859.

und Hölle ficht. Denn dieser Mann war im Stande, allein mit seiner geistigen Kraft und Größe dem das Zeitalter beherrschenden Dämon der Negation die Spitze zu bieten, allein und für sich einer ganzen Zeit und Welt entgenzutreten und dabei Nichts im Auge zu haben, als seinen großen Beruf. Schon als Knabe hatte er, wie Medicinalrath von Hoven, sein ehemaliger Spiel- und Schulgeselle, bezeugte, einen durch Nichts zu erschreckenden Charakter bewiesen; von Furcht und Feigheit, selbst Erwachsenen gegenüber, war keine Spur in ihm [1]). Und auch ganz zuletzt, als ihn mitten im Feuer seines Schaffens und seiner Entwürfe der Tod ergriff, scheint er in dem Bilde des Leo Sapieha, der auf die Gefahr hin, sofort in Stücke gehauen zu werden, den die Augen der Menge verblendenden Trug enthüllt und dem ganzen in Thorheit und Unrecht einhelligen Reichstage sein Veto entgegenschleudert, nur sich selbst, sowie er sich nunmehr entwickeln und darstellen wollte, im Sinne gehabt und gezeichnet zu haben.

„— — — — Will sich Niemand
Erheben für das Recht, nun so will ich es.
Zerreißen will ich das Gewebe der Arglist.
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß."
— — — — — — — — — —
„Keine Furcht bewegt mein tapfres Herz.
So lange noch Blut in meinen Adern rinnt,

1) Car. v. Wolzogen a. a. O.

Will ich die Freiheit meines Worts behaupten:
Wer wohlgesinnt ist, tritt zu mir herüber."

Die allergewichtigsten Stimmen bitten ihn, nachzugeben:

„— — — — — — — Gebt euch, edler Herr!
Ihr seht, daß euch die Mehrheit widerstrebt.
Treibt's nicht zu einer unglückseligen Spaltung."

„Der König läßt euch bitten, nachzugeben,
Herr Woiwod, und den Reichstag nicht zu spalten."

„Es sind so gute Schlüsse durchgegangen;
O gebt euch! Um des anderen Guten willen,
Was man beschlossen, fügt euch in die Mehrheit!"

„Auf dieser rechten Bank ist Alles einig."

Worauf Sapieha:

„Laßt Alles einig sein! Ich sage Nein.
Ich sage Veto, ich zerreiße den Reichstag."

Es folgt der schon oben angeführte Ausspruch über die „Mehrheit," welche „der Unsinn" sei. Dafür wird er von der Partei, die Krieg will, als Verräther bezeichnet; ein Tumult entsteht, „die Menge" will ihn in Stücke reißen; der Erzbischof hält ihr das Kreuz entgegen und schafft ihn bei Seite, und Korela, der Kosacken-Hettmann, sagt schließlich:

„Wer hätte das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde die Spitze halten."

15.

„Es gibt," sagt Palleske in seiner Biographie, „eine Trauer, die nur thätige Geister fühlen, ein Weh, das tief und erhaben zugleich, und das wohl heißer Thränen werth — das Weh, von unvollendeten Schöpfungen zu scheiden. Der große Kranke trauerte um seinen Demetrius [1])." Man wird die Tiefe und Größe dieses Schmerzes um so besser zu ermessen im Stande sein, wenn man den obigen Citaten seine Aufmerksamkeit schenkt. Was liegt nicht Alles in dieser Dichtung, in dieser Eingangsscene und in den einzelnen sinnschweren Reden und Ausdrücken derselben [2])! — — — — Erlaube man mir, noch ein Paar Stellen aus der von Caroline

---

1) Der greise Schopenhauer sagte: er werde in dem freudigen Bewußtsein endigen, seine Mission vollbracht zu haben; s. „Arthur Schopenhauer" von Gwinner. Leipz. 1862. S. 225. Noch aber wollte er einige Zusätze zu den Aufsätzen seines Buches: „Parerga und Paralipomena" machen und bloß deßhalb noch nicht in sein Nirwana eingehen. „Es wäre doch erbärmlich," sagte er am 9. September 1860, „wenn ich jetzt sterben sollte; ich habe den Parergen noch wichtige Zusätze zu geben." Daselbst S. 222. Am 21. starb er. So mächtig ist in einem Manne des Geistes der Trieb, mit möglichster Vollständigkeit zu thun, was er glaubt, daß seines Amtes sei.

2) Hier ist eine Stelle ausgelassen, die sich auf einen vor der Hand zurückgelegten Aufsatz bezieht; vergl. Vorrede!

von Wolzogen verfaßten Biographie herausfassen, welche, wenn auch unvollkommen und ohne Auftragung contraſtirender Farben, den veränderten Standpunkt ſchildern, den Schiller am Ende ſeines Lebens eingenommen hat.

„Die welthiſtoriſche Wirkung der Chriſtuslehre, die reine, heilige Geſtalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur, erfüllten ihn mit einer Ehrfurcht, die gegen das Ende ſeines Lebens immer tiefer wurde.“ — „Unſer innerliches Leben war im letzten Winter ſehr reich. Eine unausſprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Weſen und gab ſich in allen ſeinen Urtheilen und Empfindungen kund; es war ein wahrer Gottesfriede in ihm. Ich las damals den Livius, und die römiſche Geſchichte war oft der Gegenſtand unſerer Geſpräche. So bemerkte er einmal: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit erblühen können, mit der römiſchen Republik untergegangen ſei, ſo habe nothwendig etwas Neues entſtehen müſſen. Das Chriſtenthum habe die Geiſtigkeit des Daſeins erhöht und der Menſchheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Ausſicht eröffnete.“

Man ſieht, Schiller war unendlich ruhiger, friedlicher in ſich ſelbſt geworden, der titaniſche Geiſt in ihm war gewichen und hatte einem ſtillen, beſeligenden „Got-

tesfrieden" Platz gemacht; das Widerstreben gegen den vom Christenthum eingeleiteten, aus dem natürlich Menschlichen in eine höhere Sphäre einführenden Weltprozeß hatte aufgehört; das Verständniß dieses Prozesses war in ihm aufgegangen, und er zollte ihm seine volle, warme, mit dem großen Blicke des Geschichtsphilosophen verbundene Anerkennung. Daß ihm ganz besonders auch der specielle Begriff der katholischen Romantik geworden und daß ihm ihre Bedeutung und Nothwendigkeit im christlichen Weltprozeß eingeleuchtet, wird nach all dem in dieser Hinsicht Vorgetragenen nicht verneint und bestritten werden können. Wie sehr er namentlich das Princip der Demuth, des Gehorsams und der absoluten Selbstverläugnung zu würdigen gelernt hatte, wissen wir urkundlich aus seinem „Kampf mit dem Drachen" und seiner „Jungfrau." Ebenso aus den „Johannitern," wo er aber das Christenthum nicht einseitig nur als die passive Religion der Demuth und des Leidens, sondern als diejenige preist, die, wie keine andere, damit auch die activen Eigenschaften der Thatkraft und des Heldenmuthes verbinde. Das war nun offenbar sein Ideal; denn zu einer quietistischen Ruhe und Thatlosigkeit konnte sich ein so rüstiger, zum Schaffen, Wirken und Handeln determinirter Genius nicht entschließen. Daß er noch Etwas Besonderes vorgehabt haben möchte und zwar in Beziehung auf die Re-

ligion, hat auch schon Palleske vermuthet. „Es ist wahrscheinlich," sagt er, „daß dieser vielumfassende Geist nicht bei der Reform der dramatischen Kunst stehen geblieben wäre. — — — — Schon in dem Aufsatz über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten nannte er neben der Kunst die Religion einen Anker, an welchem das Wohl der Menschheit befestigt sei. Noch deutlicher bezeichnet er seine Ansicht in einem merkwürdigen Briefe an Zelter 1804, und wir sehen hier Schiller in derselben Bahn, in welche Lessing's edles Gestirn einlenkte." Ich habe diesen Brief schon oben berührt; er ist einer ganz ausgezeichneten Beachtung werth. Zelter hatte den Freunden einen Entwurf zur Verbesserung des Kirchengesanges vorgelegt. Schiller interessirte sich lebhaft für die Sache und schrieb darüber an Zelter wörtlich Folgendes: „Daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu thun, fühlen Wenige; aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich Allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht schwer fallen, einen oder den anderen Theologen und Akademiker dafür zu interessiren. Berlin hat in dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; das war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zei-

ten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist. Ja der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholicismus in Frankreich neu constituirt hat, daß auch im Protestantismus an die Religion gedacht werde, und selbst die Philosophie nahm diese Richtung [1]." Viel drücken diese Worte aus; sie werden noch mehr, als geschrieben steht, demjenigen sagen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht.

16.

Wenn Schiller convertirt hat — und wenigstens in einem gewissen Sinne hat er es, wie nachgewiesen, wirklich gethan — so hat in ihm, in dieser stellvertretend großen und bedeutungsvollen Persönlichkeit — Deutschland convertirt. Denn wenn irgend ein Mann den eigenthümlich deutschen Geist und Charakter seiner edlen, tiefen und achtungswürdigen Seite nach zu repräsentiren vermag, so ist es ohne Zweifel dieser idealistische Dichter und Denker, ist es weit mehr als z. B. Göthe, dessen Natur und Entwicklung in zu naher Verwandtschaft mit Griechenland und Italien stand, um für so spezifisch deutsch gelten zu können [2].

1) Briefwechsel zwischen Göthe u. Zelter. I. S. 120 f.

2) „Der Charakter der Schillerischen Muse," sagt Ancillon,

Auf dieſer entſchieden vaterländiſchen Natur im beſten und ehrenvollſten Sinne des Wortes beruht denn auch Schiller's Popularität, beruht die Begeiſterung, der Jubel der 1859 ihm zu Ehren begangenen Feierlichkeiten, der allerdings demokratiſch veranſtaltet und ge-

---

„wird, ſo lange die Deutſchen ihrem eigenen Charakter treu bleiben, dieſen Dichter vor Allen zum Nationaldichter machen. Sein Genius iſt der idealiſirte Ausdruck der Geſammtheit; die Deutſchen finden ſich in demſelben in verklärter Geſtalt und geſteigerter Potenz. Denn der Deutſche liebt vor Allem die Kraft des Gedankens, das Allgemeine der Begriffe und Vorſtellungen, die Reinheit der Geſinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethiſche Gepräge." Daß Schiller es ſo herrlich verſtanden hat, kindlich religiöſes Gefühl mit ſtreng wiſſenſchaftlichem Forſchergeiſte zu verbinden, rühmt Alfred von Wolzogen in der Vorrede zu „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern" ꝛc. Stuttg. 1859. Göthe ſchreibt im October 1795 an Schiller: „Ihre Gedichte haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen: ſie ſind nun, wie ich ſie vormals von ihnen hoffte. Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraktion, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf." Dieſe eigenthümliche Verbindung ſo diſparat ſcheinender Eigenſchaften war aber das ſo beſonders Deutſche in Schiller; „In ihm hat ſich der deutſche Genius am reinſten geoffenbart," heißt es auch in der „Gartenlaube" 1859. Nr. 46.

färbt war, der sich aber ohne einen wirklichen Grund doch nicht zu jener beispiellosen Höhe hätte emporschrauben lassen. Hier hat ihn Deutschland jedenfalls als seinen geistigen Repräsentanten auf's Feierlichste und Vollständigste anerkannt. Und so dürfen wir wohl sagen, in ihm habe Deutschland convertirt.

Der Protestantismus ist ein Produkt des deutschen Geistes und Charakters gewesen, der seine Fesseln sprengte, um sich im Reiche der Freiheit zu ergehen; man hat den sächsischen Reformator und sein Zertrümmerungswerk nicht mit Unrecht mit dem Widerstreben der alten Sachsen gegen das Christenthum zusammengebracht, zu dem sie bekehrt werden sollten. Im germanischen Charakter ist in der That etwas tiefliegend Negatives, namentlich was die Regionen des Glaubens und Erkennens betrifft, wo der Deutsche keinen ihm unwürdig und unziemlich dünkenden Zwang erträgt und sich Nichts gefallen läßt, wovor er nicht eine wahre, innere Achtung und Ehrfurcht empfindet. So hat sich die Sache in Luther's heldenhaftem Auftreten, so in Schiller's titanischer Jugendperiode dargestellt. Aber der Deutsche ist nicht nur Held, Titan, Freiheitsmann, Polemiker. Ein eben so wesentlicher, ja noch wesentlicherer Charakterzug desselben ist sein Gemüthsleben, ist jene tiefe Frömmigkeit, welche ebenfalls ihre Befriedigung verlangt und welche in ihrer Abtrennung von der alten Mutterkirche sogar den schwächlichen

Pietismus erzeugte. Selbst Göthe, „der große Heide," hatte eine Zeit, wo er sich den Pietisten und Herrnhutern geneigt fühlte. In seiner antichristlichen Zeit machte er Verse, wie folgende:

„Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christenthum,
Bis Herrn Carolus leidigem Degen,
Die edlen Sachsen unterlegen ꝛc."

Und doch schrieb er die „Bekenntnisse einer schönen Seele," doch gab er seinem Faust einen christlich-romantischen Schluß, doch verfaßte er jenen kostbaren Aufsatz über den katholischen Sakramentencyclus. Die reine Negation kann bei uns Deutschen trotz unseres geistigen Emancipationstriebes keine allzu tiefen und beharrlichen Wurzeln schlagen. Ihr Sturm geht vorüber, und es entwickelt sich eine neue Position daraus. Ein solcher Uebergang, ein solches bei den Einzelnen oft plötzliches Umschlagen in's Gegentheil vollbringt sich in den letzten Jahrhunderten; es geht in unseren vorzüglichsten Dichtern, Denkern und Geschichtsschreibern vor, wenn er sich auch dem Blicke der Menge entzieht. Diese wird nur dann aufmerksam, wenn sich förmliche Conversionen, wie die des Grafen Stolberg, Friedrich Schlegel's ꝛc. ereignen. Sie stutzt in solchen Fällen; sie ist verblüfft; sie erholt sich von ihrem Erstaunen und schimpft; sie erklärt sich die unbequeme Thatsache in ihrer bekannten, wohlfeilen Manier, aus

individuellen, pathologischen, unmoralischen Beweggründen, nimmt heruntergekommene Geisteskräfte, jesuitische Anlockungen, schlechte Gesinnungen, egoistische Berechnungen, alles mögliche Gemeine und Verworfene an. Die bezüglichen Thatsachen werden jedenfalls als Einzelheiten betrachtet, die für sich stehen und keine Bedeutung für's Ganze und Allgemeine haben. Sie stehen aber keineswegs so isolirt und zusammenhangslos da; sie wurzeln in der sich allmählig vollbringenden, allgemeinen Aenderung der Stimmungen, Anschauungen und Gesinnungen; es sind nur einzelne Stellen, an welchen der große, historische Umwandlungsprozeß, welcher als solcher noch nicht in die Augen fällt, zur Erscheinung kommt. Es wird freilich noch Manches vorgehen müssen, bis dieser Prozeß zu einem positiven Abschluß und Resultate gelangt. Die universale Conversion aber, durch welche der religiöse Zwiespalt, diese böse Krankheit des Vaterlandes, verschwinden wird, kann nicht ausbleiben; und man wird einst in Schiller denjenigen erkennen, in welchem dieses große Factum, sei es auch, daß der formelle Schlußpunkt gefehlt, in ganz besonders bedeutsamer und repräsentativer Weise vorgegangen ist.

„Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt,"

sagt er selbst. Und so ist Deutschland trotz der widerstrebenden Massen und trotz der feindlichen Presse *eigentlich schon zum Christenthum und zur Kirche zurückgekehrt*; denn nicht die

Vielen, οἱ πολλοι, sind die Nation; auch nicht die sich zu Führern dieser Vielen aufwerfenden Lärmmacher, Hetzer und Aufwiegler; sondern die Wenigen sind es, die auch nur wieder von Wenigen verstanden und begriffen werden, und die ihre Bedeutung mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart haben; jene tiefen und großen Individuen, die als die Blüthen und Gipfel des nationalen Wesens und Lebens über die Menge emporragen und die ächte Substanz, den edelsten Geist und Kern des Ganzen enthalten und zur Erscheinung bringen. Ein Einziger kann in diesem Sinne das Volk darstellen, das Volk *sein*; während das, was man Volk *nennt* und was der Demagoge zu seinem äußerlichen Zwecke in Anspruch nimmt, Nichts als eine unreife, unselbstständige Masse und Umhüllung seines wahrhaft nationalen Wesens und Kernes ist.

17.

Ich habe es oben vermieden, Scenen aus Maria Stuart abzuschreiben; mit einer aber will ich schließen. Die Katholiken mögen daraus erkennen, welchen Bundesgenossen und Anwalt sie an diesem bekehrten Saulus, an diesem besänftigten Titan gewonnen haben; die Stelle kommt in besonderen Betracht auch in Beziehung auf die Schillerische Conversionsfrage.

Melvil

„Beruhige dein Herz! Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunsch statt des Vollbringens.

Tyrannenmacht kann nur die Hände feſſeln,
Des Herzens Andacht hebt ſich frei zu Gott.
Das Wort iſt todt, der Glaube macht lebendig."

Maria.

„Ach, Melvil! Nicht allein genug iſt ſich
Das Herz; ein irdiſch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmliſche ſich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menſchen und verſchloß
Die unſichtbaren himmliſchen Geſchenke
Geheimnißvoll in einem ſichtbarn Leib.
Die Kirche iſt's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die katholiſche heißt ſie,
Denn nur der Glaube Aller ſtärkt den Glauben.
Wo Tauſende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt ſich der Geiſt in alle Himmel auf. —
Ach, die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet verſammelt in dem Haus des Herrn!
Geſchmückt iſt der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch iſt geſtreut,
Der Biſchof ſteht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er ſegnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederſtürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk. Ach! Ich
Allein bin ausgeſchloſſen, nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelsſegen."

Wenn Schiller das Unglück, aus dieſem großen, heiligen Verbande ausgeſchloſſen zu ſein, ſo wie das

Glück, ihm anzugehören, so tief empfand, wie er es hier merklich genug zu erkennen gibt — kann man glauben, daß er diesem Verbande völlig fremd geblieben sei, daß er ihm nicht wenigstens geistig verbunden gewesen sei? — Jenes Drama ist am Anfang des Jahrhunderts an's Licht getreten; die später entstandene „Jungfrau" ist, wiewohl hier von confessionellen Gegensätzen keine Rede ist und keine so glänzenden Schilderungen des katholischen Cultus darin vorkommen, wie in der „Maria," im Grunde noch viel katholischer, als diese. Schiller machte demnach keine Rückschritte. Im Jahre 1805 starb er.

II.

Ueber Wallenstein.

1.

Ich habe dieses große Werk schon in der obigen, die Metamorphose Schiller's betreffenden Abhandlung charakterisirt. Es ist aber so merkwürdig und bezeichnet einen so wichtigen Wendepunkt in des Dichters Denken und Schaffen, daß man es vielleicht verzeihen wird, wenn ich ihm zum Behufe einer noch ausführlicheren und gründlicheren Besprechung eine besondere Abtheilung meiner Schilleriana einräume. In ähnlicher Art verhält es sich mit der „Jungfrau," der ich ebenfalls eine eigene Nummer widmen werde.

Wie sehr die beiden scheinbar so disparaten Werke zusammengehören, habe ich schon angedeutet. „Wallenstein" stellte die negative Seite der späteren Schiller'schen Denkart, wie die „Jungfrau" die positive dar. „Wallenstein" ist die Tragödie der Desperation; es ist ein pessimistisches Gemälde menschlicher Ohnmacht und Nichtigkeit und unverbesserlich-heilloser

Weltzuſtände; es iſt, ſo zu ſagen, ein Strich, den Schiller durch alle die Rechnungen und Hoffnungen ſeines ehemaligen progreſſiſtiſchen Idealismus zieht; es iſt den „Idealen“ und dem „Pilgrim“ verwandt; der Dichter nimmt darin gewiſſermaßen Abſchied von Welt und Menſch, um ſich der höheren Sphäre zuzuwenden, deren Walten und Wunder er ſpäterhin in ſeiner „Jungfrau“ entfaltet.

Was ich hier über „Wallenſtein“ ſage, ſcheint auf den erſten Blick zu dem Anfang und Eingang des Werkes übel paſſen zu wollen. Daſſelbe beginnt ja ſo überaus munter, kräftig und lebensvoll; es zeigt ſich in jenem meiſterhaften Lagergemälde eine ſo außerordentliche Geiſtesfriſche, eine ſo objective, geſtaltenreiche Schöpferkraft; man erinnert ſich wohl beſonders der ergötzlichen Kapuzinerpredigt. Um ſo ſonderbarer mag es erſcheinen, wenn ich behaupte, das Werk ſei aus einem ſo ernſten, ja triſten und deſperaten Grunde hervorgewachſen; wenn ich das Ganze eine Predigt nenne, ſo furchtbar und niederſchlagend für das Weſen und Treiben der Menſchenwelt, wie kaum je eine geweſen ſein mag. Und doch glaube ich, Recht zu haben. Daß Schiller mit ſolcher Lebendigkeit, ſolchem Humor zu zeichnen vermochte, iſt uns vor Allem ein Beweis, wie wenig der Geiſt des Mannes zu dieſer Zeit gebrochen und erſchöpft, und wie wenig ſeine veränderte Anſicht und Stimmung eine Folge verſchlimmerter pathologiſcher

Zustände und bereits nachlassender geistiger Kräfte war. Er hatte seinen alten Standpunkt aufgegeben; er dachte und fühlte bei Weitem pessimistischer und hoffnungsloser in Beziehung auf Welt und Zeit, als früherhin; übrigens war er derselbe. Auch der Kampf, das Schwanken, die Zerrissenheit, die unproduktive Pause des Ueberganges lag hinter ihm; er war wieder harmonisch zu sich selbst gestellt, und ganz wieder seiner dichterischen Produktionskräfte mächtig, mit denen er nunmehr einen neuen, jedoch einem anderen Ziele geltenden Anlauf nahm. Dies die persönliche Seite. Dann liegt es aber auch in dem Plane des Werkes, daß es einen so rührigen und rüstigen Anfang nimmt — nicht bloß um der lebens- und charaktervollen Schilderung der bezüglichen Zustände überhaupt willen, sondern des Contrastes wegen, der sich bilden soll, indem der Dichter das in dem Drama verneinte Weltwesen und Welttreiben erst in seiner ganzen Lebendigkeit und Fülle vor Augen bringen muß, um die sich zuletzt herausstellende Eitelkeit und Nichtigkeit desselben zu desto vollkommenerem Bewußtsein zu bringen. So lebhaft, so guten Humors, so großartig und imposant das Gemälde beginnt, eben so traurig, öde, jammervoll und trostlos endet es; all der Aufwand von Thatkraft, Muth, List, Berechnung, Genie, Gewalt, Masse, Größe, Pracht, Zuversicht und Festigkeit, der von dem großen Heerführer und seinen Werkzeugen gemacht wird, um das vorge-

ſteckte Ziel zu erreichen, erweiſt ſich als fruchtlos und vielmehr nur zum Gegentheile führend. Denn nicht das Leben und die Kraft ſollen hier triumphiren und Recht behalten, ſondern der Tod, die Ohnmacht des Menſchen und das leere Nichts der Welt.

2.

Der Held dieſes Stückes iſt ein realiſtiſcher Charakter, der, wie Schiller ſelbſt darüber bemerkt, den Erfolg nöthig hat, den nur der idealiſtiſche entbehren kann. Wallenſtein hat den Erfolg gegen ſich; ſein Untergang iſt alſo der leerſte, traurigſte, elendeſte, den es gibt; es iſt damit gar keine Erhebung des Gemüthes, gar keine Ausſicht in die Zukunft, gar kein, wenn auch noch ſo mittelbarer und ferngerückter Troſt verbunden; er iſt für unſere Betrachtung, wie für den Helden, nur negativ, nur einfach zu Boden ſchlagend. Ein Poſa trägt ſich mit dem Ideal einer Zukunft, dem er ſich freudig opfern kann. Wallenſtein will etwas unmittelbar auf Gegenwart und nächſte Zukunft Bezügliches; und wenn dies nicht erzielt wird, ſo iſt Alles verloren, ſo hat er umſonſt gelebt und iſt umſonſt geſtorben. Von Poſa heißt es: „Er hüllte ſich in die Größe ſeiner That.“ Von Wallenſtein ſagt Schiller: „Er berechnet Alles auf die Wirkung und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen, und ſo über die Materie erheben; er

will die Materie unterwerfen und erreicht es nicht [1])."
Posa sagt:

„— — — — — — Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif; ich lebe
Ein Bürger derer, die da kommen werden."

Und dem Carlos läßt er sagen:

„Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerlei! Er lege Hand an! Wenn
Jahrhunderte dahingeflohen, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er,
Auf einem Thron, wie seiner, wiederholen
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden."

Ganz anders spricht der realistische Wallenstein:

„— — — — — — Ich kann mich nicht,
Wie so ein Wortheld, so ein Tugendschwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken,
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großthuend sagen: Geh! Ich brauch dich nicht!
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet."

Und so kommt es: er kann nicht mehr wirken, er ist vernichtet, er fällt sogar durch Mord. Den progressistischen Idealismus, dem Schiller im Carlos huldigte, hatte er aufgegeben; er glaubte nicht mehr, daß aus dem Blute der Märtyrer von Posa's Gattung eine Saat des Heiles aufsprossen werde. Er wählte sich nun diesen gewaltigen Menschen, diesen Wallenstein,

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt. S. 426 ff.

der, wenn es irgend möglich wäre, doch Etwas auszurichten im Stande sein mußte. Seine persönliche Größe, sein kriegerisches und staatsmännisches Genie, die Vortheile der von ihm bereits errungenen Stellung sind öfters mit Absicht geschildert und hervorgehoben, wie im Prolog:

„Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg,
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel."

Wrangel sagt zu Wallenstein:

„— — — — — — Euer Gnaden sind
Bekannt für einen großen Kriegesfürsten,
Für einen zweiten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erstaunen redet man davon,
Wie Sie vor Jahren, gegen Menschendenken,
Ein Heer, wie aus dem Nichts, hervorgerufen."

Illo sagt:

„Der Kaiser gibt uns Nichts; vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben."

Max Piccolomini:

„Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Er ist gestellt auf einen Herrscherplatz."

Und Questenberg, da er den Gang durch's Lager gemacht:

„Hier ist kein Kaiser mehr; der Fürst ist Kaiser."

u. ſ. w. Ein ſo ungeheuerer Menſch, der ſein Wagſtück und Verbrechen noch dazu mit der löblichen Abſicht, dem durch die Furien des Krieges ſo fürchterlich zerriſſenen Deutſchland den Frieden zu geben, entſchuldigen und beſchönigen kann, geht elend und ſchmachvoll unter, ohne Etwas zu erreichen und ohne einen Samen zu hinterlaſſen, aus welchem das, was er will, nach ſeinem Tode aufgehen kann. Was will uns alſo dieſe Dichtung ſagen? Gewiß nichts Anderes, als Folgendes: „Es iſt mit der Welt Nichts anzufangen; ſie zu überwinden reicht auch das größte Genie, das ſeltenſte Glück, die gewaltigſte Macht nicht aus; das Große, das der Menſch auf ſeine eigene Fauſt unternimmt, in dieſer Welt und Menſchheit durch weltliche und menſchliche Mittel zu bewirken gedenkt, oder wirklich bewirkt, iſt eitel; es läßt ſich nicht durchſetzen, oder es ſchwindet, wenn auch für einen Augenblick zu Stande gebracht, wie ein Traum der Nacht dahin, und die Welt bleibt, wie ſie iſt. Hier erſt ward Schiller zum eigentlichen Tragiker, indem er, von allen progreſſiſtiſchen Ideen und Tendenzen frei, nur die negativen Wahrheiten ausſprach, welche die ächte Tragödie zum Bewußtſein bringt [1]). Der Sinn und Kern einer Dichtung muß eine reale Wahrheit ſein; die Anſchauungen und Hoffnungen des progreſſiſtiſchen Tendenzdichters aber ſind eine Täuſchung;

1) Vergl. die Abhandlung über die tragiſche Poeſie in meiner Converſionsſchrift. Mainz 1859. S. 214–255.

daher ein solcher kein wahrer Tragiker zu sein vermag. Die tragische Poesie zerstört alle die Illusionen, in welchen der Mensch über sich, seine Gattung, seine Kräfte, seine Geschichte befangen ist; das ist ihr großer Zweck und Beruf. Den erkannte Schiller früher nicht und mißbrauchte die Tragödie seinen falschen Ansichten und tendenziösen Zwecken gemäß. Noch im Jahre 1792[1]) hatte er das Schicksal der griechischen Tragödie verworfen, und wollte dafür die Ahnung oder das Bewußtsein einer „teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens" zum Zweck der Tragödie machen. Jetzt gab er einem Werke das Dasein, welches ganz zu der bedeutungsvollen Leere antiker Tragödienausgänge zurückkehrte — jener Leere, welche die Bedingung und Vorstufe der christlichen Fülle ist.

3.

Buttler spottet in dem Gespräche mit Gordon der Klugheit des großen Heerführers, die Alles berechnet habe und nun dennoch scheitere.

„Ein großer Rechenkünstler war der Fürst
Von jeher; Alles wußt' er zu berechnen,
Die Menschen wußt' er, wie die Stein' im Brettspiel,
Nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben.
Gerechnet hat er fort und fort, und endlich
Wird doch der Calcul irrig sein; er wird

1) In dem Aufsatze über die tragische Kunst.

Sein Leben selbſt hineingerechnet haben,
Und ſo wie Jener in ſeinem Zirkel fallen."

Auch des Dichters eigene Meinung, daß es mit der menſchlichen Klugheit nicht weit her ſei, drückt ſich hier aus. Seine Darſtellung geht aber um ſo tiefer, da ſich Wallenſtein nicht bloß auf ſeine Verſtandesoperationen, ſeine ſubjectiven Einſichten, ſeine perſönlichen Kräfte und Mittel verläßt, ſondern einen univerſelleren Halt zu gewinnen, ſich der inneren, geheimnißvollen Magie des Weltlebens zu verſichern ſucht und ſich von da aus führen und beſtimmen laſſen will. Er iſt nicht frivol und ungläubig, er iſt gläubig und devot in ſeiner Art, im kosmiſchen Sinn, ſo zu ſagen; dies iſt ſein aſtrologiſcher Aberglaube. Aber auch dieſer nützt ihm Nichts; auch dieſe Myſtik täuſcht ihn; es iſt überhaupt, als wenn hölliſche Mächte ihr Spiel mit ihm trieben und ihn abſichtlich in's Verderben ſtürzten, wie er denn auch ſelbſt gegen Max äußert:

„Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht
Dem guten. — — — — — — — —
Den Edelſtein, das allgeſchätzte Gold
Muß man den falſchen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage ſchlimmgeartet hauſen." ꝛc.

Worauf Max:

„O fürchte, fürchte dieſe falſchen Mächte!
Sie halten nicht Wort; es ſind Lügengeiſter,
Die, dich berückend, in den Abgrund ziehen."

Ihnen hat ſich Wallenſtein mit ſeinen hochfliegen-

den Planen, seinem colossalen Selbstgefühl und seiner kosmischen Mystik in die Hände gegeben. Wenn sich wahrhafte Ahnungen aus den Tiefen der menschlichen Seele hervor kund thun, so scheitern sie an des Mannes grenzenloser Selbstverblendung. So legt er sich die Vorgefühle und bösen Träume der Gräfin zu seinen Gunsten aus, oder räsonnirt sie rationalistisch hinweg. Wallenstein zeigt eine durch Nichts zu erschütternde Festigkeit. Es bricht die Fülle des Unglücks Schlag auf Schlag über ihn herein, aber er richtet sich immer wieder auf und steht in gewohnter Fassung und Stärke da:

„Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen"

Er entsagt seinen Hoffnungen und Entwürfen keinen Augenblick; er projectirt, handelt, gebietet, vertraut, glaubt, hofft, bis er, von seinen intimsten Freunden verrathen und gemordet, in seinem Blute liegt. Das ist nicht der evangelische Glaube, der Berge versetzt, sondern das bis zum Wahnsinn gehende Vertrauen eines großen, kühnen, mächtigen Menschen auf sich und eine Welt, die ihn heben und tragen, die seinem Willen dienstbar sein müsse, wie immer auch die Umstände seien. Das ihn umstrickende Verderben ist so klar, daß es in die Augen springt; es wird ihm von den Anderen gezeigt und er *will* es nicht sehen; er ist, wie Illo sagt, mit sehenden Augen blind. Wenn Schiller an anderen Orten den Glauben und die Blindheit preist,

so ist es in ganz anderem Sinn. Das ist der Glaube, der sich auf eine überirdische und überweltliche Region bezieht, das ist ein Zustand, wo man mit blinden Augen sehend, nicht aber mit sehenden Augen blind ist, wie Wallenstein. Diesen erfüllt das bloße, einseitige Vertrauen des Menschen zu sich und der Welt, und das wird in dem Stücke schonungslos zu Schanden gemacht.

4.

Mit diesem großen Werke, dieser ächten Tragödie, trat Schiller in seine neue, von mir so genannte Conversionsperiode ein. Den früheren, von den Räubern bis zum Carlos liegt der Glaube an die autonome, Alles aus sich selbst zu schöpfen habende menschliche Natur und Gattung zu Grunde, welche sich durch kühne Selbsthülfe und partielle Selbstaufopferungen all ihrer Fesseln zu entledigen im Stande sei. Das ist das Revolutionsprincip, das sich ganz nur auf Mensch, Welt, Erde stützt. Im Wallenstein wird dies Alles zu Boden geworfen und ein colossales Individuum mitsammt seinem Glück und Glauben zermalmt und in Staub verwandelt. Dort sollen die eingeführten Formen der gesellschaftlichen Ordnung über den Haufen gestürzt werden; die menschlichen und weltlichen Dinge überhaupt aber sind dort kein Gegenstand der Verneinung; sie sollen im Gegentheil durch Befreiung von Druck und Zwang zu ihrer vollen, beglückenden Geltung und Gestaltung kommen.

Im Wallenstein und von diesem an in den folgenden Produkten dieser Periode wird die ganze Welt als nichtig und aller Besserung in und aus sich selbst unfähig betrachtet.

5.

Daß im „Wallenstein" sittliche Momente und Principien auftreten, von denen der Dichter in seinen früheren Schöpfungen Nichts wußte, hat schon Hoffmeister[1]) hervorgehoben. Noch im Carlos „hat die Freiheitsidee allein das Wort; alle ihr widerstreitenden Tugenden sind nicht stimmfähig." Im Wallenstein dagegen „ist ein neuer Chor von Tugenden eingeführt, das ganze System von sittlichen Eigenschaften, die sich an das gesetzlich Bestehende halten, ist hier verherrlicht. Es ist, als wolle der Dichter wieder einbringen, was er früher versäumt hatte; als wolle er sich ausdrücklich dagegen verwahren, daß er in die revolutionären Ideen seiner Zeit einstimme; als wolle er den Eindruck paralysiren, den seine frühere Poesien hervorgebracht. Wallenstein selbst ist der Lobredner der Tugend, die er verletzt:

„— — — — — — — — Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren."

Hier fängt der Dichter an, conservativ zu werden — nicht etwa, weil er die Mängel des Bestehenden

1) Schiller's Leben. IV. S. 40.

nicht noch eben ſo gut fühlt und einſieht, als vorher; ſondern weil er erkennt, daß auf ſolche Weiſe, wie die Zeit meint und wie er ſelbſt früher glaubte, nicht zu helfen, daß auf dieſem Wege nur ein noch ſchlimmerer Zuſtand zu bewirken und wahre, wirkliche Hülfe nicht durch des auf ſich ſelbſt geſtellten Menſchen Kraft und That, ſondern ganz anders woher kommen müſſe. Ich hebe noch folgende Stellen aus:

„Mein Sohn!
Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkühr fürchterlich.“ ꝛc.

„Laßt euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrthum;
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.“

„Denn um ſich greift der Menſch; nicht darf man ihn
Der eigenen Mäßigung vertrau'n. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.“

„Nein, du wirſt ſo nicht endigen! Das würde
Verrufen bei den Menſchen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen;
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freiheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht ſich vertrauen mag.“

Letztere Worte spricht Max zu Wallenstein. Und da dieser dennoch thut, wovon ihn jener so dringend abmahnt, so behält „der gemeine Wahn" wirklich Recht. Man sieht, mit welch schonungsloser Wahrheitsliebe jetzt Schiller gegen sich selbst, wie er früher war und dachte, diesen weltumwälzenden Titan, verfährt. Er glaubt nicht mehr an das Edle der Freiheit; er macht dem, was er im Grunde noch immer verachtet, die entschiedensten Concessionen.

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Aber er bleibt nicht dabei stehen. Der abstrakte Pessimismus und der darauf gegründete Conservatismus eines Schopenhauer kann sein alleiniger, ausschließlicher Standpunkt nicht sein. Er gibt seine irdischen Ideale auf, und läßt das „Bestehende", einzelne, zerstreute Stellen ausgenommen, fürder unangefochten, flüchtet sich aber mit zunehmender Innigkeit und Vollkommenheit der Anerkennung in die romantische Glaubens- und Wunderwelt, die er weiterhin besonders in der dem französischen Aufklärungswolf entrissenen „Jungfrau", seinem positivsten und bedeutungsvollsten Werke, zu dessen besonderer Beleuchtung wir nun fortgehen, entfaltet hat.

C.

Ueber die Jungfrau von Orleans.

1.

Ueber meine Auffassung dieser Tragödie ist der Leser, der die Geduld gehabt, mir bis hieher zu folgen, im Allgemeinen bereits unterrichtet genug. Von ihrem Verhältnisse zu Wallenstein ist so eben wieder die Rede gewesen. Die beiden Elemente der Schillerischen Denkart, wie sie sich in der Conversionsperiode gestaltete, die negative und die positive, geben sich, nach meiner Meinung, am vollkommensten und merkwürdigsten in diesen beiden Werken kund. Es sind die Hauptschöpfungen dieses Zeitraumes; es sind in ihnen zugleich die Hauptmomente der christlichen Weltanschauung gegeben, die ebenso einen negativen und einen positiven Theil, einen pessimistisch-verneinenden Unterbau und einen optimistisch-bejahenden Hochbau hat.

Wallenstein ist eine symbolische Gestalt und bedeutet die menschliche Kraft und Größe überhaupt. Sein Unter-

gang soll die Nichtigkeit des Menschlichen, Irdischen, Weltlichen, wie es auf eigenem Grunde stehen, aus eigener Kraft und Macht Großes vollbringen will, veranschaulichen. Eben so ist auch die „Jungfrau" eine zwar individuelle, aus der Geschichte herausgegriffene, zugleich aber auch symbolische, einen allgemeinen Charakter darstellende Figur [1]. Sie bedeutet die menschliche Kleinheit und Schwäche, in welcher das Göttliche groß und mächtig ist. Außerordentliches, ja unmöglich Scheinendes wird hier wirklich vollbracht, aber nicht durch Eigenwillen und Menschenkraft. Auch hier herrscht der Glaube, aber nicht der Wallensteinische, sondern der christlich-romantische, der sich auf transcendente Potenzen bezieht. Hier ist der Punkt des Archimedes gegeben, der außerhalb der Welt befindlich, und welchen der Mathematiker nöthig findet, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Der christliche Glaube hat mathematische Richtigkeit und Gültigkeit, und der Glaube des Menschen an sich und die Welt ist selbst mathematisch absurd. „Wallenstein" ist die Darstellung eines superstitiosen, bei aller psychischen Kraftentwicklung nichtigen, die

1) „Alle poetischen Personen," erklärt Schiller selbst in einem Briefe an Göthe vom 24. Aug. 1798, „sind symbolische Wesen und haben, als poetische Gestalten, immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen." Briefwechsel IV. S. 274.

„Jungfrau“ die jenes wahrhaften Glaubens, der Alles vermag. Mit dem ersteren wird ein Kriegsmann und Fürst, wie Wallenstein, zu Schanden, mit dem letzteren siegt eine arme, bis dahin im tiefsten Dunkel lebende Hirtin, die sich, da Alles verloren ist, und der König und seine Helden Nichts mehr vermögen, mit einem Male an die Spitze stellt und den siegreichen Feind zu Boden schlägt. Das ist der Sinn und Geist dieses ächt christlichen Meisterwerks, welches bestimmt ist, auf der negativen Basis, die „Wallenstein“ liefert, das positive Gebäude der romantischen Glaubens- und Wunderwelt aufzuführen.

2.

Ueber einzelne Punkte, die nicht Jedem sogleich verständlich sind, muß besonders verhandelt werden. Worin besteht erstlich Johanna's Schuld, jene Schuld, die sie so schwer zu büßen hat? Und wie verhält es sich mit dem schwarzen Ritter, der ihr in der Schlacht erscheint?

Johanna's Schuld besteht, obenhin betrachtet, einfach darin, daß sie sich in Lionel, den Feind ihres Volkes, verliebt, und ihm, dem Besiegten, während sie sonst Alle tödtet, das Leben schenkt. Geht man tiefer, so erscheint die Sache in einem anderen Lichte. Jene Schuld nämlich ist nicht primitiver, sondern secundärer Art, ist die Folge einer anderen, früheren, welche als die eigentliche zu betrachten ist; die Schwäche, welcher

Johanna unterliegt, ist schon mehr eine Strafe, als eine Versündigung, indem sich die erste, eigentliche Schuld durch eine aus ihr fließende zweite straft.

Die Quelle des Unheils ist nämlich diese, daß sich die ursprüngliche Kindlichkeit und Demuth der Jungfrau, ihre reine, einfache Hingebung an das Göttliche in Selbstgefühl und Eigenwillen verwandelt. Sie war das selbstlose Werkzeug einer höheren Kraft und Macht gewesen; jetzt ist sie zu einem sich fühlenden und wissenden Selbst und Ich und als solches zu einem mit dieser höheren Kraft und Macht in Widerspruch stehenden Besonderheit geworden. Sie ist gefallen, wie Adam, da er vom Baume der Erkenntniß gegessen. Sie selbst sagt zu sich:

„So wie du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen."

Wir sehen das arme Hirtenmädchen auf den Gipfel ihres Ruhmes und Glückes gestellt. Der König erhebt sie in den Adelstand und adelt ihre Väter im Grabe. Er will ihr sogar einen Altar bauen lassen. Sie gehört nun auch äußerlich zur allervornehmsten Welt; Männer, wie Dunois und La Hire bewerben sich um ihre Hand. Sie weist sie würdevoll ab, doch schon mit Beimischung eines stolzen Selbstbewußtseins. Es kommen Reden, wie folgende, aus ihrem Munde:

„Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — Geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchließen;
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich.
— — — — — — — — — — — — —
Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſandt,
Herab willſt ziehen in den gemeinen Staub?"

Es treibt ſie in die Schlacht. Da iſt ihr wohl, obgleich ihr der Erzbiſchof ſo eben bemerklich gemacht, daß das Weib nicht zum blutigen Werke der Waffen berufen ſei. Zu ihrem Stolze kommt auch dies, daß eine grauſam kriegeriſche Thaten- und Mordluſt ihre Seele zu beflecken beginnt. Löwenherzigkeit und große phyſiſche Stärke hatte ſie ſchon zu Dom Remi bewieſen, indem ſie dem grimmigen Tigerwolf das von ihm geraubte Lamm aus dem Rachen riß. La Hire hatte bei Eroberung des feindlichen Lagers zu ihr geſagt:

„Die Fahne trag' uns vor mit reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht ſelbſt!"

Umſonſt! Sie ruft:

„Wer darf mir Halt gebieten?" ꝛc.

Sie führt das Schwert und vergießt Blut auf Blut. Es kommt zu einem letzten, grimmigen Entſcheidungskampfe. Der furchtbare Talbot fällt; er gibt in Unmuth und Verzweiflung ſeinen ſtolzen Geiſt auf. Die Jungfrau mordet im Gefechte. Da erſcheint der ſchwarze Ritter und lockt ſie vom Schlachtfelde

weg. Sie ist darüber auf's Aeußerste erzürnt; denn dadurch sind viele Engländer, die sie getödtet hätte, dem Verderben entgangen. Sie will ihn danieder schlagen:

„Dich wegzutilgen aus dem Licht des Tages
Treibt mich die unbezwingliche Begier."

Wer ist dieser schwarze Ritter? — Es verräth sich in Johanna's Worten:

„— — — — — — — — — Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehen, ich sagte: Du bist Talbot."

Es ist des so eben gefallenen Talbot's Geist. Das ist ein dichterischer Meisterzug. Er, der als Atheist und Materialist dahingefahren, tritt auf und widerlegt durch diese geisterhafte Erscheinung nach dem Tode faktisch sein aufgeklärtes, antiromantisches Verstandessystem. Denn die Romantik mit ihrer Wunder- und Geisterwelt soll ja hier den Sieg davon tragen. Ich weiß nicht, ob je ein Dichter einen gleich ingeniösen Gedanken gehabt. Da Talbot im Unglauben dahingefahren, so gehört er nicht dem Lichtreiche an; er erscheint als dunkle, spukhafte Gestalt, gekleidet in die Farbe der Finsterniß. Da er aber kein gemeiner Sünder und Verbrecher, sondern ein großartiger, ausgezeichneter Mann gewesen, den nur sein Verstand irre geleitet, so läßt ihn Schiller dennoch keine unedle, verächtliche Rolle spielen. Talbot steht als Geist der ihm,

da er noch lebte, so tief verhaßten Siegerin, deren höhere Macht und Gewalt er nun willig anerkennt [1]), keineswegs als Hasser und Feind gegenüber. Er ist kein Geist der Lüge;

„Was maßest du dir an, mir falsch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?“

sagt Johanna; aber der schwarze Ritter spricht kein unwahres Wort. Er räth ihr gut: sie soll nicht abwarten, bis ihr das untreue Glück den Rücken kehre; sie soll abstehen vom Kampfe, nicht nach Rheims gehen, dort nicht jenen großen, glänzenden Triumph feiern — dort ereilt sie ja dann wirklich das Unglück.

Aber warum muß sie ein dunkles, zweideutiges Gespenst, ein Geist der Finsterniß warnen? Warum kommt kein Bürger des Lichtreiches, kein Engel Gottes, warum nicht die Königin des Himmels, die ihr doch früher zu Dom Remi erschienen war? — Sie können nicht. Diese Wunderwelt thut sich nur dem Auge des Kindersinns auf, den die unkindlich Gewordene verloren hat. Ihrem stolzen Selbstbewußtsein erscheinen keine Engel und himmlischen Wesen mehr; nur ein der irdischen Sphäre, der sie jetzt in ihrem Falle allein angehört, noch nicht entrückter Geist, kann sich ihr darstellen und ihr auf dem Irrwege, den sie eingeschlagen, warnend in den Weg treten. Doch sehen wir mit ihm

1) „Nichts kann dir, du Gewaltige, widerstehen,
In jedem Kampfe siegest du.“

bereits den Donner im Bunde, denſelben, der nachher zu Rheims über ihrem Haupte rollt. Aber ſie läßt ſich nicht warnen und hemmen. Gerade hier frevelt ſie am meiſten und bricht ſie am keckſten und unbändigſten aus.

„Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt."

England überhaupt niederzuwerfen, dazu iſt ſie nicht berufen und ermächtiget; das überſchreitet den ihr gewordenen Auftrag, der ſich einfach auf die Rettung Frankreichs beſchränkt. Sie führt in ihrem Zorn einen Streich auf die Erſcheinung, von der ſie doch fühlt und ahnt, daß ſie einer anderen Welt angehört; ſie glaubt ſich ſogar einem ſolchen Kampfe gewachſen; ſie erkühnt ſich, mit Geiſtern zu kämpfen. Da erfährt ſie zum erſten Mal ihre Ohnmacht. Der ſchwarze Ritter berührt ſie bloß, und ſie bleibt unbeweglich ſtehen. Donner und Blitz, der Geiſt verſinkt. Sie ſteht betroffen und erſtaunt, faßt ſich aber wieder: „Es war ein trüglich Bild der Hölle," ſagt ſie,

„Heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn;
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken."

Das lautet fromm; es iſt aber nur menſchlicher Trotz und eitles Verlangen nach glorreicher Vollendung ihrer

Unternehmungen. Sie könnte und sollte belehrt sein; das „trügliche Bild der Hölle" hat sie durch seine bloße Berührung gelähmt. Aber des Menschen eigensüchtiger Wille und Glaube ist so groß, daß er sich selbst durch die objectivsten Thatsachen und evidentesten Erfahrungen nicht widerlegen läßt. Die Jungfrau erinnert hier an Wallenstein, nur daß dieser auf einem so wahnsinnigen Subjectivismus beharrt, Johanna aber sich nur momentan zu dieser Höhe erhebt, die in Wahrheit ihr tiefstes Sinken ist. In diesem Augenblicke, der den verhängnißvollen Wendepunkt ihres Schicksals bildet, tritt der schöne Lionel auf und fordert sie zum Kampfe heraus. Jetzt empfindet sie eine neue, ihr bis jetzt ganz fremde Schwäche. Sie ist als Weib einem Manne gegenüber schwach, unselbstständig, willenlos, einem Manne, der noch dazu ein Feind ihres Volkes und Landes ist. Den hätte sie der Consequenz nach eben so zu tödten, wie sie die Anderen getödtet, namentlich den jungen Walliser, der sie um sein Leben gefleht und dem sie, wie sie sich selber rühmte, gleichwohl so erbarmungslos dem Tode geweiht. Sie thut es nicht; sie läßt ihn entrinnen. Dies Verbrechen scheint nicht so groß zu sein. Johanna kann uns so vielmehr menschlich und weiblich liebenswürdiger erscheinen, als da, wo sie so ausnahmslos nur Alles umbringt, was ihr im Gefechte begegnet. Aber die Sache liegt so. Früher als Werkzeug göttlicher Kraft und Macht war sie

über die persönlichen und geschlechtlichen Beziehungen wunderbar emporgetragen; sie brauchte sich gegen die Liebe nicht zu wehren; sie hatte Abneigung und Abscheu davor. Jetzt, da sie durch Stolz und Selbstüberhebung mit dem Göttlichen, das durch sie wirkte, in faktischen, wiewohl unerkannten, Widerspruch getreten, ist sie der Menschheit zurückgegeben und erfährt jede Art von Schwäche und Demüthigung.

Der verhängnißvollste Schlag auf ihr Haupt wird beim Krönungsfeste geführt. Hier klagt sie der eigene verblendete Vater an; der Donner scheint die furchtbarste aller Beschuldigungen zu bestätigen; sie stürzt von ihrer schwindelhaften Höhe in die äußerste Schmach, in das tiefste Elend hinab. Der schwarze Ritter hat Recht gehabt. Hätte sie ihm gehorcht! —

Aber das ist zugleich die Reinigung, ist eine neue innere Erhebung, ist die Verklärung Johanna's zur Heiligen. Sie duldet Alles stumm; ein Wort kann sie retten, sie spricht es nicht aus; „sie unterwirft sich schweigend dem Geschick." Diese Selbstdemüthigung löscht jene erste ursprüngliche Schuld der Selbsterhebung und der hochfahrenden Ueberschreitung ihrer Mission aus: sie stellt ihre ganze Seelenschönheit wieder her, und so ist ihr Ende ein edles, grosses und herrliches. Noch fürchtet sie sich als Gefangene vor dem Zusammentreffen mit Lionel. Aber wie sie ihm gegenüber steht und er sie seiner Liebe und seines Schutzes

verſichert, da iſt ſie wieder ganz die Alte, nur ihres Berufes Eingedenke, über alles perſönliche Intereſſe Erhabene. Sie iſt wieder Prophetin, ſie ſchaut in die Zukunft. Sie wird mit dreifachen Banden gefeſſelt, und ſie zerreißt ſie und ſtürmt in die Schlacht hinaus, um ſich, zum letztenmale ſiegend, zu Gunſten Frankreichs zu entſcheiden.

Dieſe Tragödie iſt ſomit ganz in chriſtlichem, in katholiſchem Sinn und Geiſte entworfen und durchgeführt. Denn die Demuth iſt die Haupt- und Grundforderung dieſer Religion; ihren Principien und Anſchauungen gemäß verlieren alle Tugenden, Gaben, Größen und Verdienſte ihren Werth, haben keine religiös moraliſche Bedeutung mehr, ſondern verwandeln ſich vielmehr in Schuld und Sünde, ſobald ſich im Menſchen das finſtere Princip der Ichheit erhebt; und es kommt ihnen zu Folge Entſündigung, Rückkehr zur Unſchuld und Vollendung zur Heiligung nur auf dem Wege religiöſer Selbſtverneinung zu Stande.

3.

Es ſcheint nöthig zu ſein, auch noch einige Worte über den Anfang des Stückes, den Zauber- und Wunderbaum, den Vater der Jungfrau und deſſen oppoſitionelles Verhältniß zu ihr zu ſagen — Momente, die erſt von dem angegebenen Standpunkt aus vollkommen begreiflich ſind.

Thibaut verfährt ſehr hart und ungerecht gegen ſeine

Tochter, deren Weſen ſeinem beſchränkten Geiſte unverſtändlich iſt. Dennoch hat er nicht ganz Unrecht; er betrachtet die Sache nur höchſt einſeitig, von ſeinem inferioren Standpunkt aus; er hat kein Auge für den überwiegend lichten Beſtandtheil dieſer wunderbaren Erſcheinung und wirft ſie daher ganz nur auf die finſtere Seite hinüber. Dieſelbe hat jedoch im Anfange etwas wirklich Zweideutiges, welches ſich äußerlich in dem Baume darſtellt, unter welchem Johanna ihre Inſpirationen empfängt und ihre Geſichte hat. Thibaut bezeichnet ihn als einen altheidniſchen Druidenbaum, von welchem man ſich ſchauerliche Dinge erzähle und wo er ſelbſt einmal ein ſchreckhaftes Geſpenſt erblickt. Johanna dagegen vernimmt die Stimme Gottes aus ihm:

„Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
Geh hin, du ſollſt auf Erden für mich zeugen.“ ꝛc.

und in ihrer Erzählung vor dem Könige ſchreibt ſie ihm Heiligkeit und wunderthätige Kräfte zu.

„— — — — Vor dem Dorf, wo ich geboren, ſteht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geſchehen,
Und eine heilige Eiche ſteht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Heerde weidend; denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Eiche ſchlief.“

Da erscheint ihr denn auch die Mutter Gottes. Es sind also an dem doppelt wunderbaren Orte zwei Elemente vorhanden, erstlich das natürlich mystische, wie es uns heutzutage unter dem Namen des Magnetismus, Somnambulismus, Hellsehens bekannt ist, ehemals aber als Heidenthum, Zauberei und Höllenspuk betrachtet und verworfen wurde; und dann das höhere, himmlische, gegen welches sich jenes erstere allerdings die Stellung des Gegensatzes geben kann, doch nicht nothwendig nur diese Stellung einnimmt, vielmehr von ersterem gern zu seiner irdischen und menschlichen Basis gemacht zu werden pflegt. Diese beiden Elemente walten ebenso in Johanna selbst; sie ist schon gleich von vorn herein eine geniale, tiefe, mystische Persönlichkeit; die Gnade und Erwählung von oben kommt hinzu und macht diese eigenthümliche, gehaltvolle Natur zu ihrem Träger und Organ. So sind die beiden Elemente noch in Einheit; doch kann natürliche Begabung und Energie mit dem höheren Elemente auch in Widerspruch gerathen und dann allerdings einen dämonischen Charakter annehmen. Nur das Naturmoment sieht Thibaut und kann es sich nur in solcher Trennung und Ausartung denken. Dasselbe nimmt in Johanna späterhin auch wirklich einen in's Dämonische spielenden Charakter an; und in dieser Beziehung ist die Anklage des Vaters, wenn auch noch so einseitig und noch so falsch im Ganzen, doch nicht ohne eine gewisse Wahrheit.

Gleich Anfangs beſchuldigt er das ſchöne, hochbegabte, ſich durch ihr eigenthümliches, ſuperiores Weſen auszeichnende Mädchen des Hochmuthes:

„Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit. Weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,
Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet
Vor allen andern Mädchen dieſes Thales,
So nährt ſie ſündigen Hochmuth in dem Herzen;
Und Hochmuth iſt's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt die Menſchen faßt."

Das iſt wirklich der gefährliche Punkt. Thibaut hat jetzt noch kein Recht zu ſeiner Beſchuldigung. Aber die Möglichkeit, daß ſich jene Eigenſchaft entwickle, iſt immerhin ſchon jetzt vorhanden und wird ſpäterhin zur Wirklichkeit. Schon nachdem ſie den jungen Montgomery getödtet, der ſie umſonſt um ſein Leben gefleht, belauſchen wir ſie in einem ſelbſtgefälligen Monolog.

„Erhabene Jungfrau! Du wirkſt Mächtiges in mir,
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Das Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du."

Und ſehr bedenklich iſt es, wenn ſie ſagt:

„Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt."

Der ängſtliche Vater hatte ſie auch vor den böſen Mächten gewarnt:

„Leicht aufzureizen iſt das Reich der Geiſter;
Sie liegen harrend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf."

Bei jenen Aeußerungen der romantiſchen Amazone glaubt man zu fühlen, daß dies unheimliche Reich in der That aufgereizt und in Wirkſamkeit ſei; was ihr das wie von ſelbſt mordende, nie fehlende Schwert beſeelt, iſt doch wohl kein guter Geiſt. Dieſer Dämonismus gefährdet ihre Seele wirklich im höchſten Grad; und Thibaut, der in der Größe und Herrlichkeit ſeiner außerordentlichen Tochter irrthümlich Nichts als dieſen Dämonismus ſieht und deßhalb mit ſo entſetzlicher Anklage wider ſie auf den Schauplatz tritt, iſt doch das Werkzeug, durch welches der Himmel über ſeine Prophetin eine heilſame, läuternde Buße verhängt. Nun treten jene beiden Elemente wieder in ein harmoniſches Eins zuſammen; und wenn ſie Anfangs zwar verknüpft, aber ſcheidbar waren, ſo machen ſie jetzt, nachdem Johanna ſich dem über ſie ergangenen Geſchick unterworfen und ſich auf dieſe Weiſe von den ſelbſtiſchen Regungen ihres irdiſchen Weſens befreit hat, eine nicht mehr zu trennende Einheit aus.

4.

Schließlich noch einen Blick auf die Auslegungen und Auffaſſungen Anderer:

„Der ſchwarze Ritter iſt natürlich nicht Talbot's Geiſt, ſondern das, wofür Johanna ihn erkennt, ein trüglich Bild der Hölle, ein widerſpenſtiger Geiſt, heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhle, um ihr das Herz im Buſen zu erſchüttern. Es iſt der hölliſchen Macht ge-

lungen, Johanna ist erschüttert, betäubt.“ So Pal-leske[1]). Das Alles ist nicht wahr. Daß der schwarze Ritter Talbot's Geist sei, darauf führt der Dichter selbst hin, da er ihm Talbot's deutlich erkennbare Gestalt verleiht. Dieser Geist lügt und betrügt nicht. Alles, was er sagt, erweist sich als wahr und gut. Johanna ist endlich auch nicht erschüttert und betäubt, indem sie nur einen Augenblick lang stutzt und dann wieder ganz in ihrer trotzigen Kraft und Größe dasteht. Wir haben oben ihre Worte angeführt. Besser hat Hoffmeister[2]) interpretirt. „Talbot erscheint als Geist, um faktisch das Wort zu widerlegen, daß von dem Menschen Nichts übrig bleibe, als eine Handvoll Staub. Das Scheinen ist, wie der Schatten im Homer, dem Lebenden ähnlich“ u. s. w. Das ist vortrefflich bemerkt. Dann kommt aber gleich wieder eine unbegreifliche Andeutung. Der Geist spricht Wahrheit, nur Wahrheit; aber warum? Um die Jungfrau an sich selbst irre zu machen. Sie erkennt diese Absicht:

„Wer bist du, doppelzüngig falsches Wesen“ ꝛc.

So Hoffmeister. Aber was die Jungfrau jetzt sagt, ist kein Trekel mehr. Ehemals war es anders; da konnte sie sagen:

„Der Länder und der Könige Geschick,
Liegt sonnenhell vor meinem Kindesblick.“

1) Schiller's Leben. II. S. 357.

2) Schiller's Leben. IV. S. 359 f.

Diesen Kindesblick hat sie eingebüßt; sonst würde sie erkennen, daß der Rath des schwarzen Ritters gut für sie sei, würde ihn nicht zu ihrem Unglück für ein falsches Orakel erklären. Wenn sie, wie sie jetzt ist, „an sich irre gemacht" würde, so käme sie wieder in's rechte Geleis. Das aber kann der Geist nicht wollen, wenn er ein absolut böser ist; dazu wollte nun einmal Schiller seinen Talbot nicht machen. Als Geist mußte er von seinem früheren Unglauben zurückgekommen sein; denn wenn dieser Unglaube Recht gehabt hätte, so könnte Talbot nicht mehr als Geist existiren. Er erkennt als solcher auch Johanna's wahres Wesen; er sieht zugleich auch ihren inneren Fall, so wie die äußere Gefahr, in der sie schwebt. Er ist *jetzt* die superiore Intelligenz, das höher gestellte Wesen. Daß er jetzt mehr ist, als sie, beweist er auch dadurch, daß er sie durch seine Berührung erstarren macht. Und da die Jungfrau in ihrer jetzigen Selbstüberhebung mit den Bewohnern des Lichtreiches in keiner Verbindung mehr steht, so übernimmt *er es*, sie zu warnen. So hat Schiller in die Geisterwelt hinübergedichtet, ob mit oder ohne Grund, das haben wir nicht zu untersuchen. Wir haben hier nur seine Idee zu erkennen und auszusprechen; und diese erscheint uns großartig und bewundernswürdig.

---

1) Schiller's Leben. IV. S. 359 f.

5.

Was man zu tadeln versucht sein könnte, ist nur Eins. Schiller hat seinen Deutschen, hat der Welt zu viel zugetraut, wenn er wollte, daß seine „Jungfrau," so wie er sie hingab, sofort auch gehörig verstanden werden solle. Hat man sie einmal begriffen, übersieht man die ganze planmäßige Anlage und Durchführung, erkennt man die Bedeutung des Ganzen, wie des Einzelnen, so scheint es vielleicht so schwierig nicht, zum Verständniß dieser Dichtung zu gelangen. Aber wie Viele sind bis jetzt darüber klar geworden? Wir haben ein Paar Beispiele von den bei Kunstrichtern und Auslegern, die sich mit der Schillerischen Poesie auf's Angelegentlichste vertraut gemacht, begegnenden argen Verstößen angeführt. Ob es Schillern nicht möglich gewesen wäre, durch einige deutlichere Winke dem Verständnisse dieses wichtigen Werkes nachzuhelfen, ob er das aus künstlerischen Gründen vermeiden zu müssen glaubte, ob er etwa deßwegen nicht verständlicher sein wollte, um einen allzu gefährlichen Sturm der Aufklärung zu verhüten, weiß ich nicht, und ich getraue mir nicht, darüber abzuurtheilen. Der Mann hatte jedenfalls eine schwere Stellung. Ich habe schon oben davon gesprochen, daß er seine „Jungfrau", um sich einigermaßen zu schützen, eine „romantische Tragödie" nannte, was man im Sinne eines vom Dichter nicht ernstlich gemeinten altchristlichen Wundermärchens auffassen konnte.

Hätte das Publikum gewußt und eingesehen, wie es Schiller meinte und was er eigentlich wollte, er wäre sofort verloren gewesen. Seine Absichten hätten mit der Zeit, bei weiterem Leben und Wirken, doch wohl an den Tag kommen müssen; und Gott weiß, wie es ihm dann gegangen wäre. —[1]

6.

In einem Briefe der Reinwald (Christophine Schiller) vom 14. Oct. 1805 kommt folgende Stelle vor: „Seine (Schiller's) Jungfrau bleibt meinem Herzen doch immer das Liebste. Ich weiß nicht, es ist ein verwandter Geist darin, der mehr, als alles Andere, zu meinem Herzen spricht. Ich kann ihn mir in derselben noch mehr vergegenwärtigen; und dann träume ich von ihm, weil ich sie meist in der Stille der Nacht lese[2]." Diese zartsinnige Frau hat sich das Werk ihres großen Bruders wohl nicht so ausgelegt und allen seinen Momenten nach so klar gemacht, wie wir hier zu thun versucht haben. Aber sie hat es sich mittelst eines tiefen und richtigen Gefühles angeeignet und es auf diese Weise wohl besser verstanden, als ein mit all seiner Weisheit

1) Hier ist eine Stelle unterdrückt.

2) Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern ꝛc. Stuttgart 1859. S. 319.

im Dunkel tappender und gröblich irrender Kritiker [1]). Daß es Schiller recht eigentlich aus ſich ſelbſt herausgeſchrieben, daß es das Produkt ſeines Herzens geweſen, und daß er ihm deßhalb auch einen dauernden Werth beigelegt, hat er ſelbſt in dem Gedichte ausgeſprochen, wo er ſeine „Jungfrau“ der Voltairiſchen Pucelle entgegenſtellt:

„So wie du ſelbſt aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ewigen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz; du wirſt unſterblich leben.“

1) Vergl., was Alfred v. Wolzogen in der Vorrede zu den „Beziehungen“ S. VIf. über Chriſtophine Schiller ſagt.

II.

Verstand und Wunderglaube.

„Pucelle" und „Jungfrau von Orleans."

Ich rede hier von jenem rationalistischen Verstande, welcher sich mit dem vornehmeren Namen „Vernunft" zu schmücken pflegt, und als Vernunftglaube oder Vernunfterkenntniß dem Wunderglauben des Alterthums und des Volkes polemisch entgegentritt. Er hat sein unbestrittenes Recht dem wirklichen Aberglauben und Glaubensunsinn gegenüber. Denn wer wollte nicht einräumen, daß es einen solchen gibt; wer wollte und könnte Alles für wahr halten, was von irgend einer Zeit, Religion oder Person angenommen und anzunehmen geboten wird? Es gibt keinen vernünftigen Menschen, der nicht eine Masse von dem, was Anderen wahr und wirklich scheint, von seiner Anerkennung ausschließt. Und so halten auch wir in gewissem Maße an dem rationalistischen Principe und seinem polemischen Rechte fest. Es handelt sich aber darum, wie weit sich dieses Recht erstreckt. Rationalistisch im gemeinen Sinne

des Wortes ist derjenige, der alles Wunderbare, ja selbst nur wunderbar *Aussehende* kurzweg und unbedingt als etwas Ungereimtes betrachtet und verwirft. In diesem Sinne können wir natürlich dem Rationalismus nicht huldigen. Wir machen, wenn wir einen wirklichen Glaubensunsinn vor uns sehen, von der Befugniß rationeller Kritik und Negation, hingegen der uns ihre erlaubten Grenzen zu überschreiten scheinenden Ratio gegenüber von der Freiheit Gebrauch, an das unserem Sinne für höhere Dinge entsprechende Wunder zu glauben. *Und wir thun dies in Uebereinstimmung mit den ersten und anerkanntesten Dichtern, Denkern und Bildungsheroen unserer Nation.*

Was will, was thut der Rationalismus, indem er seinen das menschliche Gemüth so tief verletzenden Vernichtungskrieg wider Glauben und Wunder führt? — Seine Absicht ist, *das menschliche Bewußtsein auf die gemeine Wirklichkeit zu beschränken.* Damit tritt er feindlich aller Poesie und allem poetischen Sinn, Geist und Leben der Menschheit entgegen. Denn die Poesie kann sich in diese Schranken nicht einschließen lassen, sich der Kritik und Tyrannei einer so abstrakten Verständigkeit nicht unterwerfen. Es liegt in ihrem Wesen, darüber hinauszugehen; und so muß sie sich auch wieder feindlich gegen den dies ihr Wesen aufhebenden, sie zur Prosa des gemeinen Bewußtseins

herabsetzenden Rationalismus verhalten. So haben sich denn auch unsere deutschen Classiker gegen ihn gekehrt und sich des von ihm negirten Wunders angenommen. Göthe und Schiller sind, wenn ich so sagen darf, poetische Miraculisten, und Feinde des mirakelfeindlichen Rationalismus. Als Repräsentant des Letzteren wird der bekannte Aufklärer Nicolai auf dem Blocksberg in Göthe's Faust unter dem Namen „Proktophantasmist" verspottet. Noch ausdrücklicher und methodischer tritt Schiller's Polemik auf. So namentlich in Beziehung auf Voltaire's Pucelle und durch die begeisterte Schöpfung der die romantische Wunderwelt entfaltenden „Jungfrau von Orleans."

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen;
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben."

Es ist hier dasselbe ausgesprochen, was wir oben bemerkt. Der „Witz" ist die ratio des rationalistischen Fanatikers, der gemeine Menschenverstand, der zwar in seinem Rechte ist, indem er den „Wahn", den wirklichen Aberglauben, bekriegt, aber in seinem Unrechte, indem er den „Glauben" verletzt, und dem „Herzen" seine „Schätze" raubt. Unter diesem Glauben ist die Annahme einer höheren Ordnung der Dinge, als die gemeine ist, die dem Verstande als die einzige gilt, und das diese Letztere poesievoll unterbrechenden

Wunders gemeint. Das Herz ist der poetische Menschensinn, der sich mit der gemeinen Wirklichkeit, in die ihn der Rationalist so gewaltsam hineinzustoßen unternimmt, nun einmal nicht begnügen will; und die Schätze desselben sind die von ihm als wahr und wirklich angeschauten Dinge einer über die gemeine Realität hinausliegenden höheren Welt. Als ritterlicher Vertreter dieses Glaubens und Herzens, als dichterischer Bewahrer dieser Herzensschätze trat Schiller offen und ungescheut insbesondere in seiner Johanna auf. Und das war eine große That, eine in Beziehung auf den poetischen Sinn und das tiefe Gemüth unseres Volksstammes ächt deutsche, sofern aber der Katholicismus recht eigentlich die Heimath jenes Glaubens und Herzens ist, zugleich auch ächt katholische That. Hier erkenne man doch endlich, wie Deutschthum und Katholicismus, diese angeblich so disparaten Elemente, zusammenhängen, und wie im Grunde kein Land der Welt katholischer, als Deutschland, ist. Dort in dem katholischen Frankreich wurde die nationale Glaubensheldin verspottet und, wie Schiller selbst sich ausdrückt, im tiefsten Staube gewälzt. Und hier in dem protestantischen Deutschland, dem Lande der Luther und Melanchtone, der Strauße und Feuerbache, trat, — wie auffallend! — der deutscheste und als solcher anerkannteste und gefeiertste Dichter als ihr Ritter und Verherrlicher auf.

E.

Der Dichter ein Seher.

Daß Schiller etwas Seherisches d. h. unmittelbar und ohne die dem Menschen sonst nöthige Hülfe der Sinne und des Verstandes Erkennendes gehabt, bezeugen Thatsachen, wie folgende sind.

Als er sich zu Bauerbach aufhielt, und hier einmal auf einem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald hinwandelte, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben sei. Kurz darauf begann der Verwalter des Gutes, der ihm folgte, von einer Mordthat zu erzählen, die auf diesem Platze vor Jahren an einem Fuhrmann begangen worden, dessen Leiche hier eingescharrt sei [1]).

Zehn Jahre vor Napoleon's Kaiserkrönung sprach Schiller folgende Weissagung aus:

„Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen; und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch

1) Car. v. Wolzogen, Schiller's Leben S. 31.

vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird [1])."

Welch ein Blick in die Zukunft! Es ist, als hätte sich dem Geiste des Mannes die ganze folgende Geschichte Frankreichs und Europa's bis zu den bezeichneten, damals noch fernen Ereignissen dargestellt. Sind so gut auch Staatsmänner und Diplomaten zu weissagen im Stande? Ich erinnere mich, wie einst Herr von Radowitz von Paris die bestimmte Versicherung mitbrachte: Nie sei der Julithron fester gestanden, als jetzt. Sechs Wochen darauf brach die Revolution aus, und der Julithron stürzte dahin. Schaut daher nicht so vornehm auf den träumerischen Poeten herab, der wunderliche, zur Zeit unglaubliche Dinge sagt! Poet und Prophet sind aus einem und demselben geistigen Stoffe gebildet.

Hoffmeister [2]) schreibt: „Schiller hatte eine wahrhaft göttliche Divinationsgabe, durch die er den flüchtigen Geist von Kunstwerken ergriff und tief in die Seele ihrer Verfasser blickte. „„Ich freue mich,"" schreibt Göthe, als Schiller den Elpenor trefflich charakterisirt hatte, ohne zu wissen, daß es ein Göthe'sches Werk sei, „„wie so oft schon, also auch in diesem Falle über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit. Sie beschreiben recht eigentlich den Zustand, in dem ich mich befinden

1) Schiller's Leben S. 241.

2) Daselbst IV. S. 193.

mochte, als ich vor sechszehn Jahren diese beiden Akte schrieb und die Ursache, warum das Produkt mir zuwider war, läßt sich nun auch denken.““

„Wie prophetisch sich Schiller kurz vor seinem Tode in einem Gespräche mit dem Schauspieler Genast, über den Ausgang seiner und des gleichzeitig leidenden Göthe Krankheit geäußert, erzählt der eben genannte Schauspieler in dem unten citirten Buche [1]). Dem Freunde weissagte Schiller, trotz gefährlich erscheinender Umstände, Genesung, sich selbst den Tod.

Göthe's seherische Natur ist bekannt; er selbst hat Mehreres darüber mitgetheilt. Ich führe hier nur einen Zug an, der sich auf Schiller bezieht.

Den Morgen des Neujahrstages 1805 schreibt ihm Göthe ein Gratulationsbillet. Aus seiner Feder fließen unwillkürlich die Worte: „Der letzte Neujahrstag.“ Er erschrickt und zerreißt das Blatt. Als er das Briefchen von Neuem schreibt, kann er sich auch jetzt kaum enthalten, den ominösen Ausdruck zu gebrauchen. Denselben Tag besucht er Frau v. Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben werde [2]).

---

1) „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers;“ Leipzig. Und daraus: Pletzer, „Erinnerungen an Schiller und Göthe“ im Bremer Sonntagsblatt vom 3. August 1862. S. 255.

2) Palleske II. S. 406.

F.

Schiller's Charakterisirung in der „Gartenlaube."

Ich erinnere mich, wie weh es mir that, als ich in einem Gedichte von Herwegh die Worte las:

„Was soll uns jetzt noch Schiller oder Göthe?"

Auf diese Dichter noch irgend einen Werth zu legen, war damals ein lächerlicher Zopf geworden. Die Stimmführer der Gegenwart waren über alle solche Verehrung und Pietät unendlich hinaus; es handelte sich um ganz andere, weit wichtigere und werthvollere Persönlichkeiten und Repräsentanten der Zeitideen und Zeitinteressen, um sie selbst nämlich. Als aber die Revolution so schmählich mißglückt war, als namentlich der stolze Dichter der Partei, der große Herwegh, unter dem berühmten Sprüßleder versteckt, die schimpfliche Flucht ergriffen und dadurch zum allgemeinen Gelächter geworden war, da zog man wieder etwas modestere Saiten auf; da sah man sich wieder nach anderen, älteren

Haltpunkten und Autoritäten um; da warf man ſich, weil man ein Idol brauchte, mit forcirter Begeiſterung und Leidenſchaft auf den früher ſo tief verachteten, ſo ausdrücklich für antiquirt erklärten Claſſiker — und es gelang. Die edle Geſtalt deſſelben verfehlte ihren Eindruck nicht; der wirkliche Grund, den er im Herzen des Volkes gefaßt, that ſeine Dienſte und ſtützte und hob nach Wunſch und Bedarf das demokratiſche Gebahren jenes Zeitmomentes, wie ich es in Frankfurt a. M. mit angeſehen habe. Die demſelben dienenden Zeitſchriften bearbeiteten das Volk in Artikeln und Aufſätzen, wie ſie namentlich „die Gartenlaube" brachte. Wer wiſſen will, wie Schiller damals gefaßt und dargeſtellt wurde, dem empfehle ich die nicht den Dichter, wohl aber die Partei charakteriſirende Schilderung, die dort in Nr. 46. des Jahrganges 1859 unter der Aufſchrift: „Schiller's Bedeutung für das deutſche Volk" zu leſen iſt. Es wird das Bild eines poetiſchen Schwärmers für politiſche Freiheit und deutſche Nationalität vorgeführt. Das ſoll ſeine nationale Bedeutung ſein. Schiller war dieſer Faſſung nach der unverändert Eine, ſich ſelbſt Gleiche von Anfang bis zu Ende ſeiner Entwicklung und Laufbahn — nicht etwa nur in dem Sinne, in welchem er es wirklich war und auch für uns iſt, als der ſtets edel und großartig Geſinnte und Beſtrebte, in jeder Periode ſeines Lebens nur das Wahre, Gute, Rechte Wollende und rein nur

seiner Ueberzeugung Folgende; sondern auch in Hinsicht seiner politischen Ansichten, als Revolutionär, Demokrat, Volksaufreger; denn dies gewesen zu sein, ist sein einziges Verdienst, sein einziger Ruhm bei diesen Leuten, und davon durfte damals, als man ihn zum nationalen Götzen machte, Nichts abgebrochen werden. „Er war der Dichter der Freiheit, die sich wie ein rother Faden durch seine Werke, vom ersten bis zum letzten zieht. Mit dem Motto: In tyrannos, eröffnete er in den Räubern den Kampf; Karl Moor ist der revolutionäre Geist des Jahrhunderts selbst 2c. [1]." Von dem Schillerischen Ausspruche:

---

1) Die „Räuber" und das ihnen von Schiller vorgesetzte Motto hat man auch wieder 1862 bei dem Frankfurter Schützenfest zur Sprache gebracht; Dr Görz hat es in einer daselbst am 18. Juli gehaltenen Banketrede als einen Ausdruck des deutschen Geistes bezeichnet. Hiernach wäre also der deutsche Geist mit dem allgemeinen europäischen Revolutionsgeist identisch, der sich zur Zeit der Entstehung jenes Dramas entwickelte; etwas Besonderes wäre dann dieser deutsche Geist nicht. Das soll er aber auch, der Absicht dieser Leute nach, nicht sein. Unter den euphemistischen Ausdrücken: „deutscher Geist, deutsches Vaterland, deutsche Einheit" wird Nichts verstanden, als Empörung und Anarchie. Das Nationalitätsprincip in dieser Art als Fahne aufzustecken, ist absolut heuchlerisch und lügenhaft. Die Revolutionen unserer Zeit haben keinen national beschränkten und particulären, sondern einen ganz allgemeinen Sinn und Zweck.

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume“ und ähnlichen solchen, verlautet natürlich nicht ein Wort. Es wird dann noch Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein, Jungfrau, Tell genannt, und in demselben Sinne ausgebeutet. Von Allem, was sich nicht unter den revolutionären und patriotischen Gesichtspunkt stellen läßt, wird geschwiegen. Dichtungen, wie die Glocke, Maria Stuart, Braut von Messina, Menschenfeind, Demetrius — cecidérunt in profundum mare; dafür hat Herr M. R., wie er sich unterschreibt, kein Gedächtniß und auch das deutsche Volk soll keines dafür haben. Memoriae Ruina wäre eine gute Auslegung jener Chiffer. Am merkwürdigsten aber ist, wie dieser demokratische Panegyrist mit den Dramen der Schillerischen Conversionsperiode umspringt, deren er doch noch zu gedenken für nöthig hält. Die „Jungfrau“ ist nicht gerade deutsch, das Stück spielt zum Unglück auf französischem Boden; aber n'importe! Es war gleichwohl, wie es wörtlich heißt, „vorzugsweise die deutsche Nation, die Schiller im Auge hatte, obgleich er die Geschichte seines Dramas, sei es Zufall oder weise Absicht, dem französischen Boden entlehnte.“ Es ist wirklich so; es steht so da, schwarz auf weiß; man sehe, wenn man's nicht glauben will, selber nach! Und dann, wie Herr M. R. bemerkt, ist Johanna aus dem Volk hervorgegangen; es fließt kein adeliges, aristokratisches,

fürſtliches Blut in ihren Adern; darum iſt das Stück ein demokratiſches Volksſtück, und bedeutet: Nicht durch Adel und Fürſten, ſondern nur durch das Volk, d. h. durch den Aufſtand der unteren Schichten der Geſellſchaft, die der Demagoge gegen die oberen hetzt, kann Rettung kommen. Fatal iſt der Umſtand, daß die Jungfrau gar nicht revoltirt, ſondern im Gegentheil ihren König krönt und mit Fürſten und Rittern im beſten Vernehmen ſteht. N'importe! Sie bedeutet dennoch die Pöbelrevolution, ſie *muß*! Was den Schilleriſchen Tell betrifft, ſo wird dieſer eben ſo wunderbar ausgedeutet. Dieſes Stück ſoll lehren, daß es nicht auf den Einzelnen, ſo bedeutend er auch ſein möge, ſondern auf das Volk, das Ganze d. h. auf die wüthige Menge und Maſſe ankomme. „Das Volk ſelbſt," heißt es, „muß zum Helden werden in dem Drama ſeines Freiheitskampfes!" Man ſollte zwar denken, daß Schiller gerade auf den Einzelnen — auf dieſen Tell, als dieſes beſtimmte Individuum, das Gewicht gelegt und gar nicht die Abſicht gehabt habe, ihn der Maſſe zu opfern, da er das Werk nach ihm benannt hat, da er ihn ſo abgeſondert für ſich ſtehen und auf dem Rütli nicht mittagen läßt [1]), und da er in dem Stücke ſo ausdrücklich als derjenige bezeichnet wird, der als dieſer Einzelne und Beſondere

1) „Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge", ſagt ſehr bedeutſam Baumgarten.

der allgemeine Helfer und Retter sei [1]). Man sollte denken, daß die Beseitigung Geßler's, des mächtigsten Landvogtes, über welchen die auf dem Rütli Tagenden Nichts zu beschließen wagen [2]), so gar unbedeutend nicht sei und Schiller selbst sie als die Hauptsache betrachtet habe, da er seinen Helden nach dieser That rufen läßt:

„Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden,"

---

1) So sagt Hedwig zu Stauffacher, der vom gemeinsamen Handeln spricht:

„Was könnt ihr schaffen ohne ihn? So lange
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung;
Da hatte noch die Unschuld ihren Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte.
Euch Alle rettete der Tell."

Das ist doch deutlich!

2) Siehe hierüber Hoffmeister, Schiller's Leben V. S. 170. Die Scene auf dem Rütli ist imposant, aber, was die Beschlüsse betrifft, schwach und ungenügend. „In Beziehung auf Geßler, der Landvogt von Uri und Schwyz war und mit welchem Stauffacher einen harten Stand fürchtet, wird Nichts beschlossen. Es wird eigentlich nur für Unterwalden vorgesorgt und, indem man nicht auch den gleichzeitigen Sturz des mächtigsten Vogtes festsetzt, eine durchaus unzulängliche Maßregel genommen." Es lag dies aber in des Dichters Absicht. „Tell sollte allein verrichten, worüber der ganze Bund rathlos war. Diese Rathlosigkeit macht Tell zum unersetzlichen Helden."

und da dann Stäffi zu Rudolf sagt:

„Euer Walten hat ein Ende; der Tyrann
Des Landes ist gefallen; wir erdulden
Keine Gewalt mehr, wir sind freie Menschen."

worauf Alle zusammenrufen: „Das Land ist frei." N'importe! Schiller hat gleichwohl gemeint, daß die große Individualität in der Menge und Masse untergehen müsse; denn diese ist die Kategorie, der Anker und Götze der demokratischen Partei, wiewohl sie am Ende doch nur dazu bestimmt ist, das blinde, tobende Werkzeug der „zweckentsprechenden Massenführer" zu sein, wie sich ein demokratisches Blatt ausgedrückt hat, und diese auf ihrer Schulter zum Gipfel der Macht und Gewalt emporzuheben.

Solche Darstellungen waren in jenen Tagen im Gange, solche Lügen, solchen Unsinn hat man dem deutschen Volke aufgetischt. Auch ich hätte bei dieser Gelegenheit der Gartenlaube einen Aufsatz anbieten können, man denkt sich wohl, wessen Inhaltes. Er wäre nicht aufgenommen worden; es wäre auch nicht thunlich gewesen, ihn abzudrucken; denn das vielgelesene Blatt hätte durch einen solchen Artikel, wenn sich derselbe auch bloß auf widerlegende Citate und Thatsachen beschränkt hätte, seine Partei erzürnt, sein Publikum erschreckt und seine Abnehmer verloren. Die Wahrheit ist ja gerade das, was man nicht will, was alle Absichten und Manöver der Partei vereitelt und was man

daher um jeden Preis unterdrücken muß. Hätte man unter den Aufsatz des Herrn M. M. mit dem defekten Gedächtniß nur ein paar Verse, wie folgende gesetzt, so wäre die ganze Herrlichkeit in Rauch aufgegangen:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit hört man schallen;
Der ruhige Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerhaufen zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,

Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

Diese Verse sind so bekannt, daß es als eine
vialität gelten kann, sie anzuführen. Um so un
schämter aber ist es, sie und ähnliche Aeu
rungen Schiller's in einer Charakter
desselben total zu ignoriren; und wir sind,
man sie auf solche Weise wegzuschweigen sucht, b
tiget und genöthiget, sie um so nachdrücklicher wied
Erinnerung zu bringen.

Was die nationale Gesinnung betrifft, welche
Dichterheros zugeschrieben wird, so hätte ich diese
ßen Brei ebenfalls widerlichst versalzen können.
sehe die „Nachrichten von Schiller's Leben," die i
Ausgabe der Schiller'schen Werke, Cottaischen Ver
1841. Bd. I. enthalten sind! Da werden S.
Aeußerungen dieses angeblich so bornirt patriot
Poeten, wie folgende, angeführt:

„Das vaterländische Interesse ist nur fü
reife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt
ist ein armseliges, kleinliches Idol, für eine
zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese
durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so
delbaren, zufälligen und willkührlichen Form der M
heit, bei einem Fragmente — und was ist die
tigste Nation anders? — nicht stehen bleiben."

hat sich Schiller selbst mit prosaischer Deutlichkeit geäußert. Seine wahre „Bedeutung für das deutsche Volk“ ist die, daß er dessen beste und edelste Eigenschaften in so hohem Grade besessen, in seiner Person vereinigt, in seinen Werken ausgeprägt hat; daß sich in ihm und seinen Leistungen ein so scharf denkender Geist, ein so tief fühlendes Herz, ein so reiner Charakter, ein so kühner Muth offenbart; daß er uns als dieser seltene Mann und Genius so große Ehre macht, wie Göthe in dem bekannten Gedichte sagt:

„Denn er war unser. Laßt das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!“

Seine „Bedeutung für das deutsche Volk“ ist gerade die, daß er keineswegs mit kindischem Enthusiasmus und fanatischer Ausschließlichkeit für dieses Volk geschwärmt, sondern mit ächt germanischer Universalität Alles umfaßt hat, was menschlich ist:

„Er war so reich, so warm,
Ein ganzer Weltkreis hatte
In seinem weiten Busen Raum,“

wie er selbst seinen Posa schildert. Es ist die, daß er, als der wahrhafteste und speciellste Repräsentant des deutschen Geistes, die destruktive Richtung, in welche derselbe mit der Reformation zu seinem äußeren und inneren Unglück verfallen war, in sich überwunden und sich, durch alle sein Volk und

Der

Tod des Leibes — kein Tod der Seele.

Zeugniſſe und Thatſachen

der Jahrhunderte vor und nach Chriſtus

für

den Glauben an Unſterblichkeit.

Zur Belehrung und zum Troſt für Zweifelnde

zuſammengeſtellt

von

G. F. Daumer, Profeſſor.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Dresden.

Waldemar Türk.

1865.

82.

Neque enim assentior iis, qui hoc nuper disserere coeperunt, cum corporibus simul animos interire atque omnia morte deleri.

Cicero.

Vorwort.

Die im Tode ſcheinbar vor ſich gehende Auflöſung und Vernichtung des geſammten individuellen und perſönlichen Daſeins und Lebens iſt ein für die meiſten Menſchen furchtbarer Gedanke; und es kann ſolchen Nichts wünſchenswerther ſein, als hierüber eine beruhigende Auskunft zu erlangen, namentlich eine ſolche, die auf feſtem, empiriſchem Grunde ruht und dem Thatſächlichen, was uns beunruhigt, auch wieder Thatſächliches entgegengeſetzt.*) Die ſcheinbare Zerſtörbarkeit un-

*) Schon vor 40 Jahren äußerte Autenrieth (Ueber den Menſchen. Tübingen 1825. S. 84.): es ſollte von der Naturwiſſenſchaft aus, „auch für den kalten, redlichen Verſtand" ein Boden gewonnen werden, aus dem ſich der Glaube an Fortdauer nach dem Tode entwickeln könne. Einer der letzten Gedanken und Aufzeichnungen Jean Paul's (Selina II. S. 179 ff. 167)

seres Gedächtnisses und Bewußtseins, das Alter, die allmähliche Abnahme nicht nur der physischen, sondern auch der geistigen Kräfte, der Schlaf, die Ohnmacht, das im Tode eintretende Aufhören aller Zeichen und Spuren von innerer und äußerer Regsamkeit und Lebendigkeit, der vor Augen liegende starre, kalte Leichnam und der auch diesen letzten Rest der ehemaligen lebensvollen Erscheinung zerstörende, grauenhafte Verwesungsproceß — wie sehr ist das Alles geeignet, in Furcht und Schrecken zu setzen und den Glauben zu begründen, daß mit dem Tode „Alles aus sei!" Wem seine Religion ein bereits hinlänglicher Port und Anker in diesem Sturme beunruhigender Umstände und Gedanken ist, den muß man glücklich preisen, und der bedarf eines weiteren Beistandes nicht. Es sind aber in unserer Zeit nicht Viele, denen der einfache Religionsglaube genügt. Zum Glücke giebt es trotz all' Dessen, was uns eine bevorstehende totale

---

war der Satz: „es sei Nichts nöthiger, als den Begriff der Vernichtung zu tilgen;" und so sprach es auch schon Radowitz aus, es sei zum Behufe der zu heilenden Zeitgebrechen hochnöthig und wünschenswerth, daß sich die Fortdauer nach dem Tode wieder zur Gewißheit für alle Menschen erhebe — auf welche Aeußerung Rudolph Wagner (Ueber Menschenschöpfung und Seelensubstanz, und „Der Kampf um die Seele," Göttingen 1857) sich wiederholt bezogen hat.

Vernichtung so unwiderleglich zu predigen scheint, gleichwohl auch Erscheinungen und Thatsachen, welche, und das noch kräftiger und überzeugender, das Gegentheil lehren; und solche sollen hier, nicht in schwerfälliger und abstoßender Manier, sondern zum Behufe einer möglichst leichten Lectüre und raschen Auffassung in einer Reihe von Aphorismen, Nachweisungen, Notizen, Zeugnissen der Erfahrung und gewichtvollen Aussprüchen wissenschaftlicher Männer und denkender Schriftsteller vor Augen gelegt werden. Zuletzt sind anhangsweise noch einige in continuirlicher Weise erörternde Abhandlungen beigegeben. Damit hofft der Verfasser so Manchem, welcher dem Tode mit Sorge und Angst vor einem drohenden Untergange der Seele, wie des Leibes, entgegensieht, einen nicht unwillkommenen Dienst zu leisten; und in diesem Sinne ist es, daß er das in persönlicher Beziehung höchst bescheidene und anspruchslose Werkchen dem Publikum zu freundlicher und wohlgemeinter Gabe bietet. Er hat, wie man finden wird, Stimmen und Nachrichten von den verschiedensten Seiten her und aus den verschiedensten Zeitaltern gesammelt und Nichts verschmäht, was zu seinem Zwecke dienlich schien.

Es kam ſo ein gewiß impoſanter und achtungswerther Chor von Autoritäten und Teſtimonien zuſammen; und es dürfte eine ſolche Sammlung, außer dem Troſte, den ſie zu gewähren im Stande iſt, auch wohl ein hiſtoriſches Intereſſe haben. Das Publikum, welches dem Verfaſſer vor Augen ſchwebte, iſt ein ſehr allgemeines: ſolchen Tönen, wie die hier angeſtimmten ſind, wird wohl jeder beſſere, feinere und tiefere Sinn ein williges Gehör leihen. Nur auf die Fanatiker der Negation, deren Leidenſchaft es iſt, dem Menſchen Alles zu rauben, was ihn vom Staube hinweg zu den Sternen emporrichtet, iſt nicht gerechnet; daß wir mit Dieſen Nichts zu thun haben, liegt in der Natur der Sache; zu den Herzen und Geiſtern ſolcher Charaktere einen Weg zu finden, iſt die reinſte Unmöglichkeit. Alle Uebrigen werden ſich an dem Beigebrachten wenigſtens theilweiſe vergnügen und erbauen können.

Geſchrieben zu **Würzburg**, im Frühjahre 1865.

Inhalt.

Seite

I. Eingang. Allgemeineres und mehr vorläufig zu Bemerkendes, namentlich was die Existenz eines besonderen Seelenprincips, die Unstatthaftigkeit materialistischer und pantheistischer Ansichten und die Möglichkeit betrifft, das Geheimniß der Seele nach dem Tode zu enthüllen und nachzuweisen. 1

II. Gedächtniß und Erinnerung. Ihre Unverwüstlichkeit und Wiederherstellungsfähigkeit aus jeder Art von Abschwächung und Verlorensein. 27

III. Das Alter. Die mit dem Körper nicht gleichmäßig sinkende, der Vergänglichkeit nicht unbedingt unterworfene Geistes-, Lebens- und Characterkraft. 45

IV. Der Schlaf. Allgemeine Bemerkungen über dessen Natur, Bedeutung und Verhältniß zum Tode. 65

V. Tiefere und geheimnißvollere Schlafzustände nebst anderen damit verwandten Erscheinungen. Scheintod. Folter- und Hexenschlaf ꝛc. Somnambulismus, Hochschlaf und andere Entrückungen in ein höheres Gebiet mittelst ungewöhnlicher und außerordentlicher Körper- und Seelenzustände. 87

Seite

VII. Merkwürdige Erscheinungen in der Nähe des Todes. Deſſen nicht blos auflösende und zerſtörende, ſondern auch bewahrende und erhöhende Natur und Bedeutung bezeugend. . . 125

VIII. Der Tod. Anſichten, Ahnungen, Ausſprüche, Zuverſichten. 181

VIIII. Erinnerung im Tode. Thatſachen, aus welchen auf eine im Tode ſtattfindende abſolute Erinnerung und ein ſich dabei vollziehendes inneres Gericht zu ſchließen. Concentrirung des in der Zeit Ausgedehnten im Bewußtſein. Wunderbarer, mit ethiſchem Urtheile verbundener Ueberblick über das Ganze eines individuellen Daſeins in ungewöhnlichen Schlafzuſtänden und Traumgeſichten und auf dem Wege vom Leben zum Tod. 211

Abhandlungen.

I. Seele und Leib. Analogien aus der Chemie. . 233

II. Ueber Wachen und Schlaf in Vergleichung mit dem analogen Gegenſatz von Leben und Tod. . . 240

III. Endymion. Ein Zeugniß aus dem Alterthum. 249

Nachträge und Zuſätze.

Zu Abtheilung I. 257

Zu Abtheilung V. 269

Zu Abtheilung VI. 272

Literariſche Bemerkungen. 279

I.

Eingang.

Allgemeineres und mehr vorläufig zu Bemerkendes,

namentlich

was die Exiſtenz eines beſonderen Seelenprincips, die Unſtatthaftigkeit materialiſtiſcher und pantheiſtiſcher Anſichten und die Möglichkeit betrifft, das Geheimniß des Todes und des Zuſtandes der Seele nach dem Tode zu enthüllen und nachzuweiſen.

I.

„Unſterblichkeit zu demonſtriren,
Gereicht zu ſonderlichem Segen;
Doch mußt Du nicht viel declamiren,
Nicht nur verſuchen, uns zu rühren;
An der Beſtimmtheit iſt's gelegen.
Den feſten Grund, nach dem wir brennen,
Das Wie der Sache lehr' uns kennen!
Dann wollen wir Dich Meiſter nennen."

Wir denken keine hohlen, vagen
Troſtworte ſchimmernd vorzutragen.
Durch Thatbeſtände wahr und rein
Soll das Problem entſchieden ſein.
Regt dann ſich auch das Herz daneben —
Das, hoffen wir, iſt zu vergeben.

2.

Der Geist schaut sich, wie Carus*) bemerkt, „trotz der reißend dahinziehenden Metamorphose des Körpers“ fortwährend als einer und derselbe an. Der Körper, wie schon Plato sah, hört nicht auf, unterzugehen; hier findet dem Stoffe nach nichts Beständiges, sondern ein unaufhörlicher Wechsel Statt; und diesem steten Sterben der Organisation zum Trotze spiegelt der eine, bewußte Geist sich immer als der nämliche, und erkennt nur die innerhalb seiner individuellen und persönlichen Identität vorgehende Veränderung an. Hier haben wir „eine Wahrheit, eine in jedem Augenblick sich fühlbar machende Thatsache,“ die vor Allem hervorzuheben, wenn wir uns des Bleibenden und Ewigen unseres Wesens versichern wollen.

3.

Der äußere Mensch ist ein Object seiner Seele — und das ist vielleicht der stärkste Beweis, daß Letztere doch noch ein wenig mehr ist,

*) In seiner „Psyche.“ Stuttgart 1851.

als eine Quantität Alkohol, die aus unſerer übrigen Materie nach innen dampft.

Brachvogel, „Friedemann Bach.“

Daß ſich der Menſch, als eigentliches, inneres Selbſt und Ich, von ſeiner ganzen ihm werkzeuglich angebildeten und zugehörigen Aeußerlichkeit zu unterſcheiden, ſich von ihr in ſich zurückzuziehen, ſich ſogar feindlich und zerſtörend dagegen zu verhalten vermag — das iſt allerdings eine factiſche Erfahrung und Gewißheit, die der Annahme, man habe es bei jenem inneren Selbſt und Ich der „Seele,“ wie wir es zu nennen pflegen, ebenſo, wie bei der phyſiſchen Außenſeite, im Grunde nur einfach mit der Materie zu thun, gewichtvoll entgegenſteht.

4.

Im Traume erblickt die Seele den Körper zuweilen, wie ſie ihn wohl nach dem Tode ſehen wird, als eine von ihr getrennte lebloſe Hülle.

Dr. Pfaff, „Ideen eines Arztes.“
Dresden 1864.

Auch dies iſt eine ſehr auffallende und merkwürdige Thatſache, indem ſich das innere Weſen des Menſchen jedenfalls vorſtellend vom Körper

löst, diesen zu seinem Objecte und sich zu dem davon verschiedenen Subjecte macht, so daß sogar eine Anschauung des Körpers, als eines fremden Gegenstandes, erfolgt.

5.

Man spricht dem Selbstmord nicht das Wort und muntert nicht dazu auf, wenn man auf das Vermögen des Menschen, sich zu entleiben, als auf etwas für Betrachtungen, wie die unsrigen sind, sehr Wichtiges hinweist, wie auch schon Carus*) thut. Auch die Kraft und Freiheit, zu sündigen, ist ja ein Vorzug unserer Natur. Man soll sich, der christlichen Moral zu Folge, nicht das Leben nehmen; aber daß man es kann, daß man in diesen extremen Gegensatz zum leiblichen Leben zu treten vermag, beweist eine gewisse Erhabenheit des innersten menschlichen Wesens über seine organische, und damit auch über die ganze Aeußerlichkeit, mit welcher es durch jene zusammenhängt. Dies ist es, was Shakespeare in folgender Stelle ausdrückt:

*) Psyche. Stuttgart 1851. S. 218.

„Dann, o ihr Götter, macht ihr Schwache ſtark,
Dadurch, ihr Götter, bändigt ihr Tyrannen.
Nicht felſenfeſte Burg, noch eherne Mauern,
Noch dumpfe Kerker, noch der Ketten Laſt
Sind Hinderniſſe für des Geiſtes Stärke.
Das Leben, dieſer Erdenſchranke ſatt,
Hat ſtets die Macht, ſich ſelber zu entlaſſen."

Es iſt dies übrigens daſſelbe Vermögen, welches, in anderer Richtung und Anwendung, auch dem Heldenmuthe, der die Todesgefahr verachtenden Kühnheit und Tapferkeit, der ſich aufopfernden Liebe, dem für eine große, heilige Sache den Tod erleidenden Märtyrerthum zu Grunde liegt. Durch alles dies beweiſt der Menſch eine abſolute innere Macht und Freiheit von allem Aeußern, allem ſinnlich, irdiſch, weltlich Exiſtirenden und Einwirkenden.

6.

Der Menſch kann ſich ſchon bei lebendigem Leibe von ſeinem Leibe ſcheiden, wie bei jedem tiefen Nachſinnen, jeder inneren Betrachtung und Gedankenarbeit geſchieht. Da hört man wohl mit hörenden Ohren, ſieht mit ſehenden Augen nicht. Die Organe ſind in ganz normalem, ge-

ſundem und wachem Zuſtande; der Schall, das Licht, das Bild dringt in ſie ein — und dennoch wird Nichts wahrgenommen. Das, was in den Ohren hört, in den Augen ſieht, iſt in ſich zurückgetreten, hat ſich abgeſondert, verhält ſich als abgeſchiedene Seele, als reiner Geiſt. Dies geheimnißvolle Etwas iſt alſo nicht mit dem Körper identiſch, oder ſein Product oder ein von ihm völlig Abhängiges und Untrennbares. Es kann ſich für ſich ſetzen, für ſich ſein. Ich erinnere mich hier des Findlings Kaſpar Hauſer, der außerordentlich empfindlich war, der namentlich ſehr fein hörte und ſehr ſcharf ſah, aber nachdenkend ſo ſehr in ſich verſank, daß er von dem, was um ihn herum vorging, ſchlechterdings nichts hörte und ſah. Ich habe ein ſolches Vermögen, ſich nach Außen hin abſchließend zu verhalten und ganz in ſich zu ſein, ſonſt nie wieder beobachtet. Mir ſelbſt iſt einmal etwas ſehr Verwunderliches begegnet. Ich leide an einer enormen Reizbarkeit des Gehörs; ich höre ſelbſt im Schlafe ein geringes Geräuſch und bedarf daher, um ungeſtört denken und ruhig ſchlafen zu können, der tiefſten Stille. Einmal aber befand ich mich in einer ganz außergewöhnlichen Situation, wo ich einen

meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch nehmenden Vortrag hielt. Da hörte ich einen Kanonendonner nicht, der die Geburt eines kaiserlichen Prinzen verkündete. Man verwunderte sich darüber sehr, als ich versicherte, ich hätte gar nichts davon bemerkt. Im Allgemeinen ist die Thatsache eine ganz gewöhnliche, nur daß sie selten so vollkommen erscheint; und man sieht hieraus, daß die antimaterialistischen Beweise für das eigene, unabhängige Sein der Seele, die dann auch einen Schluß auf die Möglichkeit ihres Fortbestehens im Tode zulassen, ganz nahe liegen.

7.

Daß es Krankheiten der Seele giebt, ist für uns ein entscheidender Beweis der besonderen Existenz der Seele, und dieser involvirt zugleich den Beweis der Fortdauer. Am meisten sprechen dafür diejenigen Geisteszerrüttungen, welche ohne nachweisbares körperliches Kranksein Statt finden und welche in geringeren Graden viel häufiger sind, als man zu glauben pflegt. Und wie Seelenkrankheit, wenigstens eine Zeit lang, bei vollkommen gesundem Körper vorkommen kann, so haben wir auch nicht

ſelten Gelegenheit, das Gegentheil zu beobachten, nämlich körperliches Krankſein bei vollkommen normalem Befinden der Seele. Denn in wie vielen, durch faſt lebenslanges Siechthum erſchöpften Körpern findet man eine herrliche Seele! Dr. Pfaff a. a. O.

8.

Gerade die Gebrechen des Leibes und ſein Verfall im Alter zeigen uns, wenigſtens wenn uns ein lebhafter Geiſt und ein fortdauernder Thätigkeits- und Schöpferdrang erfüllt, wie wir im innerſten Grunde unſeres Weſens etwas ganz Anderes ſind, als dieſer zerrüttete, ſeinen Dienſt verſagende, ſeiner Auflöſung entgegengehende Leib. Es giebt Menſchen, die ſich in ſolchem Falle in ihrem Streben und ihrer Wirkſamkeit auf das Schmerzlichſte gehemmt fühlen; denn in dem Kranken, wie in dem Alten, iſt oft noch der regſamſte Trieb und, was den Geiſt betrifft, die vollkommenſte Befähigung energiſcher Manifeſtation; nur daß dieſem Triebe, dieſer Befähigung nicht mehr die Organe entſprechen. Wenn ein Maler die Hand verliert oder blind wird, ſo kann er nichts mehr leiſten, iſt aber nicht inner-

lich vernichtet, ſondern noch ganz das nämliche künſtleriſche Ich; iſt es noch eben ſo ſehr, als wenn ihm bloß die Hand gebunden, das Auge mit einer Binde verdeckt wäre. So iſt es auch in anderen Fällen, wo ein Menſch bei noch ungebrochenem Seelenleben durch phyſiſche Krankheit und Schwäche niedergeworfen wird. Da unterſcheidet er ſich nur zu deutlich und beſtimmt von ſeiner leiblichen Exiſtenz, als einer ihn im Stiche laſſenden dienenden Aeußerlichkeit. Und ſo liegt es nahe, nicht nur ein einzelnes Glied, wie Hand und Auge, ſondern auch den ganzen Körper als ein werkzeugliches Mittel zu betrachten, wodurch ſich unſer inneres, geiſtiges Selbſt ſeine Beziehungen zur Außenwelt giebt; es liegt nahe, ſich die Möglichkeit zu denken, daß dieſes Selbſt, die ſogenannte Seele, vom Körper ganz geſchieden und für ſich ſein könne, und daß es auch wohl wieder mit einem ſolchen Organismus verſehen werden könne, um ſeine Beziehungen zur Außenwelt zu erneuern.

9.

Die Abhängigkeit unſeres Denkens, Empfindens, Urtheilens und Wollens, ſomit unſerer

„Seele," von äußeren Lagen, Umſtänden und Einflüſſen, zunächſt von normaler oder krankhafter Beſchaffenheit unſeres Körpers, insbeſondere unſeres Gehirnes, wird von uns jeden Tag und jede Stunde in fühlbare, oft ſehr niederſchlagende und beſchämende Erfahrung gebracht.

„Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" ſagt Göthe's Fauſt. Es läßt ſich darüber in ganzen Kapiteln und Büchern handeln und damit der Beweis führen, daß es mit unſerer geiſtigen Würde und Hoheit nicht weit her ſei, und daß es eine ſelbſtändige Menſchenſeele, wie ſie der Unſterblichkeitsglaube nöthig hat, nicht gebe.

Aber dies iſt nur eine Seite des Gegenſtandes, und jener Beweis wird umgeſtoßen, wenn man eine eben ſo gut vorhandene und eben ſo ſprechende Claſſe von Thatſachen in's Auge faßt. Vieles der Art wird man in Schubert's Geſchichte der Seele zuſammengeſtellt finden. Hier ſoll nur ein einziger, aber ſehr entſcheidender Fall, der die Unabhängigkeit der Seelenthätigkeiten vom Gehirn darthut, angeführt werden.

Es wurde hier eine völlige Zerſtörung des Gehirnes mit Lähmung und Verluſt aller

Sinne, das Gehör ausgenommen, und mit dennoch ungeſtörter Geiſtesverfaſſung wahrgenommen. Als die Schweſter des Kranken am Charfreitage, dem Tage vor ſeinem Tode, zu ihm ſagte: ſie gehe in die Meſſe, erwiederte er: „Sage lieber: ich gehe zum Amte; heut' iſt ja keine Meſſe.“ Um ſo ſprechen zu können, dazu gehört Beſinnung und Gedächtniß. Allein bei der Leichenöffnung war keine Spur von Gehirn zu finden. Der Schädel glich einer leeren Büchſe, die nur etwas Flüſſigkeit am Boden enthielt.*)

10.

Ein eigener Reiz und eine gewiſſe geſunde Kraft und Schönheit des Geiſtes, die in manchen Individuen oft erſt bei leiblichen Krankheiten hervortritt, ſich zuweilen auch wieder verliert, wenn die leibliche Geſundheit wieder in voller Blüthe ſteht, iſt eine ſehr merkwürdige phyſiologiſche Thatſache. Wie häufig iſt es z. B. vorgekommen, daß junge Landmädchen, von den

*) Hufeland, Journal der praktiſchen Heilkunde. 1823. Octoberheft.

sogenannten Entwickelungskrankheiten befallen, in sonderbare, idiomagnetische Zustände geriethen, wo dann eine Feinheit des Geistes, eine Kraft der Gedankenentwickelung und eine Tiefe der Gefühle hervortraten, welche sich bald wieder verloren, wenn diese Krankheiten vorüber. Aehnliches sieht man im männlichen Geschlecht. „Es ist mir namentlich ein Fall bekannt, wo nach einer Hirnverletzung mit Hirnverlust eine feinere Art der Intelligenz und ein höherer Ausdruck der Rede bemerklich war. Auch hier verlor sich die höhere, geistige Gesundheit, so wie die Verletzung geheilt war. Uebrigens fühlt ja auch Jeder, daß die massive Gesundheit eines Athleten nicht zugleich mit der höheren Gesundheit des Geistes in einem tiefdenkenden Weisen vorkommen. Carus a. a. O.

Diesen Fällen gemäß stellt sich also die Sache so, daß der Leib auf Kosten des Geistes, der Geist auf Kosten des Leibes gesund und kräftig ist. Aber was ganz erstaunlich ist und sich mit materialistischen Ansichten schlechterdings nicht reimt, ist die Steigerung der Intelligenz im Falle einer Hirnverletzung mit Hirnverlust. Es scheint

hier eine Anstrengung des geistigen Princips, sich dem körperlichen Schaden zum Trotze zu erhalten, eine daraus entspringende Selbstpotenzirung stattzufinden.

11.

Die Vorstellung müssen wir uns im Verhältnisse zu unserer körperlichen Aeußerlichkeit doch jedenfalls als etwas unendlich Feines und Zartes denken. Und die bloß durch sie ohne körperlichen Einfluß erregte Seelen- oder Gemüthsbewegung ist ebenfalls etwas tief Inneres, Geistiges, in ein und dasselbe Gebiet mit der Vorstellung Gehöriges. Diese Beiden zusammen nun, wie mächtig, wie auffallend, wie belebend und zerstörend wirken sie auf den Körper ein! Eine beschämende Vorstellung röthet das Angesicht, eine schmerzliche erzeugt einen Thränenerguß, eine schreckhafte macht, daß sich die Wange entfärbt, daß sich die Haare sträuben, daß man zittert und bebt, daß man auf der Stelle des Todes ist. Freudige Vorstellungen und Rührungen haben bewirkt, daß Kranke genesen vom Lager aufzustehen, daß Blinde wieder zu sehen vermochten ꝛc. Traurige haben eben so, wie schreckhafte, zuweilen einen plötzlichen Tod herbeigeführt. Ein ehemals

berühmter Schauspieler, Namens Palmer, hatte Frau und Kind verloren. Als er einige Wochen nachher wieder auf der Bühne erschien, spielte er seiner Gewohnheit gemäß bis in den dritten Act hinein. Als hier aber an ihn die Frage: „Und deine Kinder?“ gerichtet wurde, sank er zu Boden und starb. Der Mann war bis dahin noch im Besitze seiner ganzen Kraft, und in dem Augenblicke in deren thätiger Entwickelung begriffen. Seine Seele war hierbei von der ihm schmerzlichen Erinnerung abgelenkt. Aber nun ward ihm diese — eine bloße Vorstellung — mit einem Male wieder erweckt und ergriff ihn mit solcher Gewalt, daß er sofort den Geist aufgab.*)

Hier muß man doch gestehen, daß das Feinste, Innerste, Seelenhafteste in uns zugleich auch das Mächtigste und darum schwerlich ein bloßes Product der materiellen Aeußerlichkeit ist.

12.

Alles weist uns darauf hin, daß nur ein sich aus sich selbst Bewegendes — eine Ente-

*) Diese und viele andere interessante Thatsachen der Art finden sich in Schubert's Geschichte der Seele und in der Zeitschrift: „Aus der Mansarde.“ Heft V. S. 103 ff.

lochie mit Aristoteles, oder eine Idee nach Plato, oder eine Psyche, eine Seele, mit einem Worte ein Göttliches, nenne man es, wie man wolle, — die Grundbedingung jeglicher Lebenserscheinung und jeglicher Bildung sei. Carus.

Schon die Alten haben erkannt, daß ein geistiges Princip die nothwendige Voraussetzung des Lebendigen und organisch Gestalteten sei. „Die Seele ist die erste Wirklichkeit eines natürlichen, gegliederten Körpers, sagt Aristoteles. Welch' ein schönes, großes Wort, und wie gesunken erscheint dagegen ein Zeitalter und eine Denkweise, für welche der Körper, die materielle Aeußerlichkeit die erste, ja einzige Wirklichkeit der Seele ist!

13.

Es ist, außer der persönlichen Selbstbeziehung des Geistes, noch ein Zweites, was im Wechsel des Stoffes beharrt: die organische Form. „Trennen wir," sagt Carus, „in Gedanken den Stoff des Lebens von seiner Form; nehmen wir alle die chemischen Elemente, welche in ewiger Flucht durch die Form des organischen

Lebens hindurchziehen, den Kohlenstoff, das Calcium, den Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, das Natrium, Eisen, Chlor ꝛc. — was hat das an und für sich mit dem Leben, was mit den Vorgängen der Seele und des Geistes zu thun? Dies alles wird erst dadurch lebendig im menschlichen Sinne, daß es unter den Bann der Idee tritt, daß die Idee es zur organischen Form ordnet.“ Also auch schon im Körper etwas Geistiges und Dauerndes. Die bildende Seele hält hier ihre Idee fest, und der bewußte Geist schaut sich als eine sich selbst gleiche Persönlichkeit an, trotz all dessen, was stofflich kommt und geht, zur Verwirklichung der organischen Idee und zum Dienste des bewußten Geistes von außen her genommen ist und wieder dahin abgegeben wird.

14.

Die Welt scheint in dem Maaße begreiflicher zu werden, als man sie zur Materie, zur geistlosen Aeußerlichkeit und Stofflichkeit macht, weil an dieser das gemeine Vorstellen hängt. Aber dieses Vorstellen und das Begreifen der Dinge, die Auflösung des großen Welträthsels in klare

Erkenntniß, iſt zweierlei. Wenn Alles nur Oberfläche wäre und die Dinge nicht auch eine geheimnißvolle Innerlichkeit hätten, welcher man ſich ſo leichten Kaufes nicht bemächtiget, ſo wäre es mit der gemeinen Auffaſſung gethan. Aber ſo wie man mit dieſer an etwas Tieferes hinrührt, ſo tritt Unzulänglichkeit und Widerſpruch hervor, ſo daß ſelbſt die phyſiſche Welt ohne geiſtige Momente und höhere Grundlage nicht erklärt werden kann.

15.

Wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß die Zeit nicht mehr ferne ſei, wo man einſehen wird, es gehöre eine gewiſſe Ruchloſigkeit dazu, dem Materialismus in ſich Raum zu geben; denn der Glaube an Unſterblichkeit iſt nicht nur eine Sache des Verſtandes und der Speculation, ſondern auch des Herzens und der Geſinnung.

Dr. Pfaff.

Wer bloß darum nicht an Unſterblichkeit glaubt, weil er ihre Möglichkeit nicht einſieht, und von den wider ſie ſprechenden Gründen geblendet iſt, dem kann man keinen moraliſchen

Vorwurf machen. Verabscheuungswürdig aber sind Diejenigen, welche mit allen ersinnlichen Scheingründen, mit Vorbringung wissenschaftlich längst widerlegter Annahmen, ja mit Geltendmachung offenbarer Unwahrheiten*) den Glauben an Vernichtung predigen und dem Menschen so recht geflissentlich jede Hoffnung im Tode rauben.

16.

Ein sehr schönes und tröstliches, schon von Carus in seiner Psyche citirtes Wort von Göthe ist dieses: „Ich habe bemerkt, daß man sich aus dem Irren wie erquickt wieder zum Wahren hinwendet.“ So wird es denn auch wohl hinsichtlich der den Menschen unter die ausschließliche Gewalt der Materie beugenden Ansichten kommen, die eine Zeit lang so tyrannisch gewaltet haben und bei Vielen doch fortwährend

*) So heißt es in dem berüchtigten Buche eines materialistischen Arztes: „im Momente des Einschlafens beschleiche uns das unheimliche Gefühl der bevorstehenden geistigen Vernichtung,“ während sich doch alle Welt dem Schlafe mit der größten Gemüthsruhe und dem vollsten Vertrauen auf seine freundliche, wohlthätige, zum Fortleben stärkende Natur in die Arme wirft.

ihre Herrschaft behaupten. Man wird sich, satt dieser materialistischen Barbarei und Selbstwegwerfung mit um so größerer Liebe zur Anerkennung des Geistigen und Ewigen im Menschen zurückwenden und sich hierbei wie neugeboren fühlen. Ja, die Umkehr hat schon begonnen, und selbst Aerzte schämen sich nicht mehr, Schriften über Unsterblichkeit zu verfassen.

17.

— — Allen, Allen
Ist das Dasein so gelind.
Aus Göthe's Faust.

Im Allgemeinen zu verschweben,
Ist gut genug, wenn uns ein Gram
Ohn' alles Maaß gefangen nahm.
Doch das Lebend'ge wünscht zu leben.
Herausgehoben aus der Nacht
Durch eine güt'ge Schöpfermacht
Ist's in die lichten Regionen,
Wo freundliche Distinktionen,
Wo selbstbewußte Wesen wohnen.
Da will es bleiben unverwischt;
Und Gott, er ist kein Gott der Todten.

Durch ſeinen holden Lebens-Oden
Wird ewig Alles aufgefriſcht.

18.

Kein Weſen kann in Nichts zerfallen;
Das Ew'ge regt ſich fort in Allen;
Im Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein iſt ewig; denn Geſetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Mit welchen ſich das All geſchmückt.

Göthe.

19.

Plato im Phaidros erkennt der Seele eine ununterbrochene Lebendigkeit, ſomit Unſterblichkeit zu, weil ſie nicht bloß von Anderem bewegt werde, ſondern ſich ſelbſt bewege. „Was einen Abſchnitt der Bewegung hat, das hat auch einen Abſchnitt des Lebens. Nur das ſich ſelbſt Bewegende, weil es nie ſich ſelbſt verläßt, wird auch nie aufhören, bewegt zu ſein; vielmehr Allem, was ſonſt bewegt wird, iſt dies, das ſich ſelbſt Bewegende, Quelle und Anfang der Beweglichkeit."

20.

Da der Körper nur das Organ des Geistes ist, das dieser sich selbst geschaffen; da der Geist der Erste ist und seine Bestimmtheit nicht vom Körper erhält, sondern diesem die Bestimmtheit giebt, so kann aus dem Tode des Körpers nicht der Untergang des Geistes und seiner Urbestimmtheit folgen.

Der Geist und sein Verhältniß in der Natur. Berlin, 1852. S. 442.

21.

Wir können, als Lebende, kein unmittelbares Verhältniß zum Tode haben. Aber wir können zu ihm hintreten und ihn in der Nähe betrachten; es sind uns über ihn Erfahrungen möglich, welche hinreichen, um uns gegen ihn dreister zu machen, und zu bewirken, daß er uns nicht mehr zu imponiren vermöge. Montaigne.

22.

Wie es im Physischen möglich gewesen, die Erde durch das Gesetz der Schwere an den Himmel zu knüpfen, und wie wir uns schmeicheln dürfen, durch die goldene Kette des allverbreiteten

Lichtes selbst mit den entferntesten Sternen in freundlicher Wechselwirkung zu stehen, so mag auch wohl im Geistigen ein von der Natur ausgehendes Band zu finden sein, an welchem fortlaufend unsere bis jetzt blos irdischen Wissenschaften sich zum Himmel zu erheben im Stande sind.

Schelling.*)

23.

Muß nicht jedes Untergeordnete, Niedrigere eben dadurch, daß es die Staffel zum Höheren ist, mit diesem in einem natürlichen Bezuge stehn?

Schelling.

24.

Wenn der Aberglaube den natürlichen Zusammenhang der Dinge ganz übersieht, so entspringt der Unglaube aus einer Erstickung des im Innern sich regenden Göttlichen durch die Masse des Natürlichen, die er nicht in Bewegung

*) Was die von uns angeführten Aeußerungen des Philosophen Schelling betrifft, so verweisen wir namentlich auf dessen Gespräch: „Ueber den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt," im IX. Bande seiner gesammelten Werke.

bringen, nicht in lebendige, bis zum Geiſtigen fortgehende Steigerung verſetzen kann.

Schelling.

25.

Noch jetzt gilt von dem Gelehrten, was vor Zeiten gegolten: daß ſie die Schlüſſel der Erkenntniß weggeworfen, und, ſelbſt nicht hineinkommend, den Andern hineinzukommen wehren.

Schelling.

26.

„Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen;
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen?“ ꝛc.

So in einem Gedichte von Schiller. Aber der Satz, daß der Tod ewig nur ſchweige und den Lebenden nicht kund thue, was ſich hinter dem ſchwarzen Schleier birgt, den er um ſich geſchlagen, iſt nicht wahr. Der Tod ſpricht ſelten; aber er ſpricht und offenbart in ſolchem Falle, ſoviel uns nöthig iſt. Es iſt ſchon Mancher todt geweſen und wieder lebendig geworden; man nennt das freilich nicht Tod, ſondern Scheintod; aber für uns hier iſt dieſer Unterſchied von keinem weſentlichen Belang. Im Scheintode kann die

Menſchenſeele im Jenſeits, ſo zu ſagen, einen Beſuch machen und bei ihrem Wiedereintritt in die diesſeitige Sphäre verkünden, was ſie geſehen und erfahren hat. Schon das griechiſche Alterthum hat ſehr merkwürdige Fälle der Art aufzuweiſen; Aehnliches hat ſich in ſpäteren Zeiten begeben, und wir werden nicht ermangeln, einige ſolche unſeren Abſichten entſprechende Thatſachen vorzuführen.

27.

Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt.
Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!

Göthe.

II.

Gedächtniß und Erinnerung.

Ihre Unverwüſtlichkeit und Wiederherſtellungsfähigkeit aus jeder Art von Abſchwächung und Verlorenſein.

1.

Wir behalten Alles, aber wir erinnern uns nicht an Alles. Jean Paul.

2.

Wir nennen eine Vorstellung, welche wir nicht wieder aus dem Unbewußtsein in das Bewußtsein zu ziehen im Stande sind, vergessen. Aber wir erkennen zugleich, daß hier ein relatives Verhältniß besteht; denn oft tauchen Vorstellungen, die wir für völlig verloren hielten, plötzlich wieder auf. Namentlich bei gewissen, ungewöhnlichen Zuständen, Krankheiten des Nervenlebens, hat man dergleichen bemerkt, so daß wir von einem absoluten Vergessen keinen Beweis haben.

Carus.

3.

Einen gänzlichen Verlust des Gedächtnisses bei heißem Wetter und seine Wiederkehr bei kühlem beobachtete van Swieten.

Vergl. Schubert,
Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. II.
Bd. I Leipzig 1807. S. 141.

4.

Ein frühzeitig geſcheiter Knabe von 8 Jahren vergaß zur heißen Sommerszeit Alles, was er gelernt. Wenn es wieder kühl wurde, hatte er in zwei bis drei Tagen ſein Gedächtniß vollkommen wieder erlangt.

Dobart in der histoire de l'academie royale des sciences à Paris 1701. S. 72.
Muſeum des Wundervollen. I. St. 6. Leipzig 1805. S. 468 f.

5.

In einem bekannten, von Reil angeführten Falle hatte die hartnäckige Verſtopfung einer bejahrten Frau ſtets, wenn ſie mehrere Tage lang anhielt, ein Verſchwinden ihres ganzen Gedächtniſſes zur Folge, ſo daß am 2. Tage nur die Erinnerung an die zuletzt durchlebten Jahre, am 3. auch das Andenken an die Zeiten des kräftigeren Alters erloſch und nur das an die Kindheit blieb. Durch künſtliche Wiederherſtellung der natürlichen Ausleerung kehrte die ganze Erinnerung wieder und verſchwand bei wiederholtem Eintritt und Zunehmen des Uebels immer wieder in der nämlichen Aufeinanderfolge.

6.

Eine Frau fiel in ihrem erſten Wochenbette in ein hitziges Fieber, nach deſſen Verſchwinden ſie von all Dem, was ſeit ihrer Verlobung vorgefallen, keine Erinnerung mehr hatte. Mann und Kind waren ihr völlig fremd; ſie war ihrer Meinung nach noch unverheirathet und benahm ſich als Jungfrau. Nach einem ziemlich langen Zeitraume gelangte ſie wieder zum Bewußtſein und zur Anerkennung ihrer wahren Verhältniſſe.

Muſ. d. Wundervollen. I. St. 8. Leipz. 1804. S. 381.

7.

Die Marcheſe Solari zu Venedig, deren Mutter eine Franzöſin war, ſprach in ihrer früheſten Kindheit franzöſiſch, verlernte jedoch dieſe Sprache ſpäterhin. In einem Fieber vergaß ſie plötzlich ihr Italieniſches und ſprach nun geläufig franzöſiſch. Nach der Geneſung vergaß ſie wieder das Franzöſiſche und ſprach italieniſch mit alter Leichtigkeit. In ihrem hohen Alter konnte ſie abermals nicht mehr italieniſch und drückte ſich wieder franzöſiſch — in der Sprache ihrer Kindheit — aus. Schubert,

in ſeiner „Geſchichte der Seele“ nach einer mündlichen Mittheilung des Hiſtorikers Leopold Ranke.

Man ſieht hier in einem recht frappanten Falle, wie gebrechlich unſer Gedächtniß und wie vergänglich unſer erlerntes Wiſſen iſt — zugleich aber auch, daß daſſelbe im geheimnißvollen Innern der Seele doch immer bewahrt bleibt und unter gewiſſen Umſtänden in ſeiner ganzen Beſtimmtheit und Fülle wieder hervortreten kann.

8.

Muſikaliſche Geſchicklichkeit und Kenntniſſe bedeutender Art gingen nach Dr. Cox durch eine Gemüthskrankheit verloren, ſtellten ſich aber, ſo wie dieſe verſchwand, wieder her.

Neues Muſeum des Wundervollen. I. St. 3. Leipzig, 1822. S. 217 f

9.

Abt Friedrich Sommer zu Murbach verlor einſt plötzlich das Vermögen, ſich auszudrücken und Menſchen und Sachen mit ihrem Namen zu nennen. Seine äußeren Sinne waren fehlerlos, er ſah und unterſchied die Dinge, die er vor ſich hatte; aber er ſprach unrichtig und es fand ſich, daß er auch nicht mehr leſen konnte. Nach drei Tagen verſchwanden dieſe Mängel

wieder, nur daß einige Abnahme der Intelligenz bemerklich blieb. Rosinus Lentilius,
in seinen miscellaneis medico-practicis III. S. 29.

10.

In Krankheiten geschieht es, daß Vorstellungen und Kenntnisse wieder zum Vorschein kommen, die seit vielen Jahren vergessen hießen, weil sie in so langer Zeit nicht in's Bewußtsein gebracht wurden. Wir waren nicht in ihrem Besitz, kommen etwa auch durch solche in der Krankheit geschehene Reproduction nicht in ihren Besitz, und doch waren sie in uns und bleiben noch fernerhin in uns. So kann der Mensch nie wissen, wie viele Kenntnisse er in der That in sich hat, sollte er sie gleich vergessen haben. Hegel.

11.

Es giebt ein schon im Somnambulismus öfters sehr deutlich entwickeltes prophetisches Vermögen, nicht bloß für die Zukunft, sondern auch für die Vergangenheit. Die Somnambülen wissen mit einer bewundernswürdigen Klarheit alle jene kleinen, im Wachen längst vergessenen Begebenheiten und Zufälle, die ihnen einmal vor langen

Jahren begegnet ſind; und auch im Traum werden wir öfters an längſt vergeſſene Begebenheiten aus der früheſten Kindheit erinnert.

Schubert.

12.

Es war mir eine Frau bekannt, die zuweilen an dem allerheftigſten Nervenkopfweh litt. Wenn der Schmerz den höchſten Grad erreicht hatte, hörte er plötzlich auf, und ſie befand ſich in einem ihr angenehmen Zuſtande, der nach ihrer Ausſage mit einem ungemeinen Gedächtniß bis in ihre früheſten Lebensjahre verbunden war.

Paſſavant,
Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus.

13.

Eine Frau ſah im Fieber ſich ſelbſt als kleines Kind in einer Lehmgrube liegen und daneben eine die Hände ringende Wartfrau; bald darauf erblickte ſie ſich als größeres Kind am Fußende eines Bettes ſitzen, worin ihre Mutter lag, und einen gewiſſen Spruch beten. Sie hielt dies für Phantaſie und Krankheitsfolge; ihr Vater jedoch verſicherte, daß ſie einſt als ganz kleines Kind,

verwahrlos't von ihrer Wärterin, in eine Lehmgrube gefallen, ſpäter aber bei einer gefährlichen Krankheit ihrer Mutter ſtets am Fußende des Bettes geſeſſen und einen Spruch gebetet, der ihr, da ſie kaum noch ſprechen konnte, von der Mutter beigebracht worden ſei. Von beiden Ereigniſſen wußte die Frau im geſunden Zuſtande nichts mehr; längſt hatte ſie auch den Spruch vergeſſen.

Blätter von Prevorſt. VIII. S. 109 f.

14.

Krankheiten, welche die Nerven in eine größere Wirkſamkeit verſetzen, erhöhen insgemein die Erinnerungskraft und pflegen die Vorſtellungen, welche wir vor vielen Jahren hatten und die gleichſam in uns ſchlummerten, auf's Neue zu erwecken und zu beleben. Ein auffallendes Beiſpiel dieſer Art wird in der Berliner Monatſchrift vom November 1784, S. 345 f., erzählt. Ein Bauer zu Reſſin ſagte in einem Anfalle von Wahnſinn einen griechiſchen Spruch aus dem neuen Teſtamente her, den er als Knabe auswendig gelernt hatte.

M. Wagner, Beiträge. Bd. I. S. 325.

15.

Göthe bemerkt bei Eckermann, es sei ihm ein Fall bekannt, wo ein alter Mann geringen Standes, in den letzten Zügen liegend, ganz unerwartet die schönsten griechischen Sentenzen recitirte. Derselbe war in früher Jugend genöthigt worden, allerlei griechische Sätze auswendig zu lernen, wodurch man einen vornehmen Knaben zum Lernen anspornen wollte. Er verstand das mechanisch in's Gedächtniß Gefaßte nicht und hatte bei seinem Tode seit fünfzig Jahren nicht mehr daran gedacht. Eckermann's Gespräche mit Göthe. III. S. 326.

16.

Es giebt Zustände, wo die Seele von einem Inhalte weiß, den sie längst vergessen hat und den sie im Wachen nicht mehr in's Bewußtsein zu bringen vermag. Diese Erscheinung kommt in mancherlei Krankheiten vor. Die auffallendste Erscheinung dieser Art ist die, daß Menschen in Krankheiten eine Sprache reden, mit welcher sie sich zwar in früher Jugend beschäftigt haben, die sie aber im wachen Zustande zu sprechen nicht mehr fähig sind. Auch geschieht es, daß gemeine Leute, die sonst nur ihre Volkssprache mit Leich-

tigkeit zu ſprechen gewohnt ſind, im magnetiſchen Zuſtand ohne Mühe hochdeutſch ſprechen. Nicht weniger unzweifelhaft iſt der Fall, daß Menſchen in ſolchem Zuſtande den niemals von ihnen auswendig gelernten, aus ihrem wachen Bewußtſein entſchwundenen Inhalt einer, vor geraumer Zeit von ihnen durchgemachten Lectüre, mit vollkommener Fertigkeit herſagen. So recitirte zum Beiſpiel Jemand aus Young's Nachtgedanken eine lange Stelle, von welcher er wachend nichts mehr wußte. Ein beſonders merkwürdiges Beiſpiel iſt auch ein Knabe, der in früheſter Jugend durch Fallen das Gehirn verletzt und, deshalb operirt, nach und nach das Gedächtniß ſo ſehr verlor, daß er nach einer Stunde nicht mehr wußte, was er gethan hatte, und der, in magnetiſchen Zuſtand verſetzt, das Gedächtniß vollkommen wieder erhielt; dergeſtalt, daß er die Urſache ſeiner Krankheit und die bei der erlittenen Operation gebrauchten Inſtrumente, ſowie die dabei thätig geweſenen Perſonen angeben konnte. Hegel.

17.

Ein Knabe hatte in Folge eines ſtarken Stoßes am Kopfe eine Localkrankheit des Hirns

bekommen. In seinem vierten Jahre wurde er operirt und ein Depot, das sich gesammelt hatte, wurde herausgenommen. Der Knabe bekam öfters Nervenzufälle, die man anfänglich für epileptische hielt; allein es bildeten sich diese Zufälle in Accesse von Wahnsinn aus. Der Knabe verlor zugleich so völlig sein Gedächtniß, daß er sich nicht erinnerte, was er die Stunde vorher gethan hatte. Puysegur übernahm es, ihn zu magnetisiren. Der Knabe wurde somnambul. Die heftigsten Anfälle von Wahnsinn, in denen er oft boshaft und zerstörungssüchtig war, verschwanden, sobald ihn die Hand des Magnetiseurs berührte. Sein Gedächtniß, das er durch seine Hirnkrankheit völlig eingebüßt hatte, war zurückgekehrt, und er erinnerte sich nun genau an Alles, was in seinem Leben geschehen war. Er beschrieb die Entstehung seiner Krankheit, die Art der Operation, die er in seinem vierten Jahre erlitten hatte, die Instrumente, die man dabei angewendet, und sagte, ohne diese Operation hätte er sterben müssen; es sei aber bei derselben das Hirn verletzt worden und die Krankheit habe seitdem zugenommen. Er behauptete ferner, sein Wahnsinn könne durch den Magnetismus geheilt werden,

aber ſein Gedächtniß würde er nie wieder bekommen, und der Erfolg bewährte die Wahrheit ſeiner Ausſage. Paſſavant,

Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus. S. 100.

In ſolchen Fällen erweiſt ſich die Integrität des Gehirns allerdings als Bedingung geiſtiger Befähigung und Bethätigung in Beziehung auf unſer gewöhnliches, waches Sein; es zeigt ſich aber auch, daß dies nur eine Seite unſeres geiſtigen Lebens iſt, und daß noch eine andere, tiefer liegende vorhanden iſt, wo ſich das auf jener erſteren Seite zerrüttete und verdunkelte Bewußtſein unangetaſtet und unzerſtört erhält.

Vergl. das Buch: „Der Geiſt und ſein Verhältniß in der Natur," Berlin 1852. S. 1401. 226.

18.

Jean Paul erinnert an Fälle, wie die, wo einem Prediger der auswendig gelernte Virgil, den er 30 Jahre lang vergeſſen hatte, auf einmal wieder in's Gedächtniß kam, und wo eine Jungfrau nach einem unnatürlichen Schlafe Alles ver-

gaß und alles Bekannte von den Buchſtaben an bis zu den Freunden wieder kennen lernen mußte, nach einigen Monaten in einem zweiten Langſchlafe wieder vergaß, aber bloß das nach dem erſten Erlernte; hingegen auf alles vor ihm Gewußte ſich wieder beſann — ein Gedächtnißumwechſel, der mehrere Jahre gedauert. Dazu komme das Wundergedächtniß der Hellſeherin, ihr Erinnern, das in die Fernen und Nächte ihres Lebens und die früheſten Kinderjahre und tiefſten Ohnmachten reiche; und ihr Vergeſſen, da nach dem Schlafe das Auge ſich wie eine Theaterverſenkung oder wie ein Erdfall aufthue und alle die neuen Reiche des Lebens verſchlinge. Und nun zuletzt jene damit verwandten Erſcheinungen, wenn kurz vor dem Sterben, wie dem Wahnſinnigen die Vernunft, ſo dem Kranken das Jahre lang eingeſunkene Reich des Gedächtniſſes wiederkehrt!

19.

Jener faſt hundertjährige Schieferdecker, der aus ſeiner gewöhnlichen, ſpäter geborenen Umgebung kaum noch eine Stimme vernahm und verſtand, lebte ganz auf und verſtand und beantwortete jedes Wort, wenn der Genoſſe ſeiner

Jugend, der mehr als neunzigjährige Jäger zu ihm kam. Schubert,

Geschichte der Seele. 2. Ausg. S. 302.

20.

Bejahrte Personen sind im Stande, sei es im Schlaf oder im Wachen, sich die Scenen ihrer Jugend zu vergegenwärtigen, und sich in ihrer Phantasie so lebhaft mit den Todten zu beschäftigen, daß sie zuweilen nicht im Stande sind, sie von den Lebendigen zu unterscheiden. Es ist nicht ungewöhnlich, daß solche Personen fest geschlafen haben und dennoch behaupten, sie hätten gar nicht geschlafen, weil ihre Träume so lebhaft und deutlich sind, daß sie dieselben mit der Wirklichkeit verwechseln. In dieser Art des Deliriums erinnern sich schwache, alte Leute der Gesichtszüge, der Kleidung und Sprache ihrer Freunde sehr genau, nachdem sie sie dreißig bis vierzig Jahre lang gänzlich vergessen zu haben scheinen.

Dr. George Moore.

„Der Beruf des Körpers in Beziehung auf den Geist," übers. v. Susemihl. Leipzig 1850. S. 477.

21.

Alte, dumpfe Greiſe wiſſen nichts mehr von all den folgenreichen, heiteren oder trüben Begebenheiten, die ſie erlebt, nichts mehr von all jenen umfaſſenden, tiefen Kenntniſſen, wodurch ſie früher zu großen, männlichen Thaten und Werken gereift; Newton und Kant verſtehen ihre eigenen Werke nicht mehr; große, im Umgange der Alten grau gewordene Philologen ſtraucheln an leichten Sprachregeln u. ſ. w. Und dennoch geht uns jenes wohlerworbene Eigenthum unſerer früheren Jahre, gehen uns jene Eindrücke und Gefühle nicht verloren. Vielfältige Erfahrungen haben gelehrt, daß öfters in der Stunde des Todes, in Träumen und ähnlichen Zuſtänden, ja in geringerem Maaße ſchon im fröhlichen Rauſche alle jene Erinnerungen und erloſchenen Gefühle zurückkehren; daß dann auf einmal der vor wenig Tagen dumpfe, kaum ſeiner ſelbſt ſich bewußte Greis helle, klare Blicke über ſeine Vergangenheit zu thun vermag, alle ſeine vergeſſenen Kenntniſſe wieder empfängt, und ſich ihrer zum Theil in einem Grade mächtig zeigt, wie nie zuvor, indem zugleich Sprache und Ausdruck ſich veredeln. Die kindiſch gewordenen Alten haben dies mit den

Wahnſinnigen gemein. Die verloren gegangene Vernunft kehrt bei Vielen kurz vor dem Tode mit der Erinnerung an die eigentlichen perſönlichen Verhältniſſe und an die ganze Reihe der Lebensſchickſale zurück.

Schubert,
Symbolik des Traums. Leipzig 1840. S. 179 f.

III.

Das Alter.

Die mit dem Körper nicht gleichmäßig ſinkende, der Vergänglichkeit nicht unbedingt unterworfene menſchliche Geiſtes-, Lebens- und Characterkraft.

1.

Haarlosen Redner
Höhne nicht!
Oft ist gut, was Greise sprechen.
Aus welker Haut kommt
Weiser Rath oft.

Aus der Edda.

2.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt.
Die Vorwelt sah ihn schon; die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt.

A. von Haller,
in seinem Gedichte: „Die Alpen."

3.

Wenn die Suspension aller Kräfte durch den Schlaf nicht schadet, so ist ja das Alter nur ein leiserer Schlaf. — Der Körper verknöchert

und verknorpelt ſich lange vorher und ſehr weit, indeß der Geiſt noch ſeine alten Kräfte ſpürt; ja bei Greiſen ſteht das leibliche Unterſinken in gar keinem Verhältniß zu dem geiſtigen Obenbleiben. Jean Paul.

4.

Es giebt Menſchen, „denen bis in's höchſte Alter ungeſchwächte Denk- und Behaltkräfte bleiben, und denen man das Alter nur anſehen, nicht anhören kann.“ Jean Paul.

5.

Lernend ohn' Unterlaß,
Schreit' ich im Alter voran. Solon.

6.

Es iſt oft der Fall, daß das Alter ſogar mehr Muth und Tapferkeit, als die Jugend beweiſt. Cicero, Cato Major 2°.

7.

Der Menſch wird alt, ſein Herz jedoch bleibt jugendlich. Orientaliſcher Spruch.

8.

— — jene Jugend, die uns nie entfliegt.
Göthe in Beziehung auf Schiller.

9.

Isokrates zählte schon sechsundneunzig Jahre, als er seinen Panathenaicus schrieb. Sophokles ward kurz vor seinem im fünfundneunzigsten Lebensjahre erfolgten Tode von seinem Sohne Jophon dem Gerichte als aberwitzig angegeben; er aber las den Richtern seinen Oedipus auf Kolonos vor, und bewies durch dieses Kunstwerk, wie gesund sein Kopf noch war, so daß ihm die Richter ihre höchste Bewunderung zu erkennen gaben, den Sohn hingegen für verrückt erklärten. Lucian
in seiner Schrift von den Altgewordenen.

10.

Hieronymus, der in vielen Kriegen gewesen, große Strapazen durchgemacht und Wunden empfangen, lebte gleichwohl hundertundvier Jahre und war bis an den letzten Tag seines Lebens von ungeschwächten Sinnen, vollkommener Gesundheit und ein aufgeräumter Gesellschafter,

worüber der von ihm im neunten Buche seiner Geschichte Asiens berichtende Agatharchides seine Verwunderung äußert.

Lucian
in seiner Schrift von den Altgewordenen.

11.

Agesilaus war, wie man sagt, von kleiner Statur und wenig versprechend dem Aeußerlichen nach; aber sein heiterer, froher Sinn, seine Scherzhaftigkeit, die ihm unter allen Umständen eigen blieb und alles grämliche, unfreundliche Wesen in Reden und Mienen von ihm entfernte, machte ihn bis in's hohe Alter liebenswürdiger, als schöne und wohlgebildete Leute zu sein pflegen.

Plutarch im Leben des Agesilaus.

12.

Vier kraftvolle Söhne, fünf Töchter, ein so großes Hausgesinde, eine solche Menge von Klienten beherrschte Appius,*) ein Greis und noch dazu ein erblindeter. Denn sein Geist war wie ein Bogen gespannt und ward nicht vom

*) Appius Claudius Cäcus, einer der ausgezeichnetsten Männer des alten Roms.

Alter bewältigt. Er behauptete nicht nur das Ansehen, sondern auch die Herrschaft über die Seinigen; es fürchteten ihn die Sklaven, mit Ehrfurcht behandelten ihn die Kinder; Allen war er theuer und werth.

Cicero Cato Major II.

13.

„Fast bis auf seine letzte Stunde sahen wir den Cajus Gallus, den Freund deines Vaters, mein Scipio, mit der Ausmessung des Himmels und der Erde beschäftigt. Wie oft überraschte ihn das Tageslicht, wenn er in der Nacht etwas zu zeichnen begonnen, wie oft die Nacht, wenn er Morgens den Anfang gemacht! Wie viel Vergnügen machte es ihm, uns eine Sonnen- oder Mondfinsterniß lange vorauszusagen! Andere fanden an anderen einen scharfsinnigen Geist erfordernden Beschäftigungen Vergnügen. Mit welcher Liebe arbeitete Nävius an seiner Geschichte des punischen Krieges und Plautus an seinem Unfreundlichen und an seinem Pfondolus. Ich habe auch noch den alten Licius gekannt, der sechs Jahre vor meiner Geburt sein erstes Schauspiel herausgegeben und bis an die Zeit

meines Jugendalters unter solchen Beschäftigungen fortlebte. Was soll ich von dem Eifer sagen, mit welchem Publius Lucinus Crassus und jener Publius Scipio, der vor wenigen Tagen Pontifex Maximus geworden, sich sowohl des oberpriesterlichen, als des bürgerlichen Rechtes befleißigte? Aber alle die obengenannten Männer waren schon Greise, als wir an ihnen einen so glühenden Eifer für die Wissenschaften bemerkten. Wie emsig ferner sahen wir den Marcus Cathegus, welchen Ennius mit Recht das Mark der Beredtsamkeit nennt, sich in dieser selbst noch als Greis üben!

Cato in Cicero's Cato Major 14.

14.

Carbajol.

Ein nicht edler und liebenswürdiger, aber wegen der außerordentlichen Lebenskräfte, denen selbst das höchste Alter nichts anhaben zu können schien, ungemein merkwürdiger Mann, der im 15. und 16. Jahrhundert lebte, in den italienischen Kriegen jener Zeit unter den berühmtesten Feldherren diente, dann nach Mexico ging, eine Rolle in Peru spielte und daselbst ein unglückliches

Ende nahm. Man kann das Nähere über ihn in Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexiko nachlesen; ich hebe hier für den besonderen Zweck dieser Schrift und dieser Abtheilung derselben, welche darthun soll, daß in dem Menschen bei aller Vergänglichkeit und Hinfälligkeit seiner Erscheinnng doch etwas Unverwüstliches, und daß namentlich die Macht des Alters keine so unbedingte ist, als man sich vorzustellen pflegt, folgende Stellen aus.

Es ist von der Schlacht in den Ebenen von Chupas die Rede. „Vaca de Castro befolgte den Rath Francisco de Carbajol's. — — — Dies ist die erste Gelegenheit, wo der Name desselben in diesen mexikanischen Kriegen vorkommt. Er war nach 40jährigen europäischen Feldzügen, worin er unter Gonsalvo de Cordova die Kriegskunst erlernt hatte, in's Land gekommen. Obgleich in Jahren weit vorgerückt, besaß er doch noch den ungezähmten Muth und die ganze Energie der Jugend und gab glänzende Beweise von den Lehren, die er unter seinem großen Befehlshaber empfangen hatte."*) — — —

*) Prescott a. a. O. Buch IV Cap. 6.

Centeno wagte es nicht, diesem furchbaren Helden in offenem Kampfe zu stehen. Er zog sich mit seinen Truppen in die Wildnisse der Sierra zurück. Carbajol setzte ihm nach und verfolgte seine Spur über Berge, durch Sümpfe, Wälder und gefährliche Schluchten, ihm weder Tag noch Nacht Ruhe vergönnend. Im Sattel essend, trinkend und schlafend, sah der 80jährige Krieger seine Leute, einen nach dem anderen, ermatten,*) während er, gleich Bürger's wildem Jäger, zur ferneren Jagd antrieb, als wär' er mit übermenschlicher Kraft begabt und jeder Ermüdung unzugänglich. Diese schreckliche Verfolgung wurde über 200 Leguas weit durch ein wüstes Land fortgesetzt."**) — — — „Bei einem so ungewöhnlichen Character, bei Kräften, die so weit über die der Menschheit gewöhnlich zugemessene Zeit hin ausdauerten und bei so heftigen Leidenschaften in einem am Rande des Grabes stehenden Manne war es nicht zu verwundern, daß viele fabelhafte Geschichten über ihn verbreitet wurden und daß er als eine Art von überirdischem Wesen

*) Sie waren wohl alle viel jünger als er.
**) Daselbst. Buch IV. Cap. 9.

— als der Dämon der Andes — mit geheimnißvollem Schrecken umkleidet war.“*) — — — „Carbajol war einer der merkwürdigsten Charaktere dieser dunkeln unruhigen Zeiten, um so merkwürdiger wegen seines hohen Alters, denn zur Zeit seines Todes stand er in seinem 84. Lebensjahre — ein Alter, wo Körperkräfte und Leidenschaften abgestumpft zu sein pflegen; aber das Feuer der Jugend glühte heftig und unauslöschlich in dieses Mannes Brust.“**)

Er wurde in dem Treffen von Xaquixaguana, wo Gonzalo Pizarro geschlagen wurde, mit diesem gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Sein schreckliches Loos war, geviertheilt zu werden; er starb ungebeugten Muthes und mit einem Spott auf den Lippen.

Die Wissenschaft hat es zu bedauern, daß es einem Menschen von so gewaltiger Naturbeschaffenheit und von so unerschöpflichen Lebenskräften nicht vergönnt war, auf natürliche Weise zu endigen Wie gern möchte man wissen, wie

*) Daselbst. Buch V. Cap. 4.
**) Daselbst. Buch V Cap. 4.

lange er gelebt haben, und wann endlich der Zeitpunkt eingetreten sein würde, wo ihn die Last der Jahre niedergebeugt hätte! Was die Natur für sich und ohne von höheren Einflüssen über sich selbst erhoben zu werden, leisten kann, das stellte sich in diesem wilden, furchtbaren Krieger dar, und hätte sich uns, wäre er nicht gewaltsam hinweggeräumt worden, noch vollständiger bis zu der auch ihm gesetzten, jetzt nicht zu bestimmenden Grenze geoffenbart.

15.

Der kranke und schon halb erblindete Galiläi beschäftigte sich mit Untersuchungen in der Mechanik und schrieb noch zwei wichtige Werke über die Gesetze der Bewegung. Mit den letzten Resten seines Augenlichtes entdeckte er noch 1637 die Libration des Mondes, kurz darauf ward er völlig staarblind. Aber auch jetzt noch ruhte sein Geist nicht. Er schrieb im Jahre 1638: „Ich grüble in meiner Finsterniß bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche.“ Er starb 1642, am 8. Januar, am Geburtstage Newton's.

Mädler, popul. Astronomie. Berlin 1849. S. 610.

16.

Hans Sachs.

Seine schönste Periode setzt man gewöhnlich in die Jahre 1530 – 1558. Allein diese Angabe wird durch seine Werke widerlegt. Viele seiner späteren Dichtungen haben noch ganz das frische Colorit der früheren. Die Güte seiner Gedichte scheint daher mehr von der Geistesstimmung, in der er sich gerade befand, wenn er dichtete, als von seinem Lebensalter abgehangen zu haben. Der Greis hatte noch ganz das Feuer und selbst die muthwillige Laune des jungen Mannes.

J. A. Götz,
Hans Sachs II. Nürnberg 1829. S. XII.

Der genannte Nürnberger Dichter ward geboren im Jahre 1494 und starb im Jahre 1576. In seinem 66. Jahre verlor er seine erste Gattin und vermählte sich darauf im Jahre 1561 mit seiner zweiten, Barbara Harscherin, die er 1562 in einem äußerst naiven, lieblichen und lebensfrischen Gedichte*) besang. Dieselbe, die diesem Gedichte zu Folge ein jugendliches

*) „Das künstliche Frauenlob." S. die angeführte Auswahl von Götz I. S. 12 ff.

Wesen von ganz besonderer Schönheit und Anmuth und von bedeutenden Geistesgaben gewesen sein muß, scheint sich bei dem wiewohl bereits so bejahrten Manne nicht übel befunden zu haben, da unter Anderem auch ihre große, stets ungetrübte Heiterkeit hervorgehoben wird.

17.

Franklin starb 1790 in seinem 85. Jahre; und erst 1788 als 82jähriger Greis hatte er sich von den Staatsgeschäften losgemacht; 1787 war er noch als Abgeordneter des Staates Pennsylvanien wirksam, als zu Philadelphia eine neue Verfassung für die vereinigten Staaten Nordamerika's berathen wurde.

18.

In Clavigero's Geschichte von Mexico*) wird von einem Franziskaner, Namens Diego Ordonnez erzählt, welcher 107 Jahre alt wurde, noch im letzten Monate seines Lebens die Kanzel bestieg und in seiner letzten Predigt mit den Worten des Apostels: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft," von seinen Zuhörern Abschied nahm.

*) Th. II., S. 312 der deutschen Ausgabe.

19.

Julie Bondeli*) giebt eine Beschreibung von Rousseau's Persönlichkeit und sagt dabei: „Er ist 53 Jahre alt, achtzig, wenn er schweigt, und dreißig, wenn er spricht.“ Seine Hinfälligkeit und Kränklichkeit machte, daß er weit älter, sein Geist, daß er viel jünger erschien, als er wirklich war.

20.

Blumenbach ist alt, aber von lebhaftem und heiterem Ausdrucke; er hat sich die ganze Beweglichkeit seiner Jugend zu bewahren gewußt.

Soret bei Eckermann. III. S. 5.

21.

Göthe wird nun in wenigen Jahren achtzig Jahre alt; aber des Forschens und Erforschens wird er nicht satt. In keiner seiner Richtungen ist er fertig und abgethan, er will immer weiter, immer weiter — immer lernen, immer lernen und giebt sich dadurch als einen Menschen von ewiger, ganz unverwüstlicher Jugend kund.

Eckermann. 1825.

*) Ueber Rousseau. Uebers. v. Schädelin. Bern 1838.

22.

Göthe ist eigentlich nie jung gewesen und nie alt geworden. Verstandesreife, vollkommene An- und Durchsicht der Verhältnisse hatte er schon in der Jugend. Im Alter blieb die Erregbarkeit des Gefühls, wie sie in der Jugend war.

Karoline v. Wolzogen.

23.

Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe.

Göthe im Jahre 1833.

Eckermann's Gespräche mit Göthe. III. S. 299.

24.

Wir haben hier eine Erzählung mit lebendigen Gestalten, wahrheitgemäßen Schilderungen und mannichfacher Anregung vor uns, die der Geistesfrische des 70jährigen Autors alle Ehre macht und uns glauben läßt, daß wir von seiner eleganten Feder noch manches schöne Erzeugniß zu erwarten haben. Es ist keine so seltene Erscheinung, daß die Natur ihre Kraft zu den besten Productionen lange aufspart,

wie dies Beispiel der Literatur- und Kunstgeschichte hinlänglich zu erkennen giebt.

Historisch-politische Blätter. Bd. LII. Heft 12. München 1863. S. 949.

In Beziehung auf einen Roman v. Aug. Lewald.

25.

W. Hesse*) berichtet von seinem zweiundachtzigjährigen Großvater, der Begebenheiten aus seinen Jugendtagen so feurig erzählte, als ob sie sich gestern erst ereignet hätten. „Sein Körper war matt und welk geworden, allein sein Geist war noch mitten im Leben."

26.

Dir wandelt Gentz, sagst du mir, nur wie ein Traum der Jugend. Wenn es wahr ist, daß ich alt bin, so habe ich meine Jugend mit herübergenommen; mir wandelt nichts wie ein Traum von daher. Rahel.

Briefe II. Berlin 1834. S. 153 f.

27.

Es giebt Menschen, die ihre Jugend erst im Alter erleben. Jean Paul.

*) Briefe über Unsterblichkeit. S. 187.

28.

Göthe gefiel mir diesen Abend ganz besonders. Das Edelste seiner Natur schien in ihm rege zu sein; dabei war der Klang seiner Stimme und das Feuer seiner Augen von solcher Kraft, als wäre er von einem frischen Auflodern seiner besten Jugend durchglüht. — Merkwürdig war es mir, daß er, der selbst in so hohen Jahren noch einem bedeutenden Posten vorstand, so ganz entschieden der Jugend das Wort redete und die ersten Stellen im Staate, wenn auch nicht von Jünglingen, doch von Männern in noch jugendlichem Alter besetzt haben wollte. Ich konnte nicht umhin, einige hochstehende deutsche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nöthige Energie und jugendliche Beweglichkeit zum Betrieb der bedeutendsten und mannichfaltigsten Geschäfte doch keineswegs zu fehlen scheine.

Solche Männer und ihres Gleichen, erwiederte Göthe, sind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandtniß hat; sie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind. Eckermann III. S. 233 f.

„Wir nehmen bei vorzüglich begabten Menschen, auch während des Alters, immer

noch frische Epochen besonderer Productivität wahr; es scheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten; und das ist es, was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte."

Göthe bei Eckermann. III S. 234 f.

29.

Solche Beispiele beweisen etwas in der That Unverwüstliches, dem Geschicke der physischen Aeußerlichkeit nicht Unterworfenes im Menschen. Sie zeigen uns, daß man Leib und Geist nicht so unbedingt identificiren und Alter und Tod nicht so ganz einfach, wie nach gemeiner Vorstellung, als einen bloßen Nachlaß, ein bloßes Aufhören der das Individuum ausmachenden Lebenskräfte, zu fassen hat. Auf keinen Fall kann man sagen, es sei Regel und Naturgesetz, daß Körper und Geist in demselben Verhältnisse abnehmen und so, sichtbar an einander gebunden, oder gar identisch, mit einander auch untergehen.

IV.

Der Schlaf.

Allgemeine Bemerkungen über deſſen Natur, Bedeutung und Verhältniß zum Tode, nebſt einſchlägigen Beiſpielen und Thatſachen.

1.

Schlaf und Traum — ein Paar Erscheinungen in der animalischen Oeconomie, die so viel Räthselhaftes haben, daß sie uns in das größte Erstaunen setzen würden, wenn sie nicht so alltäglich wären. Reil.

2.

Der Schlaf, ein Abgrund, in den wir hineintauchen können, mit der Hoffnung, zu den Füßen unseres Bettes unsere Pantoffeln wiederzufinden, glücklicher hierin, als Empedokles.

Balzac.

3.

Warum ist der Schlaf unentbehrlich? Nicht etwa deswegen, damit der Organismus durch Ruhe neue Kraft zum Wirken sammle. Gerade das Organ, das ein ganzes Säculum wirkt, ohne auch nur eine Stunde lang auszuruhen, schläft nie.

Reil.

4.

Der Schlaf kann nicht als bloßes Ausruhen betrachtet werden. Es hört in diesem Zustande weder die Thätigkeit der Seele, noch des Körpers auf. Namentlich ist die Seele im Traume oft sehr thätig. Und doch ist der Schlaf, selbst wenn man auf das Lebhafteste geträumt, erquicklicher und stärkender, als ein bloßes Ruhen im Wachen, wenn dabei auch noch so wenig vorgestellt und gedacht wird und das körperliche Verhalten ein noch so ruhiges und störungsloses ist.*)

5.

Den Sklaven läßt der Schlaf seinen Dränger vergessen, dem Gefesselten erleichtert er seine Bande; Entzündungen der Wunde, wilde, im Fleische um sich fressende Geschwüre und heftige Schmerzen mildern sich und verlassen den Schlafenden.

O Schlummer, o süße Labe, o du des
Kranken Trost!
Wie freundlich, als ich dein bedurfte,
nahtest du!**)

Plutarch in seiner Schrift vom Aberglauben.

*) S. hierüber die unten folgende Abhandlung Nr. II.
**) Aus Orestes von Euripides.

6.

Ein Kranker, von welchem die Philosophical Transactions Nr. 304 erzählen, schlief bis zur siebzehnten Woche; als er endlich aus diesem langen Schlafe erwachte, war er von seiner Krankheit genesen. In einem andern Falle der Art führte ein viermonatliches Schlafen die Genesung herbei. Vergl. Schubert, Geschichte der Seele, 2. Ausg. S. 246 f.

7.

Der Schlaf erdrückt nicht, er entwickelt Kraft und die aus ihm kommende körperliche Stärkung wird auch geistige. Jean Paul.

8.

Der Schlaf soll „einen ganz directen Beweis für die Vernichtbarkeit der Seele liefern." Diese Behauptung beruht auf der Annahme, daß der tiefe Schlaf traumlos, die Seele in ihm in reiner Unthätigkeit und somit auf eine Zeit lang „im wahren Sinne des Wortes vernichtet" sei! Hierauf ist in einer Zeitschrift*)

*) „Aus der Mansarde." I. S. 182 f.

Folgendes entgegnet worden. „Was meine eigene Erfahrung betrifft, so weiß ich gewöhnlich, wenn ich vom Schlaf erwache, Nichts von Träumen, die ich darin gehabt. Wenn ich aber in der Nacht aufgeweckt werde, so weiß ich, daß ich eben geträumt. Ich merke daraus, daß ich immerfort träume. Schon die Möglichkeit, erweckt zu werden, ist bedeutsam. Denn wie könnte man im Schlafe gestört, aufgeschreckt, durch Nennung seines Namens u. dergl. selbst aus dem tiefsten Schlafe wach gerufen werden, wenn Seele und Bewußtsein wirklich so ganz vernichtet wäre? Noch aus anderen Erscheinungen und Erfahrungen ist zu schließen, daß Bewußtsein und Vorstellung, daß selbst eine gewisse Aufmerksamkeit auf die Außenwelt nie aufhört, daß die Seele somit auch in diesen geheimnißvollen Zuständen fortwährend thätig und wirksam ist. Manche Menschen haben bekanntlich das Vermögen, zu einer genau bestimmten Zeit willkührlich aufzuwachen. Dies wäre nicht denkbar, wenn sich die Seele nicht ihres Vorsatzes auch im Schlafe durchweg bewußt bliebe und sogar die Zeit wüßte und deren Verlauf wunderbar zu beurtheilen im Stande wäre, um den vorherbestimmten Augenblick des Erwachens

zu treffen. Eine Frau erzählte mir, wie sie in ihrer Jugend einen tiefen, kaum zu erweckenden Schlaf gehabt, und wie sie, da sie Mutter ward, in großer Besorgniß gewesen, sie möchte jenes Umstandes wegen in der Nacht ihr Kind versäumen. Es sei aber ganz anders gekommen; denn wiewohl sie sonst im Schlafe Nichts vernommen, was um sie herum vorging, sei sie jetzt bei der leisesten Regung ihres Kindes sofort aufgewacht. In anderen Fällen hat sich, wie Schubert in seiner Geschichte der Seele angiebt, ein fortwährendes Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib aus dem tiefsten Schlafe erweckte, wenn sich eine Gefahr nahte, und das selbst dann, wenn dieses Nahen ungleich leiser und unmerklicher war, als anderes Geräusch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde."

9.

Das Eigenleben der Seele, dessen selbstständiges Bewegen zugleich ein Hinwegweichen von dem Mittelpunkte alles Seins und Lebens ist, würde für sich selber unaufhaltsam zum Tode und zur Vernichtung gehen, wäre nicht das Band einer mütterlichen Weisheit da, welches alles

Sinkende mitten in seinem Falle aufhält und das Vergehende zu einem Werdenden und Bestehenden für Viele macht. Wie dies ein Tag den anderen lehret: das Werk des Lebens würde ohne Aufhören zur Erschöpfung der Kraft und zur Auflösung führen, umschlänge die Lebendigen nicht stets wieder von Neuem das mütterliche pflegende Band des Schlafes. So wird vermöge der Wirkung eines Alle zusammenhaltenden Geistes das täglich, ja in jedem Augenblick sich wiederholende Sterben zu einer leiblichen Gestaltung, welche nach bestimmten Gesetzen ihre Zeit hindurch zunimmt und wächst und dann wieder abnimmt und verschwindet.

Schubert,
Geschichte der Seele. 2. Ausg. S. 602.

10.

Ich erinnerte Varnhagen an das, was ich immer sage: Im wahren, festen Schlafe gehe die Seele nach Hause, sich zu stärken, sonst halte sie's nicht aus; das sei ihr versprochen. Sie habe sich in Gottes See.

Rahel.

11.

Daß ſich die Seele im tiefen Schlafe mit dem univerſalen göttlichen Weſen vereinige, iſt ein Satz der indiſchen Vedanta-Lehre.

S. darüber Laſſen, indiſche Alterthumskunde. III. Leipzig 1858. S. 429 und die daſelbſt citirten Schriften.

12.

Die attiſchen Myſterien wurden in die großen (*μεγαλα*) und die kleinen (*μικρα*) unterſchieden. Letztere bezogen ſich auf jene und bildeten eine Art von Vorbereitung dazu. Dieſer Unterſchied wurde auf Schlaf und Tod angewendet, man ſagte: *τον ὑπνον ειναι τα μικρα του θανατου μυστηρια*, der Schlaf ſei die kleinen Myſterien des Todes.

Plut. Consol. ad Apollon. c. 12.

13.

„Bedenkt, daß Nichts dem Tode näher verwandt iſt, als der Schlaf; dabei aber erſcheint die menſchliche Seele am göttlichſten, denn ſie ſieht da manches Zukünftige voraus.“ So der ſterbende Cyrus bei Xenophon und Cato bei

Cicero; aus den im Schlafe erhöhten Seelenkräften wird auf noch erhöhtere im Tode geschlossen.

14.

Die prophetische Natur des Schlafes und Traumes, und die Befähigung solcher Zustände, zum Mittel göttlicher Offenbarung zu dienen, wird im alten Testamente stark hervorgehoben. Man erinnere sich z. B. an die Träume Jakob's und Pharao's und Joseph's Traumdeutung. Jakob entschläft zu Bethel und sieht im Traume jene bis zum Himmel reichende Leiter, auf welcher die Engel Gottes auf- und niedersteigen.*) Man könnte sagen, daß Schlaf und Traum selbst in ihrer tieferen Eigenschaft und Bedeutung eine solche Leiter seien.

15.

Im Schlafe stirbt dein schwaches Ich,
Was Höheres beherrschet dich;
Wie mit dem Kinde die Mutter, spricht
Gott bildlich in dem Traumgesicht;

*) 1. Mos. 28, 12.

Es tauchen auf prophetiſche Lehren,
Die wache Menſchen überhören;
Troſt, Warnung und Urklarheit bricht
Aus jenem heiligen Schooß an's Licht;
Du ſtehſt in einer Wundertiefe —
Wer wäre, der nicht gern entſchliefe?

Schlemmer.

16.

Ihr Traum iſt ſehr artig, ſagte Göthe, als ich ihm heute nach Tiſche die Hauptzüge davon mittheilte. Man ſieht, fuhr er fort, daß die Muſen Sie auch im Schlafe beſuchen, und zwar mit beſonderer Gunſt; denn Sie werden geſtehen, daß es Ihnen im wachen Zuſtande ſchwer geworden wäre, etwas ſo Eigenthümliches und Hübſches zu erfinden.

Ich begreife kaum, wie ich dazu gekommen bin, erwiederte ich, denn ich fühlte mich alle die Tage her ſo niedergeſchlagenen Geiſtes, daß die Anſchauung eines ſo friſchen Lebens mir ſehr fern ſtand.

Es liegen in der menſchlichen Natur wunderbare Kräfte, erwiederte Göthe; und eben wenn wir es am wenigſten hoffen, hat ſie etwas Gutes

für uns in Bereitschaft. Ich habe in meinem Leben Zeiten gehabt, wo ich mit Thränen einschlief; aber in meinem Traume kamen nun die lieblichsten Gestalten, mich zu trösten und zu beglücken; und ich stand am andern Morgen wieder frisch und froh auf den Füßen.

Eckermann.

17.

Ein frommer Jüngling, katholischer Confession, hat mir schriftlich mit der größten Genauigkeit einen eigenthümlichen Schlafzustand, in welchen er verfiel, und ein ihm in solchem gewordenes symbolisches und prophetisches Traumgesicht beschrieben, wo eine ganze zusammenhängende Reihe von Bildern auf's Lebendigste vor seine Seele trat und die bevorstehende Tilgung eines großen, traurigen Uebels, an dem er litt, tröstlich verkündete und versicherte. Es war im Frühjahr 1862; der Knabe war 12 Jahre alt, als er eine bösartige Augenentzündung bekam und in Folge dessen völlig erblindete. Er wurde in diesem Zustande öfters nach einer kleinen Kapelle geführt, wo sich ein Bild der schmerzhaften Mutter Gottes befindet, zu welchem vom Volke viel gebetet wird.

Eines Morgens fiel er, ermüdet von einer mit ihm vorgenommenen ärztlichen Unterſuchung, in eine Betäubung, wurde zu Bett gebracht und träumte nun jenen Traum.

Ein freundliches Männchen mit ſchneeweißem Haar und Bart erſchien, unterhielt ſich mit ihm über ſein Leiden, ſtellte Hülfe in Ausſicht, forderte ihn auf, nur gleich in die Kapelle zu gehen und verſchwand dann wieder. Der Knabe ging nun im Traume hellen Auges durch das Dorf zur Kapelle, die ſich nicht ſo, wie ſie damals ſtand, ſondern ſo, wie ſie ſpäterhin in vergrößerter Weiſe gebaut wurde, darſtellte. Er ſtieg die Stufen empor, knieete auf der oberſten nieder und betete einige Gebete. Da ward die Wand hinter dem Altare und dem Muttergottesbilde auf demſelben weggerückt; die Gegend lag offen da und es zuckte ein blendender Blitz, der den Betenden rückwärts von der Stufe hinabſchleuderte. Nachdem ſich der Knabe von ſeinem Schrecken erholt und wieder erhoben hatte, ſtieg er von Neuem empor, knieete nieder, betete und erfuhr wieder daſſelbe, was ihm vorher widerfahren war. Nun nahm er entſetzt die Flucht; auf dem Wege nach Hauſe trat ihm jedoch das freundliche Männchen

entgegen, das ihn in der Stube besucht hatte, richtete ihn wieder auf und befahl ihm, muthig und gläubig zur Kapelle zurückzukehren, denn die himmlischen Mächte prüften erst, ob der Mensch ihre Hülfe durch Vertrauen und Ausdauer zu verdienen im Stande sei. Der Knabe gehorchte und trat dicht vor den Altar hin, fühlte aber seine Kräfte erschöpft und berührte, um sich zu halten, den im Schooße der Mutter liegenden Leichnam des Herrn. Er empfand die Kälte eines wirklichen Todten und die Elasticität seines Fleisches, ja, da er staunend prüfte und über das Bild hinstreifte, die Nässe der aus der Seitenwunde rinnenden Flüssigkeit. Zu gleicher Zeit verbreitete sich ein wunderbar lieblicher Geruch und ein feierlicher Gesang in den schönsten und süßesten Tönen erscholl. Als er verhallte, schwebten zwei Engel hernieder, hinter dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes erschien das der Mutter Gottes von der unbefleckten Empfängniß und trat an die Stelle des ersteren, welches verschwand. Während nun der Knabe mit der neu erschienenen Jungfrau sprach, langte das Jesuskind, das sie auf den Armen trug, mit beiden Händen nach ihm; Maria aber, mit leiser, gleichsam hauchen-

der Stimme ſprechend, verſprach Geneſung. Der darüber entzückte Knabe konnte vor Freude kein Wort des Dankes ſtammeln, ſondern nur einen Kuß auf den Altar drücken. Da ward er durch ein Geſpräch erweckt, ſprang auf und bat die Mutter, ihn nur gleich in die Kapelle zu führen. Sie that es. Im Laufe des Sommers trat vollſtändige Geneſung ein.

Es iſt dies nur ein Auszug aus der mit allen kleinen, zum Theil unweſentlichen Umſtänden aufgezeichneten Darſtellung, die keinem Verdachte der Erfindung unterliegt.

18.

Muiron, einer der Adjutanten Napoleon's im 1. italieniſchen Feldzug, hatte den Tag vor der am 13. April 1795 geſchlagenen Schlacht folgenden Traum. Es war ihm, als befände er ſich auf einem mit Leichen und Verwundeten bedeckten Schlachtfelde. Vor ihm ſtand ein rieſenhafter, von Kopf bis zu Fuß gewaffneter Ritter, der ſtatt des Schwertes eine Senſe als Waffe hatte. Muiron kämpfte mit ihm und bemerkte, wie während des Kampfes ein Stück von dem Harniſch des Ritters nach dem andern zur Erde

fiel, bis zuletzt ein abscheuliches Gerippe vor ihm stand. Nach langem Kampfe ließ ihn der Ritter los und sagte:

„Heute habe ich nicht Herr über dich werden können; aber ich werde dir deine besten Freunde nehmen; und was dich selbst betrifft, so wirst du mich in 9 Monaten wiedersehen."

Junot, Muiron's Freund, erhielt am nächsten Tag in der Schlacht eine schwere Wunde, die jedoch nicht tödtlich war. Muiron aber fiel genau 8 Monate später in der Schlacht bei Arcole am 18. November 1796.

Les Aides de camp de l'Empereur. Par Marco de Saint-Hilaire. Tome I p. 30 et 38. Bruxelles. A. Jamar, Editeur-libraire. 1841.

19.

Nach Ennemoser's Ansicht*) tritt der Mensch im Schlafe in das Allgemeine, Raum- und Zeitlose zurück, so daß er einen größeren Antheil an dem Weltganzen hat, und auch wohl die leisen, alle Geschöpfe durchwehenden göttlichen Einwirkungen vernimmt, von welchen er sich im Wachen

*) Der Geist des Menschen in der Natur. Stuttgart und Tübingen 1849.

ichheitlich abſchließt. In das Bewußtſein treten dann Dinge, die dem wachen Menſchen durchaus entzogen ſind, indem der Seele die innere Naturorganik geöffnet wird, wo nicht nur die abgeſonderten Objecte der Gegenwart, ſondern die Cauſalreihen des geſammten Zeitlaufes vor Augen treten; daher ſie ganze Räume und Zeiten überblickt, und das oft ſo klar und ſcharf, daß ſie den Raumort auf Punkte und den Zeitmoment auf Minuten beſtimmt.

20.

Es iſt mir ſchon oft geſchehen, daß ich beim Aufwachen in der Frühe einen vollſtändig fertigen Gedanken in der Seele fand, der hell, wie ein Transparent, und laut, wie eine Stimme, alle Aufmerkſamkeit auf ſich zog und zugleich durch die Angemeſſenheit für mein augenblickliches Bedürfniß und durch eine eigenthümliche Autorität Gemüth und Willen in Anſpruch nahm. Ob es die eigene Seele iſt, in der ſich während des Schlafes eine Gedankenknospe zur Blüthe erſchloſſen hat, oder ob es ein höherer Geiſt, ein Schutzgeiſt iſt, der dieſe Gedankengabe während des Schlafes in die Seele gelegt und wie eine Blume zum Morgengruß zurückgelaſſen hat, weiß ich nicht zu ſagen.

So lag mir nun bei dem Aufwachen im Bahnwagen eine lebendige Aufforderung in der Seele, ich ſolle bei dieſer Reiſe muthig auf Gott vertrauen, und die Verſicherung, es werde Alles gut gehen.

Alban Stolz in dem Buche:
Beſuch bei Sem, Ham und Japhet.
Freiburg im Breisgau. 1858.

21.

Ein Geiſtlicher hat aus dem Munde eines andern folgende kleine Geſchichte vernommen und in einem bekannten Buche*) mitgetheilt. Letzterer memorirte einmal im Bette ſeine Predigt und ſchlief darüber ein. Das Licht brannte tief herab und würde, wenn der Geiſtliche nicht erwacht wäre, gezündet und wohl auch ein Brandunglück verurſacht haben. Nun ſieht aber dieſer im Traume ſeine verſtorbene Mutter hereintreten, und es ſcheint ihm, als nähme ſie ſeine Hand und halte ſie über das am Bette ſtehende Licht. Er empfindet die Hitze, erwacht und ſieht ſeine Hand wirklich über die Flamme hin ausgeſtreckt. Man kann dies verſchiedentlich auffaſſen, als

*) Es iſt in der vorhergehenden Nummer citirt.

eine wirklich objectiv begründete Geiſtererſcheinung oder als die Folge eines Erkennens der drohenden Gefahr im Schlafe, welches ſich in jene Traumgeſtalt einkleidete. Auch in letzterem Falle iſt der Fall merkwürdig und bezeugt die Möglichkeit einer Wahrnehmung Deſſen, was um den Schlafenden vorgeht, und einer zweckmäßigen Thätigkeit der Seele im Schlaf und Traum.

22.

Schelling*) ſpricht von dem Beſtreben der Indier, in den Zuſtand einer gänzlichen Vereinigung mit Gott zu gelangen. „Dieſer Zuſtand, ſagt er, iſt nicht als der der Vernichtung zu betrachten, wenn er auch etwa mit dem Schlafe verglichen wird. Denn der Schlaf iſt ja auch keine Vernichtung. Und wer kann doch eigentlich wiſſen, welcher Genüſſe die Seele im Schlafe fähig iſt, aus welcher Quelle jener Balſam ſtrömt, mit dem ein geſunder Schlaf auch den Geiſt erquickt. Denn daß wir uns ſolcher Genüſſe nicht

*) Philoſ. der Mythologie. Stuttgart und Augsburg 1857. S. 374.

erinnern, kann nicht deren Abwesenheit erweisen, sondern nur, daß sie keiner Uebertragung in den wachenden Zustand durch Erinnerung fähig sind, wie die Vorgänge des magnetischen Schlafes.

23.

Der Balsam des wunden Lebens — der Schlaf — kann doch nicht zugleich das auflösende Gift desselben vorbedeuten.

Jean Paul.

24.

Der Schlaf ist mehr Vorbild der Dauer als des Todes, so wie die Ohnmacht. Denn giebt es eine lebendigere Auferstehung, als die, daß die Seele, die vorher von der Sinnenwelt ganz abgeschlossen, ja von ihrer eigenen entfernt war, plötzlich mit ganz wiederhergestellter, d. h. unverlorener Kraft wieder in die Welt blickt und greift?

Jean Paul.

25.

Es ist ein und derselbe Stab des Merkur, welcher den Schlaf giebt oder nimmt, und derselbe

iſt es auch, welcher die Augen zum Tode ſchließt;
Virgil. Aen. IV. 244:

Dat somnos adimitque et lumina morte resignat.

Schubert,
S. überhaupt deſſen „Geſchichte der Seele.“
2. Ausg. S. 248.

V.

Tiefere und geheimnißvollere Schlafzustände nebst anderen damit verwandten Erscheinungen.

Scheintod. Folter- und Hexenschlaf und ähnliche Erscheinungen. Somnambulismus. Hochschlaf und andere Entrückungen in ein höheres Gebiet mittelst ungewöhnlicher und außerordentlicher Körper- und Seelenzustände.

1.

Aufmerksamkeit und Nachdenken erweckend ist auch die ganz besonders heilende, schmerzenstillende Kraft, welche in jenem tiefen, todähnlichen Schlafe liegt. Die aus schweren Krankheiten in Scheintod Verfallenen erwachten vollkommen genesen und sehr gestärkt; bei einer an bösartigen Blattern Erblindeten hatten die Augen ihre Sehkraft, bei einer an der Pest scheinbar Verstorbenen der Leib so viel Stärke wieder erhalten, daß die Neubelebte zu Fuße vom Kirchhofe nach der Stadt gehen konnte. Auch solche, bei denen die Starrsucht mit andauerndem Bewußtsein verbunden gewesen, erzählen, daß mit dem Eintreten der Erstarrung alle Schmerzen und Beängstigungen der vorangegangenen Krankheit aufgehört. Es hat in kleinerem Maaße schon der gewöhnliche Schlaf, noch mehr die Ohnmacht schmerzstillende und heilende Kräfte.

Sehr merkwürdig ist die schmerzstillende und heilende Kraft des Scheintodzustandes. Der Abläder Brocke in Halle konnte, da er als Kind an bösartigen Blattern verstorben schien, beim Erwachen aus dem Scheintode auf dem vorhin ganz erblindeten Auge wieder sehen; das Wittenbergische Knäblein August Schwenke, dessen zarten Leichnam man mitten im Winter bloß mit dem Hemdlein bekleidet an einen kalten Ort gelegt, verlangte, als es am Morgen der Beerdigung erwachte, sogleich zu trinken. Das Geräusch, welches der Hausgenosse beim Holzholen neben der Leiche gemacht, schien das Kind wie aus einem gesunden Morgenschlummer geweckt zu haben, und es schadete dem vorhin krank Gewesenen und nun Genesenen nicht einmal die Unvorsichtigkeit, mit der man es aus der Winterkälte herein sogleich zum warmen Ofen brachte. Schlagflüssige, ja sogar an der Pest und anderen vorhin alle Kräfte lähmenden Uebeln Verstorbene, konnten, wenn sie aus dem todähnlichen Schlummer erwachten, die Glieder von Neuem brauchen; jenes Weib zu Köln ging unbeschwert den Weg vom Begräbnißplatze zu ihrer Wohnung ꝛc.

Schubert, Geschichte der Seele. §. 23.
S. 308 u. 327 der 2. Ausgabe.

2.

Die Seele der Scheintodten ergreift zuweilen der Zustand der inneren Entzückung oder Ekstase bei gänzlich mangelndem äußeren Gefühl. — — — Schon mit tiefen Ohnmachten ist, wie einige in den medicinischen Anecdoten erzählte Fälle bezeugen, öfters ein Gefühl von unbegreiflich süßer Ruhe verbunden.

Schubert,
Geschichte der Seele. 2. Ausg. S. 328.

3.

Eine Person, die sich ihres Zustandes während der Asphyxie (des Scheintodes) nach dem Wiedererwachen zu erinnern wußte, sagte von sich selbst: „Ich hatte ein Gefühl wie ein Erwachen aus einem süßen Morgentraum. Ist so der Augenblick des Todes, so ist es einer des höchsten Wonnegefühls."

Hagen, Sinnestäuschungen. S. 184.
Nasse, Zeitschrift 1825. H. I. S. 189.

4.

Zehn Tage lang lag der Pamphilier Eris unter den Leichen der in einer Schlacht Getödteten.

Er wurde von da weggebracht und zwei Tage hernach auf den Scheiterhaufen gelegt. Da erwachte er und erzählte wunderbare Dinge, wie er sie in der Zeit seines scheinbaren Todes erfahren hatte.

Valerius Maximus I. Extern. I.

5.

Plutarch*) erzählt folgende Geschichte. Thespesios aus Soli fiel heftig auf den Nacken und schien todt zu sein. Aber drei Tage später, da er bestattet werden sollte, erwachte er wieder und erzählte hierauf: es sei ihm Anfangs gewesen, als habe sein ganzes Wesen plötzlich aufgeathmet und sich nach allen Seiten umgesehen, wie wenn seine Seele ganz nur Auge gewesen, während er zugleich auf einem Lichtstrom sanft fortgetragen wurde. Dann sei ihm eine geistige Person von unaussprechlicher Liebenswürdigkeit erschienen, die ihn zu verschiedenen Regionen hingeführt und ihm die Geheimnisse der göttlichen Weltregierung erklärt habe. Diese Vision übte einen so mächtigen

*) De his, qui sero a numine puniuntur.

Einfluß auf ihn aus, daß er von jener Zeit an völlig umgewandelt erschien; denn er war ausschweifend und verschwenderisch gewesen; nun aber nahm er eine ernste Richtung, war edel, fromm, gewissenhaft.

Hier ist also beschrieben, wie das Erwachen der Seele nach dem Tode beschaffen. Von besonderer Merkwürdigkeit ist auch der Zug, daß dieser Thespesios in der Vision des Scheintodes die Sterne ungeheuer groß, durch unermeßliche Zwischenräume getrennt, und einen wunderbar gefärbten Glanz ausströmen sah. Er erblickte sie also in ihrer wirklichen, nicht scheinbaren Größe und ihren wahren Raumverhältnissen im Universum gemäß.

6.

Wir müssen hier auch eines Ereignisses gedenken, welches sich im ersten Decennium des 16. Jahrhunderts in Mexico begeben, welches in mexicanischen Gemälden abgebildet und worüber ein legales Zeugniß nach Madrid gesendet worden ist. Wir entnehmen die Erzählung, die den Scheintod einer Schwester Montezuma's, Namens Papantzin, und das prophetische

Traumgesicht betrifft, welches sie in diesem Zustande gehabt, dem bekannten Werke eines glaubwürdigen Schriftstellers, der Geschichte von Mexico von Abt Clavigero,*) dessen von uns abgekürzter Bericht der folgende ist.

Die erwähnte Dame war mit dem Statthalter von Tlatelolco vermählt, wurde Wittwe und verfiel 1509 in einen todähnlichen Zustand, in Folge dessen sie für wirklich todt gehalten und in einer Grotte des Gartens, der zu ihrem Pallaste gehörte, nahe bei dem Springquell, wo sie sich zu baden pflegte, beigesetzt wurde. Tags darauf sah ein vorbeigehendes kleines Mädchen die Prinzessin an den Stufen der Fontäne sitzen. Auf einen freundlichen Zuruf derselben näherte sich ihr das Kind, ohne etwas Besonderes dabei zu denken, und erhielt von ihr den Befehl, die Frau des Oberhofmeisters herbeizurufen, welche, als sie die Auferstandene erblickte, vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Das Kind holte andere Leute; die Prinzessin überzeugte sie, daß sie kein Gespenst sei, sondern wirklich lebe, und ließ, da man sich fürchtete, die Sache ihrem Bruder zu melden,

*) Buch V. Cap. 12.

den tezcucaniſchen König Nezahualpilli, einen mit großer Weisheit und Wiſſenſchaft ausgerüſteten Mann, rufen. Derſelbe traf ſie in ihrem Pallaſte und ſprach dann mit Montezuma, der nun ebenfalls erſchien, worauf Papantzin den beiden Fürſten und ihrer adeligen Begleitung Folgendes vortrug.

Sie ſah ſich in ihrem todtähnlichen Schlafe auf eine unüberſehlich große Ebene verſetzt, die mit fürchterlichem Geräuſche ein Strom durchfloß. Hier ſollte ſie hinüber*) und war eben im Begriffe, ſich hineinzuwerfen, als ſie einen ſchönen, edelgebildeten Jüngling ſah, der ein langes, ſchneeweißes, leuchtendes Gewand trug, Flügel von ſchönen Federn hatte und auf der Stirne mit einem Kreuze bezeichnet war. Derſelbe hielt ſie von ihrem Vorhaben mit der Bemerkung ab, daß hiezu noch nicht Zeit ſei; es würden große Veränderungen im Reiche vorgehen, die ſie noch zu erleben beſtimmt. Die Fürſtin erblickte hierauf einige große Schiffe, erfüllt mit

*) Wie ſehr dies mit den Vorſtellungen der Alten von den Flüſſen der Unterwelt, namentlich dem Styx, zuſammentrifft, bedarf keiner Erläuterung.

Menſchen einer fremden Race, weiß von Farbe, bärtig und mit Helmen und Fahnen verſehen. Der Jüngling ſagte, daß dies die künftigen Eroberer und Beherrſcher dieſer Reiche und Völker ſeien, und daß mit ihnen zugleich die Kenntniß des wahren Gottes in's Land kommen werde. Wenn die Kämpfe vorüber und das von Sünden reinigende Bad eingeführt ſei, ſolle Papantzin daſſelbe zuerſt empfangen und durch ihr Beiſpiel Andere zur Nachfolge bewegen. Die Erſcheinung verſchwand ſofort, die Prinzeſſin erwachte, erhob ſich, ſchob den Stein von der Höhle weg und trat in's Freie hinaus, worauf dann das ſchon Erzählte erfolgte.

Sie lebte, ſagt man, noch viele Jahre nachher in ſtiller Eingezogenheit, eine, wie es ſcheint, für die chriſtliche Lehre beſonders empfängliche Seele, empfing dann, als die Erſte, 1524 zu Tlatelolco die Taufe und wurde Donna Maria Papantzin genannt.

7.

Ein ſchwächlicher Bauernknabe ſtarb ſcheinbar an einer kurzen, ſchmerzlichen Krankheit, wurde jedoch nach vier Stunden aus dem Schein-

tode erweckt und klagte weinend über den traurigen Tausch, da man ihn einem so herrlichen Aufenthalte entrissen. Sein geistiges Wesen zeigte sich erhöht, seine Sprache weit edler als früherhin. Die Aeltern und der Schullehrer sagten aus, daß dieser Knabe früher sehr beschränkt gewesen. Geistliche Fama, Bd. I. St. 3. S. 40. Steinbeck, der Dichter ein Seher. S. 544.

8.

Etwas ungemein Merkwürdiges und für unser gewöhnliches Vorstellen sehr Auffallendes und Befremdliches ist die doch unbestreitbare Erfahrungsthatsache, daß der höchste Grad der Marter und Folterqual in eine Art von Schlaf mit den ganz entgegengesetzten Empfindungen der Wonne und des Glückes überzugehen im Stande ist. Hier zeigt es sich, daß es für die Seele ein stilles, mysteriöses, ihr selbst im gewöhnlichen Zustande verborgenes und verschlossenes Asyl der Innerlichkeit giebt, in welches sie sich im Falle höchster Noth und Bedrängniß zurückzuziehen oder in welches sie vielmehr von einer höheren Macht liebend und schützend zurückgezogen und zurück-

genommen werden kann. Auf solche Fälle müssen wir achten, um durch die Erfahrung selbst, der es so fern zu sein scheint und in der Regel allerdings auch ist, von einem geheimen Reich des Daseins und Bewußtseins, in welches auch im Tode überzugehen möglich, eine unseren Glauben weckende oder stärkende Kunde zu erlangen.

9.

Menschen, welche die Qualen der Folter oder andere Todesmartern erduldeten, sind, mitten in ihrer Pein, von einem Schlafe ergriffen worden, der sie der Schmerzen vergessen und unempfindlich gegen alle Verletzungen machte.

Schubert,
Geschichte der Seele. §. 20. S. 241 der 2. Ausg.

10.

Gemeiniglich beobachtet man, daß die Hexen, wenn sie hinaufgezogen werden, einschlafen, nicht anders, als wenn sie sanft in einem Bette ruheten.

Carpzov.
Pract rer. crim p. 3 quest. 125 Nr. 67.

11.

Bei einem Hexenprozesse am Hofe der merovingischen Könige wurde der Präfect Mummo-

lus gefoltert, und ſagte dann aus, er habe keinen Schmerz auf der Folter empfunden.

Gregor. Turonens. Hist. L. V. c. 40. L. VI. c. 35.

12.

Hexenrichter des 17. Jahrhunderts berichten, wie der Teufel, um die gelichteten Reihen ſeiner Anhänger zu rekrutiren, die Tortur ordentlich in den Ruf eines Luſtbettes gebracht, indem die Elenden, die in Folge derſelben in Betäubung gefallen, wenn ſie wieder zu ſich gekommen, auf Befragen die Antwort gaben, daß die tiefe Ohnmacht etwas Paradieſiſches habe.

Fiſcher, Somnambulismus I. S. 346.

13.

Eine Wittwe Lücken zu Arnum im Kalenbergiſchen kam wegen eines Viehſterbens in Unterſuchung, weil ſie einmal Morgens früh ein Thier, das wie ein Iltis ausgeſehen und wie ein Schwein geſchrieen, mit der Ruthe geſchlagen. Da ſie der Henker mit den Beinſchrauben unmenſchlich angriff, bekam ſie fürchterliche Verzuckungen, ſprach drei verſchiedene Sprachen,

und schlief endlich auf der Marterbank in der Art ein, daß sie todt zu sein schien. Die Juristenfacultät zu Helmstädt verordnete, die peinliche Frage durch nachdrücklichere Instrumente „ziemlicher Maßen" zu schärfen; sie schlief jedoch wieder ein und konnte zu keinem Geständniß gebracht werden.

Rüling, Auszüge einiger merkwürdiger Hexenprocesse. Göttingen 1786. S. 16 ff.
Horst, Zauberbibliothek IV. S. 333.
Fischer a. a. O. I S. 347.

14.

Ein zu Prag im Jahre 1461 auf die Folter gebrachter mährischer Bruder gerieth nach Erzählung der Pragischen Chronik in einen Zustand, den die Henker für den Tod hielten, weshalb er von der Leiter herabgelassen und als Leichnam hingeworfen wurde. Er kam aber in einigen Stunden wieder zu sich und erzählte, wie er während der Marter einen anmuthigen Traum*)

*) Er sah sich auf eine schöne, grüne Wiese versetzt, woselbst sich ein Baum mit lieblich singenden Vögeln befand ꝛc.

gehabt, der ſich nachher als ein zugleich ſymboliſcher und prophetiſcher erwies.

S. die ausführliche Erzählung: Seherin von Prevorſt I. Stuttgart u. Tübingen 1832. S. 8.
Fiſcher a. a. O. I. S. 348.

15.

Auch von einem Galgenſchlaf wird erzählt. Im Jahre 1595 wurde in der Stadt Wert in Brabant ein Knecht als Dieb zum Galgen geführt. Als er auf der Leiter ſtand, bat er aus tiefem Herzen Gott, er möchte doch ſeine Unſchuld an den Tag kommen laſſen; indem ſtieß ihn der Henker von der Leiter. Darauf hing er drei ganzer Stunden mit geſchloſſenen Augen, nicht, wie ein Gehängter, ſondern wie ein Schlafender! Das fiel auf; ein Reiter ſchnitt den Strick entzwei; der Knecht fiel nieder, blieb auf ſeinen Füßen ſtehen, öffnete die Augen und ſah umher. Dieſe ſeltſame Begebenheit wurde dem Erzherzog Albert gemeldet; man führte den Knecht nach Brüſſel, von drei Trompetern zu Pferde begleitet, und er zog ſo im Triumphe durch alle Straßen der Stadt. J. W. Wolf.

Niederländ. Sagen. Leipzig 1843. S. 255 f.

16.

Auch die russische Knute vermag diese Art von Schlaf hervorzubringen. So geschah es bei dem Kaufmann Löhnig aus Greifenberg in Schlesien, der unter Kaiser Paul 175 Knutenhiebe erhielt. Fischer a. a. O. S. 348.

17.

Es läßt sich hierher auch der schon oben unter II. Nr. 12. verzeichnete Fall ziehen, wo ein äußerst heftiger Kopfschmerz, wenn er seinen höchsten Grad erreichte, mit einem Male aufhörte und in einen angenehmen Zustand mit ungemein erhöhter Gedächtnißkraft überging. Denn dies war doch ein ekstatischer, dem in Rede stehenden, bei argen Mißhandlungen eintretenden Entzückungsschlafe verwandter Zustand, in welchen sich die Seele der Leidenden vor einem unerträglich werdenden Schmerze zurückzog. Auch wenn in solchen Fällen der Tod erfolgt, mag eine solche in's Gegentheil umschlagende Verwandlung der Empfindung und des Bewußtseins stattfinden.

18.

Menschen, die in einem engen Raume eingeschlossen waren, schliefen mehrere Tage fast

anhaltend; ſo ein vom Erdbeben verſchütteter, von Mauerſteinen umſchloſſener, ſich in der Nähe des Leichnams eines mit ihm Verſchütteten befindlicher Knabe, der während der Tage, die er ſo zubringen mußte, nur ſelten aufwachte.

Schubert, Geſchichte der Seele. S. 246 d. 2. Ausg.

19.

Die Peripatetiker behaupten, den Tag über ſei die Seele an den Dienſt des Körpers gefeſſelt und könne die Wahrheit nicht rein ſchauen; des Nachts aber ſei ſie dieſer Dienſtleiſtung enthoben und habe dann einen helleren Blick in die Zukunft, woher die Träume kämen.

Aelian, Var. Hist. III 11.

Es iſt hier von den tieferen Schlafzuſtänden und den in ſolchen Wahrheit verkündenden Träumen die Rede. Denn zwiſchen dieſer Tiefe und der Oberfläche des wachen Bewußtſeins, welches in ſeiner eingeſchränkten Weiſe verſtändig und geordnet iſt, liegt eine verworrene und wildphantaſtiſche Traumwelt, die weder an der Klarheit und Ordnung des wachen Bewußtſeins, noch an dem Hellſehen des tieferen Schlafes Theil nimmt.

Im Tode hört das erſtere, welches an das Hirnleben gefeſſelt, gänzlich auf; dafür aber verſinkt die Seele ganz und gar in jene Tiefe der Innerlichkeit, wo das Bewußtſein überhaupt nicht nur bewahrt, ſondern auch über die Grenzen des im Leben vorherrſchenden wachen Bewußtſeins hinaus erweitert iſt.

20.

Die Träume gehören noch zum Wachen, die Körperwelt ſtehet noch an der Eingangs- und Ausgangspforte des Schlafes, und eben darum können wir uns ihrer erinnern. Hingegen was im Mittelzuſtand zwiſchen beiden Träumen der Geiſt ausübt, dichtet und denkt, erreicht gerade ſo wenig den äußeren Kreis der Erinnerung, als die ganze innere Weltgeſchichte einer Hellſeherin; und wenn dieſe nicht ſpräche, ſo würden wir und ſie in Ewigkeit nichts von ihrer innern Verklärung unter ihrer äußerlichen Ueberſchattung ahnen.

Jean Paul.

21.

Ich habe, ſagte Clara, viel von dieſen dunklen Erſcheinungen*) gehört, die aber vor mir ver-

*) Es iſt von hellſehenden Somnambülen die Rede.

borgen gehalten wurden. Das Aeußere davon reizt mich indeſſen nicht; ich möchte das eigene Gefühl ſolcher Schlafenden von ihrem Zuſtande kennen.

Wenn man, antwortete der Arzt, auf dieſes Gefühl auch nur von ihrem äußeren Anſehen ſchließen will, ſo befinden ſie ſich in einem unbeſchreiblichen Wohlſein. Alle krankhafte Spannung der Geſichtszüge läßt nach; ſie ſehen fröhlicher, geiſtreicher, oft jugendlicher aus; alle Spuren von Leidenſchaften verſchwinden aus dem erheiterten Antlitz; zugleich wird Alles geiſtiger, namentlich die Stimme.

O wohlthätige Hand des Todes, fiel hier Clara ein, daran erkenne ich dich! Laſſen Sie mich der früh verklärten Freundin gedenken, wie bei ihr dies Alles eintraf; wie, als ſich ihr ſchon die Schatten des Todes naheten, eine himmliſche Verklärung ihr ganzes Weſen durchſtrahlte, daß ich glaubte, ſie nie ſo ſchön geſehen zu haben, und nie geglaubt hätte, daß eine ſolche Anmuth im Tode ſei; wie dann die immer melodiſchen Hauche ihrer Stimme himmliſche Muſik wurden, geiſtige Klänge, die noch jetzt tiefer in meinem

Inneren wiedertönen, als der erste Zusammenklang sanft gestimmter Harmonika-Glocken.

Fragt man, fuhr der Arzt fort, jene Entschlafenen selbst um ihr Befinden, so versichern sie, es sei das seligste; es sei ihnen nichts von ihrem Körper, noch von dem vorhergegangenen Schmerze fühlbar, und eine himmlische Klarheit, ein erwärmendes Licht durchströme ihr Inneres.

Auch vor dem Tode ja, sagte Clara, schweigen die Stürme der Krankheit, die Schmerzen hören auf; ja Viele, und überdies die Besten, scheiden in einer himmlischen Entzückung.

Und doch, fuhr der Arzt fort, ist jener Zustand erst eine bloße Annäherung zu dem Höchsten. Noch werden sie von äußeren Dingen afficirt; obgleich mit geschlossenen Augen, sehen sie alles außer ihnen Befindliche, ja andere Sinne derselben scheinen noch viel schärfer zu sein.

Und was ist denn der höchste Zustand? frug Clara.

Der, sagte er, wenn sie ganz von der Sinnenwelt entbunden sind und nur noch durch den Einwirkenden mit Dingen außer sich zusammenhängen. — Dann erst verhalten sie sich wie völlig Todte zu der Außenwelt. Sie, die zuvor für

den feinſten Laut, ja für entfernte Töne, die kein anderes Ohr vernimmt, wenn ſie nicht näher kommen, empfindlich ſind, werden jetzt nicht vom Wagengeraſſel, nicht vom Kanonendonner geweckt, und keine menſchliche Rede dringt zu ihnen, als die des Einen, mit dem ſie in Beziehung ſtehen.

Und dann erſt, frug Clara, entſteht das höchſte Hellſehen?

Freilich, verſetzte der Arzt. Eben hier zeigt ſich das höchſte innere Leben. Alles an ihnen verkündet das innigſte Bewußtſein; es iſt, als wäre ihr ganzes Weſen in einen Brennpunkt zuſammengedrängt, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ſich vereiniget. Weit entfernt, die Erinnerung zu verlieren, ſehen ſie weit zurück die Vergangenheit erhellt, wie ihnen auch die Zukunft oft in nicht unbeträchtlicher Ferne erkennbar iſt.

Schelling
in dem Geſpräche „über den Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt“ Werke. Abth. I. Bd. IX. S. 66 f.

22.

Mehr als irgend ein anderer, ſtellt nach Schubert der Zuſtand des magnetiſchen Schlafes ein Bild des Todes dar.

„Mitten in dem Zuſtande, der ſchon ſelber einem tieferen Schlafe gleichet, ſcheint es öfters, als kündige ſich ein noch tieferer, gleichſam eine zweite, höhere Potenz des Schlafes an. Die Kranken reiben ſich die Augen, gähnen und geben alle Zeichen der äußerſten Schläfrigkeit von ſich; zuweilen geht hierbei der Odem ſo ſchwer aus und ein, wie bei dem angehenden Röcheln des Todes. Aus einem ſolchen todähnlichen Zuſtande des Schlafes entwickelt ſich aber nun ein Erwachen, welches ebenfalls jenem, das der Seele aus dem Tode widerfahren wird, näher zu ſtehen ſcheint, als das gewöhnliche Wachen. Plötzlich belebt das bleiche Geſicht, deſſen Augen feſt geſchloſſen ſind, ein inneres Leben, welches die Züge des Schmerzes oder der gleichgültigen Ruhe in die des Entzückens und des wacheſten Bewußtſeins umwandelt. In der That, es hat öfters ein ſolches Ausſehen jenen Schein, welchen die Augenblicke der höchſten Begeiſterung über das Angeſicht des Menſchen verbreiten, oder es gleichet der Verklärung, welche zuweilen in den letzten Augenblicken des Lebens über das Antlitz des Sterbenden heraufſteigt.“

Es folgt eine Beſchreibung der Gelähmtheit und Gebundenheit des Leibes und der Sinne in dieſem Zuſtande.

Geſchichte der Seele, 2. Ausg. S. 384 f.

23.

„Die Verwandtſchaft des animaliſchen Magnetismus mit dem Tode konnte nicht unbemerkt bleiben. Man hat Parallelen gezogen, die zu den merkwürdigſten Reſultaten geführt; der Magnetismus iſt das im Kleinen, was der Tod im Großen. Schon der Anblick des körperlichen Zuſtandes ſpricht dafür; der halb geöffnete Mund, der gepreßte, oft lang unterbrochene Athem, das gebrochene Auge, das Röcheln und die eigenthümlichen Geſichtszüge ließen mich den Tod meiner Somnambüle mehr denn einmal als nahe bevorſtehend fürchten.“ So Werner in ſeinen „Schutzgeiſtern.“ Wenn aber ſolche Erſcheinungen auch nicht ſtattfinden, wie ſie denn auch in der That nicht bei jedem ſomnambülen Individuum in demſelben Grade vorkommen, ſo zeugen davon, daß der magnetiſche Zuſtand dem Anfange des Todes entſpreche, doch die damit verbundenen pſychiſchen Erſcheinungen und die übereinſtimmenden Ausſagen

vieler Somnambülen. Alle Phänomene, die mit dem Sterben verbunden, treten im magnetiſchen Zuſtande bis zu einem gewiſſen Grade ein. Der Körper ſcheint todt, die Sinne ſind erloſchen, die willkürlichen Bewegungen hören auf; Athem und Puls ſind in dem höchſten Grade der Ekſtaſe oft nicht mehr erkennbar — lauter Anzeichen vom beginnenden Tode. „Die Seele dagegen ergeht ſich frei in höheren Räumen und thut durch das in vielen Fällen ihr noch allein zu Gebote ſtehende Sprachorgan Dinge kund, aus welchen zu ſchließen iſt, daß ſie ſich, unabhängig vom Leibe, in einem Lichte heimiſch findet, das kein gewöhnlicher menſchlicher Blick erreicht, und ſich Kenntniſſe aneignet, welche den Horizont des wachen Bewußtſeins weit überſteigen.

Eſchenmayer a. a. O. S. 80.

24

Einige Kranke, deren Zuſtand übrigens offenbar dem des magnetiſchen Hellſehens glich, ſprachen nicht, und die Umſtehenden erfuhren bei dieſen eben ſo wenig, was in ihrem Innern vorgegangen, als wir erfahren, was in der Seele eines Ohnmächtigen oder feſt Schlafenden geſchieht.

Schubert.

25.

Somnambulismus ist eine Vertiefung, ein Hineinreichen des Bewußtseins in die Sphäre des Todes, der nicht Nichts und nicht bewußtlos, sondern hellsehender Somnambulismus des höchsten Grades ist und in nächster Verwandtschaft mit dem sogenannten Hochschlaf und den ihm ähnlichen Ekstasen steht.

26.

Hochschlaf der Somnambüle Heinekens.

Sie fühlte sich in diesem Schlafe wie in einer andern Welt. „Mein Geist ist über alles Irdische erhaben," sagte sie; zugleich aber auch: „Ich sehe die Welt um mich her im schönsten, reinsten Licht." Sie befand sich wie im hellsten Sonnenlichte und sah alle ihr verschwebenden Gegenstände von diesem Licht erleuchtet; doch hatte dieses nicht immer die gleiche Intensität. Sie sagte einmal: das Licht, das jetzt von ihr wahrgenommen werde, sei nicht so hell und blendend wie sonst; zu anderen Zeiten sei es ihr gewesen, als läge sie im hellsten Sonnenschein; heute sei es ein gemildertes Licht, durch dessen Hülfe sie alle Gegenstände außer sich wahrnehme.

Wirklich erkannte sie auch, wie Heineken versichert, bei festverschlossenen Augen Alles um sie her. Das sie umfließende Lichtmeer gestaltete sich auch wohl zu visionären Lustgefilden. Es sei ihr, sagte sie dann, als läge sie in der heitersten Frühlingssonne, und werde durch den Schein und die Wärme erquickt und gestärkt, Alles um sie her trage das Gepräge des reinsten Frühlings, sie sehe die lachendsten Gegenden und Landschaften mit Blumen und Früchten in allen Farben." Das höchste Seelenentzücken, ein nicht zu beschreibendes und zu vergleichendes Wonne- und Seligkeitsgefühl war mit diesen somnambülen Schlafzuständen verbunden, dasselbe war aber durchaus nicht körperlich bestimmter Art; sie erklärte, von ihrem Körper hierbei gar nichts zu empfinden; es sei, als ob ihr derselbe gar nicht angehöre, und erst, wenn der Zustand zu Ende gehe und das Entzücken nachlasse, komme das körperliche Gefühl und die Wahrnehmung des Leibes wieder.

Kieser, Archiv II. 336.

27.

Zwischen dem Leben und dem wachen Zustande der Lebendigen liegt eine ganze Reihe von

Zuſtänden, welche ein von Stufe zu Stufe immer tieferes Einkehren und Verſinken der individuellen Selbſtheit in das univerſale, göttliche Weltinnere bilden. Noch am meiſten dem Wachen verwandt und auf der Oberfläche liegend iſt der Schlaf, wie er regelmäßig mit dem gemeinen Wachen zu wechſeln und ſich dabei am naturgemäßeſten an den entſprechenden Wechſel der Nacht mit dem Tage zu halten pflegt, indem auch die Erde im Ganzen dem Geſetze dieſer Periodicität unterworfen iſt. Dann kommt die tiefere und vollkommenere Einkehr in's Innere, die man als Somnambulismus, Schlafwachen, Hellſehen bezeichnet. Wie ſich drittens der Schlaf zum Wachen und der gemeinere Somnambulismus zum einfachen Schlafe verhält, ſo verhält ſich zu dem gemeineren Somnambulismus jener höhere Grad deſſelben, den man Hochſchlaf, Entzückungsſchlaf genannt. Dieſer ſteht dem Tod am nächſten, iſt ihm am ähnlichſten und geht daher auch leicht in denſelben über. Der Tod, als vollkommenſter aller Schlafzuſtände, aber eben deshalb auch mit vollkommenſtem Hellſehen verbunden, macht den Schluß. Es läßt ſich ſomit folgende tabellariſche Ueberſicht formiren.

I. Leben. Wachen.
II. Schlaf und Tod.
1. Gewöhnlicher Schlaf.
2. Somnambulismus.
3. Hochschlaf.
4. Tod.

28.

Warum hat der Mensch einen so großen Trieb, sich zu berauschen? — Weil ihm sein gemeines, irdisches Bewußtsein nicht genügt, weil es beengend, drückend für ihn ist, und weil er sich in ein anderes, jenseitiges zu versetzen sucht. Es ist ein wirklicher Hunger nach Tod und Himmel, aber er ist sich dessen unbewußt. Den Tod kennt und begreift er nicht; in sein Bewußtsein fällt nur die furchtbare, abstoßende und grauenhafte Seite desselben. Er flieht ihn also; und doch hat er ein geheimes Verlangen nach den Zuständen, in welche der Tod versetzt. In diese Ekstasen sucht er sich künstlich und gewaltsam zu versetzen, wie besonders der Orientale mittelst seiner großen Rauschmittel thut. Er dringt in den Himmel, so zu sagen, per nefas ein, was bei häufiger und starker Versetzung in diese Zu-

ſtände begreiflicherweiſe von der zerſtörendſten Wirkung ſein muß; dagegen, wo ſolche Einwirkungen auf anderem, natürlicherem und freiwilligerem Wege erfolgen, eben ſo die heilſamſten Folgen für Seele und Leib daraus entſtehen können.

29.

Es giebt Arzeneiſtoffe und Berauſchungsmittel, welche in ganz beſondere, wunderſame Zuſtände zu verſetzen vermögen, namentlich in ſolche, die denen des Somnambulismus, Hellſehens und ſogenannten Hochſchlafes vergleichbar oder mit ihnen identiſch ſind. Wir laſſen einige Erfahrungen und Erſcheinungen der Art, wie ſie in einſchlägiger Literatur verzeichnet ſind, in nachſtehenden Nummern folgen.

30.

Opium.

Einer, der des Abends gegen einen beſchwerlichen Schmerz einen Gran Opium genommen, blieb die ganze Nacht ſchmerzlos und in höchſter Vergnügſamkeit der Seele.

Innere, ruhige Vergnügſamkeit des Gemüths, wie im Himmel.

Einer, der wegen unerträglicher Steinſchmerzen eine mäßige Gabe Opium genommen, ſchlief nicht, war aber ſo ruhig geworden, als wenn er im Himmel wäre.

Gefühl, als wenn er im Himmel wäre.

Die angenehmſte Empfindung, die ſich denken läßt, mit Ruhe des Geiſtes und Vergeſſen aller Uebel.

Vollkommene Ruhe und Glückſeligkeit des Geiſtes.

Vergeſſen der Seelenleiden. Entzücken und erquickende Seligkeit des Geiſtes.

Heiterkeit des Geiſtes, mehr ein Traum ohne Schlaf zu nennen.

31.

Bei Einem, der Abends Opium genommen, verſchwand alle Neigung zum Schlaf; die Kraft der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes erhöhte ſich zum Verwundern, ſo daß er die Nacht in den tiefſinnigſten Meditationen zuzubringen ſo zu ſagen gezwungen war; bei Tages Anbruch ſchlum-

merte er einige Stunden, konnte ſich aber dann alles Deſſen, was er die Nacht über gedacht hatte, nicht mehr entſinnen.*)

32.

Der bekannte von Helmont, von ſelbſt ſchon zu ſomnambülen Träumen und Viſionen geneigt, machte einſt Verſuche mit der Wurzel des Napellus oder blauen Eiſenhutes, verſuchte ſie mit der Zungenſpitze und gerieth dadurch in einen ſehr merkwürdigen ſomnambülen Zuſtand, den er als eine „ſelige, intellectuelle Klarheit" beſchreibt.

Vergl. Fiſcher, der Somnambulismus. I. Baſel 1839. S. 166.

Verwandt iſt die „unbeſchreibliche ruhige Seligkeit," die der berühmte Reiſende Kämpfer nach dem Genuſſe eines mit Opium zerſetzten Trankes empfand; indem nach Fiſcher „der orientaliſche Rauſch nichts Anderes, als ein künſtlich erzeugter ſomnambüler Zuſtand iſt."

S. daſelbſt S. 167. 169.

*) Rudgeri Owens, noctes Haganae, praef. p. 14.

Das Gefühl der Leichtigkeit, der Entbundenheit von der Schwere erzeugt hierbei wohl auch die Phantasie des Fliegens, des Schwebens durch die Lüfte, oder die Meinung, man könne fliegen, wie durch das Binsenkraut, das in der Hexensalbe vorkommt, und durch den Hrachich der Araber geschieht. Kämpfer sah einen durch dies Mittel somnambulisirten jungen Menschen, welcher behauptete, sein Blick dringe durch die Mauern, er sehe die Leute, die auf der Straße vorübergingen und vernehme ihre Worte, sehe auch die Farbe der Gedanken und Worte ihrer Nachbarn. „Ach, wenn ihr wüßtet, was ich jetzt Alles denke und empfinde!“ rief er aus. „Ein Gelehrter, der sich in diesen Zustand versetzte, würde in einem Augenblicke finden, wozu ihm sonst jahrelanges Studium nicht zu verhelfen vermag.“ Taf. 169—171.

33.

Narkotische Gifte, welche in einen ekstatischen, hellsehenden und beseligenden Zustand versetzen, wie namentlich Opium und Haschisch, haben, wie man glaubt, schon in den Mysterien und Orakeln der Alten ihre Rolle gespielt. Die

Orientalen preiſen beſonders den Letzteren, deſſen öfterer Genuß aber, den arabiſchen Aerzten zu Folge, noch nachtheiliger und zerſtörender ſein ſoll, als der des Opiums. In Indien iſt der Genuß deſſelben ſeit dem grauesten Alterthum Mode. In der arabiſchen Literatur finden ſich viele Lobpreiſungen und poetiſche Verherrlichungen desſelben, ſowie viele Vorſchriften zu deſſen Zubereitung. In zu großer Doſis bewirkt er gefährliche Zufälle, ja den Tod. Die Wirkung beginnt mit einem krampfhaften Lachen, worauf Viſionen folgen. Die ſo erzeugten Bilder prägen ſich in das Gedächtniß des Verzückten ein; derſelbe fühlt ſich in eine unausſprechliche, alle irdiſchen Genüſſe übertreffende Glückſeligkeit verſetzt und giebt Auskunft über Dinge, welche die menſchliche Faſſungskraft weit überſteigen. Die Mittheilungen, welche in dieſem Zuſtande über Jenſeits und Fortdauer der Seele gemacht worden ſind, tragen ſämmtlich ein übereinſtimmendes Gepräge, indem ſie die Zukunft derſelben als eine überaus glückliche ſchildern. Man mag dieſen Ausſagen mißtrauen; ſie könnten nur auf der erhöhten Stimmung des Ekſtatiſchen, ſeinem eigenen Glückſeligkeitsgefühle beruhen, das er auf

den Zuſtand nach dem Tode überträgt. Allein es ſcheint, als ob die eine ſolche Ekſtaſe bewirkenden Mittel wirklich gewiſſermaßen dahin verſetzten, wo ſich das menſchliche Selbſt im Tode befinden wird. Dieſe Gifte löſen das Band der Seele mit dem Leibe und der äußeren Natur und bewirken einen dem Tode, als der abſoluten Ekſtaſe, verwandten Zuſtand; darum iſt ihr Genuß auch ſo ſchädlich und gefährlich, zerrüttet den Organismus und führt bei unvorſichtigem Gebrauche den völligen Tod herbei. Daß uns aber ihre Wirkungen einen ſolchen Blick in das geheimnißvolle Weltinnere thun laſſen, dem wir im Tode anheimfallen, das iſt das ungemein Werthvolle und Intereſſante, das ſie für das hier abzuhandelnde Thema haben.

34.

Materie, Leben und Intellizenz ſind durch einen engen und innigen Zuſammenhang verknüpft. „Wenn ich Leibſchmerzen habe," ſagt Montaigne, „ſo hat mein Geiſt Kolik." Aber ein momentanes Auseinandertreten von phyſiſchem Leben und Intelligenz iſt zuweilen dennoch möglich. Ein Beweis

dafür iſt der Zuſtand, der beim Einathmen von Aether und Chloroform eintritt.

M. N. Joly,
Revue de l'academie de Toulouse.
Septemberheft 1856.

35.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo es iſt, als ob unſer inneres Leben auf einmal über die Form des Wortes hinausgehoben wäre; Unſagbares, Unausſprechliches, in keines Menſchen Ohr Gekommenes thut ſich wie aus plötzlich geöffneter Tiefe auf; und es iſt uns vielleicht ſpäter, als ob Alles, was wir wiſſen und erreichen, nie eine Erfüllung Deſſen ſein könne, was uns in einem einzigen ſolchen Augenblicke unſer Innerſtes verheißen hat. Da lernt man erſt, was es heißt: „das Wort verachten.“ — Solche Zuſtände, ihrer Natur nach von ſtarken, ja überſtrömenden Gefühlen begleitet, dürften ſich in phyſiſch kranken Zuſtänden wahrſcheinlich noch häufiger als bei Geſunden finden.

Griſinger, Pſych. Krankheiten. 2. Aufl. S. 28.

36.

Vor mehreren Jahren ward mein Gemüth durch mancherlei widrige Vorfälle verſtimmt. Um

daſſelbe von den peinlichen Gefühlen durch Abſtraction loszureißen, nahm ich zur Mathematik meine Zuflucht; doch mußte ich alle Kräfte aufbieten, um meine Aufmerkſamkeit auf dieſelbe zu richten. Nachdem ich eine Zeit lang in dieſer Anſtrengung beharrt, erloſchen alle Wahrnehmungen der Sinne, kein Begriff ſtellte ſich mehr deutlich dar; ſie zerfloſſen im Bewußtſein alle zu einem einfachen Lichte, in welchem mein Ich in keinem Gegenſatze mit der Außenwelt, nicht einmal im Zuſammenhange mannichfacher Vorſtellungen, die ſich unmittelbar auf die eigene Exiſtenz bezogen hätten, ſondern wie aufgelöſt und geſtaltlos erſchien. Nur die Empfindung des intenſivſten Wohlgefühles, das zur reinſten Freude ſich ſteigerte, ward ich inne. Durch ſie hatte ich den Maaßſtab des freieſten und energiſchſten Seins erlangt, wiewohl daſſelbe in keine bildende Kraftäußerung überging. Wie lange dieſer Zuſtand gedauert haben mag, weiß ich nicht, da mir jede Zeitbeſtimmung entſchwand. Allmählich kehrten die geometriſchen Figuren und Verhältniſſe, mit denen ich mich zuletzt beſchäftigt hatte, in mein Bewußtſein in um ſo größerer Klarheit zurück, und ich handhabte ſie nun mit

ungemeiner Leichtigkeit. Zugleich öffneten sich die Sinnesorgane wieder und versetzten mich in die deutliche Vorstellung meiner äußeren Lage. Seitdem war mein geistiges Leben freier und kräftiger geworden; es wurde mir leicht, mich über meine unangenehmen Verhältnisse hinwegzusetzen, und von jener Zeit an datire ich einen großen Umschwung meines Seins und Wirkens.

Ideler, Anthropologie für Aerzte. S. 12.

37.

In Wieland's Euthanasia*) werden „Beispiele von bewährter Gewißheit" erwähnt, wo sich die Seele in einer gewissen Art von Verzückung zum Anschauen überirdischer Gegenstände erhoben und von unbeschreiblichen Wonnegefühlen überströmt fühlte, während eine tödtliche Erstarrung des ganzen Körpers alle äußeren Sinne in gänzliche Unthätigkeit setzte. „Ich selbst," so heißt es weiter an demselben Orte, „kannte eine Person, auf welche kein Verdacht des Betrugs fallen konnte, welche diese Art von Ekstase öfters erfuhr und welche versicherte, sich, so wie sie

*) Leipzig 1805. S. 189 f. Vergl. S. 244.

ihrer Sinne wieder mächtig wurde, des in jenem außerordentlichen Zustande Geschehenen und Empfundenen noch innigst bewußt zu sein, wiewohl sie keine Worte fand, es zu beschreiben."

VI.

Merkwürdige Erſcheinungen in der Nähe des Todes.

Deſſen

nicht bloß auflöſende und zerſtörende, ſondern auch bewahrende und erhöhende Natur und Bedeutung bezeugend.

1.

Großherzog Carl August vor seinem Tod.

Er wollte mich fast zu jeder Stunde um sich haben; und, als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie hatte ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.

Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungvoll und geängstigt, daß mir diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oscillirte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe.

Als ich ihn 24 Stunden vor dieser, krank und ohne Neigung, Etwas zu genießen, beim

Frühstück sah, fragte er mich lebhaft nach den Kometschweifen, welche sich in unsere Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten ꝛc. In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, und schlief dann wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geographie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mond-Atmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, wegen seiner scheinbaren Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: „Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir."

Alexander von Humboldt in einem Briefe aus Berlin.

Eckermann, Gespräche mit Göthe. III. S. 259 ff.

2.

Arago.

Franz Arago, gestorben den 2. October 1853, geboren den 26. Februar 1786, erreichte das 68. Lebensjahr nicht mehr. Er hatte in seinen letzten Jahren lange, furchtbare Leiden zu ertragen, sein Augenlicht war seit zwei Jahren fast ganz erloschen. Während dieser Zeit war sein Geist nicht einen Augenblick getrübt; drei Wochen vor seinem Tode arbeitete er noch an einer neuen Ausgabe seiner Abhandlung über den Donner, schlug nach, was er über diesen Gegenstand früher gelesen, dictirte wichtige Zusätze, ließ schwierige Untersuchungen anstellen, traf Vorbereitungen, um die letzte Hand an eine große Arbeit über die Interferenzen des Lichtes zu legen, sah die Correcturbogen seiner historischen Lobrede auf Monge durch, vollendete die Redaction seiner physikalischen Studien über die Planeten ꝛc. Er zeigte, wenn Männer vom Fach zu ihm kamen, die lebhafteste Theilnahme an den Fortschritten der Wissenschaft und an neuen Forschungen und sprach darüber mit solcher Klarheit und Geistesschärfe, daß ihn die Freunde nie verließen, ohne sich an Winken und Anregungen bereichert zu

ſehen. Die Schmerzen ſeiner Krankheit waren ſeine geringſte Sorge. Seine bitterſte Klage war, daß er nicht den Sitzungen der Academie beiwohnen und da ſein Amt als Secretair verwalten könne. Noch kurz vor ſeinem Tode blätterte er in einer umfangreichen Correſpondenz, als hätte er auf ſeinem Poſten bis zum letzten Augenblicke ausharren wollen.

Aus einem öffentlichen Blatte vom 12. Oct. 1853.

3.

Bellini

nannte in den ſeinem Tode unmittelbar vorausgehenden Fieberparoxismen die Namen Lablache, Tamburini, Rubini und Griſi, gab den Sängern neue Rathſchläge und Anweiſungen, wie ſie ausſprechen und ſingen ſollten, und ſchloß ſein Leben, indem er einer großen Vorſtellung ſeiner Puritaner beizuwohnen glaubte.

4.

Beethoven

erhielt im Sterben ſein längſt verlorenes Gehör und ſeine Stimme wieder, und wiederholte damit die ſüßen Melodien, die er ſeine Gebete zu Gott nannte. H. Lauvergne. „Die letzten Stunden und der Tod.“ Leipz. 1843. II. S. 98.

5.

J. Sebastian Bach

wurde durch ein ihn befallendes Augenübel dem Erblinden nahe gebracht. Eine zweimalige Operation, der er sich unterwarf und die von einem Arzte von bedeutendem Rufe vollzogen wurde, lief unglücklich ab. Bach war nun blind. Es wurde noch Mancherlei versucht; dem örtlichen Leiden wurde nicht abgeholfen, sein ganzer Gesundheitszustand aber dermaßen zerrüttet, daß er 6 Monate lang das Haus nicht mehr verlassen konnte. Etwa 10 Tage vor seinem Tode konnte er eines Morgens beim Erwachen auf einmal wieder sehen. Es folgte ein Schlagfluß, dann ein hitziges Fieber, das (am 28. Juli 1750) seinem Leben ein Ende machte.

Hilgenfeldt, J. S. Bach's Leben, Wirken und Werke. Leipzig 1850. S. 29.

6.

Huet

bekam vor dem Tode sein Gedächtniß wieder. Dieses ist nicht abhängiger vom Körper, als das Sehen vom Auge; indeß sieht die Schlafwache doch ohne dieses, und zwar in die Ferne.

Jean Paul.

7.

Jakob Böhme.

Des bekannten Theosophen Jakob Böhme's Ende war sehr lieblicher und merkwürdiger Art. Einem rettungslosen Zustand erliegend, sah er mit selbstbewußter Ruhe dem Tod entgegen. An einem Morgen rief er seinen Sohn Tobias und fragte ihn, ob er die schöne Musik höre. Da dieser es verneinte, hieß er ihn die Thüre öffnen, damit der Gesang deutlicher hereindringen könne. Späterhin fragte er, wieviel Uhr es sei, und als er hörte, es habe zwei geschlagen, sagte er: „In drei Stunden ist meine Zeit." Er nahm nun Abschied von den Seinigen und starb um sechs Uhr mit den Worten: „Nun fahre ich hin in's Paradies."

8.

Der unglückliche Dauphin.

Der vom Convent so schmählich behandelte Dauphin, Ludwig's XVI. Sohn, sagte in seiner Todesstunde: „Die Musik dort oben ist so schön!" Und plötzlich rief er laut: „Ich höre die Stimme meiner Mutter! Ob wohl die Schwester die Musik auch gehört hat?" Es folgte

eine lange Stille, hierauf noch ein froher Ausruf und dann der letzte Athemzug.

von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789–95. Bd. III Abth. II. Düsseld. 1860.
Perty, die mystischen Erscheinungen der menschl. Natur. Leipzig u. Heidelb. 1861. S. 90.

9.

Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölke des Wahnsinnes, ja was hat ihr selber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geistes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel steht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht gemacht.

Schubert,
Geschichte der Seele, 2. Ausg. S. 360.

10.

Ich habe oft bemerkt, daß Kranke, die sich ihren letzten Tagen nähern, eine heitere Ruhe gewinnen, daß sie von großen Hoffnungen erfüllt werden, daß sich eine belebte geistige Thätigkeit in ihnen offenbart. — — — Ich hatte einen

Freund, der lange auf dem Krankenlager siechte; er war unwirsch, haderte mit seinem Geschicke und fühlte sich schon lange unfähig zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, denen er sonst Kraft und heitere Thätigkeit gewidmet hatte. In seinen letzten Tagen wurde er plötzlich mild, heiter, hoffnungsreich und geistig angeregt. Er arbeitete in seinem Bette mit Lust und Leichtigkeit, war voller Ideen und Plane, ließ sich seine Bücher, seine Entwürfe, seine Excerpte bringen und arbeitete an einem unterbrochenen Werke mit großer Freude, wie in den besten Tagen. Er starb ruhig. Es war mir eine wunderbare Erscheinung, wie hier im Sterben der Geist die Flügel regte.

W. Hesse,
Briefe über Unsterblichkeit. S. 200.

11.

Ein gewisser Georg Algayer, geboren 1655, verlor von seinem 10. Jahr an das Vermögen des sprachlichen Ausdrucks in der Art, daß er nur immer von 12 bis 1 Uhr zu reden im Stande war. Nur ein paar Mal im Fieberparoxismus und einige Tage vor seinem Tode, den 4. und 8. März 1720, sprach er zu anderer

Zeit; kurz vor seinem Ende aber, den 11. März um 5 Uhr, bis zu seinem in der Nacht vom 12. auf den 13. erfolgten Tode erhielt er den vollen Gebrauch seiner Sprache wieder.

Museum des Wundervollen. I. St. 6.
Leipzig 1805. S. 448.

12.

Geisteskranke kommen in den letzten Stunden ihres Lebens meist wieder zum vollen Gebrauch ihrer Verstandeskräfte, selbst wenn organische Fehler des Gehirnes die mehrjährige Krankheit verursacht haben. Burdach,
Anthropologie, Stuttgart 1837. S. 613.

13.

K. Ph. Fischer*) macht die Erhöhung und Harmonisirung des Gemüths- und Geisteslebens geltend, welche Seelenkranke nicht selten kurz vor dem Tode bewiesen, — eine Klarheit und Energie des Inneren, welche durch die dem Tode vorangehende Erschlaffung oder Aufregung des leiblichen Organismus um so weniger erklärt werde, je po-

*) Unwahrheit des Sensualismus. Erlangen 1853. S. 37.

ſitiver und normaler das geiſtige Leben ſich äußerte, von welchem wahnſinnige Individuen in der Nähe des Todes durch die unerwartete Erkenntniß ihrer ſelbſt, ihrer Vergangenheit und Beſtimmung Proben gegeben.

14.

Bei einer ſeit drei Jahren Wahnſinnigen wurde der Verſtand deſto klarer, jemehr ein in Folge eines Lendenabſceſſes entſtandenes hektiſches Fieber überhand nahm, bis endlich die Kranke unter völligem Gebrauche ihrer Geiſteskräfte ſtarb. Die Section ergab Hypertrophie des erweichten Gehirnes, Verdickung des Schädels und Verwachſung der Dura mater mit dem Knochen. Der Wahnſinn war als Nachkrankheit des Scharlachs zurückgeblieben. Bering

in Naſſe's Zeitſchrift. 1840. I. S. 131 ff.

15.

Eine 30jährige robuſte, verehelicht geweſene Maniaca (Mania errabunda ohne beſtimmte Wahnvorſtellungen und ohne lucida intervalla) unterlag nach einem einjährigen Aufenthalte in einer Anſtalt einem gaſtriſch-nervöſen Fieber nach

heftigem und ſtarrſinnigem Widerſtreben gegen Arzneien und Getränke. Als ſich nun die bevorſtehende Auflöſung des Körpers durch den Wegfall der Kräfte ankündigte, fing die Seele an, frei zu werden. Die Kranke ſprach in den letzten zwei Tagen vor ihrem Tode vollkommen vernünftig und ſelbſt mit einem Aufwand von Verſtand und Klarheit, welche mit ihrer früheren Bildung in auffallendem Gegenſatze ſtand. Sie erkundigte ſich nach dem Schickſale ihrer Verwandten, bereuete ihre Widerſpenſtigkeit gegen die ärztlichen Anordnungen und unterlag endlich dem herben Kampfe der wiedererwachenden Lebensluſt mit dem unabwendbaren Tode.

Butzke
in Ruſt's Mag. LVI. H. 1.

16.

Ein Verwandter des Dr. Ferd. Jahn in Meinungen verfiel vor mehr als zwanzig Jahren in eine ſchwere Krankheit, die ſich in eine anfangs als Tobſucht, dann als Scheu mit zwiſchenlaufender Manie geſtaltete Seelenſtörung metaſchematiſirte, und „bis vor zwei Jahren" in derſelben Form und Stärke beharrte. Um dieſe

Zeit bekam er mehrere Tage lang, nach deren Verlauf er ſchlagflüſſig ſtarb, den vollen Gebrauch ſeines Geiſtesvermögens wieder, unterhielt ſich mit ſeinen Verwandten und Bekannten, die er früher wie die Peſt floh, über die von ihm vor ſeiner Krankheit durchlebten ſchönen Zeiten, über den ihm, ſeiner Ahnung nach, demnächſt bevorſtehenden Tod und über ſeine Anſichten von dem Zuſtande des Menſchen nach dem Tode freudig und wehmüthig zugleich auf das Vernünftigſte.

Friedreich's Magazin für Seelenkunde. H. III. Würzburg 1830. S. 73 f.

17.

Zu dem Vorſtehenden werden ebendaſelbſt folgende Bemerkungen gemacht.

„Es reiht ſich dieſe Thatſache an viele gleiche oder ähnliche an. Denn abgeſehen davon, daß die Jahrbücher der Wiſſenſchaft eine Menge von Fällen anführen, in welchen Wahnſinnige kurz vor dem Ableben wieder zu vollem Verſtande kamen, ſo iſt es bekannt, daß zuweilen Stummen und Solchen, die dieſes oder jenes Sinnes beraubt waren, die Sprache und der betreffende Sinn in den letzten Augenblicken wieder verliehen wurde,

und daß mehrere Menſchen kurz vor dem Tode ein richtiges Vorgefühl von dem ihnen ſelbſt oder anderen Perſonen drohenden Ende gehabt. Einem kranken Greiſe zu Lützow, der ſeit 28 Jahren gelähmt und völlig ſprachlos war, gab nach Schubert ein freudiger Traum, der ihm das Ende ſeiner Leiden anſagte, die verlorene Rede auf den letzten Lebenstag zurück. Bekannt iſt die rührende Geſchichte des Fräuleins Ludwiger zu Deſſau und des bei Jena redend verſtorbenen, ſtummgeborenen Krauſe. In der am Ende des 16. Jahrhunderts zu Baſel herrſchend geweſenen Peſt rief faſt jeder Sterbende, ſelbſt in den bewußtloſen Phantaſien des letzten Augenblickes, den Namen Desjenigen an, der ihm zunächſt in's Grab folgen mußte. Jene Wöchnerin, ſowie Euphroſine Elvers und die Predigerstochter zu Schmöln, haben die Nähe des Todes in dem Zuſtande nie gefühlter Wonne vorausgeſehen; und nicht ſelten haben Kinder in dieſem Zuſtande mit einer Klarheit und Stärke, die über ihre Jahre erhaben war, den Verwandten und anderen Gegenwärtigen das künftige Schickſal voraus verkündigt. Vielen hat ſich die Nähe der Auflöſung durch eine ſüße Muſik geoffenbart, und bei voll-

kommen Undichterischen nahm öfters eine solche Offenbarung des Zukünftigen die Gestalt der Begeisterung und Poesie an, wie bei jenem Domherrn zu Warda am Rhein die Vorahnung des unvermuthet nahen Endes sich in Versen aussprach."

18.

Einigen Beobachtungen zu Folge verläßt der Wahnsinn den Leidenden in den meisten Fällen jenseits des 70. Lebensjahres.

19.

Ein mit den bezüglichen Verhältnissen und Thatsachen genau bekannter Freund, ein junger Theologe,*) schrieb mir Folgendes auf.

„Im Bürgerhospitale zu Würzburg starb am 16. Juli 1862 ein Mann, welcher in Folge eines Schlaganfalles elf Jahre lang geistig und körperlich gelähmt war. Er stammte aus sehr guter Familie und war früher Offizier im bairischen Heere gewesen. Bei jenem Anfalle verlor er nicht nur die Sprache, sondern auch andere

*) Ich kann nicht umhin, an diesem Orte in vielfach begründeter dankbarer Erinnerung den Namen Zillgens zu nennen.

Kenntniſſe, ſogar das Vermögen des Leſens, obſchon Geſicht und Gehör unverſehrt blieben. Erſt nach dreijähriger Krankheit lernte er Perſonen wieder erkennen und wieder einzelne Wörter, aber keine Sätze ſprechen und verſtehen.

Sieben Tage vor ſeinem Tode erhielt er nach einem ähnlichen, aber ſehr leichten Anfall faſt ganz die Beſinnung wieder. Er konnte in ganzen Sätzen ſprechen und eine anhaltende Rede verſtehen, während dagegen ſeine körperlichen Kräfte bedeutend ſanken. Seine geiſtigen Fähigkeiten wuchſen bei Abnahme der leiblichen. Am auffallendſten war ſeine religiöſe Veränderung. Er hatte ein halbes Jahrhundert lang keine Kirche beſucht und kein Sacrament empfangen. Noch einige Wochen vor ſeinem Tode gab er Zeichen ſeines völligen Unglaubens. Fünf Tage vor ſeinem Tode jedoch ließ er einen Geiſtlichen kommen, beantwortete befriedigend alle ihm vorgelegten Fragen und ſtarb eines guten Todes."

20.

Es giebt Beiſpiele von Blödſinnigen, die entweder in ſomnambülem Zuſtande oder unmittelbar vor dem Tode wie Begeiſterte geſprochen

haben. Zu St. Jean Maurienne in Savoyen lebte ein ſtummer Cretin, der, als er von ſelbſt in einen ſomnambülen Zuſtand verfiel, nicht nur mit Leichtigkeit, ſondern auch ſehr ſachgemäß ſprach — ein Vermögen, das wieder verſchwand, ſobald er erwachte. In gleicher Weiſe ſind Fälle von ſtummen Perſonen bekannt, die vor dem Tode zu reden begannen.

C. Crowe. Die Nachtſeite d. Natur. Aus d. Engl. v. Kolb. I. Stuttgart 1849. S. 48 f.

21.

Dieſelbe Thatſache führt Kerner an und fährt dann fort: „So iſt auch zuweilen kurz vor dem Tode in einem dem magnetiſchen ähnlichen Zuſtande die Zunge eines Stummen gelöſt worden, oder hat ein Simpel auf einmal noch ein geiſtiges Wort geſprochen, oder haben ſich ſeine rohen Geſichtszüge in geiſtige verwandelt.“

Blätter aus Prevorſt. Sammlung 1. Karlsruhe 1831. S. 116.

22.

Sie war ein ſchlankes, blaſſes Mädchen; ſie war todtkrank und ſinnend; ihre Augen waren klar, wie die Wahrheit ſelbſt, ihre Lippen fromm gewölbt, in den Zügen ihres Antlitzes lag eine

große Geſchichte, aber es war eine heilige Geſchichte — etwa eine Liebeslegende? Ich weiß es nicht; ich hatte auch nie den Muth, ſie zu fragen. Wenn ich ſie lange anſah, wurde ich ruhig und heiter; es ward mir, als ſei ſtiller Sonntag in meinem Herzen und die Engel darin hielten Gottesdienſt.

In ſolchen Stunden erzählte ich ihr Geſchichten aus meiner Kindheit, ſie hörte immer ernſthaft zu, und ſeltſam! wenn ich mich nicht mehr auf die Namen beſinnen konnte, ſo erinnerte ſie mich daran. Wenn ich alsdann mit Verwunderuug fragte: woher ſie die Namen wiſſe, ſo gab ſie lächelnd zur Antwort, ſie habe ſie von den Vögeln erfahren, die an den Flieſen ihres Fenſters niſteten; und ſie wollte mich gar glauben machen, dieſes ſeien die nämlichen Vögel, die ich einſt als Knabe mit meinem Taſchengelde den hartherzigen Bauernjungen abgekauft und dann habe frei fortfliegen laſſen. Ich glaube aber, ſie wußte Alles, weil ſie ſo blaß war und wirklich bald ſtarb. Sie wußte auch, wann ſie ſterben würde, und wünſchte, daß ich Andernach den Tag vorher verlaſſen möchte. Beim Abſchied gab ſie mir beide Hände — es

mitunter das Ahnungsvermögen in ungeheuerer Stärke hervorbricht, so daß sie nun in innerer Anschauung in die Zukunft sehen und zu weissagen vermögen."

Jahn in Friedreich's Magazin für Seelenkunde. Heft III. S. 80.

26.

Thätigkeiten des Geistes in Verbindung mit physischer Schwäche sind unter den Symptomen der Auflösung oft hervorragend. Die alte Welt legte daher den letzten Worten der Sterbenden große Bedeutung bei. Man dachte sich, daß die vom Leben Abscheidenden von jener Welt, wohin sie wanderten, eine Gotteskraft gewännen, und daß sie in demselben Maaße als Götter sprächen, als sie aufhörten, Menschen zu sein.

London Quaterly Review. Bd. LXXXV. 1849.

27.

In den letzten Worten und Vermächtnissen geistvoller und genialer Menschen erkennen wir heilige, unverbrüchliche Gebote und ahnungsvolle Blicke in die Zukunft an, und wir thun dies der Erfahrung aller Zeiten gemäß.

H. Lauvergne, „die letzten Stunden und der Tod ꝛc." Leipzig 1843.

28.

Der Geiſt der Prophezeihung, wie er ſich beim Herannahen des Todes öfters offenbart, iſt ein ſchon den älteſten Zeiten wohl bekanntes Phänomen; es wurde zugleich an die Kraft geglaubt, die der Segen und Fluch der Sterbenden habe, der jedoch ebenfalls als ein Fernſehen, ein hellſehender Blick in die Zukunft und als deſſen Ausſpruch in Form von Segen und Fluch aufgefaßt werden kann. In der Bibel ſtellt ſich als ein ausgezeichnetes Beiſpiel der Segen Jakob's dar. Bei den Griechen war der Glaube an das Prophezeihen der Sterbenden ſo allgemein, daß Sokrates in Plato's „Apologie" davon als von einer anerkannten Sache ſpricht.

29.

Aretäus, de caus. et sign. mort. acutor. II. c. 4 ſagt von gewiſſen Kranken, ihr Geiſt ſei unerſchüttert und völlig bei ſich ſelbſt; ihre Sinne ſeien rein und vollkommen, ihr Verſtand fein und durchdringend. Auch zum Weiſſagen ſeien ſie aufgelegt; denn ſie ſähen nicht nur ihren Tod voraus, ſondern verkündeten auch den Umſtehenden die denſelben bevorſtehenden Schickſale.

Einige Ungläubige hätten dieſe Vorausſagen in der Folge mit Erſtaunen bewahrheitet geſehen.

30.

Beiſpiele vom Hellſehen Sterbender finden wir bei Hippokrates, Galen, Avicenna, Aretäus, Plutarch, Cicero und Anderen. Die Sache war, wie es ſcheint, auch ſchon dem Homer bekannt, da er dem Hektor die Prophezeihung von Achilles' Tode in den Mund legt. „Animus appropinquante morte multo est divinior. Und Poſidonius beſtätigt dies, indem er anführt, wie ein ſterbender Rhodier ſechs ſeiner Altersgenoſſen mit Namen genannt und die Reihe, in der ſie nach einander ſterben würden, beſtimmt angegeben habe." Die Götter ſelbſt, heißt es, theilten ſich den Schlafenden mit. „Und das geſchieht, wie eben geſagt, leichter bei herannahendem Tode, daß nämlich die Seelen das Zukünftige erkennen." Cicero de divin. l. c. 30.

31.

Nicht ſelten beobachten wir in Nervenkrankheiten und kurz vor dem Tode eine ungewöhnliche

Entwickelung und Spannung der Seelenfunctionen. Wir hören Kranke mit Fertigkeit in Sprachen reden, die ſie vorher nur unvollkommen verſtanden, wir hören Sterbende weiſſagen.

Dr. Amelung. „Ueber die Seele des Menſchen" in Friedreich's Magazin für Seelenkunde. Heft 2. Würzburg 1829. S. 41 f.

32.

Eine gute Mutter wird auf ihrem Sterbebette für das Wohl ihrer Familie ebenſo erleuchtet, wie ein König, der der rechte Herrſcher iſt und der ſeinem Thronfolger in dem Augenblicke, wo er dieſem ſeine Krone überlaſſen ſoll, die Geheimniſſe eröffnet, die das Glück und den Ruhm des Landes betreffen. Auch gelten die letzten Worte großer Monarchen faſt immer für prophetiſche.

Ich habe Frauen gekannt, die, nachdem ſie ihrem kleinen Hausweſen vierzig Jahre lang vorgeſtanden, in ihrer Todesſtunde Beweiſe eines unglaublich richtigen Blickes in die Zukunft ihrer Angehörigen ablegten; ſie vertrauten ihrem Gatten ihre Plane für den Beruf der Söhne an, und unterſtützten ſie mit pſychologiſchen Bemerkungen, die einem Gelehrten Ehre gemacht haben würden.

H. Lauvergne a. a. O. I S. 316.

33.

In Buchanan's hist. Scot. L. XVIII. wird von einem Ferngesichte des im Sterben liegenden Jac. Lodin erzählt, der die Ermordung Jacobs I. sah.*)

34.

Die Unterrichteten und Gebildeten unter den Kranken**) schauen in ihren letzten Tagen in Betreff geschichtlicher Dinge und Angelegenheiten, mit denen sie sich vorzugsweise beschäftigt haben, oft prophetisch in die Zukunft hinein. Ein solcher, erzogen in der polytechnischen Schule, unterhielt sich während seines langen Krankenlagers oft mit mir über die Zustände Frankreichs und verkündete mir Katastrophen, die zu jener

*) In ähnlicher Weise, aber im Traume, sah der Engländer Williams die Ermordung des Kanzlers Perceval in der Vorhalle der Gemeinen, was im Jahrgange 1829 der Times vom 16. August mit der Bemerkung stand, daß alle Zeugen dieses durch die größte Bestimmtheit und Klarheit höchst merkwürdigen Ferngesichtes noch am Leben seien. Vergl. Schubert, Geschichte der Seele. 2. Ausg. S. 538 f.

**) Es ist von Schwindsüchtigen die Rede.

Zeit ganz unwahrſcheinlich waren. Er ſtarb, die Zeit ging hin und die meiſten ſeiner Worte bewahrheiteten ſich.

H. Lauvergne a. a. O. I. S. 368 f.

35.

Es iſt mir ein Fall bekannt, daß vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ein ſterbender Schwindſüchtiger den ganzen Verlauf und Ausgang derſelben voraus verkündete.

Rieſer, Syſtem des Tellurismus. II. Leipzig 1826. S. 81.

36.

Maler, Dichter, Muſiker, welche der Schwindſucht zum Opfer werden, ſind in ihren Fieber-Zuſtänden am begeiſtertſten; das Beſte, was ſie in ihrer Kunſt zu leiſten vermögen, ſchwebt ihnen gerade in den Tagen ihrer Krankheit vor.

H. Lauvergne a. a. O. II. S. 365.

37.

Lauvergne a. a. O. II. S. 110 f. ſpricht von dem Ende eines großen Componiſten, der an der Lungenſchwindſucht früh zu Grunde ging.

„Während der Paroxismen des hektiſchen Fiebers flatterte ſein Genie noch einmal auf und ließ ihn im Delirium die herrlichſten Melodien vernehmen. Ich höre ſie, ſagte er zu ſeinen Freunden; könnte ich ſie wiedergeben, ſo hinterließe ich der Welt nach meinem Tode die Krone aller Meiſterwerke. Langſam erloſch er, und noch halb bewußtlos ſtammelte er in kaum verſtändlicher Rede: O mein Gott, wie ſchön iſt das! O noch einmal! Dann verſank er in ſtumme Betäubung, worin er ſtarb; aber noch im Tode hatten ſeine Augen den Glanz und den feſtgehefteten Blick eines Begeiſterten.“

38.

Auch bei den gewaltſamſten Zerrüttungen der Krankheit geben dem Abſchiede meiſt ſanfte Minuten oder gar helle und heitere Viſionen voraus; die Flügel des Todes rauſchen näher und je näher ſie kommen, deſto ſanfter wird ihr Sauſen, bis ſie uns überſchatten und der blaſſe Schleier auf uns ſinkt, der von lebendigen Händen kaum mehr berührt werden ſollte. Heiliger Kreis iſt um einen Entſchlafenen; das ſagt ſein ruhiges Angeſicht, das ſeine befriedigte Todtengeberde. Auch Geſichtszüge, welche die Leidenſchaft lange

verzerrt hat, werden von der ſanften Hand des Todes geebnet, ſo daß mancher Entſchlafene in wenigen Minuten ſchöner iſt, als er jemals in ſeinem Leben geweſen. Kein Schreckgeſpenſt alſo iſt unſer letzter Freund, ſondern ein Endiger des Leidens, der ſchöne Jüngling, der die Fackel löſcht und dem wogenden Meere Ruhe gebietet.

Herder. „Wie die Alten den Tod gebildet.“
Zerſtreute Blätter. II.

39.

Ohnmächtige und Sterbende werden nach Jean Paul's Bemerkung von Harmonien umgeben, die kein Außen ſchickt, wiewohl ſich unter dem Zwieſpalt und der Auflöſung aller Kräfte vielmehr feindliche Mißtöne hervorringen müßten.

40.

Sterbende fühlen ſich in ihren letzten Augenblicken leicht und wohl. Profeſſor C. fühlte, zum Tode krank und mit der Empfindung des annahenden Todes, ein himmliſches Wohlſein. Wiedergeneſend empfand er eine Zeit lang einen wahren Schmerz.*)

W. Heſſe a. a. O. S. 201.

*) Nach der Erzählung des Superintendenten Juſti zu Marburg, der es von jenem Manne ſelber wußte.

41.

Nach den zahlreichen Beobachtungen, die ich in Hospitälern und sonst an Sterbenden zu machen Gelegenheit hatte, bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß der Tod keineswegs so schrecklich ist, wie es nach den Zeichen der Agonie in vielen Fällen den Anschein hat. Ein junger Mann, der sich durch einen Fall aus bedeutender Höhe eine Verletzung des Rückenmarks und dadurch gänzliche Lähmung der unteren Extremitäten zugezogen hatte, so daß man eine Stecknadel bis an den Kopf in die Muskulatur der Oberschenkel bohren konnte, ohne daß der Kranke, der bei voller Besinnung war, etwas davon bemerkte, verfiel am dritten Tage nach dem Sturze in Agonie und schien einen schweren Kampf zu kämpfen. Ruhelos und mit ängstlichem Ausdruck drehten sich die weit offenen Augen in ihren Höhlen, und von Zeit zu Zeit traten heftige Krampferscheinungen ein, unter denen der ganze Körper erzitterte. Dessen ungeachtet erklärte der Kranke auf Befragen mehrmals, daß ihm immer leichter und wohler werde, und sein subjectives Befinden stand sonach mit den objectiven Erscheinungen in einem ungewöhnlichen, grellen Contraste.

Noch im letzten Momente seines verlöschenden Bewußtseins nannte er seinen Zustand angenehm und schmerzlos. Als er ruhiger wurde, war seine Besinnung längst verschwunden und er hatte ungeachtet eines anscheinend heftigen Todeskampfes offenbar einen leichten und schmerzlosen Tod. Wie der Epileptische von allen den fürchterlichen Zuckungen, die den Umstehenden Entsetzen einflößen, Nichts fühlt und weiß, so fühlt der Sterbende Nichts von dem Todeskampfe.

Als ich einen Menschen, der sich mittelst eines Pistols durch die Brust geschossen, aber das Herz nicht getroffen hatte, fragte, wie sein Befinden nach dem Schusse gewesen, antwortete er stammelnd und mit blutigem Schaum vor dem Munde: „Schreck — schwarz vor den Augen — Ohnmacht — müde, aber wohl!“ Die Lippen bewegten sich und er wollte noch mehr sprechen, da trat eine neue Ohnmacht ein, welche nach und nach in den Tod überging. Dr. Pfaff.

42.

Meyerbeer

legte sich am 24. April 1864 unter großen Schmerzen zu Bette. Sonntags darauf, um

Pein wird zum positiven Vergnügen, so wie es kaum von irgend einer andern Lust zu übertreffen ist. Und wenn auch die übergroße Schwäche den Ausbruch froher Laune verhindert, so findet sich doch oft eine sanfte Heiterkeit, die sich auch der Umgebung mittheilen würde, wenn sie nicht als der Vorbote eines trüben Ernstes erschiene, der um so trüber wird durch den Gegensatz mit jenem kurzen Frohsinn, wie ihn kein Auge auf Erden mehr erblicken kann, außer durch den Thränenspiegel der Erinnerung.

Londoner Quaterly Review. Bd. LXXX. 1849.

47.

Dr. Campbell, am Keuchhusten leidend, hatte einige Monate bevor er dieser Krankheit unterlag, einen solchen Anfall davon, daß er fast das Leben verlor. Durch ein Stärkungsmittel unerwarteter Weise wieder zu sich gebracht, sprach er von dem Zustande, in welchem er sich befunden, als einem sehr glücklichen; sein Geist, sagte er, habe sich in Erwartung sofortiger Auflösung in einer Art von freudigem Entzücken befunden.

Ebendaselbst.

48.

Von Menſchen, die im Waſſer verunglückten, doch noch zeitig genug daraus hervorgezogen wurden, um mit dem Leben davon zu kommen, weiß man, daß ſie ſich unter dem Waſſer in ſehr angenehmen Zuſtänden befunden haben. Ein ſolcher ſah die Sonne durch das Waſſer ſcheinen und hatte das träumeriſche Bewußtſein, daß ſich ſeine Augen für das Licht bald für immer ſchließen ſollten. Doch fürchtete er dies Schickſal nicht und wünſchte nicht, es abzuwenden. Ein Schläfrigkeitsgefühl, das ihn beruhigte und vergnügte, machte ihm ſein naſſes Grab zu einem wollüſtigen Bett. Einem Anderen war es in gleicher Lage ſo wohl, daß ihn ein Gefühl von Aerger über Diejenigen durchfuhr, die ihn herauszerrten.

Aus derſelben Quelle.

49.

Dr. Adam Clarke ertheilte dem Dr. Lattſom einen Bericht über ſeine Herſtellung vom Ertrinken, worin er ſagt, er habe während ſeiner anſcheinenden Bewußtloſigkeit eine ganz eigene neue Art von Leben empfunden; er habe unter dem Waſſer keinen Schmerz gefühlt; alle ſeine

Ansichten und Vorstellungen hätten gänzlich verändert geschienen und er habe Empfindungen des vollkommensten Glückes gehabt.

Georg Moore.

„Der Beruf des Körpers ꝛc.," übers. v. Susemihl. Leipzig 1850. S. 481.

50.

Ein von der Großherzogin Mathilde von Hessen am 25. Mai 1862 ganz kurz vor ihrem Tode an ihren königlichen Vater gerichtetes Telegramm lautete: „Es geht mir wunderbar gut."

Mainzer Journal vom 29. Mai 1862. Nr. 125.

51.

Wir finden nicht selten, wenn nicht besondere Krankheitszustände, wie Wolken die Sonne, verhüllen, die letzten Momente der Sterbenden überaus ruhig, verklärt, oft wahrhaft ergreifend glücklich. Alle Sorge, alle Unruhe ist gewichen; der letzte Segen wird wie aus höherer Machtvollkommenheit ertheilt, und ein seliges Lächeln umschwebt selbst dann noch den Mund, wenn der Tod bereits sein Werk vollendet hat. Eine Sterbende, in deren Gegenwart sich der Verfasser

dieſes befand, entſchlummerte unter einem Choral, welchen ſie angab und den ein Freund auf dem Clavier in ſanften Accorden anſtimmte. Dergleichen Thatſachen nöthigen uns anzunehmen, daß ſich die erſten Anfänge des jenſeitigen Lebens *ſchon in die letzten des irdiſchen Daſeins einſenken.*

Hüffel, Briefe über die Unſterblichkeit. S. 112.

52.

Ein Vater, ein Mann von vieler Bildung, verſicherte mir, daß er noch in dem faſt gebrochenen Auge ſeiner ſterbenden Tochter einen Ausdruck gefunden, welchen er nie vergeſſen werde, worin ſich Alles vereinigt und verklärt habe, was nur Liebe, Ergebung, Seligkeit in ſich hege.

Daſelbſt S. 45.

53.

Dr. Lyſius, ein preußiſcher Theologe des vorigen Jahrhunderts, der ein Manuſcript hinterlaſſen hat, woraus Reichardt in ſeinen Beiträgen, Th. I., und Horſt in ſeiner Deuteroſkopie Auszüge gegeben hat, erzählt von dem merkwürdigen Hinſcheiden ſeiner älteſten Schweſter, die, nachdem ſie von ihm einen liebevollen und

dankbaren Abſchied genommen, mit ziemlich heller Stimme zu ſingen begann:

„Triumph, Triumph! Er kommt mit Pracht,
Mein Heiland und Erlöſer!“ ꝛc.

und hiermit ſo lange fortfuhr, bis ihre Stimme ſchwach wurde und man nur noch die letzten Sylben der Worte: „Triumph!“ – „Victoria!“ und „Halleluja!“ vernahm. Horſt a. a. O. erzählt Aehnliches. Seinem Vater ſtarb in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein hoffnungsvoller Sohn von 18 Jahren an der Ruhr. Dieſer hatte eben auf die Univerſität gehen wollen und ſich ungemein darauf gefreut. Dennoch endete er ſein junges Leben mit großer Freudigkeit. Er rief einmal über das anderemal: Jam migro in academiam coelestem — jam migro — jam — damit ſtarb er. Ein Mädchen in Lindheim offenbarte in ihren letzten Augenblicken dieſelbe Todesluſt. Sie betete mit vernehmlicher Stimme:

„Wie bin ich doch ſo herzlich froh,
Daß mein Freund iſt das A und O,
Der Anfang und das Ende!
Er ruft mich in ſein Paradies ꝛc.
Deß klopf' ich in die Hände.“

Bei dieſen Worten klopfte ſie wirklich in die Hände und ſtarb.

54.

„Ich habe Ihnen verſprochen, zu ſchildern, *wie es um das Hinſcheiden meiner 23jährigen* Tochter beſchaffen war, einer reinen, gläubigen Seele, deren ganzes Leben Ergebung, Liebe und Wohlthun geweſen. Aber ich fühle, daß das Verſprechen leichter war, als nun die Erfüllung iſt. Wie könnte ich beſchreiben, wie ſie ſich bemühte, uns noch mit der größten Anſtrengung ihrer hinſinkenden Lebenskräfte in ihrer liebenswürdig freundlichen Weiſe zu danken und Lebewohl zu ſagen, wie die Verklärung, welche, ſich von Minute zu Minute ſteigernd, auf ihren Zügen erſchien! Wie jenen Blick, der ſich forſchend und ahnungsvoll auf einen Punkt concentrirte und mir das Herzblut ſtocken machte! Dieſer Blick ging der Trennung voraus, und ſie ſcheint dadurch die Gewißheit erlangt zu haben, daß es Zeit ſei, Abſchied zu nehmen.

Sie hatte gebeten, ſie aufrecht zu halten, und ſo hielt ich ſie in meinen Armen, bis mich der Schmerz überwältigte, worauf mein Sohn

an die Stelle trat. Sie sprach zu ihm, aber nicht ganz verständlich; wir merkten indessen, daß sie uns zu beruhigen suchte und mich meinem Sohne an's Herz legte. Der Ton ihrer Stimme war bald liebevoll tröstend, indem die Hand nach oben wies; bald freundlich bittend, indem das Wort: „Gut, gut!“ ertönte. Dann umarmte sie ihren Bruder zärtlich und rief: „Leb' wohl, leb' wohl!“ Ein Gleiches wurde mir zu Theil, indem sie: „Leb' wohl, leb' wohl, gute Mutter! Danke für alles Gute!“ rief. Der Wärterin gab sie die Hand und sagte: „Danke, Frau N.! Gut gepflegt; danke, danke!“ Dann dankte sie noch einmal uns Allen, wie Jemand, der zur Abreise schon im Wagen sitzt und den Seinigen noch einmal: „Adieu, Adieu!“ zuruft. Sie bat hierauf schmerzlich: „Laßt mich fort! Laßt mich fort!“*) und legte sich erschöpft um. Zuletzt sagte sie,

*) Das Sterben kann qualvoll aufgehalten werden. Das Volk sagt von Thieren, welche getödtet werden, man dürfe dabei kein Mitleid haben, sonst könnten sie nicht ersterben. Auch Gebildete, die darüber Erfahrung haben, versichern dies. Antheil und Erbarmen scheint im sterbenden Menschen und Thiere ein magisches Band zu knüpfen, welches die Auflösung verzögert.

die Hände fromm und ruhig faltend und den Blick nach oben richtend: „Nun zu Dir, lieber Gott!“ Die Lippen bewegten sich leise, es trat ein Röcheln ein, und kurz darauf erkannten wir, daß sie vollendet hatte.

Aus dem Schreiben einer Dame.
(Fr. Victor in Dresden.)

55.

Es sahen Sterbende Dinge, wie in einer anderen Welt, für welche das gewöhnliche Auge nicht gemacht ist; das Ohr vernahm Unaussprechliches und der singenden Stimme, der sprechenden Zunge wurden Töne und Worte gegeben, deren der noch gesunde Leib vorhin niemals mächtig gewesen.

Schubert.

56.

Vielleicht scheiden Sterbende in einer Art magnetischer Ekstase.

Colquhoun a. a. O. S. 489.

57.

Wir müssen, der Vollständigkeit wegen, auch der letzten Momente der religiösen Ekstatiker gedenken, worüber zum Theil sehr wunderbare

Dinge berichtet werden. Sollte dem Leſer auch nicht Alles der Art glaublich ſcheinen, wie z. B. das wunderbare Schweben, die Duft- und Licht-Erſcheinungen, von denen die Biographieen dieſer eigenthümlichen Perſönlichkeiten bei Beſchreibung ihres Abſcheidens ſprechen, ſo wird man doch nicht die Analogie verkennen, die auch dieſe Sterbefälle im Allgemeinen mit anderen haben, von denen uns auch außerkirchliche, bloß der Wiſſenſchaft dienende Autoren erzählen. Und wenn bei Sterbenden jener Art eine jenſeitige Welt in die unſrige hineinblitzt, wer will das Maaß beſtimmen, in welchem dies durchaus und bei allen, auch den außerordentlichſten Individuen zu geſchehen hat? Hier haben wir beſcheidener Weiſe nur zu lernen, Nichts vorzuſchreiben. Auch der confeſſionelle Gegenſatz hat bei der Beurtheilung ſolcher Erſcheinungen keine Rolle zu ſpielen. Denn ächte, innige Frömmigkeit erzeugt überall dergleichen Erſcheinungen, und wir haben in dieſer Darſtellung beiden Seiten die gleiche Rechnung getragen.*)

*) Man vergleiche insbeſondere, was wir oben aus den Nachrichten des Dr Lyſius und am Ende dieſer Abtheilung aus Scriver's Seelenſchatz ausgezogen haben.

58.

Fra Giovanni Massias aus Kastilien lag auf seinem Sterbebette, einem Knochengerippe ähnlich. Da glänzte er noch einmal im Angesicht hell auf, wie die Gipfel der Alpen bei Sonnen-Untergang. Görres, Mystik II. S. 552.

59.

Der Barfüßer-Carmelite Dominicus a Jesu Maria hatte am Ende seines Lebens mit großen Schmerzen zu kämpfen. Zuletzt lag er 8 Tage lang, ohne allen Gebrauch der Sinne, still und sanft, und zuweilen im Angesicht wunderbar aufglühend und verklärt, so daß Viele seinen Zustand für eine fortwährende Ekstase hielten. Am 8. Tage Abends öffnete er noch einmal lieblich die Augen, sah alle Umstehenden, besonders den anwesenden Kaiser Ferdinand an, und schloß dann die Augen auf immer.

Aus dessen zu Wien erschienener Biographie. Vergl. Görres, Mystik II. S. 269.

60.

Das Antlitz der h. Agnes von Böhmen erglänzte, als sie im Sterben lag, von einem

himmlischen Licht, das in dem Verhältnisse, wie sie dem Tode näher kam, an Stärke zunahm.

Görres, Mystik II. S. 559.

61.

Gertrudis Luchlein im Kloster Adelhausen lachte, von der Erscheinung des Herrn erfreut, in der Agonie laut auf und gab so mit lachendem Munde den Geist auf.

Görres, Mystik II. S. 34 f.

62.

Die Schwester Bella wurde, wie Cardinal Damian bezeugt, von ihrem Todtenbette, während sie betete, vor Aller Augen in die Höhe gehoben, und blieb schwebend, bis sie ihr Gebet vollendet hatte.

Görres, Mystik II. S. 526.

63.

Als sich der h. Peter von Alcantara seinem Ende nahete, brachte er fast jede Nacht in hohen Betrachtungen zu, und man hörte ihn Gespräche mit himmlischen Personen führen. Als die Oelung vorbei, gab er den Brüdern Ermah-

nungen, umarmte sie der Reihe nach, tröstete sie in ihrer Trauer und harrte dann seines Todes mit Festigkeit und Seelenruhe. Es folgte eine Ekstase und eine himmlische Vision; dann erhob er sich, wie bei vollkommener Kraft, betete auf den Knieen einige Gebete, namentlich den 141. Psalm, und entschlief in dieser Stellung den 18. Octbr. 1562 in den Armen seiner Brüder, indem er die offenen und wie zwei Sterne glänzenden Augen zum Himmel richtete. Ein Wohlgeruch ging von dem Sterbenden aus und ein glänzendes Licht erfüllte das Gemach.

La vie de S. Pierre d'Alcantara,
am Schlusse.

64.

Im Nonnenkloster Unterlinden zu Colmar war eine Schwester, Sophie von Rheinfelden, die fühlte sich im Sterben wie von süßem Most berauscht, sang mit leuchtendem Angesichte ohne Unterlaß Hymnen und fromme Lieder zum Lobe Gottes und der h. Jungfrau und starb zuletzt, das Wort Amen fortdauernd und immer wieder von Neuem modulirend, so im Jubel hin.

Görres, Mystik I. S. 297.

65.

Das Vermögen frommer und heiliger Menschen, den inneren Seeleneffect, wenn er freudiger und entzückender Art ist, in Jubel auszulassen, hat man die Gabe der Jubilation genannt. Dieselbe hat vor vielen Anderen der Maria von Dignys beigewohnt und sich namentlich bei Annäherung ihres Endes hervorgethan. Ihre letzte Jubilation dauerte drei Tage und Nächte fort, bis sie so singend und preisend den Geist aufgab. Sie fing an, mit hoher und klarer Stimme Gott zu danken und trug ihm, den Engeln, der h. Jungfrau, den ihr befreundeten Heiligen in süßer Modulation die lieblichsten Gesänge vor. Sie hielt nicht inne, um sich auf Etwas zu besinnen; es war, als ob sie nur ablöse und absänge, was geschrieben vor ihr läge. Nachdem sie den ganzen Tag gesungen, ward sie heiser; in der Morgenfrühe des anderen Tages aber fing sie noch höher und heller zu singen an. Der Prior von Dignys, Aegidius, ließ die Kirche, wo sie lag, schließen und blieb darin mit ihr allein; da hörten, die außen waren, nur einen Jubel und Gesang, verstanden aber wenig oder Nichts vom Inhalt. Sie soll in diesen letzten

Tagen eine ganze Dogmatik und heilige Geschichte geliefert, die heiligen Schriften scharfsinnig ausgelegt und viel Wundersames und Eigenthümliches beigemischt haben. Sie betete auch für ihre Freunde, besonders auch für ihren Beichtvater, und zählte alle die Versuchungen und Sünden auf, die er dem Prior in seinen Beichten vertraut hatte. Sie sang die Gebete alle rythmisch und in lateinischer Sprache. Ausführlicheres darüber wird man bei Görres, Mystik II., S. 71 ff., finden.

Hier zeigte sich eine nicht nur geistige, sondern auch körperliche Kraftäußerung, die in Erstaunen setzt. Sogar die am ersten Abend eintretende Heiserkeit wurde überwunden, um noch energischer aufzujubeln.

66.

Erfinderische, mit sinnreichen und fruchtbaren Gedanken beschäftigte Menschen fürchten in ihren letzten Stunden nicht sowohl den Tod selbst, als die durch denselben herbeigeführte Unterbrechung eines Werkes, auf welches sie alle Hoffnung gesetzt, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, ihr Glück zu gründen; und so sterben sie traurig und un-

ruhig dahin. Doch habe ich deren auch gekannt, für welche die so Vieles offenbarende Todesstunde eine göttliche Inspiration in Beziehung auf Dasjenige brachte, was ihnen bis dahin nicht gelungen war. Es sei ihnen, so behaupteten sie, das Problem aufgegangen, über welches sie dreißig Jahre nachgesonnen, und würden sie es, wofern sie am Leben blieben, verwirklichen können.

H. Lauvergne a. a. O. II. S. 59.

67.

Der h. Thomas von Aquin las kurze Zeit vor seinem Tode zu Neapel eine Messe und wurde im Verlaufe derselben wundersam bewegt. Von dem Augenblicke an hörte er in seiner Summa, in der Abhandlung von der Reue abbrechend, zu schreiben auf. Man wollte den Grund wissen. Lange weigerte er sich, ihn anzugeben. Endlich sagte er: „Alles, was ich geschrieben, erscheint mir wie Spreu im Vergleich mit dem, was mir geoffenbart worden und was ich gesehen habe."

Etwas Aehnliches wird von dem berühmten Prof. Möhler erzählt. Er starb den 12. April 1838, Nachmittags halb drei Uhr. Um ein Uhr

war er aus einem leichten Schlummer erwacht, wo ihm ein wunderbares Schauen zu Theil geworden war. Er wand beide Hände über dem Haupte und ſagte: „Ach, jetzt hab' ich's geſehen, jetzt weiß ich es! Jetzt wollte ich ein Buch ſchreiben, das müßte ein Buch werden — aber nun iſt's vorbei.“ Der treffliche Mann hatte demnach das volle Gefühl der körperlichen Auflöſung, ſo wie ſie anderthalb Stunden ſpäter in der That erfolgte; und doch war er geiſtig klarer, wacher, an höherer Erkenntniß bei Weitem reicher, als er es je zuvor in ſeiner kräftigſten Lebensperiode geweſen war.

68.

Im 14. Jahrhundert, zur Zeit des ſchwarzen Todes, einer morgenländiſchen Peſt mit Brandbeulen, Drüſengeſchwülſten, Lungenbrand und verpeſtendem Athem, ereigneten ſich wunderbare Sterbeſcenen. Viele ſchieden trotz der fürchterlichen Krankheit, an der ſie zu Grunde gingen, in Freuden dahin; ſelbſt Kinder ſtarben unter Singen, Lachen und Händeklatſchen. Ein zwölfjähriges Mädchen, ſchon mit dem Tode ringend, blickte mit lachenden Augen gen Himmel und froh-

lockte; es sah den Himmel offen und die Seelen der Sterbenden sich als so viele Lichter in's Land der Wonne begeben. Sie sagte vorher, daß sie die nächste Nacht sterben und ihr in 3 Tagen die Mutter nachfolgen werde. Auch anderen Personen gab sie die Sterbezeit derselben richtig an und fuhr in solchem Hellsehen fröhlich dahin. So wandelte sich der Schreck und Jammer einer der furchtbarsten und greulichsten Pesten im Momente des Todes in eine himmlische Heiterkeit und eine prophetische Klarheit des Geistes um!

Hecker, der schwarze Tod. Berlin 1833. S. 43.
Bechstein, Sagenschatz des Thüringer Landes. III. S. 65.

69.

Am auffallendsten und, wie mir scheint, beweiskräftigsten für unsern Zweck ist der Sterbejubel, der auch schon bei ganz kleinen Kindern vorkommt. Denn auch solche Fälle giebt es nach dem Berichte von Augenzeugen; und hier kann man nicht sagen, daß Vorstellungen, wie sie durch Unterricht, Erziehung, Anhören von Predigten und dergl. in den Menschen kommen, dabei im

Spiele gewesen. So theilt ein dem 13. Jahrhundert angehöriger Schriftsteller*) eine Thatsache mit, die er selbst mit Anderen beobachtet hatte, und die er unter der Aufschrift giebt: De infantulo, qui moriendo risit et exultavit. Ein in der Wiege liegendes Kind rang hart und schmerzhaft mit dem Tode, brach aber dann in die deutlichsten Aeußerungen der größten Freude und des Entzückens aus, so daß die vier Geistlichen, die dies wundersame Schauspiel vor Augen hatten, überzeugt waren, es sei dem sterbenden Kinde der Blick in die himmlische Herrlichkeit geöffnet worden.

70.

Noch möge hier eine Stelle aus einem alten, exempelreichen Erbauungsbuche**) stehen, dessen kindlich fromme Sprache wir mit Absicht nicht ändern wollen.

*) Thomas Cantipratamus, Miraculorum et exemplorum memorabilium sui temporis libri duo. (Sonst Bonum universale de Apibus.) Duaci 1605. p. 465.

**) Scriver's Seelenschatz. Th. IV. S. 292 ff.

„Man hat viel anmuthiger Exempel der sterbenden Kinder, welche mit fröhlichem, getrostem Herzen und mit vielen Bezeigungen ihres Glaubens von hinnen geschieden sind. Die Geschichtschreiber haben berichtet, daß im Jahre Christi 1348 und folgenden ein groß Sterben fast über die ganze Welt gewesen, daß viel Städte, Flecken und Dörfer ledig worden und das Vieh herumgelaufen, weil es Niemand in Acht nahm. In diesem Elend war dieses übermaßen tröstlich, daß die liebe Jugend, Knaben und Mägdlein, mit Freuden gestorben und mit lachendem Munde, mit Singen und Jauchzen, abgeschieden sind. Ein Mägdlein von 12 Jahren, an der Seuche liegend, sah den Himmel an mit unverwandtem Gesicht, bis daß ihr Mund voll Lachens und ihre Zunge voll Rühmens war; als sie von ihren Aeltern gefragt wurde, warum sie so fröhlich wäre, antwortete sie: Sehet ihr nicht den Himmel offen, und so viel unzählbare Lichter hinauffahren? Wie die Aeltern weiter fragten, was denn das für Lichter wären, antwortete sie: Es sind die Seelen der Auserwählten, die werden von den Engeln gen Himmel geführet; und fuhr weiter fort: Damit ihr wisset, daß ich die Wahrheit

gesagt habe, so nehmet dies zum Zeichen! Diese folgende Nacht werde ich sterben, und ihr, meine liebe Mutter, den dritten Tag hernach. Darauf streckte sie ihre Hand aus und zeigte noch sieben andere Personen, die zugegen waren und sagte, auf welchen Tag und in welcher Woche sie sterben würden, und es ist auch also geschehen. Ein frommer Prediger in der Oberlausitz*) hat in seinem anmuthigen und erbaulichen Buche, darinnen so viele Exempel gottseliger, sterbender Christen zusammengetragen, auch der sterbenden Jugend nicht vergessen und viel lieblicher Exempel beigebracht. Also von einem neunjährigen Knäblein zu Breslau, welches, ehe es noch krank worden, oft gesagt, es würde nicht lange mehr leben; hat sich dabei über die Freude des ewigen Lebens so herzlich ergötzet, daß es vor Freuden gesprungen und ausgerufen: Ach welche Freude wird doch im Himmel sein! und dann angefangen zu singen: Freu' dich sehr, o meine Seele ꝛc. Dieses Lied hat es oft gesungen, daß sich seine Aeltern darüber verwundert. Als ihn

*) Bergmann, Tremend. mort. hor. P. I. p. 277. P. II. p. 129.

Gott mit den Blattern heimgesucht und es 14 Tage daran gelegen, hat es stets den Namen Jesu im Munde geführt, auch kurz vor seinem Ende, welches am heiligen Weihnachtstage 1648 erfolgte, angefangen mit zwar schwacher Stimme, jedoch mit sonderlicher Andacht zu singen: Ach, mein herzliebstes Jesulein, nach dir ꝛc. Den Tag zuvor hat es einen schönen Mann gesehen und gesagt: Sehet ihr auch den schönen Mann, der dort steht? Ein zehnjähriges, adeliges Jungfräulein, wie es im Anfang seiner tödtlichen Krankheit gefraget ward, ob sie lieber gesund werden oder sterben wolle, antwortete: Sterben. Gefraget, warum denn, spricht sie: es sei im Himmel viel besser, als auf Erden. Und als sie Belieben zum Singen trug, mußte man ihr singen: Ach Gott, wie manches Herzeleid ꝛc., O Jesu Christ, meines Lebens Licht ꝛc., welche Lieder sie alle andächtig mitgesungen, auch sonst viel schöne Gebete, Psalmen und Sprüchlein gebetet, zumalen sie, neben den sämmtlichen Sonntags-Evangelien, 87 Psalmen, 147 Sprüche und Gebetlein auswendig gewußt. Einstmals lag sie und sah mit fröhlichem Angesicht in die Höhe; da man ihr es wehren wollte und sagte, sie solle

nicht so über sich sehen, es möge ihr schaden, antwortete sie: Ach, wenn ihr wüßtet, was ich sehe, ihr würdet mir's nicht wehren; ich sehe lauter schöne Reisen u. s. w. Viel mehr Exempel kann man im gemeldeten Büchlein selbst lesen."

„Ich kann aber nicht unterlassen, noch ein oder das andere aus eigener Erfahrung anzuführen. A. A. Christi 1663 starb M. Christophori Trinii sel., gewesenen Pastoris und Inspectoris zu Betzendorf in der Altenmark, der mit meiner Halbschwester verehelicht war, jüngstes Töchterlein an den Pocken oder Blattern. Als dieses Kind in den letzten Zügen liegt, sieht das ältere Mägdlein, welches an selbiger Plage, doch nicht so gefährlich, lag, bei des sterbenden Kindes Bettlein eine schöne Gestalt und spricht mit Verwunderung zu der betrübten Mutter: Ach Mutter, sehet! Mir selbst hat Gott im Jahre 1666 am 13. Tage des Heumonats ein liebes und liebliches Töchterlein von anderthalb Jahren durch den zeitlichen Tod hinweggenommen, dabei dieses merkwürdig: Es hatte dieses holdselige Kind die Gewohnheit, daß es sich, wenn es etwa ein ander Kind, das fein angethan war, oder nur eine zierliche Puppe sah, darüber freute, darnach griff

und mit lallendem Zünglein ſagte: Ei ſchön! Als es nun in den letzten Zügen und ſtarken Convulſionen lag und ich nebſt der Mutter und etlichen Nachbarinnen und Freundinnen um ſeine Wiege ſtand, mehrentheils mit naſſen Augen, hub es ſeine matten Augen auf, ermunterte ſich, bekam ein recht fröhlich und lieblich Angeſicht, reichte mit beiden Händen über ſich und ſagte: Ei ſchön! Ei ſchön! Es ſchlief nicht lange hernach ſanft und ſelig ein; worüber unſere Trauer und Leid mit Freudenthränen gemengt ward, weil wir klärlich ſpürten, daß das Kind was Liebliches und Anmuthiges erblickte, welches wir nicht ſahen, darüber es mitten in ſeiner Angſt ſich fröhlich bezeigte. Solcher anmuthigen Kindergeſchichten ſtünden viel zu ſammeln, wenn nur Fleiß und Acht darauf gewandt und nicht Alles ſogleich wieder vergeſſen würde. Ich habe aber die wenigen euch, ihr betrübten Aeltern, zum Troſte erzählen wollen."

VII.

Der Tod.

Anſichten, Ahnungen, Ausſprüche, Zuverſichten.

1.

„Mir iſt etwas Wunderbares vorgekommen. Meine gewohnte Vorbedeutung nämlich war in der vorigen Zeit wohl gar ſehr häufig und widerſtand mir oft in großen Kleinigkeiten, wenn ich im Begriffe war, etwas nicht auf die rechte Art zu thun. Jetzt aber iſt mir doch dieſes begegnet, was für das größte Uebel angeſehen wird. Gleichwohl hat mir weder, als ich des Morgens vom Hauſe ging, das Zeichen des Gottes widerſtanden, noch auch, als ich hier die Gerichtsſtätte betrat, noch auch irgendwo in der Rede, wenn ich etwas ſagen wollte, wiewohl es mich bei anderen Reden oft mitten darin aufhielt. Welche Urſache ſoll ich mir nun hiervon denken? — Ich will es euch ſagen. Es wird wohl das, was mir begegnet iſt, etwas Gutes ſein; und wir können unmöglich Recht haben, wenn wir annehmen, daß der Tod ein Uebel ſei. Davon iſt mir dies ein großer Beweis. Denn gewiß würde mir das gewohnte

Zeichen widerstanden haben, wenn ich nicht in etwas Gutem begriffen gewesen wäre."

Sokrates
bei Plato in der Vertheidigungsrede.

2.

Die Seele, der unsichtbare Theil des Menschen, begiebt sich im Tode nach einem Ort, der edel und rein und unsichtbar ist, nämlich in die wahre Geisterwelt*) zu dem guten und weisen Gott.

Aus Phädon von Plato.

3.

Betrachte dieses Leben, Parmeno,
Als einen Marktplatz, eine Wanderschaft,
Wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Mühsal
In Menge giebt. Je früher du hinweggehst,
Je früher findest du die bessere Herberg',
Woferne dir der Reisepfennig Wahrheit
Nicht fehlet und du keinen Feind, der dir
Mit Rechte grollt, allhier zurücke lässest.

Menander.

*) Im Gegensatze zu der nach gewöhnlicher Vorstellung beschaffenen. Vergl. Schleiermacher, Platons Werke. Th. II. Bd. III. Berlin 1826. S. 476 f. und den unten folgenden Aufsatz „Endymion."

4.

Ein gewiſſer Kerkidas aus Megalopolis in Arkadien ſagte vor ſeinem Ende zu ſeinen Angehörigen, als er ihre tiefe Betrübniß ſah: Sie möchten ſich doch nicht ſo ſehr um ihn grämen; er ſcheide in ſchöner Hoffnung, denn er glaube, im Tod mit edlen und großen Verſtorbenen, mit Denkern, Dichtern, Muſikern und Geſchichtsſchreibern, namentlich mit einem Pythagoras, Hekatäus, Olympus, Homerus zuſammen zu kommen. So ſprechend ſoll er den Geiſt aufgegeben haben.

Aelian. Var. Hist. XIII. 19.

5.

Friedrich der Große erzählte, wie die Königin Sophie Charlotte von Preußen, die Freundin des Philoſophen Leibniz, auf dem Sterbebette zu ihrer weinenden Umgebung geſagt: „Beklagen Sie mich nicht! Denn ich gehe nun, um meinen Erkenntnißtrieb zu befriedigen und mich über die Urgründe der Dinge zu unterrichten, die mir Leibniz nie klar zu machen vermochte, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts.“ Vergl. das Leben dieſer Fürſtin

von Varnhagen von Enſe. Man kann dabei an das Wort des ſterbenden Göthe: „Mehr Licht!“ denken, wenn man demſelben einen höheren Sinn beimeſſen darf. Gauß ſoll geſagt haben: er habe gewiſſe Probleme für dieſes Leben bei Seite gelegt, um ſie dereinſt in einem höheren Zuſtande geometriſch zu behandeln.*)

6.

Και το γε ονομα ὁ Ἀιδης πολλου δει απο του ἀειδους επωνομασθαι· αλλα πολλω μαλλον απο του παντα τα καλα ειδεναι, απο τουτου ὑπο του νομοθετου Ἀιδης εκληθη.

Und weit gefehlt, daß der Name Hades von dem Dunkel, Aeides, ſollte hergenommen ſein, iſt der Gott vielmehr deshalb, weil er alles Schöne weiß, von dem Namengeber ſtatt Eidos Hades genannt worden.

Plato im Kratylos. p. 46. Becker.

*) „Gauß zum Gedächtniſſe.“ Von Sartorius von Waltershauſen. Leipzig 1856. S. 81. Rudolf Wagner führt ſcharfſinnige kritiſche Bemerkungen an, die ihm jener große Mathematiker wenige Monate vor ſeinem Tode gemacht. S. deſſen „Kampf um die Seele.“ S. 94.

7.

Nach Plutarch de Is. et Os. c. 28 behauptete Heraklit, daß Hades und Dionyſos dieſelbe Gottheit ſei; auch ſagt Plutarch an demſelben Orte: „Nach meiner Anſicht bedeutet Serapis, Sarapis Freude und Wonne, was ich daraus ſchließe, daß die Aegypter mit dem Ausdrucke Sairai Freudenfeſte bezeichnen.“ Hierbei erinnert er an Plato, welcher behaupte, daß die Aegypter die Todtenwelt Amenthes hießen, welches bedeute: der nimmt und giebt.

8.

Ein geſterbener Menſch iſt ein in abſoluten Geheimnißſtand erhobener Menſch.

Novalis.

9.

Und ich hörte eine Stimme vom Himmel, die ſprach: Selig ſind die Todten, die im Herrn ſterben; der Geiſt ſpricht, ſie ſollen ruhen von ihren Leiden; ihre Werke aber folgen ihnen nach.

Offenb. Johannis 15, 13.

10.

Der Tod des Edlen iſt das ſanfte, leiſe Hinſchlummern eines Säuglinges im Schooße

Der Mutter; und der Seele ſüße Ruhe,
Mit welcher er dahingeſchieden, lächelt
Im Tode noch auf ſeinem Angeſicht.

Engel.

11.

Erinnere dich der tiefen Ruhe, womit unſere Fannia, in welcher nie auch nur ein Fünkchen Schwärmerei geglommen, dem Tode entgegenſah! Das Bewußtſein, daß man nie das Böſe, daß man immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, ſetzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich als einen Anfang der uns von der Religion verſprochenen Seligkeit betrachten möchte. Wer ſich in dieſen Augenblicken Gutes bewußt iſt, der traut der ganzen Natur Gutes zu, iſt ohne Furcht und Sorgen für die Zukunft und erwartet gelaſſen und getroſt, was da kommen wird. Eine ſolche Seele ſenkt ſich, wie ein Kind in den Buſen der Mutter, mit voller Zuverſicht in den Schooß des Unendlichen und ſchlummert unvermerkt aus einem Leben heraus, worin ſie nie wieder erwachen wird. Das iſt nach meiner Ueberzeugung im reinſten Sinne des Wortes

dasjenige, was meine alten Griechen Euthanasia, die schönste und beste Art zu sterben, nannten.

Wieland's Euthanasia. 3. Gespräch gegen das Ende hin.

12.

Wenn es niemals tugendhafte Menschen gegeben hätte, ich wäre erlegen; ich wäre verzweifelt bei der Uebergewalt des Erdschattens in unseren Herzen. Aber diese großen Menschen haben mich gelehrt, daß die Menschenseele unsterblich ist und unüberwindlich, wenn sie es sein will und nur den Muth hat, sich ihrer edeln Haut zu wehren. Math. Claudius.

13.

Der Schlechte, wenn zu Grabe geht,
So ist ihm all' sein Glück verweht,
Sein Vaterland genommen;
Das Grau'n der Fremde nimmt ihn auf.
Doch in die Heimath geht der Lauf
Des Guten und des Frommen.

14.

— — — Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.

Jenen drängt es in's Leben zurück und lehrte ihn handeln;
Diesen stärkt es im Leide zu künftigem Heile die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.

Göthe.

15.

Es sagte Jemand: „Ich will gar Nichts im Himmel, als mich von der Erde ausruhen" — ein Wort, welches aus einer Tiefe kommt, wo Menschen nicht hinkommen und wo er es auch nicht hergeholt hat; es ist eines von denen, die von selbst aus der Tiefe kommen und ihren Witz mitführen. Rabel.

16.

Wohl hat die Welt manch' einsam-tief
Verborgenen Ort in Höhl' und Wald;
Doch keiner ist zu Ruh' und Schlaf
So gut, wie Gottes Schooß.

Da denk' ich mir's bequem und frei,
Daß Einer an des Andern Brust
Gelagert süß mit seinem Haupt,
Und daß ein warmer Liebeshauch
Am Herzen streife hin.

Da möcht' ich, o Geliebter, wohl
Mit dir in heiligem Schlummer ruh'n;
Da möcht' ich ruh'n an deiner Bruſt
In allertiefſter Ruh'.

Nach Bettina von Arnim.

17.

Das Leben, o Liebſte, wie iſt's ſo lang,
Wird glühender Seelen unendlicher Drang
Endlos von einer Macht verhöhnt,
Die Nichts erſchüttert und Nichts verſöhnt!
O wären wir der Qual entfloh'n;
O wären wir geſtorben ſchon
Und raſteten in Gottes Schooß!
Der iſt ſo ſüß, der iſt ſo groß;
Da wird ja wohl ein Plätzchen klein,
Von Kummer und von Schrecken rein,
Auch uns zuletzt gegönnet ſein.

18.

Rahel befand ſich im Traume mit Anderen an einem gewöhnlichen Ort; plötzlich erhob ſich ein Wetter mit Blitz und Sturm, bald aber ward Ruhe; eine Röthe entſtand und umfloß den ganzen Raum, ſo daß er davon dicht erfüllt wurde und kein anderer Gegenſtand mehr zu er-

kennen war. Die obgleich ganz nahen Freunde verſchwanden, die Erde ſchwankte, das Roth ward „immer ſchöner und allgemeiner.“ Sie denkt: „Das iſt Untergang, Tod; ich will nun ſehen, wo meine Seele bleibt.“ Die Erde wird immer ſchwankender und Rahel denkt nur noch an Gott.

Aus der Briefſammlung: „Rahel,“ III. Berlin 1834. S. 199 f.

19.

Karoline von Wolzogen erwähnt in ihrem Tagebuche einer Fahrt nach Weimar, bei der ſie aber durch ſtarkes Unwohlſein zur Umkehr genöthigt wurde.

„Auf der Rückfahrt gerieth ich in einen unausſprechlich glücklichen — ich möchte ſagen: ſeligen — Zuſtand. Alle Lebensangſt und Sorge fiel ab von mir; die wie in einem ſchönen Traume Aufgelöſte erfüllte das Gefühl des Allgemeinen, Ewigen; mir war, als ruhte ich in Gott, und Alles war gut. An dem genannten Platze*)

*) In dem Vorhergehenden findet ſich: „Die Sonne ſchien hell auf die Tannen; ich dachte, daß Göthe hier wohl zum letzten Male die Natur gefühlt, als er vom Prinzengarten in Jena zurückkehrte.“

erreichte dieſes Gefühl ſeine Höhe, und noch ſteht es in meiner Seele feſt. — Wird es ſo ſein in der Todesſtunde?

Literariſcher Nachlaß von Karoline v. Wolzogen. I. Leipz. 1848. S. 104.

20.

Da mir durch den dunklen Mutterleib geholfen ward, ſo hab' ich alle andere Hoffnung auch.

Rahel.

21.

Gelten Meinungen dir oder die Wahrheit? — Ganz,
Ganz verdampfen wir nicht in die gemeine Luft.

Balde.

22.

— — — Wehet in heil'ger Nacht,
Wo die ſtumme Natur werdende Tage ſinnt,
Weht im dunkelen Orcus
Nicht ein liebender Athem auch? Hölderlin.

23.

Ein Tiger ſelbſt ſchützt ſeine Brut
In angebornem Liebesmuth —

Sollt' eine Gottheit ſchützen minder,
Der Lieb' entfremdet, ihre Kinder?

Schlemmer.

24.

O Geiſt des Lebens! Schöpfer der Natur!
O ewiger Vater in der Aetherflur,
Deſſ' Wunder und deſſ' Gnaden nicht zu zählen!
Du reih'ſt, die du gebildet, die Menſchenſeelen,
Wie Perlen auf deine Schnur,
Die himmliſche. O leite zum Azur
Auch mich hinan die edle Geiſterſpur;
O laß auch mich in deinem Kranz nicht fehlen!

25.

Das holde Licht, des Lebens Urblick
Aus endlos öden Finſterniſſen —
Geſetz und Maaß aus Ungemeſſ'nem —
Aus Rohem, Wildem, Ungeſchlachtem
Der Schönheit ſchmiegſam zarte Blume —
Aus ſtarrem Tod lebend'ge Regung,
Bewegten Daſeins Millionen —
Aus rauher, finſt'rer Thiergeſtaltung
Durch mühſam tauſendſtuf'ges Bilden
Den Wunderbau holdſel'ger Menſchheit —
Aus dumpfem Selbſt der Liebe Sehnen —

Aus blindem Trieb der Seelen Bündniß —
Aus Geistesnacht den Lichtgedanken —
Erschafft die heilig dunkle Macht.

Sie, die so großes Thun entrollet:
Vor äuß'rem Aug' und inn'rem Schauen,
Die Höchstes, Bestes stets gewollet,
Wie käme mir vor ihr ein Grauen? —
Sie mag mit mir, mit Welten schalten,
Mich, sie, zu was sie will, entfalten,
Ihr geb' ich mit getrostem Sinn
Im Leben mich, im Tode hin.

Andeutung eines Systems speculativer Philosophie. Nürnberg 1831.

26.

Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat mir nur dazu gedient, die Ueberzeugung zu bestätigen, daß der Tod, weit entfernt die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöht, indem er sie von so manchem Zufälligen befreit; daß Erinnerung ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseins, welche den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben und den Zurückgelassenen bleibt; daß wir im Innersten unseres Wesens mit Jenen vereint bleiben, da

wir ja unſerem bewußten Theile nach nichts Anderes ſind, als was auch ſie ſind, Geiſter; daß eine künftige Wiedervereinigung bei gleichgeſtimmten Seelen, die das Leben hindurch nur Eine Liebe, Einen Glauben und Eine Hoffnung gehabt, zu den gewiſſeſten Sachen gehört, und namentlich von den Verheißungen des Chriſtenthums auch nicht Eine unerfüllt bleiben wird, ſo ſchwer begreiflich ſie auch einem bloß mit abgezogenen Begriffen umgehenden Verſtande ſein mögen. Täglich erkenne ich mehr, daß Alles weit perſönlicher und unendlich lebendiger zuſammenhängt, als wir uns vorzuſtellen vermögen.

Schelling.

27.

Die Liebe will, daß ewiger Natur
Und unvergänglich das Geliebte ſei;
Ich glaube nicht an dein Vergeh'n, o Freund!
Durch deines Seins Gewebe geht ein Faden,
Der es dem Ewigen, Göttlichen verknüpft.

Bettina von Arnim.

28.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen, ernſten Geiſterreich.

Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich.
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen;
Das ſtrenge Herz, es fühlt ſich mild und weich.
Was ich beſitze, ſeh' ich, wie im Weiten,
Und was verſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Göthe's Fauſt, Zueignung.

29.

Kein Motiv reiner Liebe wird aus den Herzen der Seligen ſchwinden.

P. Blott. Das Wiederſehen im Himmel. Mainz 1863. S. 40.

30.

Tauſend Verhältniſſe mögen mit dieſem Leben zerreißen; ſie haben vielleicht unſer Inneres nie anders als feindſelig oder doch ſtörend berührt. Aber das Band einer wahrhaft göttlichen Liebe iſt unauflöslich, wie das Weſen der Seele, in dem es gegründet iſt, ewig wie ein Ausſpruch Gottes.

Schelling
in dem Geſpräche über den Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt.

„Glauben Sie nicht," fragt ebendaſelbſt Clara, „daß Liebe und Freundſchaft göttlicher

Natur ſind, daß eine ſtille, unbewußte, aber darum nur um ſo mächtigere Nothwendigkeit Seele an Seele zieht?“

31.

— — — — — — — — — —

Dies Eine nur iſt Glücke, was des höhern,
Verborgenen Menſchen Fittig uns entfaltet;
Und der Genuß allein, der ihn empor
Zum Aether hebt und trägt und fliegen lehrt
In unbekannte Geiſterregionen,
Iſt Aechtbeſeligung der Menſchenbruſt.
Wohl möcht' ich immer bei dir ſein, o Freund!
Dein Antlitz ſchau'n und mit dir Rede tauſchen,
Und meine Luſt, ſie würde nie verſiegen.
Allein es ſagt die innere Stimme mir:
Nicht würde Solches deiner würd'g ſein,
Und meiner nicht. Zum ewigen Ocean
Forteilen unverrückt, das ſind die Wege,
Die vorgeſchrieben einſt auf eiſiger Bahn*)
Die Geiſter mir, und nicht zu fürchten iſt
Auf ihnen dein Verluſt. Denn ſelber auch
Forttreibt es dich, und nimmer kehrſt du um,

*) Es wird vorher eine nächtliche Fahrt im Fluſſe auf Gisſchollen beſchrieben.

Und unſeres Begehrens einziges
Erhabenes Ziel, es ſind die Ewigkeiten.

Nach Bettina von Arnim.

32.

Der Gott da oben, Göthe,
Er dünkt mich ein gewaltiger Poete,
Geſchicke bildend für ein künftig Leben,
Die frei im Aether und voll Glanzes ſchweben.

Und unſere armen Herzen,
Sie ſind der Schooß, aus dem er ſie mit Schmerzen,
Mit großen, tiefen, kreiſend ausgebieret,
In's trübe, kampferfüllte Daſein führet.

Es bricht das Herz im Leide,
Allein es ſchwingen ſich zu lichter Weite
Die göttlichen Geſchick' und hallen fröhlich
Im Götterraum und leben ewig ſelig.

Nach Bettina von Arnim.

33.

Betrübe dich nicht allzu ſehr,
O mein Gemüth! Nicht allzu ſchwer
Empfinde ſie, die herbe Qual,
Die dein Geſchick im Erdenthal!

Sie hat ihr Maaß, ſie hat ihr Ziel;
Bereitet iſt uns ein Aſyl,
Uns eine Raſt, ſo himmliſch rein;
Und nach der Raſt, wenn durch das Sein
Neuſchöpferiſche Hauche weh'n,
Ein wundervolles Auferſteh'n.

34.

Der Weiſe und Gerechte wird für jenen höheren Zuſtand dieſen gegenwärtigen nicht ungern hergeben. Er wird mit dem Göttlichen, das er in ſich gepflegt und ſorgſam herangezogen, wenn daſſelbe ſeine vollkommene Reife erhalten hat und ſeine Flügel ausbreiten kann, die unvollkommene Erde mit keinem anderen Gefühle hinter ſich laſſen, als das iſt, womit jene zarten bunten Vögel, in welche ſich einer Fabel zu Folge die Blüthe eines indiſchen Baumes verwandelt, von dieſem Baume hinwegfliegen. Schelling.

35.

Die Welt entweicht, ſie iſt nicht mehr —
Horch, Harmonieen um mich her!
Ich ſchwimm' in glühendem Morgenroth.
O leiht mir euere Schwingen,

Verklärte Bruderſeelen, helft mir ſingen:
„Wo iſt dein Sieg, o Grab; wo iſt dein Pfeil,
o Tod?“

Alex. Pope. „Der ſterbende Chriſt.“

36.

Grabſchrift.

Hier liegt ein Mann, in dem
Ein heil'ges Weſen glühte,
Der um Gerechtigkeit
Sich endelos bemühte
Und nie geſättigt ward.
Nun iſt ihm allbereit
Sein Durſt geſtillt durch Gott
Und ſeine Weſenheit.

Angelus Sileſius.

37.

Grabſchrift der h. Gertrudis.

In dieſem Grabe liegt
Nichts weiter, als ein Schein,
Nicht kann, wie man vermeint,
In ihm Gertrudis ſein.
Im Herzen Jeſu iſt
Dieſelbige begraben;

Sollt' es mit ihrer Gruft
Nicht dies Bewandtniß haben?
Aus ihrem Herzen ja,
Dem reinen Heilandsschrein,
Müßt' ausgegraben Er
Und weggeraffet sein.

Derselbe.

38.

Sterben ist nicht ein Entschlummern, sondern ein Erwachen des Geistes.

Fr. Schlegel.

39.

Schelling in dem Gespräche „über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt" erklärt sich dahin, daß der Zustand nach dem Tode „das höchste, durch kein Erwachen unterbrochene Hellsehen" sein werde.

40.

Hier auf Erden ersterben wir uns selbst in einem sich immer weiter verbreitenden Vergessen; dort im Himmel leben wir wieder auf in der vollkommensten Erinnerung.

P. Blot. Das Wiedersehen im Himmel. Mainz 1863. S. 36.

Das hier Ausgesprochene hat, oberflächlich betrachtet, nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich. Denn wenn wir hier nur sehen, fühlen und erfahren, daß wir vergehen, wie sollen wir glauben, daß wir im Tode, diesem, wie es scheint, die innere, wie äußere Zerstörung vollendenden Vorgange, auf einmal wieder in den vollen Besitz unserer selbst gelangen! Aber eine Fülle von Erfahrung zeigt uns auch, daß das dem Bewußtsein Entschwundene doch noch in uns vorhanden und in einer uns verborgenen Weise aufbewahrt ist, und daß selbst das völlig Vergessene schon in diesem Leben mit vollkommener Bestimmtheit und Lebhaftigkeit wieder erinnerlich zu werden vermag, worüber in dieser Sammlung hinreichende Zeugnisse zu finden sind. Ich füge hier noch folgende Stelle aus der so eben citirten Schrift*) hinzu: „Die Wahrheit ist von Gott und bleibt ewig. Die Einwendungen kommen von den Menschen; die Zeit erschüttert sie, und der Hauch einer tieferen Wissenschaft bläst sie hinweg."

*) S. 31.

41.

Es iſt die Wahrſcheinlichkeit einer großen Revolution im Bewußtſein im Augenblicke des Todes vorhanden. Bei Vielen erwacht die Erinnerung der erſten Kindheit wieder; bei Anderen geſchieht ein Blick in den Zuſammenhang unſerer Seelen mit denen der Aeltern und Geliebten, ein Blick in die geheime Werkſtätte der Seelenläuterung. Vorbereitung zum Tode iſt daher — nach objectiver Uebereinſtimmung aller Frommen — die erſte Aufgabe der Religion für uns.

Friedrich Schlegel,
Supplemente zu deſſen Werken. Bonn 1846.
IV. S. 439.

42.

Nehmen wir an, daß das Gedächtniß Alles behalte und daß nur dem Tagleben des menſchlichen Geiſtes die Erinnerung verloren gehe, ſo iſt zu denken, daß nach der Befreiung von den Banden des körperlichen Lebens alles Vergeſſene ſich uns wieder erneuere, alles Intereſſe der Vergangenheit wieder vor den Geiſt trete. Welcher Reichthum des individuellen geiſtigen Lebens!

„Der Geiſt und ſein Verhältniß in der Natur.“
Berlin 1852. S. 447.

43.

Die Quelle der Erinnerung.

Wenn man ſich aller Scenen ſeines Lebens und aller Gedanken, die man dabei gehabt, binnen einiger Stunden wieder erinnern will, ſo geht man zu dieſer Quelle und trinkt einen Schluck aus dieſem Nektar. Von ihm trinken alle Verſtorbenen, wenn ſie ſollen gerichtet werden. Aus Heinſe's Laidion.

44.

Im Vergleich mit dem gegenwärtigen Zuſtande befinden ſich die Abgeſchiedenen in einem ruhenden Zuſtande der Paſſivität, in der Nacht, in der Niemand wirken kann. Ihr Reich iſt nicht ein Reich der Thaten und Handlungen, denn es fehlen die äußeren Bedingungen für dieſelben. Nichtsdeſtoweniger leben ſie ein tiefes, geiſtiges Leben; denn das Todtenreich iſt ein Reich der Innerlichkeit, der ſtillen Selbſtbeſinnung und Selbſtvertiefung, ein Reich der Erinnerung im vollen Sinne des Wortes, in dem Sinne, daß die Seele hier in ihr eigenes Innere hinein und auf den Grund des Lebens zurückgeht, zu dem wahren Innern des Alls. Und gerade hierauf

beruht die läuternde Bedeutung dieses Zustandes. Während in der gegenwärtigen Welt der Mensch sich in einem Reiche der Aeußerlichkeit befindet, wo er unter der zeitlichen Zerstreuung, unter dem weltlichen Treiben und Getümmel der Selbsterkenntniß entfliehen kann, tritt in jenem Reiche das Entgegengesetzte ein! Der Schleier, den diese Sinneswelt mit ihrer bunten, unabläßig bewegten Mannichfaltigkeit über den strengeren Ernst des Lebens beruhigend und mildernd ausbreitet, der aber auch so oft dienen muß, dem Menschen zu verbergen, was er nicht sehen will — dieser Schleier der Innerlichkeit zerreißt vor dem Menschen im Tode und die Seele befindet sich im Reiche der reinen Wesenheiten. Die mannichfaltigen Stimmen des Weltlebens, die im irdischen Leben mit denen der Ewigkeit zusammenklangen, verstummen; die heilige Stimme klingt nun allein, ohne vom weltlichen Lärm gedämpft zu werden, und deswegen ist das Todtenreich ein Reich des Gerichtes. „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben und hernach das Gericht.“*) Weit entfernt, daß die mensch-

*) Hebr. 9, 27.

liche Psyche hier aus dem Lethestrome trinken sollte, muß man vielmehr sagen, daß ihre Werke ihnen nachfolgen; daß ihre Lebensmomente, welche im Strom der Zeiten vorübergegangen und zerstreut sind, hier auferstehen, gesammelt in der absoluten Gegenwart der Erinnerung, welche sich zum zeitlichen Bewußtsein verhalten muß, wie die wahren Visionen der Poesie sich zur Prosa der Endlichkeit verhalten, einer Vision, die so zur Freude, wie zum Schrecken, werden kann, weil sie die eigene, tiefste Wahrheit des Bewußtseins ist, und daher nicht blos beseligende, sondern auch richtende und verdammende Wahrheit sein kann.

Martensen.
Dogmatik. S. 518.

Der Verfasser stellt hier dar, wie er sich den Zustand der Abgeschiedenen nach dem Tode bis zur Auferstehung denkt. Eine reine Thatlosigkeit der Abgeschiedenen möchte sich so unbedingt und ausnahmslos doch nicht behaupten lassen.*) Was aber in den letzten Nummern

*) Es tritt hier namentlich die Frage hervor, ob nicht eine theilnehmende Beziehung vollendeter Seelen zu den Lebenden möglich. Kommt es zu einer

dieſer Abtheilung von dem erinnerungsvollen Inſichgehen der Seele mit ethiſchem Urtheile über den vollendeten Lebenslauf ausgeſprochen iſt, ſoll in dem folgenden letzten Abſchnitte durch pſychologiſch-empiriſche Gründe bewahrheitet werden.

45.

Es giebt eine doppelte Schwere, ſo zu ſagen, einen zweifachen Zug, der das Einzelne, Beſonderte, je nachdem es ſeiner Natur und ſeinem Urſprunge nach dieſem oder jenem Reiche angehört, theils nach unten in das Ganze des Erdkörpers und der Körperwelt überhaupt, theils nach oben in das geiſtige und göttliche Weſen und Leben der Dinge führt. Das „Unten," von dem wir ſprechen, iſt das Reich der materiellen Aeußerlichkeit, das „Oben" das jener lichterfüllten Innerlichkeit, die der „Himmel" des religiöſen Glaubens, die unmittelbar göttlich, ja Gott ſelber iſt. Das Lebendige iſt ein Product aus Beiden.

Erweiterung oder Fortſetzung gegenwärtigen Unternehmens, bei welchem wir uns vorerſt nur um das Weſentlichſte und Nöthigſte bemühen, ſo werden wir vielleicht auch über dieſen Punkt einige das Intereſſe eines ſinnigen Publikums in Anſpruch nehmende Erörterungen und Berichterſtattungen zu liefern im Stande ſein.

Erfolgt nun im Tode die Scheidung, ſo wird der materielle Beſtandtheil deſſelben, der Stoff, aus dem der Körper geformt, in das phyſiſch Allgemeine aufgelöſt und zurückgenommen, der geiſtige aber mittelſt einer Anziehung entgegengeſetzter Art in jene ihm homogene Innerlichkeit hinein- und emporgeführt. Hier mag es denn freilich auch Schwierigkeiten und Hemmungen geben und das Aufſteigen in dieſe Lichtregion nicht bei Allen mit derſelben Leichtigkeit und Natürlichkeit erfolgen. Was ſich ſeinem göttlichen Urſprunge zu ſehr entfremdet hat, dem wird es ſchwerer ſein, ſich mit demſelben auf's Neue zu verſchmelzen, als Anderem, was ihm näher geblieben oder ſich ihm ſchon im Leben wieder mehr genähert hat. Daher es allerdings nicht gleichgültig iſt, wohin ſich der Lebende mit ſeiner Liebe, ſeinem Denken, Streben und Handeln kehrt, und ein ernſter Moment, der unſere Selbſtprüfung in Anſpruch nimmt, der von unſerem Standpunkte aus übrigens ſo heiteren und tröſtlichen Betrachtung des Todes nicht ganz erſpart werden kann.

VIII.

Erinnerung im Tode.

Thatsachen, aus welchen auf eine im Tode stattfindende absolute Erinnerung und ein sich dabei vollziehendes Selbstgericht der Seele zu schließen.

Concentrirung des in der Zeit Ausgedehnten im Bewußtsein. Wunderbarer, mit ethischem Urtheile verbundener Ueberblick über das Ganze eines individuellen Daseins in ungewöhnlichen Schlafzuständen und Traumgesichten und auf dem Wege vom Leben zum Tode.

1.

„In einer Nacht, wo ich im Gefängnisse eingeschlafen war, weckte mich die Glocke des Palais auf, indem sie 12 Uhr schlug. Ich hörte, wie man das Gitter öffnete, um die Schildwache abzulösen; aber ich schlief gleich darauf wieder ein. In meinem Schlafe hatte ich nun einen Traum" — es folgt die Erzählung eines furchtbaren Traums, dessen Einzelheiten für den Träumenden wenigstens einen Zeitraum von 5 Stunden füllten — „als plötzlich das Gitter mit Heftigkeit wieder geschlossen wurde, und ich wieder aufwachte. Ich ließ meine Taschenuhr schlagen; es war noch immer 12 Uhr. So daß also diese furchtbare Phantasmagorie nur 2 oder 3 Minuten gedauert hatte, d. h. die Zeit, welche zur Ablösung der Schildwache und zum Oeffnen und Schließen des Gitters nöthig war. Es war sehr kalt und die

Consigne sehr kurz; der Schließer bestätigte am andern Morgen meine Rechnung. Und doch erinnere ich mich keines Ereignisses in meinem Leben, wovon ich die Dauer mit größerer Sicherheit angeben könnte, wovon die Einzelheiten meinem Gedächtnisse besser eingeprägt wären und dessen ich mir vollständiger bewußt wäre.

Mem. et Souv. du comte Lavalette.
Paris 1831. I. p. XXVIII.

Fechner*) spricht von ähnlichen, ihm von glaubwürdigen Personen mitgetheilten Fällen; „die Seele," sagt er, „beweist zuweilen im Traume das Vermögen, eine ungeheuere Menge von Vorstellungen, die wir im Wachen nur in langer Zeit nach einander zu entwickeln vermögen, in kürzester Zeit hervorzubringen."

2.

Ein Träumender — es war ein halbes Jahr vor seinem Tode — sah einen Mann vor sich, der ihm einen Spiegel reichte, worin er Scenen seines vergangenen Lebens, deren er sich im Wachen kaum mehr bewußt war, mit der

*) Zendaveſta. Leipzig 1851. III. S. 30 f.

größten Deutlichkeit und Lebhaftigkeit erblickte. Er sah sich ganz genau als dreijähriges Kind, jede Schulscene mit seinem Erzieher, jede verdrießliche Begebenheit, die er in seiner Jugend erlebt hatte, präsentirte sich in dem Spiegel auf das Bestimmteste.

Moritz, Magazin V. St. 1. S. 55.

3.

Wie das unwillkürliche Erwachen, so ist auch das eben so unwillkürliche Entschwinden und doch Verbleiben einer Vorstellung ein höchst merkwürdiger Vorgang. Vorstellungen von Personen, Sachen, Gegenden ꝛc., eben so gewisse eigenthümliche Gefühle, können lange gar nicht mehr vorhanden zu sein scheinen; und plötzlich sind sie wieder in ihrer ganzen Lebendigkeit da und bezeugen dadurch, daß sie eigentlich niemals verloren waren.

Hat man doch einzelne seltsame Bemerkungen gemacht, bei denen es schien, als ob sich mit einem Male eine Helligkeit des Bewußtseins über ein ganzes Reich des Vorstellungslebens verbreite. Eine solche Erfahrung machte einst ein englischer Opium-Esser bekannt, dem es vor dem

Eintritt der vollen narkotiſchen Wirkung des betäubenden Mittels vorkam, als ob Alles, was er jemals im Bewußtſein aufgenommen hatte, mit einem Male, wie eine ſonnenbeſchienene Gegend ausgebreitet ſei. Auf gleiche Weiſe wird von einem jungen Mädchen erzählt, welchem bei einem Sturz in's Waſſer vor dem Verlieren des Bewußtſeins daſſelbe geſchehen.

Carus, Pſyche. Stuttgart 1851. S. 224 f.

4.

„Die eigenthümlichen Vorgänge, welche ſich in meiner Seele ereigneten, als ich dem Ertrinken nahe war, habe ich, Ihrem Wunſche gemäß, hier niedergeſchrieben. Sie erſcheinen mir nicht ſo gar ſeltſam, nachdem ich von zwei oder drei Perſonen, die in einem dem meinigen ähnlichen Zuſtande geweſen, eine ſorgfältige Darlegung ihrer Gefühle dabei vernommen habe, welche mit den meinigen ſo genau harmonirten, wie es nur immer bei der Verſchiedenheit der ſonſtigen Leibes- und Seelenbeſchaffenheit möglich iſt. Die mich betreffenden Thatſachen ſind folgende.

Vor mehreren Jahren diente ich als Junker auf einem königlichen Kriegsſchiffe in Portsmouth

Harbour, und fuhr eines Tages in einem sehr kleinen Boot umher, welches ich zuletzt an einem Kajütenfenster des Schiffes zu befestigen suchte. In toller Verwegenheit schritt ich über die Kanonenlage; das Boot fiel um und ich in's Wasser. Da ich nicht schwimmen konnte, so suchte ich vergeblich das Boot oder einen der anderen Kähne zu erfassen. Als ein Mann auf dem Verdeck mich in's Wasser fallen sah oder hörte, machte er Lärm; sofort sprang der Oberlieutenant, gefolgt vom Zimmermann, in's Wasser; der Kanonier bestieg ein Boot und ruderte ihnen nach. Bei den hastigen, aber vergeblichen Bemühungen, um Hülfe zu rufen, hatte ich sehr viel Wasser geschluckt, und bald waren durch die verzweifelten Anstrengungen meine Kräfte erschöpft. Bevor mir Jemand Hülfe brachte, sank ich aller Hoffnung beraubt unter; jede Arbeit der Muskeln hörte auf; ich fühlte mit Bestimmtheit, daß der Tod über mich kam. So weit konnte ich mich nach meiner Rettung entweder selbst an diese äußeren Vorgänge erinnern, oder sie wurden durch Diejenigen ergänzt, welche die Scene mit angesehen hatten. Denn im Moment einer solchen Gefahr ist ein Ertrinkender viel zu sehr darauf

bedacht, jeden Strohhalm zu ergreifen oder zu sehr durch den Wechsel der Hoffnung und Verzweiflung abgezogen, als daß er die einzelnen Vorgänge in ihrer Aufeinanderfolge mit Bestimmtheit auffassen könnte. Ganz anders hingegen steht es um die inneren Vorgänge, welche darauf folgten; mein Bewußtsein erfuhr jene plötzliche Umwandlung, welche Ihnen so sonderbar erscheint und von der ich alle Einzelheiten noch so treu in der Erinnerung habe, als hätten sie sich erst gestern ereignet. Von dem Momente an, wo alle Bewegung der Glieder und Muskeln aufhörte, was nach meinem Dafürhalten die unmittelbare Wirkung der vollständigen Erstickung war, nahm die Stelle der bisherigen aufgeregten und wechselnden Empfindungen ein Gefühl vollkommener Ruhe ein; ich könnte es Apathie nennen, aber nicht Resignation, weil mir das Ertrinken nicht mehr schmerzhaft war. Ich hatte keinen Gedanken an Rettung mehr, noch empfand ich irgend ein körperliches Uebel; im Gegentheil waren jetzt meine Gefühle sehr angenehmer Art; sie glichen einigermaßen den dunklen, aber schönen Empfindungen, welche die Vorboten eines durch körperliche Arbeiten veranlaßten Schlafes sind.

War alſo auch der äußere Sinn ertödtet, ſo war es doch der Geiſt nicht. Seine Thätigkeit war in einer Weiſe lebendig, welche kaum zu beſchreiben iſt. Ein Gedanke jagte den andern mit einer Geſchwindigkeit, welche nicht bloß unbeſchreiblich, ſondern für Andere, die ſich nicht in einer ähnlichen Lage befunden haben, auch unbegreiflich ſein muß. Doch bin ich noch jetzt im Stande, dieſe Folge der Vorſtellungen, wenigſtens zum größten Theil, wieder zu geben. Das Unglück, das ſo eben über mich gekommen war, die Unvorſichtigkeit, wodurch es entſtanden, die Störung und das Geräuſch, welche dadurch veranlaßt worden waren, — denn ich ſah noch, wie die beiden Männer von den Strickleitern in's Waſſer ſprangen; die Wirkung, welche der Vorgang auf meinen liebenden Vater ausüben, die Art, wie er meinen Tod den übrigen Familienmitglieder mittheilen würde, und tauſend andere ſich an das älterliche Haus anknüpfende Gedanken bildeten die ernſte Reihe der Vorſtellungen, welche in mir lebendig waren. Darauf geſtalteten ſie ſich zu einem weiteren Kreiſe; unſere letzte Fahrt, eine frühere Reiſe mit einem dabei erlebten Schiffbruche, meine Schulzeit, die Fortſchritte, welche ich in ihr

gemacht, die Zeit, welche ich nutzlos verbracht hatte, sogar alle meine Abenteuer der Knabenperiode — das Alles wurde in meiner Erinnerung wach. Indem ich so immer weiter an den Anfang meines Lebens zurückging, schien mir jedes Ereigniß desselben in retrograder Aufeinanderfolge wieder aufzuleben; aber nicht bloß nach den allgemeinen Begrenzungen, welche sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hatten, sondern in einem vollständig ausgeführten Gemälde, mit allen, auch den geringfügigsten Nebenumständen. Kurz der ganze Inhalt meines Lebens stand vor mir in einem panorama-artigen Ueberblicke; und jeder Theil desselben schien mir mit dem Bewußtsein von Recht oder Unrecht und mit einer Art von Ueberlegung der Ursachen und Folgen begleitet zu sein. Viele unwichtige Ereignisse, welche meinem Gedächtnisse längst entschwunden waren, traten jetzt wieder vor meine Anschauung, und zwar so, als hätte ich sie erst vor Kurzem erlebt. Liegt nicht in diesem Allen ein Beweis für die fast unendliche, zur Prüfung unseres irdischen Lebens bestimmte Stärke der Erinnerung? Aber wie es sich auch hiermit verhalten mag, Etwas

war dabei höchſt merkwürdig, nämlich, daß alle die zahlloſen Gedanken, welche in meinem Bewußtſein auf- und niedertauchten, nach rückwärts gerichtet waren. Meine Erziehung war ſtreng religiös geweſen; meine Hoffnung und meine Furcht in Bezug auf das Leben jenſeits des Todes war noch ſo ernſt, wie zuvor; und zu jeder andern Zeit würde in mir das nachhaltigſte Intereſſe und das peinlichſte Gefühl durch den bloßen Gedanken erzeugt worden ſein, daß ich an der Thüre der Ewigkeit herumſchwämme. Aber in dieſem unerklärlichen Augenblicke, wo ich die volle Gewißheit hatte, die Schwelle des Todes bereits überſchritten zu haben, eilte keine Idee hinüber in die Zukunft. Ich war lediglich mit der Vergangenheit beſchäftigt. Wie lange oder vielmehr wie kurz ich in dieſer Fülle der Gedanken zubrachte, kann ich gegenwärtig nicht mehr beſtimmt ſagen; doch mögen kaum zwei Minuten zwiſchen dem Augenblick des Erſtickens und der Rettung gelegen haben.

Wegen der ſtarken Fluth mußte das Rettungsboot zunächſt an ein anderes Schiff angelegt werden, wo ich nach dem damals üblichen Verfahren auf den Kopf geſtellt wurde, um von

dem verſchluckten Waſſer befreit zu werden; hierauf ward ein Aderlaß applicirt, die Haut ſtark frottirt und mir ſogar ein Schluck Branntwein gegeben. Mein Verweilen unter dem Waſſer war von ſo kurzer Dauer geweſen, daß ich nach der Ausſage der Anweſenden ſehr bald in's Leben zurückgerufen wurde. Meine Empfindungen während des Wiedererwachens waren den oben beim Ertrinken dargelegten vollkommen widerſprechend. Nur der eine, aber verwirrte Gedanke, daß ich dem Waſſertode nahe geweſen, erfüllte mein Bewußtſein anſtatt der vielen deutlichen und beſtimmten Bilder, welche noch vor Kurzem an ihm vorbeigezogen waren. Eine unbeſchreibliche Angſt, ein bleiernes Alpdrücken ſchien auf jedem Sinne zu laſten und die Entſtehung jeder vernünftigen Idee zu vernichten; und nur mit Mühe gewann ich die Ueberzeugung, daß ich wirklich noch lebte. Während ich beim Ertrinken jedes Schmerzes ledig geweſen war, hatte ich jetzt mit vielen körperlichen Qualen zu kämpfen; und obgleich ich ſeitdem öfter verwundet worden bin und zuweilen ſchmerzhafte chirurgiſche Operationen zu beſtehen hatte, ſo waren doch damals meine Schmerzen weit bedeutender; ich fühlte mich in jeder Hinſicht

von Leiden gequält. Einst erhielt ich einen Schuß in die Lunge und mußte in der folgenden Nacht mehrere Stunden auf dem Verdeck liegen, wobei ich noch aus anderen Wunden blutete und zuletzt ohnmächtig wurde. Da ich sicher glaubte, daß die Verwundung in der Lunge tödtlich sei, so hatte ich die bestimmte Ueberzeugung, daß ich mich unrettbar in der Lage eines Sterbenden befände. Aber dabei empfand ich nicht das Geringste von den Vorgängen, welche sich bei dem Ertrinken einstellten und als ich die Augen wieder öffnete, gelangte ich zu einem deutlichen Bewußtsein meines wirklichen Zustandes. Wenn diese unfreiwilligen Erfahrungen, welche ich in der Nähe des Todes gemacht habe, für Sie einiges Interesse haben, so sind sie sicherlich nicht vergeblich erduldet worden von Ihrem

F. Beaufort."

Dieser Brief rührt von dem englischen Admiral Beaufort her, welcher ihn im Jahre 1828 als Schiffscapitain an den Dr. Wollaston schrieb. Er befindet sich in der 1852 erschienenen Schrift des Engländers Haddok: „Somnolismus und Psychismus" abgedruckt.

5.

Die von mir beobachtete Somnambüle that Rückblicke in ihr ganzes vergangenes Leben, berichtete Ereigniſſe aus ihrer früheſten Jugend (die Wahrheit ihrer Ausſagen ward erwieſen) und erhielt namentlich über ihren moraliſchen Zuſtand bis in die verborgenſten Gedanken Licht, was nach ihrer Ausſage ein Jeder im Tode erhalten wird.

Paſſavant, Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus. S. 99.

6.

Magdalena Wenger, ein einfaches Bauermädchen, verfiel in ſomnambüle Zuſtände, in welchen ſich ihre geiſtigen Kräfte bedeutend ſteigerten. Dr. Perty, Prof. in Bern, der ſie beobachtete, hat in ſeinem Buche: „Die myſtiſchen Erſcheinungen der menſchlichen Natur," Leipzig und Heidelberg 1861, Nachrichten von ihr gegeben. Ueber die Vorgänge beim Sterben ſagte ſie: „Wenn der Geiſt den Körper verlaſſen, ſo werfe er auf dieſen einen kurzen, aber ſchaudernden Blick zurück. Der Tod des Weltmenſchen pflege der ſchwerere zu ſein. Es dränge ſich

in den letzten Momenten das ganze Leben des Menschen in einen äußerst kleinen Raum zusammen; es erscheine, selbst wenn es 80 Jahre gedauert, ganz kurz und alle Bedrängnisse desselben unbedeutend. Dabei stehe Alles äußerst klar vor dem Blicke der Erinnerung. Nach der Trennung des Geistes und der Seele vom Leibe trete ein Gefühl von Leichtigkeit ein. „Man fühlt sich ganz leicht."

Perty, a. a. O. S. 287 f.

7.

Auszug aus einem Bericht des Pfarrers Kern in Hornhausen an die preußische Regierung in Halberstadt im Jahre 1733.

Johann Schwertfeger war nach einer langwierigen, schmerzhaften Krankheit dem Tode nahe. Er ließ mich rufen, nahm das h. Abendmahl und sah mit Heiterkeit dem Tode entgegen. Bald fiel er in eine Ohnmacht, die eine Stunde währte. Er erwachte, ohne Etwas zu sagen. Nach einer zweiten Ohnmacht, die etwas länger dauerte, erzählte er eine Vision, die er gehabt habe. Eine Stimme rief ihm, er müsse wieder zurück und sein Leben untersuchen. Dann solle

er vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen. Die ersten Worte nach seinem Erwachen waren die: „Ich muß wieder fort, aber das wird ein schwerer Stand sein; ich werde zwar wiederkommen, aber nicht so bald wie zuvor.“

Nach zwei Tagen verfiel er in eine dritte Ohnmacht, die vier Stunden dauerte. Seine Frau und Kinder hielten ihn für todt, legten ihn auf Stroh und waren im Begriff, ihm das Todtenhemd anzuziehen. Da schlug er seine Augen auf und sagte: „Schicket nach dem Prediger, denn ich will ihm offenbaren, was ich erfahren habe.“ Sobald ich in die Stube trat, richtete er sich von selbst auf, als hätte ihm nie Etwas gefehlt, umarmte mich fest und sprach mit fester Stimme: „Ach, was habe ich für einen Kampf ausgestanden!“ Der Kranke übersah sein ganzes Leben und alle Fehler, die er in demselben begangen hatte, selbst die ihm ganz aus der Erinnerung gekommen waren. Alles war ihm so gegenwärtig, als sei es erst jetzt geschehen. Die ganze Erzählung schloß damit, daß er am Ende herrliche Töne vernommen und einen unaussprechlichen Lichtglanz geschaut habe, wodurch er in große Wonne versetzt worden sei. „Aus solcher

Freude bin ich nun wieder in dieses Thal des Jammers zurückgekommen, in welchem mich Alles anekelt, nachdem ich etwas Besseres erfahren. Auch will ich den himmlischen Geschmack nicht mit irdischer Speise und Trank vermischen, sondern so lange warten, bis ich wieder in meine Ruhe komme." —

Merkwürdig war es, fährt der Prediger fort, daß ihn die Krankheit verlassen. Denn er war nach der letzten Ohnmacht stark, frisch und gesund und von allen Schmerzen befreit, da er doch vorher kein Glied rühren konnte. Die Augen, welche vorhin trieften, trübe und tief im Kopfe lagen, waren so helle und klar, als wären sie mit frischem Wasser gewaschen worden. Das Gesicht war wie eines Jünglings in seiner Blüthe. Inzwischen sagte der Kranke voraus, daß er in zwei Tagen sterben würde, was denn auch eintraf.

Passavant, Untersuchungen über den Lebensmagnetismus. S. 165.

8.

Ein berühmter Geistlicher, dem Beobachtungsgabe nicht abgesprochen werden kann, hat mir oft erzählt, wie sich im Augenblicke des Ein-

schlummerns eine unbeschreibliche Heiterkeit über sein ganzes Wesen ausgieße, wobei sich zugleich die Seele in der feinsten sittlichen und geistigen Thätigkeit befinde. Alle seine Fehler stünden dann in höchst peinlicher Art vor ihm da; je reiner sich hingegen sein Herz fühle, deste seliger sei jener Mittelzustand von Wachen und Schlaf. Von Allem, was Traum heißt, sei dieser Zustand unendlich verschieden; so daß seine Klarheit selbst die lebhaftesten Vorstellungen des wachen Bewußtseins weit übertreffe, und daß jede gewöhnliche Art zu existiren gegen diese nur Traum, Schlummer, Tod zu sein scheine. Er werde dann in ganz neue Gesichtspunkte versetzt, in eine Art bildlosen Anschauens, worin doch Alles auf's Genaueste unterschieden und ohne alle Verwirrung sei. Dieser Zustand dauere aber gewöhnlich, wie er aus verschiedenen Merkmalen wisse, nur eine Secunde, wiewohl er ihm nicht so kurz vorkomme; er verschwinde durch eine plötzlich zuckende Bewegung und lasse das wehmüthigste Schmachten nach seiner Fortdauer zurück. Bald darauf erfolge das gänzliche Einschlafen.

Schelling in dem Gespräche: „Ueber den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt.“
Werke IV. S. 61.

Es war dies offenbar eine hellsehende, mit einem Selbstgericht der Seele verbundene Todesekstase, wie ich es nennen möchte, und würde wohl in bleibenden Tod übergegangen sein, wenn nicht die Natur, die sich diesem Uebergange entgegensetzte, unterbrechend und unterdrückend zu Werke gegangen wäre, wodurch sich die Todesekstase in gewöhnlichen Schlaf verwandelte.

9.

In all dem, was wir von bezüglichen Erscheinungen und Thatsachen, wie schon in früheren Abtheilungen, so auch in dieser, ausgehoben und zusammengestellt, ist, bei großer Verschiedenheit der Quellen, eine eben so große Harmonie in Aussage und Darstellung bemerklich. Hier — man wird es einräumen — ist fester Boden, reale Grundlage; es sind keine bloßen Phantasieen, Theorieen und Speculationen; wir haben ganze Gruppen psychologischer und physiologischer Erfahrungen und Wahrheiten vor uns, auf die wir uns, theils wegen ihrer glaubwürdigen Bezeugtheit im Einzelnen, theils wegen ihrer Zusammenstimmung und ihrer sich dadurch charakterisirenden

Objectivität und Geſetzlichkeit, verlaſſen können, aus denen wir ſichere Schlüſſe zu ziehen im Stande ſind, die uns einen wunderbar hellen Blick in die, wie es gemeinhin den Anſchein hat, ſo dunkeln und unerforſchlichen Zuſtände thun laſſen, denen unſer Inneres im Tode anheimfällt; ſo, daß wohl Niemand, der dieſe Blätter aufmerkſam geleſen und deren Inhalt ernſtlich erwogen hat, an einer mit erhöhtem Bewußtſein und geſchärfter Erinnerung verbundenen Fortdauer unſerer Perſönlichkeit und, namentlich was das Thema dieſer letzten Abtheilung betrifft, an einem zunächſt erfolgenden, zu ihrer Reinigung und Vorbereitung auf die höheren und ſeligeren Stufen jenſeitiger Exiſtenz dienenden moraliſchen Selbſtgericht der menſchlichen Seele zweifeln wird.

Abhandlungen.

I.

Seele und Leib.

Analogien aus der Chemie.

Sehen wir uns in Beziehung auf die Verbindung so verschiedenartiger Existenzen und Potenzen, wie Leib und Seele ist, nach Analogien im Reiche der Natur um, so bietet uns die Chemie eine sehr entsprechende dar. Stoffe von ganz entgegengesetzten Beschaffenheiten und Eigenschaften haben gerade die meiste Neigung, sich zu einigen, und treten in eine sogenannte chemische Verbindung zusammen, kraft welcher aus den Beiden ein Drittes von wieder ganz eigenthümlicher Art und Wirkung entsteht.

Indem ein Chemiker*) die Lehre von der „Wahlanziehung" vorträgt, sagt er: „Als man

*) Dr. F. F. Runge.

dies merkwürdige Verhalten der Stoffe zu einander zu erforschen begann, bezeichnete man die dabei thätigen Anziehungskräfte mit dem Namen Verwandtschaft oder Affinität, und betrachtete diejenigen Stoffe, die sich am stärksten anziehen, als die verwandtesten. Diese Ansicht ist aber unrichtig. Denn nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche heißt verwandt, was einander ähnlich ist, sowohl den Eigenschaften, als der Abstammung nach. Nun tritt aber die größte und stärkste Anziehung gerade unter denjenigen Stoffen hervor, bei welchen die größte Unähnlichkeit und Verschiedenheit stattfindet. Wasserstoff und Sauerstoff haben durchaus keine Aehnlichkeit mit einander; sie bilden vielmehr sehr strenge Gegensätze, und daher ist auch das Streben nach Vereinigung so stark, daß sie mit donnerähnlichem Knalle und größter Schnelligkeit erfolgt, wenn sie Beide in Gasgestalt mit einander gemengt sind und man eine Flamme damit in Berührung bringt (Knallgas)." — „Die Anziehung zweier Stoffe geschieht in Folge ihrer entgegengesetzten Eigenschaften, die dann in der Verbindung ihre Ausgleichung finden. Wenn sich Sauerstoffgas mit Wasserstoffgas verbindet, so entsteht Wasser,

was durchaus keine Aehnlichkeit mit jenen beiden Stoffen hat, da aus ihrer Vereinigung ein ganz Neues, Drittes hervorgegangen ist. Was sich demnach am unähnlichsten ist, den stärksten Gegensatz bildet, wird sich auch am stärksten anziehen ꝛc. Alle chemischen Vorgänge beruhen auf solchen Gegensätzen." — „Wenn zwei Stoffe sich mit einander chemisch verbinden, so hören sie auf, für sich selbst zu existiren, sie gehen gleichsam in der Verbindung unter, fangen aber in dieser ein neues chemisches Leben an. Denn die früheren Eigenschaften der beiden Stoffe sind in ihrer Verbindung nicht mehr erkennbar; sie sind wesentlich verändert, oder es treten vielmehr ganz andere, neue hervor. Hat sich Schwefel und Kupfer zu Schwefelkupfer vereinigt, so hat der Schwefel seine gelbe Farbe, seine leichte Entzündbarkeit, das Kupfer sein Metallartiges, seine rothe Farbe, seine Dehnbarkeit und Geschmeidigkeit verloren, das Schwefelkupfer stellt sich als etwas Neues mit neuen chemischen Eigenschaften dar. Und wie verschieden ist die schweflige Säure, eine Luft- oder Gasart von starkem, durchdringendem Geruche, die sich erzeugt, indem sich Sauerstoff mit entzündetem Schwefel verbindet,

von ihren beiden Bestandtheilen! Dergleichen ist nur dadurch möglich, daß sich Stoffe in ihrer Vereinigung völlig durchdringen und daß sich auf diese Weise dasjenige ausgleicht, was sich in ihren Eigenschaften Entgegengesetztes findet. Man betrachte einmal den Zinnober! Wer sollte darin das lebendige, leichtbewegliche Quecksilber und den leicht entzündlichen Schwefel vermuthen? Und doch ist der Zinnober nichts als Schwefelquecksilber! Man braucht nur ein Loth Schwefel in einer gußeisernen Schale zu schmelzen, nach und nach drei Loth Quecksilber hineinzuthun und so lange zu erhitzen, bis ein schwarzes Gemenge entstanden ist, um dann durch vorsichtiges Erhitzen in einer Glasretorte Zinnober zu erhalten."

Wir sehen, daß die Annahme einer mit dem Leibe verbundenen Seele, als eines der materiellen Beschaffenheit desselben entgegengesetzten Princips, etwas der naturwissenschaftlichen Betrachtung ganz nahe Liegendes, somit keineswegs so Chimärisches und Ungereimtes ist, als man es wohl darzustellen sucht. Wir könnten die Sache, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, getrost in die Natur selbst hinein verlegen, könnten sogar, wenn wir wollten, die Seele selbst, ohne

den uns nöthigen Dualismus aufgeben zu müssen, als eine Art von Stoff ansehen, die sich mit den von ihr scharf unterschiedenen Stoffen des Leibes verbinde und mit ihnen zusammen die Erscheinung des Lebens bilde. Auf jeden Fall scheint es, als ob die schaffende und waltende Macht im Reiche des Lebens eine Art von Chemie im höhern Sinne des Wortes treibe, indem sie so Entgegengesetztes, wie Geist und Materie, Seele und Leib, bald auf das Innigste verbindet, bald wieder in seine Bestandtheile zerlegt. Das Wasser scheint dem Ununterrichteten ein ganz einfaches Element zu sein; die Wissenschaft weiß dies anders, sie kennt seine Bestandtheile und versteht es, sie uns als solche nachzuweisen. Was Leib und Seele betrifft, so hat sie es, wenigstens was die sinnenfälligen und greifbaren Resultate betrifft, so weit nicht gebracht und wird es auch nie so weit bringen, da sich die eine Seite des Ganzen, die seelische und geistige, ihrer experimentalen Wahrnehmung entzieht. Gleichwohl sind wir genöthigt, die beiden Seiten, die physische und psychische, als ein im Leben innig verbundenes, aber doch trennbares und im Tod sich wirklich trennendes Zweierlei zu betrachten. Der Tod ist

in Beziehung auf diese Trennung einer chemischen Zersetzung ganz ähnlich, wie wenn man die beiden Bestandtheile des Wassers aus ihrer Verbindung bringt, das Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt, so wie es durch glühendes Eisen geschieht. Läßt man Wasserdampf durch einen glühenden Flintenlauf streichen, worin sich Eisenfeilspäne befinden, so erfolgt eine Trennung jener Bestandtheile; der Sauerstoff verbindet sich mit dem glühenden Eisen zu einer Art von Rost oder Schlacke; der Wasserstoff aber verbindet sich nicht mit dem glühenden Eisen, sondern geht in einen luft- oder gasartigen Zustand über und erscheint als Wasserstoffgas. In dieser Art läßt sich am natürlichsten auch der Vorgang des Sterbens denken; der lebendige Leib wäre dem Wasser analog, der entseelte dem sich mit dem Eisen verbindenden Sauerstoffe, die entleibte Seele aber dem zum Wasserstoffgas gewordenen Wasserstoff. Man sagt, daß bei der Zersetzung des Wassers der Wasserstoff frei werde; da spricht die Chemie gerade so, wie der dualistische Unsterblichkeitsglaube, wenn er von dem Freiwerden der Seele aus den Banden des Leibes redet. Was aber jenen, den Geist und

die Seele als ein besonderes, auch für sich zu existiren fähiges Princip, läugnenden Materialismus betrifft, so dürfte es nicht weniger absurd sein, so gewaltsam negirend gegen diese höhere Seite des organischen Daseins zu verfahren; als wenn der Chemiker das Wasser zum bloßen Sauerstoff, den Wasserstoff aber zu einem reinen Product der Phantasie machen wollte. „Alles ist Materie," — „Es giebt keine Seele, keinen Geist; es giebt nur Stoff und Stoffwechsel" — das ist dem ungereimten Satze gleich, den man mit demselben Rechte, aber freilich nicht mit demselben Beifalle, in der Chemie aufstellen würde: „Alles ist Sauerstoff." — „Das Wasser ist nichts Anderes, als Sauerstoff; und der Wasserstoff, seine Scheidung vom Sauerstoff und seine freie, gasförmige Existenz gehört in das Reich der Chimären, der realitätslosen Vorstellungen und Einbildungen."

II.

Ueber Wachen und Schlaf und deren Verhältniß zu Leben und Tod.

Oberflächlich betrachtet scheint uns der Schlaf ein Ruhen des ganzen Menschen zu sein, ein Aufhören aller Thätigkeit, was er aber gar nicht ist, wie leicht schon das tiefere, oft hörbare Athemholen lehrt. Die zum Leben des Individuums unentbehrlichen Regsamkeiten, Thätigkeiten, ja Anstrengungen des Organismus, wie Herzschlag, Blutumlauf, Verdauung, absondernde, ersetzende, gestaltende, heilende Geschäfte pflegen auch hier ununterbrochen fortzugehen, so lange das Leben währt, sollte es auch Jahrhunderte dauern. Da ist in Wahrheit kein Stillstand vorhanden; die Lebenskräfte bethätigen sich nach innen zu sogar

in noch energiſcherem und erfolgreicherem Grade, namentlich was die, oft ſo wunderbar wirkenden, tieferen und ſelteneren Schlafzuſtände betrifft.

Soll von Seelenthätigkeiten, wie Denken, Vorſtellen, Wollen, die Rede ſein, ſo ſind auch dieſe nicht aufgehoben. Wir *träumen* ja, und es ſind Gründe vorhanden, zu glauben, daß wir im Schlafe *immer* träumen, wenn wir uns deſſen nachher auch nicht mehr bewußt ſind. Es giebt bekanntlich ſehr lebhafte Träume, ſolche, die völlig die Geſtalt der Wirklichkeit haben; ganze Geſchichten werden im Schlafe von uns erfunden und ſcheinbar erlebt, worin wir ſelbſt eine paſſive und active Rolle ſpielen. Dergleichen zu leiſten, muß die Phantaſie ungemein rege ſein. So ſind auch die Gefühle und Gemüthsbewegungen nichts weniger, als ſchwach und ſtumpf: „Wir haben," ſagt Dr. Pfaff, „im Traume Freuden, die viel intenſiver und entzückender ſind, als alle diejenigen, welche wir im Wachen genießen. Wir fühlen im Traume eben ſo auch die bitterſten Seelenſchmerzen, die unſer Inneres mehr erſchüttern, als irgend ein Schmerz im Wachen vermag." Auch Gedächtniß, Erinnerung, Vernunft und Verſtand manifeſtiren ſich in unſeren Traum-

bildern entschieden genug. Wir beschäftigen uns darin mit Problemen, reflectiren, dichten, reimen, rechnen ꝛc., ja es ist oft vorgekommen, daß im Schlafe eine geistige Leistung gelungen, eine Aufgabe gelöst worden ist, zu welcher im Wachen bei aller Anstrengung die Kräfte gebrachen.

So wenig also hat der Schlaf, wie man uns von materialistischer Seite her einreden und aufdringen wollte, die Gestalt der Vernichtung; so wenig ist er ein Analogon des Todes in diesem Sinne.

Von den Sinnesorganen kann man allerdings sagen, daß sie ihre Richtung auf die Außenwelt im Schlafe aufgeben und insofern ruhen; aber auch dies ist sehr relativ zu fassen. Völlig ist das Auge, das Ohr ꝛc., wenigstens in gewöhnlichen Schlafzuständen, niemals abgeschlossen und in einer dem Nichtsein ähnlichen Unthätigkeit. Wenn man unter einem monotonen Geräusche, wie in einer Mühle unter dem der gehenden Räder einschläft, und dieses Geräusch plötzlich aufhört, so erwacht man; und wenn man an ein Nachtlicht gewöhnt ist und dieses zu dunkel brennt oder ganz erlischt, so wacht man ebenfalls auf; was bei dem Schreiber dieser Zeilen

ſtets unfehlbar eintrifft. Das Ohr hört alſo, das Auge bemerkt auch im Schlafe.

Die Glieder liegen im Schlafe meiſt bewegungslos, die der Willkür unterworfenen Muskeln ſind in Ruhe. Aber doch nicht immer. Man regt ſich auch wohl im Schlafe, ein lebhafter Traum bewirkt, daß man demgemäße Bewegungen macht. Ein Schlafender, dem man Waſſer in den Mund tröpfelte, wähnte ſich mitten in einer großen Fluth zu befinden und machte die anſtrengendſten Bewegungen eines Schwimmenden.*) Man ſtößt träumend auch wohl Laute aus, man ſpricht im Schlafe. Man denke vollends an das bekannte Benehmen der Nachtwandler, ihr Aufſtehen vom Lager, Steigen, Klettern, Arbeiten ꝛc.**) So wenig läßt ſich hier eine auf Unthätigkeit bezügliche Regel aufſtellen, die nicht wenigſtens Ausnahmen litte.

Wenn nun aber dieſer Zuſtand ſo wenig eine wahre Ruhe iſt, ſo fragt es ſich, warum er

*) Nach Rudow's Theorie des Schlafes.

**) Das Nachtwandeln iſt nach einer Definition von Schubert „ein Traum mit der Befähigung zu willkürlicher, geregelter Bewegung und zu ſinnlich wahrnehmbarer Mittheilung nach außen.“

so nöthig zum Leben sei, und warum nicht ein bloßes Ausruhen ohne Schlaf ähnliche oder gleiche Dienste thue. Es kommt dazu, daß es Menschen giebt, welche fast gar nicht schlafen oder bei denen gar kein Schlaf stattfindet. Diese Menschen sind jedoch — wahnsinnig. Hieraus sehen wir, daß der Schlaf zum bloßen Fortleben nicht absolut nöthig ist, wohl aber dazu, bei Verstand und Vernunft zu bleiben. Er bezieht sich also wesentlich nur auf das Gehirnleben oder auf die im Gehirn thätige Seele.*) Letztere,

*) „Des Schlafes," sagt Dr. Pfaff, „bedarf nicht unser ganzer Körper, sondern vorzugsweise unser Gehirn; und die sich Abends steigernde Schwäche des Gehirnlebens ist als die nächste Ursache des Schlafes zu betrachten. — — — Daß des Schlafes vorzugsweise unser Gehirn bedarf, geht daraus hervor, daß dasselbe dasjenige Organ ist, welches durch längeren Schlafmangel zuerst erkrankt, ein Zustand, der sich durch die sodann eintretende Geisteszerrüttung manifestirt. Ein gesunder Mensch verfällt nach 10—14tägiger gänzlicher Schlaflosigkeit in Geisteskrankheit." — „Unter den Wahnsinnigen," bemerkt Schubert, „giebt es solche, die gar nicht schlafen; bei den anderen dauert der Schlaf wenigstens nur sehr kurze Zeit; eine Melancholische blieb 6 Wochen lang schlaflos. Gewaltsam erzwungenes Wachen führt völlige Dumpfheit und Unempfindlichkeit, in anderen Fällen Wahnsinn herbei.

auf das Organ beſchränkt, wird zu dieſem vom Weltall und dem daſſelbe durchwaltenden Geiſte abgeſonderten Ich, als welches ſich daſſelbe im Wachen verhält, faßt und bethätiget. Dabei iſt ſie in Gefahr, ſich jener univerſalen Weſenheit völlig zu entfremden, d. h. Vernunft und Verſtand zu verlieren. Denn der Wahnſinn, die Verrücktheit, die Geiſtesſtörung, das Irreſein, wie man es nennt, beruht ganz nur auf einer ſolchen Abſonderung. Es iſt daher durchaus nothwendig, daß die Seele in das Element, aus welchem ſie ſtammt und welches der Grund und die Quelle ihrer normalen, d. h. mit dem Ganzen des Weltlebens übereinſtimmenden Denkkraft und Denkweiſe iſt, periodiſch wieder eingetaucht werde, um nicht allzu centrifugal und extravagant zu werden. Dies iſt es, was das ganze Leben des Individuums hindurch den geſetzlichen Wechſel des Schlafes mit dem Wachen begründet.*) Da

*) Bei Geſchöpfen, welche ſich vom Univerſum nicht ſo, wie der Menſch, abgebrochen haben und kein ſo iſolirtes Gehirnleben beſitzen, findet ſich auch weniger Schlafbedürfniß. Das Pferd braucht nur einen 3 — 4 ſtündigen Schlaf. Bei den niederen Thierklaſſen gehört der Schlaf wenigſtens nicht zu den täglich und nothwendig wieder-

aber das individuelle Leben überhaupt eine Flucht aus dem Centrum, ein Zustand der Absonderung und des Fürsichseins ist, so wird, wie der Schlaf in Beziehung auf das Wachen, ein analoger, aber noch vollkommenerer Zustand dieser Art in Beziehung auf das Leben nöthig, damit die Seele nicht gänzlich aus ihrer Wurzel gerissen, ihrer tief inneren geistigen Heimath entfremdet und in eine rein peripherische Aeußerlichkeit hinausgeführt werde.*) Dieser letztere, vollkommenere Schlafzustand ist der Tod.

Und so wird man einsehen, daß der Tod, weit entfernt, ein Untergang der Seele zu sein, vielmehr eine Rettung und Heilung derselben ist, ohne die sie der völligen Entfernung von ihrem göttlichen Ursprung, und damit der absoluten Irrationalität, Zufälligkeit und Aeußerlichkeit anheim fallen würde. Der Schlaf ist eine unvollkommene, der Tod eine vollkommene Zurücknahme

---

kehrenden Lebenszuständen; man hat Fische 7 ganze Tage lang ein schnelles Schiff verfolgen sehen. **Ovington, voyage to Surate. I. p. 45.**

*) Man denke an die Sage vom „ewigen Juden," dessen Unsterblichkeit als ein Fluch, der ihn getroffen, dargestellt wird.

und Rückkehr des für sich gesetzten Einzellebens in das universale Weltinnere, welches der Himmel der abgeschiedenen Seele, das von Jesu dem Schächer zugesagte Paradies, die Quelle alles Lebens und aller Seligkeit, ja Gott selber ist. Und so wenig, als der Schlaf das Einzelleben, welches er so wohlthätig umfängt und umschleiert, in der Art aufhebt, daß es als solches vernichtet wird und nicht wieder in's Fürsichsein zurückzukehren vermöchte, eben so wenig wird auch der Tod ein so negatives, destructives Verschlingen des Individuums sein. Ja, er wird es noch weniger sein, er wird sich noch affirmativer, bejahender, lebensfreundlicher erweisen, als der Schlaf. Dieser bestärkt und befähigt das Individuum zu neuer, eigener Existenz und Bethätigung, der tiefste Schlaf am meisten; und vollends der Scheintod beweist bei Solchen, die daraus wieder erwachen, die wunderbarste Wiederherstellungskraft. So dürfen wir wohl auch mit voller Bestimmtheit annehmen, daß der Tod den Kern der Individualität, das innere, seelische Selbst des Menschen nicht zerstöre und in eine negative Allgemeinheit pantheistisch auflöse, dasselbe vielmehr nur deshalb in eine so tiefe, für uns dunkle

Innerlichkeit zurückverſetze, um es daraus zu einer neuen, vollkommen erfriſchten Lebendigkeit auf das Perſönlichſte und Individuellſte wieder hervortreten zu laſſen.*)

*) Wie man ſich das näher zu denken habe, ob die abgeſchiedene Seele ſchon in jetziger Weltzeit wieder mit einem Leibe bekleidet werde, um ihr Leben auf der Erde oder auf einem anderen Weltkörper fortzuſetzen, oder ob ſie bis zu den großen Kataſtrophen und Metamorphoſen des Erd- und Weltlebens, welche die Religionen als Weltgericht und Auferſtehung in Ausſicht ſtellen, in ſtiller, ruhiger Innerlichkeit beharre, darüber müſſen wir, auf unſere nächſten und nothwendigſten Zwecke beſchränkt, die Frage offen laſſen. Sollte unſer Unternehmen Beifall und Aufmunterung finden, ſo wird noch mancher intereſſante Punkt zur Sprache gebracht werden; denn es iſt ein viel umfaſſendes, ſo leicht nicht zu erſchöpfendes Thema, was wir in Angriff genommen. Hier genügt es, gezeigt zu haben, daß unſere Perſönlichkeit im Tode nicht untergehe und daß dem Guten und Edeln, wenn er ſcheidet, eine ſelige Ruhe in Gott bereitet ſei. Sind wir nur darüber gewiß, ſo können wir uns ſchon beruhigen, und es iſt ſchon dann etwas entzückend Großes, Folgenreiches, ja Ungeheueres erreicht.

III.

Endymion.

Ein Zeugniß aus dem Alterthum.

Der höchst merkwürdige Mythus von diesem seligen Schläfer und der Liebe der Mondgöttin zu ihm verräth uns, wie mich dünkt, deutlich und unabweislich, daß die höhere Bedeutung des Schlafes, namentlich der tieferen Schlafzustände, bereits den Alten sehr wohl bekannt gewesen, daß sie dieselben namentlich in eine tröstliche und erhebende Beziehung zum Tode gesetzt, und daß somit jene trostlos-düstere Vorstellung von Tod und Unterwelt, welche wir als die populäre und gemein mythische vorfinden, nicht die einzige, vielmehr eine noch ganz andere vorhanden gewesen, wenn sich dieselbe auch zunächst in das Dunkel religiöser Lehren und mysteriöser Culte verbarg.

Endymion ist ein Symbol — er ist ein Bild des Eingehens der Menschenseele in die tiefste, innerste Region des Daseins durch Schlaf und Tod. Endymion heißt in diesem seinem Namen der Eingehende, Eindringende. Er schlummert im Berge Latmos, welcher die Region der Latenz, der stillen, vom Aeußeren abgekehrten Innerlichkeit und Verborgenheit (von λαθεῖν, latere) ausdrückt. Daselbst war ein Adyton des Endymion, ein den Profanen unzugängliches Heiligthum, in einer Grotte des Berges wurde sein Grab gezeigt, das sich aber auch zu Olympia befand — wohl ein symbolisches Grab, den Zustand des Menschen nach dem Tode bezeichnend, so wie das Adyton wohl ein Ort war, wo man von den Priestern in einen magnetischen Schlaf versenkt wurde.*) Den Schläfer Endymion, den in die tiefste Region

*) Der Tempelschlaf oder die Incubation der Alten (der Aegypter, Griechen und Römer) ist bekannt. Unter besonderen, nicht auf uns gekommenen Gebräuchen verfielen entweder die Kranken selbst oder die Priester der heilenden Gottheit im Schlaf, und es erschien ihnen dann das Traumbild des Gottes und gab die zur Heilung nöthigen Regeln und Mittel an.

Eingedrungenen, liebt Selene, die Glänzende, die Mondgöttin; dieſes Licht der Nacht iſt hier ein Symbol des in Schlaf und Tod ſich bildenden eigenthümlichen Bewußtſeins, welches die neueren Zeiten als ſomnambüles zu bezeichnen pflegen; dagegen die Sonne, Helios, das gewöhnliche, wache Bewußtſein, das „Tagleben" des Menſchen darſtellt. Endymion wird mit dem Hunde abgebildet; ein Sarkophag auf dem Capitol zeigt ihn ruhend im Schooße des Schlafgottes; neben ihm den Hund an eine Herme gebunden; ein anderes Basrelief auf dem Capitol ſtellt ebenfalls den Schlafenden dar, und neben ihm den Hund mit aufgerichtetem, der Göttin zugewandtem Kopfe. Der Hund iſt ein Bild des Wachens; Schlaf und Wachen ſind hier alſo vereint, wie auch wir von einem „ſchlafwachen" Zuſtande ſprechen. Weil der Tod dem ſomnambülen Zuſtande analog gedacht wurde, ſo war Endymion zugleich ein Bild des Todes und iſt auf Särgen zu ſehen, zur Anzeige, daß das Bewußtſein mit dem Tode nicht verloren gehe, ſondern nur ein anderes werde, ſofern wir im Tode ſtatt des gemeinen, offenbaren, welches dem Lichte des Tages entſpricht, eines höheren, geheimen

theilhaftig werden, wie es im inneren, göttlichen Weſen der Dinge vorhanden ſei. Endymion vertreibt aus Elis den König Klymenos, d. h. den Todesgott einer älteren, düſteren Vorſtellung, gegen welchen dieſe Lehre kämpft, indem ſie einer ſchöneren, lichtvolleren Anſicht Bahn zu brechen ſucht; denn Klymenos iſt ein Beiname des Hades.*) Wegen dieſes Gegenſatzes war Endymion ein Sohn des Aethlios, welcher Name Kampf, Wettkampf ausdrückt; er ſollte aber auch ein Sohn des Zeus und der Protogeneia, der Erſtgeborenen ſein; dieſes iſt die göttliche Intelligenz, welche die Alten als Metis, Pallas Athene, Sophia, Logos, perſiſch Honover zur weiblich oder männlich dargeſtellten Erſtgeburt des göttlichen Weſens machten. Der Sohn und Nachfolger des Endymion in Elis iſt Epeios, der in Folge eines Wettkampfes die Herrſchaft erhält; auch hat Endymion eine Tochter, Eurykyde; dieſe Namen beſagen: Rede, Verkündigung, von *επος. κυδος*: es iſt die ſüße, tröſtliche Kunde und Lehre, welche aus jenem ſchlafwachen

*) Vergl. die in den Aphorismen, VII., S. 184 bis 187, citirten Stellen von Plato und Plutarch.

Bewußtſein des Menſchen entſpringt, namentlich in Beziehung auf jenes tiefe, innere Weſen der Dinge und auf das Eingehen des Menſchen in daſſelbe im Tode. Die Abbildung des Endymion auf dem erwähnten Sarkophag hat auch dieſen Zug, daß während jener am Fuße des Latmos ſchlummert, eine Nymphe von oben einen Quell ergießt; der ſoll wohl den Quell des neuen Lebens bedeuten, der für den Menſchen im Tode entſpringt, vielleicht in Beziehung auf Metempſychoſe; oder es ſoll anzeigen, daß ſich der Durſt des Menſchen nach höherer Erkenntniß im Tode geſtillt ſehen werde.

Auch ein Sohn der Kalyke ſoll Endymion geweſen ſein; κάλυξ heißt Hülſe, Schaale, beſonders der die Blume einſchließende Kelch, Roſenknospe, unaufgebrochene Roſe; auch hier wird ein myſteriös verhülltes, ſchönes Geheimniß angedeutet. Ein Sohn des Endymion war Paion, der Arzt, weil der magnetiſche Schlaf auch zum Heilmittel für Krankheiten dient, wenn ſich der Name nicht vielmehr auf die durch die beſſere Lehre vom Tode geheilte Unruhe der Seele bezieht.

Nachträge und Zusätze.

Zu Abth. 1. „Eingang."

1.

„Es wird eine Zeit kommen, und ſie iſt nicht mehr ferne, wo man die Frage nach den ſeeliſchen Kräften oder der Seelenſubſtanz neu aufnehmen und zu der Ueberzeugung kommen wird, daß die Phänomene des Lebens der organiſchen Körper ohne dieſes dritte, mit den uns bekannten chemiſchen und phyſiſchen Kräften zuſammenwirkende Moment nicht zu verſtehen ſind."

Rudolph Wagner. „Der Kampf um die Seele." Göttingen 1857. S. 102.

2.

In Beziehung auf den materialiſtiſchen Satz: **Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit**

in sensu,*) heißt es in der so eben citirten Schrift, S. 79 f.: „Ein sorgfältiges Studium der psychologischen Phänomene bei Taub- und Blindgeborenen oder bei Individuen, die frühzeitig gesicht-, gehör- und geruchlos geworden, wie der merkwürdigen Laura Bridgman in Boston, machen es wahrscheinlich, daß sich die Seele gewisse Vorstellungen bilden kann, deren Entstehung nicht auf gehabte sinnliche Eindrücke zu reduciren ist."

3.

Es wären Fälle zu nennen, welche ein Vermögen der Menschenseele beurkunden, schon gleich nach ihrem Eintritt in die äußere Region des Erdlebens sich in einer Weise zu offenbaren, welche die nöthig scheinende, naturgemäß-organische Entwickelung überfliegt und ein gewisses Bewußtsein oder eine gewisse Ahnung von Dingen verräth, worüber sie noch keine Erfahrung zu machen, wovon sie noch keine Kenntniß zu erwerben im Stande war. Ein Beispiel der Art bietet die

*) „Der denkende Mensch ist die Summe seiner Sinne," wie sich Moleschott ausdrückt.

Lebensgeſchichte des Philoſophen Leibniz dar. Er wurde am 3. Tage nach ſeiner Geburt getauft. In dem Augenblicke, wo der Geiſtliche das Kind auf dem Arme hielt, um die kirchliche Handlung zu vollziehen, richtete ſich daſſelbe auf und ließ ſich emporgehaltenen Hauptes und Auges mit dem Taufwaſſer benetzen. Es entſtand darüber bei den Anweſenden eine große Verwunderung; der Vater verzeichnete die auffallende Thatſache in ſeiner Hauschronik und ſchloß daraus, daß dieſes Kind zu etwas ganz Außerordentlichem beſtimmt ſei und aufwachſen werde.*)

So bald erfolgende, ganz unvermittelte Kundgebungen ſeltener Geiſteskräfte werden freilich nur wenige aufzufinden ſein. Es gehören übrigens alle frühreifen Genie's und ſogenannten Wunderkinder hierher. Eine ganz erſtaunliche Characterſtärke, namentlich die Kraft, Verwundungen, ärztliche Operationen, ſowie anhaltendere Leidenszuſtände zu ertragen, ohne auch nur einen Klagelaut oder ein anderes Zeichen der Erſchütte-

*) Vergl. R. Wagner in der citirten Schrift S. 179, wo die väterliche Bemerkung wörtlich ausgehoben iſt.

rung, des Schmerzes und der Ungeduld von sich zu geben, soll die heil. Rosa von Lima in einem Alter von 3 und 4 Jahren bewiesen haben. Wenn es mit diesen Relationen seine Richtigkeit hat, so leistete das zarte, weibliche Wesen in dem bezeichneten Punkte mehr, als oft selbst die Reife des besonnenen männlichen Alters vermag. Ueber den Ursprung und die Natur solcher Seelen ist der Schleier eines großen Geheimnisses gebreitet.

Es fallen endlich in eine so frühe Lebenszeit auch erschreckend-wundersame und räthselhafte Erscheinungen, die in ihrer Art eben so sehr die Uebermacht des Psychischen über das Physische in's Licht zu stellen geeignet sind. Dahin gehört z. B. der kaum glaubliche Fall, den jedoch zuvörderst der wahrheitliebende Greding und nach ihm viele Andere erzählt haben. Eine blödsinnige Frau gebar ein rasendes Kind. Der Knabe besaß im 9. Monate seines Lebens eine solche Stärke der Muskeln und Gelenke, daß er öfters von 4 starken Weibspersonen kaum zu halten war. Der Anfall endete mit einem unbeschreiblichen Lachen; oder er riß vor Zorn Alles, was ihm in die Hände kam, Kleider, Betten, leinene Sachen in Stücke. Ließ man ihn allein, so stieg er auf

Bänke und Tiſche und kletterte an den Wänden empor. Er ſtarb beim Durchbruch der erſten Zähne an Auszehrung und Erſtickung.*)

4.

Der Phyſiologe Eſchricht**) geht die ganze Reihe der Thiergehirne durch, vergleicht damit das menſchliche und ſpricht dann als Reſultat die Sätze aus: daß die Organiſation des Menſchen keinen neuen Haupttypus in der Thierreihe bilde und daß ſein Gehirn dem der Säugethiere, beſonders dem des Affen, in allem Weſentlichen ähnlich, nur etwas größer und mit mehreren Windungen verſehen ſei. Er ſtellt jedoch der Demüthigung, die uns daraus zu erwachſen ſcheint, die Bemerkung entgegen: „Sollte nicht gerade darin der Stolz und Troſt des Menſchen liegen? Denn ſeinen Stolz ſetzt der Meiſter doch darein, daß er mit einem Werkzeuge, welches auch Anderen dient, die keine Meiſter ſind, das beſſere Werk vollführt. Und ein Troſt für den Menſchen iſt

*) Vering, Pſychiſche Heilkunde. III. S. 82.

**) Das phyſiſche Leben. Berlin 1852. S. hier beſonders S. 308, 309 ff.

es doch, wahrzunehmen, daß er das, was er ist und leistet, nicht seinem Gehirne verdankt.

5.

Rud. Wagner, über die Hirnbildung der Mikrocephalen handelnd, macht die Bemerkung: „Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es, ob wirklich, wie in dem Falle des von Joh. Müller beschriebenen Idioten, Zeichen eines langen Latentbleibens von Vorstellungen und selbst eingeprägten Worten, die vielleicht früher gar nie zur Aeußerung kamen, unter gewissen Umständen, wie in Fieberdelirien, vorkommen, — welche Erscheinung sich an die bekannten Fälle von Geisteskranken anreihen würde, die kurz vor dem Tode, selbst nach langer Krankheitsdauer, die Integrität ihrer Geisteskräfte wieder erlangen.“ *)

6.

Prof. Christ. Jos. Fuchs**) sagt: „Es ereignet sich gar nicht selten, daß berauschte und

*) Nachrichten v. d. G. A. Univ. und der k. Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen 1861. Nr. 22. Dr. H. Asverus, Notizen 1862. Bd I. Nr. 4.

**) Das Seelenleben der Thiere im Vergleich mit dem des Menschen. Erlangen 1854. S. 95 ff. 45 f.

durch den Rauſch in geiſtige Verwirrung gerathene Perſonen augenblicklich wieder zur Beſinnung kommen, wenn eine heftige Erſchütterung ihr Gemüth ergreift, wie z. B. eine ihr Eigenthum bedrohende Feuersgefahr oder der Tod einer geliebten Perſon. Wie ließe ſich das erklären, wenn man nicht die Uebermacht des Geiſtes über den Körper anerkennen und zugleich annehmen wollte, daß jene rein geiſtigen Einwirkungen erſchütternder Art eine Sammlung des Bewußtſeins hervorbrächten, die es möglich mache, ſelbſt mit berauſchten Organen klar zu denken!" Ferner: „Es kommt gar nicht ſelten vor, daß Solche, die im Fieber phantaſiren, ſogleich wieder in einen ordentlichen Ideengang gerathen, wenn ſie durch eindringliche Anſprache zur Sammlung des Selbſtbewußtſeins gebracht werden, trotzdem, daß ſich ihr Hirnſtoff in einem abweichenden Zuſtande befindet." Ferner: „Wenn die Seele durchaus abhängig vom Körper wäre, wie ſollte es möglich ſein, durch feſten Willen zu einer beſtimmten Zeit aus dem Schlafe zu erwachen; oder ſich durch Einbildung Krankheiten anzueignen, und durch feſten Willen Krankheit in Geſundheit zu verkehren; wie endlich ſollte es möglich ſein,

daß nicht ſelten kurz vor der Auflöſung des Leibes der Geiſt klar wird!"

7.

Dr. Ozanam*) giebt die Geſchichte eines ganz blödſinnigen und ſprachloſen Cretinen, der, von einem wüthigen Hunde gebiſſen, während der Krankheitsanfälle ſich durch die Sprache ausdrücken und verſtändlich machen, ja ſelbſt den Wunſch ausdrücken konnte, in der Religion unterrichtet zu werden. Dieſe erſtaunliche Thatſache gehört unter die ſchlagendſten Beweiſe, daß das Leben der Menſchenſeele nie ſo tief herabgeſetzt und ſo ganz zu Grunde gerichtet iſt, daß es ſich nicht auf irgend einen beſonderen Anlaß hin auf einmal wieder erheben könnte, und daß namentlich Mängel der Hirnbildung oder krankhafte Beſchaffenheiten des Gehirnes, wenn jener degradirte Zuſtand darauf beruhen ſollte, kein abſolutes Hinderniß der Erhebung ſind.

*) Une visite a la colonie de l'Abendberg. Paris 1862.

8.

Joh. Müller*) sagt: „Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß eine Veränderung im Baue des Hirnes das Wesen der Seele verändern könne. Die Existenz derselben hängt von dem unverletzten Baue dieses Organes nicht ab; ihr Dasein spricht sich dem Wesen nach auch in anderen Theilen, selbst in solchen aus, die von dem Einflusse des Gehirnes getrennt sind. Das Wesen der Seele ist nicht auf das Gehirn beschränkt, aber die Aeußerung derselben hängt von ihm ab. Zu dieser Aeußerung ist der ganze Apparat der Hirnfaserungen nöthig; aber das Wesen der Seele, ihre latente Kraft scheint durch keine Hirnwirkung bestimmbar zu sein."

Es giebt jedoch Thatsachen, welche darzuthun scheinen, daß die Vermögenheiten unseres geistigen Inneren unter gewissen Umständen selbst über diese Bestimmung hinauszureichen im Stande seien. So die in vorhergehender Nummer ange-

*) Nach einem Citate der „Notizen aus dem Gebiete der Natur und Heilkunde" von Dr. Asverus 1862. Bd. II. Nr. 12. Joh. Müller hat sich so auch in seiner Physiologie ausgesprochen.

führte, wo ein völlig geist- und sprachieser Cretin auf einmal Verstand, Sprache und sogar Verlangen nach höheren Dingen bekam, die S. 37 ff. ausgehobene, wo eine Hirnverletzung Wahnsinn und Gedächtnißverlust zur Folge gehabt, bei magnetischer Behandlung jedoch Vernunft und Gedächtniß vollkommen wiederhergestellt erschien, und die S. 12 f. verzeichnete, wo ein Mensch mit ganz zerstörtem Gehirne sich gleichwohl noch verständig zu äußern vermochte. Auch an die verstandesklar sterbende, seit Jahren Wahnsinnige, nebst Sectionsbefund, S. 136, Nr. 14, kann erinnert werden. Fälle von ganz zerrüttetem, aufgelöstem, vereitertem oder verhärtetem Hirne, dessen Verderbniß die Seelenthätigkeit doch nicht vernichtet hatte, haben sich der Untersuchung öfters dargestellt. Die bekannte Ausflucht der Seelenläugner, daß bei der Paarigkeit der Hirnorgane im Falle der Unthätigkeit einzelner Theile andere ihre Stelle übernehmen können, fällt hier weg. Vergl. Voigtel's Handbuch der path. Anatomie mit Zusätzen von Meckel I. S. 586. Schubert, Gesch. der Seele unter der Aufschrift: „Frage nach der Seele und ihrem Sein." Ennemoser, über Ursprung und Wesen der mensch-

lichen Seele, Stuttgart und Tübingen 1851, und andere Literatur. „Das geistige Leben," sagt Letzterer, S. 156, „ist oft so latent, daß alle Theile des Gehirnes, wohin man — Dieser hier, Jener dort — den Sitz der Seele setzte, verletzt, ja die ganze Masse desselben zerstört gefunden wurde, ohne daß die Geistesfunctionen aufgehoben oder wohl gar nur wesentlich gestört worden waren. Ganze Glieder können weggenommen werden, ganze Provinzen des Leibes absterben und der Geist empfindet und denkt mit unverlorenem Selbstbewußtsein." Und S. 123: „Die Pathologie erzählt viele Beispiele, woraus sich die Möglichkeit ergiebt, daß bei schweren Körperverletzungen, bei Gehirnkrankheiten, ja bei der Auflösung im Sterben die Geistesthätigkeit nicht nur mit der Schwäche des Leibes nicht sank, sondern sich freier erhob, als je zuvor. — — — Darwin und Andere erzählen Fälle von Gehirnverletzungen, wonach Menschen Monate lang in völlig unbewußtem Zustande ihr Leben, wie im Todesschlafe, hinbrachten, dann aber auf einmal mit verstärkten Geisteskräften erwachten." Daß im Angesichte solcher Erfahrungen und Zeugnisse die nur dem Ignoranten zu imponiren ver-

mögenden Darstellungen und Behauptungen materialistischer Denkarten alles Gewicht und alle Ueberzeugungskraft verlieren, der Glaube an Seele und Geist in vollem, unverkümmerten Sinne des Wortes dagegen auch empirisch gestützt und gerechtfertigt ist, wird jedem unserer Leser einleuchtend sein.

Zu Abth. V.

Ungewöhnliche Schlaf- und Seelen-Zuſtände mit Beziehung auf Sterben und Tod.

Ein werther Freund theilte mir Folgendes mit.

Seit Jahren körperlich leidend und mit mancherlei Krankheiten behaftet, ſowie auch innerlich ohne Erhebung und Troſt, in düſterer, irreligiöſer Stimmung hinlebend und faſt nie ſeine Zimmer verlaſſend, hatte er in letzter Zeit mehrere Nächte ſchlaflos auf dem Sopha zugebracht, als er in ſolcher Nacht in einen ganz eigenthümlichen Zuſtand gerieth, den er für ein tödtliches Hinſcheiden hielt, der aber nichts Schmerzliches und Schreckhaftes für ihn hatte. Vor ſeinen Augen war es

hell und licht; die räumlichen Anschauungen und Empfindungen schwanden; es war ihm, als ginge er in ein anderes, freieres, schrankenloseres Sein über, und dieses Gefühl war ihm wonnevoll*) In der Meinung, so sein Leben zu beschließen, wollte er auf die eintretende Katastrophe seine Umgebung aufmerksam machen und rief mehrmals: „Ich sterbe!“ Man kam ihm zu Hülfe und der Zustand ging vorüber.

Es folgte jedoch noch etwas damit, wie es scheint, Zusammenhängendes. Einige Tage später, an einem Sonntag-Morgen, da er über sein Verhältniß zur Religion nachdachte, ging mit einem Male, ebenfalls wieder unter Lichtwerden vor den Augen, eine Veränderung in seiner Denk-

*) Das Wohl- und Wonnegefühl, welches in solchen mit dem Tode verwandten Zuständen, sowie im wirklichen Sterben vorkommt, dient zum Beweise, daß das uns im Tode aufnehmende Element kein negativ und destructiv allgemeines, kein pantheistischer Moloch und „allverschlingendes Ungeheuer“ ist. Denn der Uebergang in ein solches müßte vielmehr als eine dem individuellen und persönlichen Wesen des Menschen widerstrebende Gewalt, als eine finster-feindliche, bis in's Innerste hinein tödtende Verneinung seiner Selbstheit und Eigenheit empfunden werden.

art vor, die ihn zu einem gläubigeren Verhalten zurückführte und ihm zu wesentlicher Beruhigung und Erheiterung der Seele gereichte.

Es schließt sich dies interessante Erlebniß an die oben S. 121 ff. beigebrachten Erfahrungen an, besonders an die von Ideler beschriebene; vergl. auch Rahel's Traum und den Zustand, in den Karoline von Wolzogen gerieth. S. 191 ff. Dergleichen mit dem Sterben und dem Zustande nach dem Tode in so einleuchtender Verwandtschaft stehende Lebensmomente sind für den leiblich und geistig Kranken, Gebrochenen und Verfinsterten die wundersamsten Lebens-, Erkenntniß- und Friedensquellen, und man hat Diejenigen zu beneiden, welchen solche zu Theil werden.

Zu Abth. VI.

Ueber Todesnähe und Sterben.

1.

„Ein sehr interessantes Studium ist das der Schwäche, bei der sich die Helden des Wissens nicht viel aufzuhalten pflegen. Ich bin bei ganz kleinen Kindern in die Schule gegangen; ich habe Jahre lang die schwache Hand kranker Menschen gehalten und habe öfters vor der allergrößten menschlichen Ohnmacht gestanden — vor dem Bette des Sterbenden. Und was meinst du, daß ich da gesehen und gelernt habe? Ich habe die Flamme eines ewigen Lichtes gesehen, das da schon aus den Augen und Geberden des Unmündigen strahlte; ich habe eine moralische Kraft und Stimmungen des Gemüthes gefunden, welche nicht vom Leiblichen stammten und den

Scenen dieſer Welt nicht entſprachen, ſondern die Bedeutung höherer Zwecke hatten; ich habe eine Macht des Geiſtes bewundert, die unmöglich mit dem letzten Athemzuge erlöſchen kann, ſondern in eine Welt der Zukunft hinüber wirken muß."

Ennemoſer,
Ueber den Urſprung und das Weſen der menſchlichen Seele. Stuttgart und Tübingen 1851. S. 125.

2.

Jean Paul konnte ſein Werk: „Selina oder über die Unſterblichkeit," welches dann, ſo weit es zu Stande gekommen, zu Stuttgart und Tübingen 1827 erſchien, nicht mehr vollenden, da ihn der Tod abrief. Von den Fragmenten und einzelnen Gedanken, die hier im 2. Theile angefügt, ſind einige mit Noten begleitet, worin es heißt, er habe ſie in den letzten Lebenstagen (bei ſchon faſt erloſchenem Augenlichte) mit „unſicherer, irrender, fehlender" Hand, „zerrütteter" und dann „noch mehr zerrütteter" Schrift aufgezeichnet. Ein ſolcher Gedanke iſt z. B. der folgende: „Hinge Erinnerung ganz nur vom Gehirn ab und wär' es nicht im Geiſte aufbewahrt, ſo könnte keine Gehirnverbeſſerung

wieder erinnern."*) Mit ganz zerrütteter Handschrift fand sich aufgezeichnet: „Der gelingende Vorsatz, zu einer bestimmten Stunde zu erwachen, läßt sich nur durch ein fortwährendes Zählen im Schlafe ausführen, wie der Wahnsinnige und der Magnetisirte ebenso ihre Zeit ohne Glocke messen." Auf diese Weise blieb des Mannes kräftiger Geist noch mitten im tödtlichen Hinschwinden der körperlichen Kräfte thätig. Was sollte der Tod einem solchen Genius anhaben können?

3.

H. Heine schrieb am 4. Mai 1847 an Varnhagen: „Meine Gemüthswärme ist bis zur Flamme erhöht, während die äußerliche Lähmung mich umschleicht."

Aus dem Nachlasse Varnhagen's v. Ense. Leipzig 1863.

---

*) Der Sinn ist wohl dieser: Wenn das Gedächtniß von gewissen bildlichen Eindrücken im Gehirne abhinge und dieselben durch eine Wunde, ein Geschwür u. dergl. zerstört würden, so blieben sie selbst im Falle der Heilung verwüstet und verwischt, und es könnte in Folge dessen keine Erinnerung mehr Statt finden.

4.

In gewissen Krankheitsfällen, wo „eine ungemein große Kraftlosigkeit in der Bewegung und in der Beherrschung der zu bewegenden Körpertheile“ besteht, kommt es dennoch vor, daß Manche auf ihren Wunsch hin aus dem Bette gehoben werden, sich auf einen Sessel niederlassen und daselbst sterben.

Allg. Zeitschrift für Psychiatrie. XVI. 3.
Froriep's Notizen 1859. Bd. III. Nr. 14.

Vanini erzählt von seinem Vater, wie er in todtkrankem Zustande sein Bett verlassen, um stehend zu sterben.

5.

Schubert*) spricht von der Möglichkeit, noch in den letzten Augenblicken des Lebens große Willens- und Muskelkräfte zu entfalten. „Schwere Gewichte, womit man die zerbrochenen Beine eines Sterbenden gehalten, wurden im Momente

*) Abndungen einer Geschichte des Lebens. Th. II. Bd. I. S. 35 f. „Geschichte der Seele,“ an mehreren Orten, namentlich unter der Aufschrift: „Scheintod, Tod und Verwesung“ und „Die Macht der Seele über den Leib.“

des Sterbens mit Leichtigkeit bewegt; Andere haben den starken Armen der Umstehenden getrotzt und sich schon im Verscheiden mit Gewalt erhoben. Sterbende Helden haben noch den letzten Augenblick ihres Lebens durch ungeheuere Anstrengung besiegelt, in welcher sie fast übermenschlich wirkten." — „Solche, die an tödtlichen Verwundungen starben, erfüllte zuweilen ein heldenmüthiger Eifer mit außerordentlicher Kraft; und ein scheinbar schon Verscheidender, sich noch einmal vom Schlachtfelde erhebend, bestrafte den unmenschlichen Hohn eines triumphirenden Feindes mit dem Tode." — „In manchen Fällen giebt die Seele eine Macht selbst über die Bewegungen der bereits erstorbenen Glieder kund, eine Macht, das Leben des Leibes noch gegen den Willen der Natur zu erhalten. Oefters hat das Sehnen nach dem letzten Anblick eines abwesenden Sohnes oder Geliebten die Seele in dem sterbenden Leibe bis zu dem Augenblicke erhalten, wo der heiße Wunsch des Wiedersehens erfüllt worden war." — Muley Maluk, Kaiser von Marokko, lag hoffnungslos an einer Abzehrung darnieder, als Don Sebastian, König von Portugal, mit seiner Armee nahte, um Marokko zu erobern. Der Todtkranke

trifft sofort mit größter Geistesgegenwart die kräftigsten Maßregeln und rückt in einer Sänfte mit seinem Heere dem Feinde persönlich entgegen. Am Tage der Schlacht fühlt er sich seinem Ende ganz nahe. Gleichwohl läßt er sich unter dem ganzen Heere herumtragen und ermahnt alle zur Tapferkeit. Der Kampf beginnt; die Seinen weichen. Da wirft er sich, wiewohl er schon in den letzten Zügen geschienen, aus der Sänfte heraus, bringt die Armee wieder in Ordnung und führt sie zum Angriff zurück, wobei sie den Sieg gewinnt. Hierauf läßt er sich in seine Sänfte zurücktragen und ist nach wenigen Minuten todt.

„Zuweilen hat das schon dunkelnde und dem Erstarren nahe Auge des Sterbenden eine lieblich oder furchtbar sprechende Kraft, wenn die Zunge nicht mehr zu reden vermag. Diese sprechende Kraft des sich noch einmal öffnenden Auges wurde selbst an dem Kopfe eines Enthaupteten bemerkt, mit dessen Reizbarkeit und Empfindung unziemliche Versuche gemacht wurden. Die Muskeln, welche Auge und Augenlied bewegen, scheinen auch dann noch einer Wirksamkeit fähig, wenn weder die Zunge, noch der deutende Finger sich ferner zu regen vermag. Eine an Hektik Verschiedene,

die seit länger als einer Viertelstunde zu athmen aufgehört und aus deren erkalteten Gliedern alles Leben entflohen schien, schloß noch aus eigener, innerer Kraft die offen starrenden Augen, als die Umstehenden Eines das Andere vergeblich zu diesem Dienste ermahnten.

Literarische Bemerkungen.

Die S. 39, Nr. 18, benützten Aeußerungen Jean Paul's und andere solche sind seinem Buche: „Selina oder über die Unsterblichkeit." II. S. 91 ff. und sonst enthoben. — Das mehrmals citirte, anonym erschienene Werk: „Ueber den Geist und sein Verhältniß in der Natur," Berlin 1852, ist von Fr. Wilhelm Tittmann. Vergl. dessen später veröffentlichte Schrift: „Ueber Leben und Stoff." Dresden 1855. Vorrede. — Schließlich mögen noch folgende Citate hier eine Stelle finden. Liebig, „Ueber organische Natur und organisches Leben." Augsb. Allg. Zeit. 1856. Nr. 24. Ruete, „Ueber die Existenz der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkte," 1863, welche Schrift „die Annahme einer selbstständigen Seele" empirisch rechtfertiget, indem sie nachweist, „daß das geistige Princip bei den Sinneswahrnehmungen in einer von den reinen Sinneseindrücken bis zu einem gewissen Grade unabhängigen und durchaus unerklärbaren Weise thätig ist."

Le Matérialisme contemporain en Allemagne. Examen du système du docteur Büchner, par Paul Janet, membre de l'institut &c. Paris 1864. Und darüber Reichlin-Meldegg in der Zeitschrift für Philosophie ꝛc. von Fichte, Ulrici und Wirth. Band XLVI. Heft I. Halle 1865. S. 125 ff. — Der in amerikanischen und deutschen Zeitungen zu lesende Brief, den ich an Herrn Max Oertel in New-York geschrieben haben soll, ist erdichtet.

Berichtigungen.

S. 29, Z. 1 von unten im Text, statt „doch" lies: noch.
S. 51, Z. 4 von unten, lies: Pseudolus.
S. 52, Z. 3 von oben, lies: Licinius.
S. 121, Z. 4 von unten, lies: Griesinger.
S. 172, Z. 7 von oben, lies: und nun würden lices.
S. 175, Z. 5 von unten, lies: Cantipratanus.
S. 207, Z. 3 von oben, statt „ihnen" lies: ihr.

Druck von Carl Zehne in Torgau.